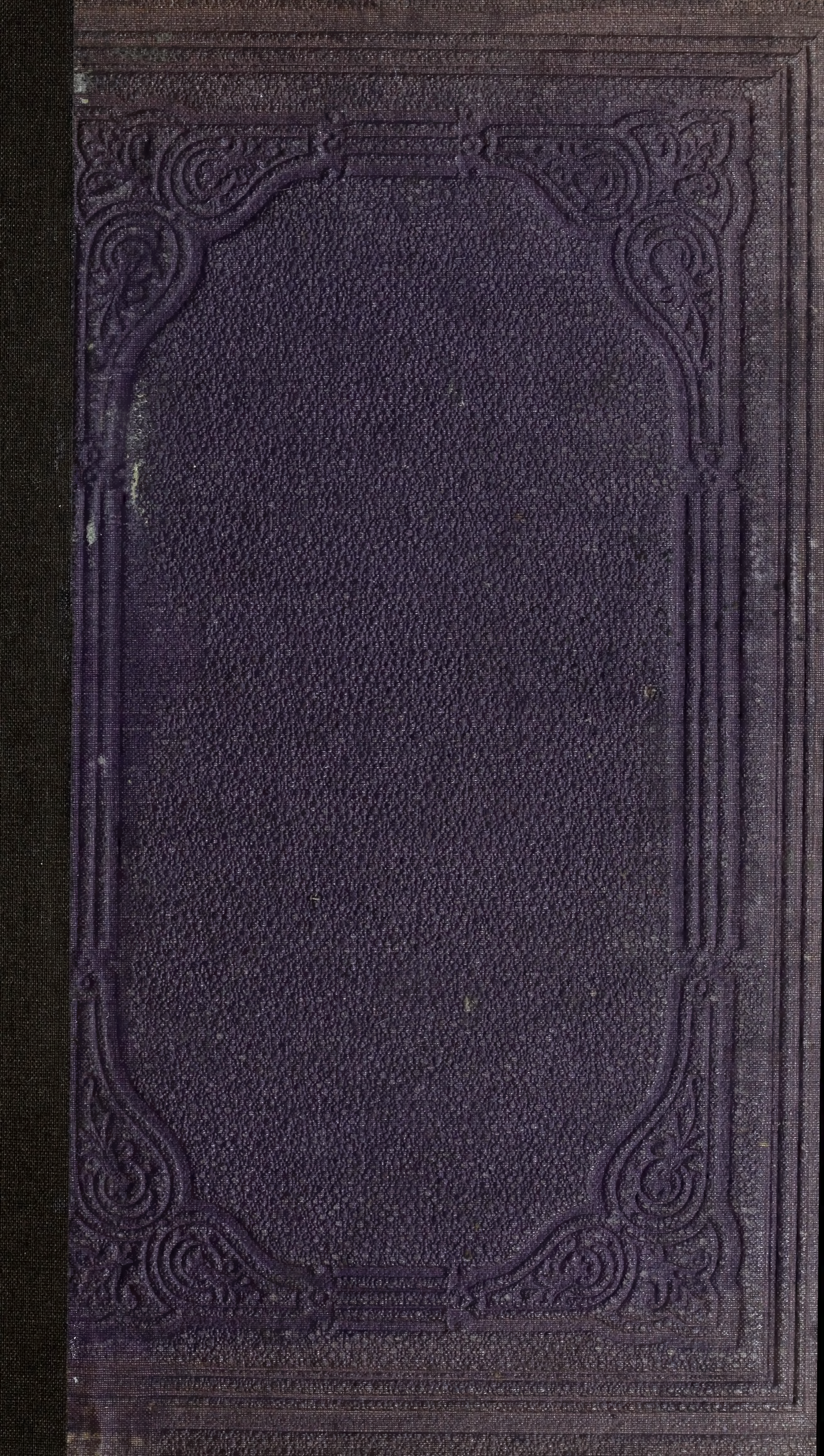



60





Wer der Mann mit dem rothen Vollbarte ist.

Galante Geschichten.

Vom Verfasser

der

„Hof- und Adels-Geschichten“ und der „Coulissen-Geheimnisse aus der Künstlerwelt.“

M. Bermann

Illustrirt von Vincenz Katzler.

Wien 1870.

Druck und Verlag von R. v. Waldheim.

Wie der streitbare Babenberger eine Tanznacht büssen muß.

Eine der belebtesten Straßen Wiens ist noch heutzutage die sogenannte Bognergasse, welche die Verbindung dreier lebhaftest besuchter Stadtgegenden, nämlich des Kohlmarktes, Grabens und der Tuchlauben, mit dem größten und schönsten Platze der Residenz, dem Hof verbindet.

Zu der Zeit aber, in welcher unsere Erzählung spielt, war diese Bognergasse, gegen den Kohlmarkt zu, abgeschlossen, und zwar mit dem berühmt gewordenen Peilerthor, in dessen festem Thurme und finsteren Gemächern die politischen Gefangenen verwahrt wurden. Die Gasse selbst hatte ihren Namen aus der Ursache erhalten, daß hier, vor Erfindung des Schießpulvers, die Armbrust- und Bogenmacher ihre Werkstätten und Niederlagen hatten, deren Zunft eines der wichtigsten und ersten Gewerbe bildete; sie hatten eigene Satzungen und wurden stets von dem jeweiligen Landesfürsten geachtet, geehrt und mit außergewöhnlichen Privilegien versehen.

Es war im Jahre 1234. Ein herrlicher Frühlingsmorgen, welcher die Sonnenstrahlen auch in die sonst finsteren Werkstätten am Peilerthor dringen ließ, ladete zu friedlichem Genusse ein, aber damals war es nicht wie jetzt, wo der gewerbetreibende Bürger noch vor Beginn seines gewohnten Tagewerkes in den Stadtpark oder Prater, über die Ringstraße u. dgl. promenirte, damals gab es nicht einmal Glacien und der Bürger war schon sehr zeitlich an seiner Arbeit, Abends aber auch zeitlich in seinem Bettlein zu finden.

Für die Bognergilde war heute ein wichtiger Tag. Es hatte sie der Vorstand ihrer Genossenschaft (wie man heute sagen würde) zu sich entbieten lassen, um Wichtiges mit ihnen zu verhandeln.

Herzog Friedrich, beigenannt „der Streitbare“, aus dem berühmten Geschlechte der Babenberger, hatte nämlich dem Meister der Bognerzeche den Befehl zukommen lassen, in kurzer Zeit eine bedeutende Anzahl von Armbrüsten und anderem Schießbedarf zu liefern, da er einen Zug gegen die unruhigen Grenznachbarn in Mähren vorhatte. In Friedrich's Charakter lag auch der Zusatz: bei etwaiger Verzögerung würden sich des Herzogs von Oesterreich Dienstmänner die Waffen in den reichen Bognerwerkstätten selbst zu schaffen wissen.

So saßen denn auf festen Stühlen von Eichenholz die Meister der gesammten Zeche im Hause ihres Vorstandes, des ehrenfesten Meisters Konrad, männiglich unter der Bezeichnung Kunz der Zechmeister bekannt, und debattirten über des Herzogs Forderung.

„Nun,“ sagte der Eine, „so ginge es wieder los und der Bürger kann dem Frieden Lebewohl sagen. Oesterreich wurde hart gestraft, daß es einen Herrscher überkam, der so von unüberlegter Streitsucht erfüllt ist, wie der Babenberger.“

„Welche schwere Drangsale hat er nicht schon durch seine ungerechten Kriege hervorgerufen über Land und Leute!“ rief ein junger Meister. „Was aber am meisten zu verdammen, ist, daß er in Herbeischaffung der Mittel zur Kriegführung vor keinerlei Ungerechtigkeit zurückschreckt.“

„Ihr richtet allzustrenge,“ nahm Meister Kunz das Wort; „so wenig ich in die Lobreden einstimme, welche manche dem Herzoge halten, wenn sie die Entschiedenheit seiner Maßregeln zum allgemeinen Staatswohle hochpreisen, so wenig mag ich beistimmen, wenn er allzusehr verunglimpft wird. Ich denke es liegt die Wahrheit zwischen Freund und Feind in der Mitte. Friedrich ist ein Mann, in dem sich Gutes und Böses, Scharfsinn und Ungestüm, Mäßigung und Trotz gar wunderlich mischen. Ihr müßt bedenken, daß ihm der Adel hart zu schaffen macht, und ist mit seiner Prachtliebe nicht auch reger Erwerb in die Stadt gekommen?“

„Aber auch lockere Sitten,“ erwiderte zürnend ein greiser Meister. „Es wird nur allzuoft der ehrenfesten Bürgerschaft im heiligen Familienleben zu nahe getreten und dergleichen verwindet der deutsche Hausherr am wenigsten.“

„Und beklagt man sich,“ sagte ingrimmig ein Anderer, „so erhält man Schimpf und Spott zum Lohne. Sagte doch der Herzog selbst, er

habe am Hofe der edlen Rüden genug, um den Bürgerdachs vom Loch zu hetzen."

„Liebe Freunde," nahm Kunz das Wort, „ich stimm' im Allgemeinen bei, daß Friedrich nicht die Weise hat, sich bei uns beliebt zu machen. Der starre Sinn des Herzogs hat an seinem Namen leider wenig Glimpf gelassen. Aber so geht's zu allen Zeiten und unsere spätesten Nachkommen werden es im gleichen Falle auch nicht besser machen."

Die Meister hatten gar nicht bemerkt, daß sie in den heftigen Reden und Gegenreden fast des Zweckes, der sie zusammengeführt, vergessen hatten, als vor dem Hause lautes Pferdegetrappel und wirrer Stimmenschall ertönte.

Meister Kunz eilte an das Erkerfenster und rief: „Himmel, der erlauchte Herzog selbst!"

Nun ging's so, wie in allen Zeiten. Die Bürger, welche erst ihrer Zunge keinen Zaum angelegt, den Regenten zu verunglimpfen, waren jetzt am meisten bemüht, sich ihm im besten Glanze vorzustellen, um möglicherweise eines Wortes gewürdigt zu werden. Sie sprangen von den Stühlen auf und ordneten die reichen Falten ihrer Gewänder, dann eilten sie zur Thüre, um ihn unterthänigst zu empfangen. Meister Kunz holte aus wohlverwahrtem Wandschrank das goldene Ehrenkettlein hervor und schmückte sich, an die Spitze seiner Genossen sich stellend, mit demselben. Dann eilten Alle die niedrig gewölbte Treppe hinab.

Da stand aber schon — nach damaliger Sitte — vor dem Hausthore des Zechmeisters wunderholde Hausfrau, Namens Brunhilde, in der bildsamen Kleidung jener Zeit, welche ihre schlanke Gestalt nur noch reizender hervorhob, und bot dem Regenten eben so ehrerbietigen, als sittig freundlichen Willkommen.

Wie träumend starrte Herzog Friedrich auf das herrliche Frauenbild und fand nicht gleich Worte, den süßen Gruß zu erwidern. Er war mit Groll im Herzen gekommen, den Mund von Vorwürfen über der Bogner Saumseligkeit voll, und nun wußte er so gar nichts Passendes zu sagen. Endlich faßte er sich.

„Seid mir gegrüßt, holdseligste der Frauen Wiens!" rief er aus. „Mir ist wohl meines wackeren Konrad's Kunst in Verfertigung von scharfer Wehr bekannt; aber Ihr, minnigliche Frau, führt viel ärgere Waffen in holder Miene und Antlitz, die selbst euren Herzog besiegen."

„Ihr seid zu gnädig, hoher Herr," erwiderte die neunzehnjährige Brunhilde mit ebenso viel Würde als Anmuth. „Die unbedeutende Bürgerin kann solche herablassende Worte nur mit Beschämung anhören."

Herr Kunz unterbrach nun die Begrüßung, denn er war an der Spitze der Zunftgenossen auf der Straße erschienen. Er beugte sein Knie, zog das Tuchbarett — wie auch die Uebrigen thaten — und faßte den Steigbügel von des Herzogs Rosse, ihm das Absteigen bequemer machend. Dann übergab er das Pferd einem Reisigen zur Wartung, die fürstliche Begleitung ersuchend, sich in die Werkstube zu verfügen, wo ein Imbiß ihrer harre. Die Reisigen folgten der Einladung und zechten wohlgemuth mit den Bognergesellen, mit dem „Bürgerpack", wie es in des Herzogs Vorstuben genannt wurde, gar freundlich thuend.

Nun trat Herzog Friedrich, erst die Meister mit der leutseligsten Miene grüßend, in das Haus.

„Ich bin eigentlich gekommen," sprach er zum Zechmeister Kunz, „Euch, Ihr festen, eigenwilligen Recken, scharfe Lehr zu geben, aber jetzo folg' ich besserem Gewerbe." Dann wendete er sich an seinen Begleiter: „Junker von Radaun, als herzoglicher Kämmerer und Säckelmeister liegt Euch ob, mit meinen treuen Bognern über Schilder und Spieße zu verhandeln; mir aber wird Konrads liebliches Ehegespons den labenden Willkomm bieten."

Die Meister alle, nicht wenig erstaunt über des sonst so strengen Herzogs Freundlichkeit, folgten ihm, als er Frau Brunhildens Hand ergriff, um sie zur Prunkstube zu geleiten, und waren so verwirrt über die Huld und Gnade, daß sie gar nicht merkten, wie der Regent so manches Minnesprüchlein der reizenden Meisterin in's sammtene Ohr lispelte, was sie immerhin aus so erlauchtem und schönem Munde erfreuen mochte. Nur der greise Meister Jonathan, der schon während der Berathung seine warnende Stimme erhoben, schüttelte auch jetzt den weißen Kopf und flüsterte seinem Nachbar zu: „Es hat was zu bedeuten, daß Junker Thurzo von Radaun, des Herzogs Gelegenheitsmacher, mitgekommen. Gebe nur Gott, daß kein Unheil d'raus entsteht. Radaun*) ist weit und die Gefahr nahe."

Nun erschien der „Willkomm" in blanker zinnerner Kanne.

---

*) Heute Rodaun bei Wien, ein beliebter Landaufenthalt.

Brunhilde brachte ihn nach alter Sitte zuerst an die Lippen, aber der Herzog, statt nach Ihr zu trinken, rief aus:

„Ich hol' den Gruß von so schönen Lippen mir lieber gerade, als auf Umwegen.“

Dann umfaßte er die Liebliche und drückte einige Küsse auf ihre Wangen, welche ehrsame Scheu mit hoher Röthe überzogen hatten.

Einstweilen waren die Meister alle im Nebenstüblein um Herrn Thurzo versammelt. Es erfüllte sie mit nicht geringer Freude, daß der Herr Säckelmeister viel Nachgiebigkeit im Preise zeigte und freundliche Mienen, ebenso auch bedeutende Bestellungen an unterschiedlichem Bedarf von Wehr und Waffen machte.

Bald erschien auch der Herzog.

„Ich bin mit den Anordnungen des Junkers Radaun ganz wohl zufrieden,“ sagte er freundlich zu den Meistern, „nur wird es, der Schwierigkeit in Anfertigung des Bestellten wegen, nöthig sein, daß ich öfter selbst nachsehe, damit die Wehren — namentlich Meister Konrad's Armbrüste — zum Guten ausfallen.“

Die erstaunten Gewerbemänner waren schier entzückt von so ungewohnter Milde und Herablassung und lobten mit übervollem Munde den edlen Herzog, den sie noch vor wenigen Minuten tüchtig verlästert hatten.

Schließlich schied der Landesfürst unter feierlichem Geleite aller Hauseinwohner. Noch vor der Hausthüre gelobte er baldige Wiederkunft und als die Hausfrau, auf den Wink ihres Gatten, herbeikam, um nach alter Sitte des Herzogs goldverzierten Steigbügel zu halten, da verhinderte es der Herzog.

„Dies Pferd,“ sagte er, „will ich nimmermehr besteigen, wasmaßen es ein Engel hat berührt und ich seiner nun völlig unwürdig bin.“

Zechmeister Kunz brachte nun einen prächtig verzierten Dolch zum Vorschein und bat, unter Kniebeugung, den Herzog, er möge ihn als Muster seiner Werkstätte huldreich zum Andenken an den ihn so hoch ehrenden Besuch annehmen.

Herzog Friedrich ergriff die schöne Gabe, zog einen herrlichen kunstreichen Goldreif vom Finger, übergab ihn Brunhilden und sagte:

„Ehrsame Frau, es ist nicht unbillig, daß Ihr ebenfalls ein Zeichen tragt, welches Euch an die Anwesenheit des Herzogs in eurem

Hause mahnt, wie auch euer Landesfürst immerdar des Schönsten eingedenk sein und bleiben wird, was sich in Meister Konrad's Hause befindet.“

Dann grüßte er mit leichter Verneigung die entblößten Hauptes stehenden Bogner und ritt mit seinem Gefolge von dannen, noch öfter zurückblickend, was die Bürger innig freute und zu den allertiefsten Verbeugungen aus der Ferne veranlaßte. Sie begaben sich darauf in ihre Werkstätten und ließen fleißig an den bestellten Waffen arbeiten.

Frau Brunhilde, die züchtige, ehrbare Hausfrau, welche treu an ihrem Gatten hing, warf den Goldreif unmuthig in ihr Schränkchen und mochte nichts Gutes von des Herzogs allzugroßer Freundlichkeit vermuthen.

Bald wiederholte Herzog Friedrich seinen Besuch, dem noch mehrere folgten, bei welchem ihn der Kämmerer von Radaun stets begleitete und den Meister in der Werkstätte zu fesseln wußte. Nach jedem solchen Besuche lag Brunhilde im nahen Pankrazkirchlein auf den Knieen und suchte im innigen Flehen vor dem Muttergottesbilde Trost in ihrer harten Noth. War ihr doch bereits offenbar geworden, daß der Herzog heiße Liebe zu ihr gefaßt hatte und Alles aufbot, um derselben zu genießen. Ihr Kummer war um so größer, als sie sich nicht getraute, ihrem blind vertrauenden Gatten den Staar zu stechen, denn sie mußte befürchten, daß der rasche Mann mit dem Herzoge in gar üblen Streit gerathen würde, wenn er den wahren Grund der häufigen Besuche erführe.

Herzog Friedrich merkte bald, daß trotz aller minniglichen Bewerbung, trotz der zahlreich gespendeten kostbaren Geschenke, er noch weit vom Ziele entfernt sei und — übel berathen von seinem Kämmerling, dem Junker von Radaun, welcher ihm die Festigkeit der ehrsamen Frau als Trug darstellte, wie ihn schlaue Frauen nicht selten zur Schau tragen, um ihre Ergebung desto werthvoller erscheinen zu lassen — bot er Alles auf, das geliebte Weib zu Willen zu haben. Endlich merkte er doch, daß Brunhilde ihm stets unnahbar bleiben werde und so wurde von dem verächtlichen Junker ein absonderlicher Anschlag geschmiedet, der den Herzog an das Ziel seiner Wünsche führen sollte.

Eines Tages, am frühen Morgen, als sich eben die Bürgerschaft an ihre Arbeit begab, ertönte plötzlich Trompetenton in das buntscheckige Treiben der auf der Straße Hanthierenden und, begleitet von zwei Trompetern, erschien der herzogliche Ausrufer, welcher sich durch das Peilerthor und die Tuchlauben nach dem hohen Markte verfügte, gefolgt von einem Schwarme neugierigen Volkes, dort angelangt die Altane des Schrannengebäudes bestieg und mit lauter Stimme folgenden „Rueff“ (Ruf*) erschallen ließ:

„Mein gnädigster Herr und Herzog Friedericus entbietet allen Bürgern hiesiger Stadt seinen wohlgeneigten Gruß. Maßen es ihm zu Sinn gekommen, wie sein in Gottes Huld ruhender Vater, Herzog Leupoldt, sich mehrmalen mit seinen getreuen Bürgern in ehrbarer Lust erfreuet; so will mein gnädigster Herr in Huld ein Gleiches halten und gelobet einen öffentlichen Tanz in der neuen Burg. Er entbietet solchermaßen durch hohen Ruf allen Bürgern gemeiner Stadt, auf gethanes Zeichen mit Trompeten und Pauken mit ihren ehrbaren Hausfrauen auf morgen den Erchtag (Dienstag) und befiehlt allen und jedem sich einzustellen, bei großer Pön. Welchergestalten ich des gnädigsten Herrn Herzogs Ehrenhold, solchen öffentlichen Ruf gethan.“

Lautes Trompetengeschmetter folgte dieser kategorischen Einladung und die Menge eilte froh nach Hause um die willkommene Botschaft zu verbreiten und die nöthigen Vorbereitungen für Putz und Gewandung zu treffen.

Als am nächsten Tage die vierte Nachmittagsstunde schlug, da riefen die Musikanten — Pfeifer und Hornbläser — vom Burgthurme gegen die Michaelskirche der Stadt den „Willkomm“ zu und aus den Häusern kamen die Bürger mit ihren Ehefrauen in schönster Zier, die Rathsmänner in der Festtracht u. s. w.

Die herzoglichen Dienstmänner beleuchteten einstweilen die herabgelassene Zugbrücke der Burg und den Hofraum mit Fackeln und die Lanzenträger besetzten die Stiege, welche in die große Tanzstube führte, wo sie auch die Obsorge hatten, die Haudegen der Edlen und die Schwertmesser der Bürger in Empfang zu nehmen, denn diese alle mußten beim Eintritte abgelegt werden, um keine Veranlassung zu Verwundungen bei etwaigem Streite zu geben.

*) In jener Zeit, wo es weder Zeitungen noch Anschlagzettel gab, wurden alle Verordnungen des Landesfürsten oder des Stadtrathes mittelst Ausrufer bei Trompetenschall verkündet. Man nannte eine solche öffentliche Mittheilung „Rueff“ und später wurde von der Stefanskirche mit einem eigenen Glöcklein ein Zeichen gegeben, wenn eine solche Verkündigung geschah. Diese Ankündigungen fanden sodann auf dem Schrannengebäude statt.

Die große, mit schmalen Spitzsäulen gewölbte, mit schwarzgebeiztem Holzwerke bis über Manneshöhe ausgelegte und darüber mit bunten Schildereien in Stuckwerk gezierte Tanzstube war von zahllosen Wachskerzen auf vielarmigen Wandleuchtern erhellt, deren Glanz aus vier großen Metallspiegeln, die Herzog Leopold von den kunstreichen Venedigern erhalten hatte, zurückstrahlte. In einer Ecke erhob sich eine mit Reisern ausgeschmückte Altane, auf welcher sich die Spielleute befanden und zwar Lautenschläger, Harfner und Fiedler für den sanften zierlichen „Treter“ (heute Polonaise), dann Pfeifer, Trompeter und Sumber (Pauker) sowohl zum schallenden Empfang der Gäste als für den „Springtanz“ (heute Walzer.)

Die Gäste, welche eintraten, hatten ihre schönsten Gewänder angelegt. Die Männer trugen weitfaltige Wämser von dunkler Farbe und ehrsamem Schnitte, je verschieden nach Stand und Gewerbe, so daß die Flandrenser und Münzer reichen Goldstuck, die Kaufherren, Wildwerker und reicheren Bürger schweren Sammt, die Uebrigen aber feines Tuch zur Bekleidung hatten. Die Rathsherren der Stadt trugen hingegen schwarzseidene Unterkleider, darüber einen weitfaltigen Tuchmantel, verbrämt mit feinem Pelze, und ihre Brust zierte, ihrem Stande gemäß, das goldene Ehrenkettlein. Alle Männer hatten aber enganliegende Tuchhosen und diese liefen in dunkle Schuhe aus, welche die Jüngeren theilweise mit hellfarbigen Bauschen nach neuem fränkischen Geschmacke zierten. Die Kopfbedeckung bestand aus einem Barette von dunklem Tuche oder einem Filzhute.

Die Frauen, an der Seite ihrer Gatten wandelnd, trugen dunkelfarbige Gewänder, die Aelteren hatten das Haupt mit einer Kappe bedeckt, welche schleier- oder mantelförmig über den Rücken herabfiel, während die Jüngeren in minniglichem Putze dieses poetischen Zeitalters erschienen und Kleider von hellem Stoffe, an Brust und Armen eng anliegend, an der Achsel bauschige Puffen von unterschiedlicher Farbe trugen. Ein zierlicher, mit Perlen und Goldstickerei geschmückter Gürtel umspannte den holden Leib, unter dem Gürtel wallte der Rock in weiten Falten lang hinab und verbarg so völlig die zierlichen Füßchen, daß er beim Fortschreiten mit der Hand emporgehalten werden mußte. Der obere Theil der Brust war mit einem blüthenweißen Nesseltuche bedeckt, das am Halse in eine steife Spitzenkrause auslief. Von dem zierlich gelockten Hauptthaare fiel im Rücken ein Schleier bis zu den Fersen, der bei den reicheren Bürgersfrauen mit Silber und Gold

gestickt war, wie denn überhaupt jede Dame ihr bestes Geschmeide, Ketten, Ringlein, kunstreich verzierte Taschen und dergleichen an sich trug. Es war dazumal gerade so wie heute, wo es Eine der Anderen zuvorzuthun suchte. In der Hand trugen die Bürgerinnen das weiße Schweißtüchlein, denn die zierlichen Federbüschlein und seidenen Fähnlein — heute Fächer — waren damals nur ein Vorrecht der Edelfräulein.

Zum Empfangen der Geladenen waren schon die edlen Herren und Ritter versammelt. Die Räthe des Herzogs wie die betagten Adelsherren trugen dunkelfarbige geschlitzte Kleider, prachtvolle Pelzmäntel und Ehrenkettlein, die jungen Recken und Gefährten des Herzogs hingegen schimmernde Atlasgewänder von heller Farbe mit vielfarbigen Pauschärmeln und reichen Krausen um Hals und Arme. Die zierlichen Sammtbarette waren mit Schwungfedern verschiedener Farbe versehen und gar manche Schuhe liefen in überlange Schnäbel aus, so daß sie mit Kettlein aufwärts gehalten werden mußten, was die neueste Mode war, auf die sich die kecken Gesellen nicht wenig zu Gute thaten.

Die jungen Adeligen traten den ankommenden Bürgersfrauen entgegen und trieben mit denselben Scherz und Minnespiel, während die älteren Adelsherren sich freundlich mit den Bürgern unterredeten, da erst mit dem Erscheinen des Herzogs der Tanz beginnen durfte. In den Nebenstuben war daher auch zum Zeitvertreib für guten Imbiß gesorgt und auf langen Tafeln häuften sich Wildpret aller Art, Rinderbraten und anderes Fleisch, als derbere Speise für die Männer, dann Marzipan, Honiggebäck und anderes süßes Naschwerk für die Frauen. Zum Getränke bot die herzogliche Dienerschaft guten Landwein, ungarisches und italienisches Rebengewächs oder süßen Meth.

Endlich verkündete lärmender Trompetenschall die Ankunft des Herzogs Friedrich, welcher in prachtvoller Kleidung, aber sehr blaß von Angesicht und in sichtbarer Aufregung an der Seite des Junkers Thurzo von Radaun und anderer Edlen einherschritt.

Manches Frauenherz schlug höher im wallenden Busen, wenn das Auge auf den in vollster Manneschöne strahlenden Herzog fiel, der in seinem Anzuge diesmal viel Koketterie entwickelt hatte. Den Oberleib umgab ein enganliegendes Kleid von schwerem schwarzem Seidenstoffe, vielfach geschlitzt und mit rothen Nähten unterzogen, ferner trug er enge weiße Beinkleider von Atlas und bauschige Schuhe gleicher

Farbe mit rothen Puffen. Er hatte einen blausammtenen, mit Hermelin gefütterten Mantel um die Schultern hangen, ein Purpurbarett mit weißen Federn auf dem Haupte und über seine Brust fiel eine dreifache schwere Goldkette tief herab.

Herzog Friedrich erwiderte leicht die ehrfurchtsvollen Begrüßungen der an den Wänden entlang gereihten Gäste, die er durchdringenden Auges musterte. Plötzlich verrieth die in seinem Antlitze aufleuchtende Glut, sowie ein Erbeben seines Körpers, daß er gefunden, was er so eifrig suchte.

An der Seite des Zechmeisters Kunz hatte er die reizende Brunhilde wahrgenommen, deren herrliche Gestalt in dem zierlichen Feierkleide schöner als jemals hervorstrahlte. Die ehrbare Frau bemerkte nichts von des Herzogs Erregung, denn sie hielt den Blick sittsam an den Boden geheftet. Auch fiel es ihr nicht im mindesten auf, daß Herr von Radaun sofort den Herzog verließ und an der Thüre, welche aus der Tanzstube in die Nebengemächer führte, mit einigen Edelknechten eifrig verhandelte und dieselben auf Brunhilde aufmerksam machte.

Nun gab der Herzog ein Zeichen und die Lautner und Fiedler hoben eine lustige Weise an. Die Ritter und Bürger zähmten nun nicht mehr ihre Tanzlust und bald tummelten sie sich mit den lieblichen Frauen in bunten Reihen. Herzog Friedrich beschäftigte sich einstweilen mit den älteren Adelsherren und Bürgern, mit denen er sich über die Zeitläufte und ihre Geschäfte unterhielt; indeß war seine Zerstreuung so augenfällig, die Antworten und Fragen so unzusammenhängend, daß der anwesende Komthur des deutschen Ritterordens, Rath Orthulph von Traiskirchen, nicht umhin konnte, den Herzog in theilnehmender Weise zu fragen, ob der gnädigste Herr nicht an der Gesundheit leide, und zu bedenken gab, daß dessen Unruhe wohl von einem herannahenden Fieber herrühren könne. Friedrich widersprach rasch dieser Vermuthung und gab sich auch Mühe, seine Unruhe niederzukämpfen, zu welchem Behufe er mit der Hausfrau eines ehrenfesten Rathsmannes zum Reigen antrat.

Neben der Tanzstube befand sich ein Gemach, in welches jene Frauen traten, welche die tanzerhitzten Stirnen in frischer Luft, die durch die offenen Fenster drang, abzukühlen versuchten.

Während des Tanzes ertönte auf einmal von dort her Tumult und ein jammerndes Hilfegeschrei, so daß selbst der Herzog zu-

sammenfuhr. Sogleich drängten sich die Anwesenden nach jener Thüre. Doch stand dort der Junker von Radaun mit mehreren Edelknechten, welche den Eintritt in's Nebengemach verwehrten und der Kämmerling bedeutete, man möge sich nur beruhigen, es habe eine Frau das fallende Gebreste überkommen, dieselbe sei jedoch nicht mehr anwesend, indem er sie augenblicklich sorgsam durch herzogliche Diener und Träger, in Begleitung von deren Freundinnen nach Hause habe schaffen lassen. Auf Befragen, um den Namen der Erkrankten, wußte der Junker keine Auskunft zu ertheilen; die Frauen, welche in der Stube gewesen und befragt wurden, erzählten, sie könnten sich auf Nichts Anderes besinnen, als daß plötzlich hinter ihnen ein großes Drängen stattgefunden hätte, was sie gegen den Tanzsaal schob. Die Eine oder die Andere wollte freilich auch gesehen haben, daß sich Vermummte einer jungen Frau genaht und diese fortgeschleppt hatten, wobei die Arme wilde Jammerrufe ausstieß, indeß mochte dies eben die Kranke gewesen sein.

War dem, wie ihm wolle, dieser Vorfall störte sogleich die ganze Lust an dem Tanzvergnügen. Viele Frauen waren darüber sehr erschrocken, denn der Unfall konnte auch eine Verwandte oder Freundin getroffen haben und als nun gar Herzog Friedrich, nach einem flüchtigen Gruße, ebenfalls die Tanzstube verließ, da verloren sich auch nach und nach die Gäste. Einer der Letzten, welche schieden, war der Bognermeister Konrad, der mit Angst seine Gattin in den gelichteten Gemächern suchte, dieselbe aber nicht fand und tief betrübt nach Hause eilte, in der Meinung, Brunhilden wohl dort zu finden. Aber auch hier war sie nicht, ebenso wenig nützte ihm die Anfrage bei den Verwandten und Bekannten, im Gegentheile erschreckten ihn daselbst die Meinungsäußerungen über den wüsten Herzog nur noch mehr und er konnte nicht umhin die traurige Wahrheit bereits zu ahnen.

Aber Kunz, der Zechmeister, war nicht der Mann, sich eine ihm zugefügte Unbill ungestraft gefallen zu lassen, wäre auch der Urheber der Herzog selbst gewesen. Als Brunhilde in der Nacht noch immer nicht erschien, da ließ er sämmtliche Meister der Bognerzeche zu sich entbieten, denen er mittheilte, daß — da Niemand Brunhilde aus der Burg kommen gesehen, dieselbe auch nirgends sonst habe aufgefunden werden können — sein Weib sicher ein Opfer der bösen Lüste des Herzogs geworden sei. Man stimmte ihm vollkommen bei und das Haus des Zechmeisters widerhallte von den wilden Männerstimmen, welche überlaut um Rache schrieen. Dieser kleine

Luftzug wurde aber bald zum reißenden Orkane, der endlich mit seinem Toben sich über den Urheber des Unglücks ergießen sollte.

Schon bei Anbruch des Tages waren in den Straßen die Bürger versammelt, aufgestachelt von den Bognern, welche wuthentbrannt die ihrem Genossen angethane Schmach verkündeten. Binnen wenigen Augenblicken stand eine erbitterte Schaar unter Waffen und zog nach der Burg, um die Frevler zur Rechenschaft zu ziehen. Zum Glücke für den Herzog hatten dessen Anhänger denselben von der Gefahr, die ihm drohe, in Kenntniß gesetzt und so konnte er, da ihm die Mittel fehlten, den Aufstand zu dämpfen, er sich wohl auch scheute, den so tief Beleidigten entgegen zu treten, noch rechtzeitig die Flucht ergreifen. Er und sein Gelegenheitsmacher, der Junker von Radaun, flüchteten sich über die Mauern und nach dem Felsenschlosse Starhemberg, von wo aus Friedrich den Sturm zu beschwören hoffte.

Während der Stadtrath über das unheilvolle Geschehniß verhandelte und Konrad in finsterem, verderbenschwangerem Grame zu Hause verweilte, erschien Frau Brunhilde, verstört und gebrochenen Herzens und wankte in Konrad's Stube, zu dessen Füßen sie ohnmächtig niedersank. Was sie sodann in abgebrochenen Worten mittheilte, bestätigte alle schlimmen Vermuthungen. Sie war mit den anderen Frauen in das Nebengemach getreten, dort plötzlich unversehens überfallen und in ein abgelegenes Zimmer geschleppt worden, in dem später der Herzog erschien und sie mit Gewalt zu seinem Willen gezwungen hatte.

Da erhob sich Konrad, wie von neuer Kraft beseelt, und, Hand in Hand mit der entehrten Gattin, thaten beide den feierlichsten Schwur am Herzoge die Gräuelthat zu rächen.

Konrad zog im nächsten Jahre mit den anklagenden Bürgern an den Kaiserhof nach Augsburg und wirkte dort mit tödtlichem Ingrimme gegen den Herzog; als später die bairischen Söldner zur Vollstreckung der verhängten Reichsacht aufbrachen, schloß sich ihnen Konrad an und zog vor Wiener Neustadt, wo sich der geächtete Herzog seiner Feinde zu erwehren suchte, fiel aber kämpfend vor der Stadt.

Im Jahre 1246 überzog König Bela den Herzog Friedrich mit Krieg. Mit großer Heeresmacht ging er über die Leitha und Friedrich ihm entgegen, aber mit traurigem Vorgefühle, denn er mußte es sich gestehen, daß sein Uebermuth neuerdings eine große Gefahr über das Land heraufbeschworen hatte.



Wie der streitbare Babenberger eine Tanznacht büssen muß.

Am 15. Juni kam es zur Schlacht, welche die leichten Reiter Bela's eröffneten. Friedrich brach gegen sie los, warf sie zurück, verfolgte sie jedoch zu hitzig auf ihrer Flucht, so daß er die Seinigen weit zurückließ. Nur ein Ritter und ein junger Knappe folgten ihm.

Da traf der Pfeil eines fliehenden Kumanen des Herzogs Roß, welches stürzte und seinen Reiter unter der Last begrub. Ehe er sich wieder hervorarbeiten konnte, drangen die Feinde vor, der den Herzog begleitende Ritter wurde erschlagen. Der Knappe aber sprang ab, stürzte sich auf den Herzog, zäumte schnell dessen Roß ab und — mit Tod und Haß sprühenden Augen, welche dem Herzoge bis in's Mark das tiefste Entsetzen einflößten, denn er hatte Brunhilden's rachedurstige Züge erkannt — erdrosselte er ihn mit dem Zaume seines eigenen Rosses. Zugleich stieß ihm der Graf Frangipani, welcher an der Spitze der Feinde eindrang, den Speer in's Auge und nagelte den Kopf an den Boden fest.

Brunhilde war dem Herzoge auf allen seinen Feldzügen in der Verkleidung eines Knappen gefolgt und hatte endlich den Augenblick gefunden, wo sie die ihr angethane Schmach an ihrem Verderber zu rächen vermochte.

Nach geschehener That kehrte sie vom Schlachtfelde heim und beschloß ihr Leben im Nikolaerkloster.

Die Leiche im Wagen.

Es war im Jahre 1850. Wien wurde durch die Gegenwart eines Mannes beehrt, der in den Annalen der Menschenfreundlichkeit eine hohe Stelle einnimmt, nämlich des berühmten Gefängnißreformators Benjamin Nicolas Marie Appert. Geboren zu Paris 1797, anfangs Konditor und Mundkoch, dann Gutsbesitzer zu Massy in Frankreich, widmete er sich allein dem hohen menschenfreundlichen Zwecke, das Loos der Gefangenen zu verbessern und sämmtliche Regierungen Europa's gaben dem Manne carte blanche zum Eintritte in die Gefängnisse,

damit er die Uebelstände in jedem Lande kennen lerne und Vorschläge zu Verbesserungen machen könne. 1850 besuchte er zum zweiten Male Oesterreich und da hatte ich die Ehre, persönlich mit ihm bekannt zu werden. Er beabsichtigte nämlich nach Konstantinopel zu gehen, um die dortigen Gefängnisse, welche, mit einem Worte ausgedrückt, Alles zu wünschen übrig lassen, zu besuchen und führte ein ziemlich gefülltes Kästchen Dukaten mit sich, theils eigenes Geld, theils von milden Gaben herrührend, welche ihm edle Menschenfreunde zu dem Zwecke anvertraut hatten, materielle Verbesserungen an die Gefangenen zu spenden. Appert führte seine Korrespondenz mit sich, ebenso eigenthümlich als unerreicht in ihrer Art, denn beinahe kein berühmter und berüchtigter Verbrecher war da nicht in eigenhändigen Briefen an Appert vertreten. Da waren Briefe von der Gattenmörderin Marie Laffarge, vom Gattinnenmörder Herzog von Praslin, von dem ruchlosen Mörder Eliçabide u. s. w. u. s. w. und alle Briefe athmeten die größte Verehrung und Dankbarkeit, welche mancher vollkommen entmenschte Schurke dem hohen Menschenfreunde weihte. Ein Konvolut Briefe des Henkers Sanson war besonders interessant, ferner gab es da ganze Konvolute von Selbstbiografien der markantesten Verbrecher, Memoiren interessanter Persönlichkeiten, Erlebnisse von andern, wie z. B. Vieles von dem berühmten Polizisten Vidocq und dgl. Mit einem Worte es war eine unbezahlbare Sammlung von Autografen, welche Appert sehr werth hielt und nie zum Verkaufe bestimmt hatte. Als er jedoch in Wien erfuhr, daß er in der Türkei mit seinem Dukatenkästchen, so nett gefüllt es auch war, in Betreff der Unterstützung von Gefangenen nicht weit reichen würde, entschloß er sich, seinen Schatz zu vermehren und seine werthvolle Briefsammlung zu veräußern. Da ich in Wien der Einzige war, welcher fermen Autografenhandel trieb, wurde ich ihm empfohlen, und da ich dem edlen Menschenfreunde nicht zurückstehen wollte, so widmete ich mich ohne jedwedes Interesse dieser Angelegenheit. Ich lief selbst mit dem Pakete zu jenen Personen, welche durch Rang und Reichthum in die Lage versetzt waren, ihre eigene Autografensammlung durch so kostbare Beiträge zu vermehren — leider vergebens. Der Schatz war in einzelnen Piecen wohl, aber komplett nicht anzubringen; ich, als Verkäufer von derlei, konnte ihm nur hundert Dukaten bieten, was doch seinem Zwecke nicht entsprach und so reiste Appert nach Verlauf von drei Wochen, während welcher Zeit er ein einfaches Kämmerlein auf der Wieden, neben der Karlskirche bewohnte, herzlichen Abschied von mir nehmend, wieder ab.

Ich hätte diese Zeit benützen können, um mir Abschriften von den interessantesten Schriftstücken zu machen und — ich gestehe es offen — gar häufig tauchte der Gedanke in mir auf, es war doch gar zu lockend, aber stets verwarf ich denselben wieder, einen solchen Mißbrauch des Vertrauens für verabscheuungswürdig erkennend. Bevor er Abschied nahm, theilte er mir selbst ein Schriftstück mit, welches so interessant ist, daß ich glaubte es für die vorliegende Serie von geschichtlichen Denkwürdigkeiten benützen zu müssen.

Die geehrten Leser mögen mir die vorstehende Einleitung verzeihen, aber sie war zur Konstatirung der Wahrheit nachfolgender Erzählung nothwendig.

Es war in der Nacht des 14. Dezembers 1834. Auf der Uhr in der Polizeipräfektur zu Paris schlug es ein Uhr. Da schritten hinter den angelaufenen Scheiben der Glasthüre eines Kabinetes, worin die dienstthuenden Leute sich aufhielten und an welchem entlang die nach den Zimmern des Präfekten führende Treppe ging, zwei Schatten vorbei, welche das Personale für zwei Frauen hielt.

Eben befand sich Vidocq, der berühmte Polizist, welcher schon viele und verwickelte Angelegenheiten mit dem Scharfblick des Genies und mit seltener Kühnheit ihrer Lösung entgegengeführt hatte, in dem Kabinete, und so öffnete er die Thüre, fragend, was die späten Besucher hieherführe.

Ohne Vidocq anzusehen und ohne stehen zu bleiben, entgegnete die eine Dame: „Ich will mit dem Präfekten sprechen.“

Das überraschte den Polizisten, umsomehr als die Dame ein eigenthümliches Aussehen hatte. Sie trug Ballkostüme, aber in sehr grotesker Weise. Die Blumen waren wie auf's ungefähr in das Haar gesteckt, welches letztere als kaum gekämmt erschien. Sie war jung und schön, brünett, von zartem Bau und Teint, hatte aber dicke rothe Schminke aufgelegt, unter welcher die leichenhafte Blässe ihres Antlitzes hervorleuchtete. Die Dame war offenbar von tiefster Verzweiflung ergriffen und es trug sogar das Gepräge des Wahnwitzes, daß sie an einem Fuße ein schwarzes Stiefelchen, am andern einen weißatlassenen Ballschuh trug. Ihre Begleiterin hatte ein schwarzes Seidenkleid an, trug einen Hut ohne Federn und Blumen und hatte den Shawl nach Art der Kammerfrauen umgeworfen.

Eben wollte ihr Vidocq antworten, daß man in solchem Auf-

zuge und in später Nachtstunde keinen Zutritt beim Herrn Präfekten fände, als die Thüre zu dessen Zimmern sich öffnete und der Portier, welcher die ganze Nacht Dienst in dem Vorzimmer hatte, die Dame einließ. Die Thüre wurde abgeschlossen und die Kammerfrau blieb zurück. Vidocq trug ihr höflich an, in das Zimmer zu treten, wo sich die Bediensteten befanden und sie willigte ein. Obschon man an ihrem Anzuge nichts so Auffälliges, wie an dem ihrer Herrin bemerkte, so war doch ihre Aufregung ersichtlich nicht minder groß. In den wenigen Worten, welche sie auf Vidocq's Vorschlag erwiderte, merkte man ein nervöses Zittern, dessen Ursache sicherlich nicht blos in der Kälte zu suchen war. Man sah deutlich, das Mädchen war angsterfüllt und zwar in hohem Grade, es mußte daher das Ereigniß, welches sie und ihre Herrin auf die Polizeipräfektur führte, von nicht geringer Bedeutung sein. Sie war eine Belgierin, hatte braunes Haar, einen schön geschnittenen frischen Mund mit den schönsten Zähnen und prachtvolle schwarze Augen. Vidocq ersuchte sie, nahe am Ofen auf dem besten Fauteuil Platz zu nehmen, aber ihre Aufregung ließ es nicht zu, daß sie ruhig sitzen blieb. Alle Augenblicke trat sie an's Fenster, wischte mit ihren Fingerspitzen die angelaufenen Scheiben ab und sah hinaus. Als der Polizist ihren Blicken folgte, um zu erspähen, was sie suchte, bemerkte er, daß auf dem Quai des Orfèvres ein Wagen warte, wohl derselbe, aus welchem sie mit ihrer Gebieterin, einige Schritte von der Präfektur entfernt, ausgestiegen war. Es war kein Fiaker, kein Miethwagen, sondern die Equipage eines vornehmen Hauses, was aus den Pferden, den geschliffenen Scheiben der Laternen und dem übrigen Aussehen leicht zu entnehmen war. Plötzlich, während noch immer die Augen der Kammerzofe an dem Wagen hafteten, sprach sie leise die Worte: „Er schläft!"

Während diese kleine Szene sich im Vorzimmer abspielte, gingen viel wichtigere Dinge in den Zimmern des Präfekten vor.

Er hatte sich, nachdem er während des ganzen Tages von Arbeiten und Anstrengungen ungewöhnlich in Anspruch genommen worden war, um Mitternacht zu Bette gelegt, vorher aber dem diensthabenden Portier strenge befohlen, ihn bis Tagesanbruch schlafen zu lassen und unter keiner Bedingung zu stören. Zu jener Zeit war der Polizeipräfekt ein kleiner König von Paris, so daß bei Keinem seiner Leute der Gedanke aufkam, dessen Befehle nicht striktest zu beobachten. Es wunderte daher den Portier des Vorzimmers nicht wenig, daß die Schild=

wache und der Portier des Hôtels die Dame hatten bis hierher passiren lassen.

„Was wünschen Sie vom Herrn Präfekten?“ fragte er, sich die Augen reibend, die Dame.

„Ich muß augenblicklich mit dem Präfekten sprechen,“ erwiderte sie mit zitternder Stimme und, ohne eine Antwort abzuwarten, eilte sie der Thüre zu, welche in dessen Gemächer führte.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau,“ erwiderte Vater Caron, so nannte man den Portier, ihr in den Weg tretend, „der Herr Präfekt empfängt nur an einem bestimmten Tage in der Woche und zwar blos auf schriftliche Anmeldung. Des Nachts öffnet sich sein Kabinet nur aus höchst triftigen Gründen, die allein Er beurtheilt; außerdem ist er seit drei Tagen übermäßig angestrengt gewesen, jetzt sogar ernstlich unwohl, nnd hat heute den Befehl ertheilt, vor acht Uhr Morgens Niemand vorzulassen.“

„Was? Erst um acht Uhr Morgens!?“ rief die Dame verzweifelt und die Hände ringend aus. „Und ich muß den Präfekten auf der Stelle sehen und sprechen! Es handelt sich um eine Angelegenheit von der allergrößten Wichtigkeit.“

Vater Caron war, wie alle Portiers, abgestumpft gegen diesen nur allzuoft mißbrauchten Vorwand, den alle Bittsteller anführen, um Zutritt bei einem Beamten zu finden, er antwortete daher: „Es thut mir leid, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können, aber ich wage nicht, dem erhaltenen Befehle entgegen zu handeln; ich würde dann sicher in Ungnade fallen, ja sogar jede Aussicht auf Beförderung verlieren.“

„Aber ich kenne den Herrn Präfekten sehr genau, vor kaum acht Tagen speiste ich mit ihm beim General de Rumigay, vorige Woche sprach ich ihn beim Grafen Montalivet, überhaupt schon an vielen Orten.“

Aber auf alle Gründe und Betheuerungen, welche die Dame immer leidenschaftlicher vorbrachte, erwiderte Caron: „Gnädige Frau, ich habe zwanzigtausend Bittstellern und Bittstellerinnen, die ebenfalls mit dem Polizeipräfekten in den vornehmsten Pariser Häusern dinirt und soupirt hatten, zwanzigtausendmal geantwortet, daß es mir außerordentlich leid thut, daß ich mich aber unbedingt weigern muß, den Präfekten zu wecken.“

Die unglückliche Dame gerieth nun in größte Aufregung. „Ich

sehe wohl," sagte sie, „daß Sie Ihre Stelle zu verlieren fürchten, wenn Sie hineingehen und mich dem Herrn Präfekten melden. Welche Entschädigung verlangen Sie für Ihren Verlust? Wollen Sie dreitausend Franks? Viertausend? Sechstausend? Wollen Sie zehntausend Franks? Hier sind sie — oder zwanzigtausend — mehr oder weniger ist mir gleich — nehmen Sie sie!" Und die Dame riß mit einem Griffe ihr Perlenhalsband ab, entledigte sich mit Heftigkeit ihrer diamantenen Armbänder und drückte dies Alles dem Portier in die Hand, welcher mit offenem Munde dastand. „Jetzt gehen Sie doch hinein?" sagte sie. Ganz verblüfft, mit weit geöffneten Augen stand Vater Caron da — er war besiegt. Wer kann aber auch einer solchen Versuchung widerstehen? Zwanzigtausend Franken in Perlen und Diamanten! — Er ging in das Schlafzimmer des Präfekten, welcher im besten Schlafe lag. Caron, der ihn nicht aufwecken wollte, rückte die Stühle hin und her und hustete. Der Präfekt erwachte nicht. Der Portier rückte nochmals und hustete stärker, aber der Präfekt schlug die Augen nicht auf. Endlich wagte er die erste Magistratsperson von Paris beim Namen zu rufen. Wirklich wachte der Präfekt sofort auf, aber voll Zorn sah er sich nach dem Verwegenen um, der seine Ruhe gestört hatte.

Obgleich Caron, als alter Soldat, alle Feldzüge im Norden mitgemacht hatte, erbebte er dennoch aus Furcht vor dem Grimme des Mächtigen. Und nun gar als er die Worte hörte: „Schlingel! Esel! Habe ich Ihm nicht befohlen vor acht Uhr Früh nicht in mein Zimmer zu kommen?"

„Aber es ist eine Dame," murmelte der Portier, welcher trotz seines Schreckens an die Perlen und Diamanten dachte, so daß diese selbst durch die Mauer hindurch ihre Zauberkraft übten. „Es ist eine vornehme Dame!"

„Was, eine Dame? Was will die Dame?"

„Sie gibt an, die dringendsten Ursachen zu haben, mit dem Herrn Präfekten augenblicklich zu sprechen."

„Zu dieser Stunde eine Dame? Und bei diesem Wetter? Was ist denn das wieder für eine lächerliche Mystifikation? Und damit laßt Er sich fangen, Er Esel? Die Dame soll zu allen Teufeln gehen."

„Die Dame behauptet auf das Bestimmteste, daß sie den Herrn Präfekten kenne. Ich wagte deshalb nicht, sie abzuweisen."

„Mein Himmel, wer kennt denn mich nicht? Wer behauptet nicht, mich zu kennen? Aber jetzt laßt mich, ich will schlafen. Wenn es

Euch einfällt, mich nochmals zu wecken und Ihr die Befehle vergeßt, die ich Euch in so bestimmter Weise ertheilte, kostet es Euch eure Stelle. Versteht Ihr wohl — ich jage Euch fort — noch in derselben Stunde. Jetzt wißt Ihr, was Ihr zu erwarten habt und nun geht und laßt Euch nicht wieder blicken."

Mit diesen Worten wickelte sich der Herr Präfekt in seine Decke und versuchte wieder einzuschlafen. Vater Caron hingegen zog sich wieder zurück, ganz gedemüthigt und erschrocken, und erstattete der geheimnißvollen nächtlichen Bittstellerin Bericht über den Empfang, dem er sich ihretwegen ausgesetzt hatte. Aber die Dame war weit davon entfernt, durch die Zurückweisung entmuthigt zu sein, nach welcher ihr nichts übrig zu bleiben schien, als wieder in den Wagen zu steigen und in ihr Palais im Faubourg Saint Germain oder Saint Honoré zurückzukehren.

„Er darf nicht wieder einschlafen," sagte sie zu Caron. „Gehen Sie gleich wieder hinein und sagen Sie ihm —"

„Nein, nein, Madame; ich gehe durchaus nicht wieder hinein," unterbrach sie der Portier hastig. „Wissen Sie, daß er mir gedroht hat, mich auf der Stelle fortzujagen, wenn ich es nochmals wagen sollte, ihn zu stören?"

„Wenn es weiter nichts ist —"

„Wie, wenn es weiter nichts ist! Meine Stelle ist für mich, mein Weib und meine Kinder das tägliche Brod —"

„Verlieren wir keine Zeit mit unnützem Geplauder. Was bringt Ihnen Ihre Stelle ein: zweitausend, drei, viertausend Franken? Wohlan, bei meiner Ehre verpflichte ich mich, Ihnen eine Pension von viertausend Franks, auch noch nach Ihrem Tode an Ihre Familie auszahlbar, auszusetzen, im Falle Sie Ihre Stelle verlieren sollten, wenn Sie wieder in das Zimmer gehen und dem Präfekten melden, daß ihm eine Dame um jeden Preis ein Geheimniß anvertrauen müsse, von dem die Ehre und das Leben dieser Frau abhängen. Hier sind zweitausend Franks," fuhr die Unbekannte fort und zog aus einem kleinen Portefeuille zwei Bankbillets, welche sie dem Portier in die Tasche schob. „Damit haben Sie die zwei ersten Quartale jener Pension bezahlt, welche ich Ihnen aussetze. Sagen Sie noch überdies dem Präfekten, daß morgen in den Tuilerien der König von Frankreich, Ludwig Philipp, ihm für das danken wird, was ich von ihm in dieser Nacht erwarte."

Vater Caron war von diesen hochtrabenden Worten ganz ver-

blüfft, um so mehr als dieselben mit der Aufrichtigkeit der vollsten Ueberzeugung gesprochen wurden. „Mit wem,“ dachte er sich, „habe ich es denn eigentlich zu thun? Wer ist denn diese Dame, die so viele Diamanten, so viel Geld und so viel Einfluß bei Hofe hat?“ — Zurückzutreten war für ihn nicht mehr möglich. Was hatte auch der wackere Portier noch zu fürchten? Seine Zukunft und die seiner Familie war gesichert, das Unwetter, welches nun folgen mußte, berührte ihn weniger. So trat er denn mit ziemlich festem Schritte neuerdings in das Schlafgemach des Präfekten.

Eben war der Chef eingeschlafen, als die neue Unterbrechung eintrat; diesmal aber richtete sich der Beamte wie ein zürnender Leu auf, warf die Decke ab und sprang aus dem Bette, als wollte er über Vater Caron herfallen.

„Was gibt es schon wieder?“ schrie er mit Donnerstimme. „Was führt Euch herein? Nehmt Euch in Acht, wenn es nicht etwa in der Polizeipräfektur brennt.“

„Es brennt nicht in der Präfektur,“ erwiderte der Portier, angstvoll die Thüre suchend, „aber die Dame ist noch immer da und schwört, nicht eher von der Stelle gehen zu wollen, ohne Sie, Herr Präfekt, gesehen zu haben. Sie weint — sie geberdet sich wie eine Wahnsinnige — sie sagt es sei der König mit ihr befreundet — sie habe bei ihm in den Tuilerien gespeist —“

„Es ist gräßlich!“ wüthete der Präfekt. „Solche Abenteuerinnen — der König — die Tuilerien — wie heißt denn die Dame, zum Teufel?“ rief er endlich mit fast vor Wuth erstickter Stimme.

„Sie hat mir nicht ihren Namen genannt.“

„Esel! Fragt darnach. Wenn binnen drei Minuten die Sache nicht abgemacht ist, so schicke ich Euch für den Rest der Nacht in's Loch!“

Caron hatte die letzten drohenden Worte nur noch halb, zwischen der Thüre, vernommen. Aber neue Verlegenheit! — die Dame wollte dem Portier ihren Namen nicht nennen. Sie werde sich nur dem Präfekten selbst zu erkennen geben. Der Portier, welcher diese Antwort als sein Todesurtheil betrachtete, schlich sich zitternd in das Schlafgemach.

Aber der Präfekt hatte einstweilen Zeit gehabt darüber nachzudenken, und der feine Menschenkenner urtheilte, daß eine Dame, die kühn genug wäre, sich des Nachts in das Präfekturshôtel zu wagen, dort mit einer Hartnäckigkeit sondergleichen darauf zu bestehen, den

Präfekten zu sprechen und die sich weigerte ihren Namen zu nennen, nachdem sie es gewagt sich auf den König zu berufen, was — wenn unwahr — ihr schwere Verantwortung zuzog, eine solche Dame verdiente jedenfalls gehört zu werden. Er sagte daher ganz gemäßigt zum erstaunten Caron: „Da diese Dame ihren Namen durchaus nicht nennen will, so soll sie ihn aufschreiben und ihn mir hereinschicken.“

Als die Dame diese Nachricht vernahm, löste sich ein tiefer Seufzer aus der schwer bewegten Brust, sie nahm ein Couvert vom Tische, wo immer alles zu augenblicklichen Versendungen nöthige Materiale lag, schob eine Visitenkarte, die sie aus ihrem Täschchen nahm, hinein und siegelte das Couvert zu, welches sich sofort in den Händen des Präfekten befand.

Er nahm das Couvert, brach das Siegel, las — sprang in die Höhe, nachdem er die Karte gelesen; las wieder, trat mit bloßen Füßen an die Lampe, um die Ueberzeugung zu erhalten, daß er sich im Namen nicht täusche und sagte dann, Staunen und Neugierde deutlich im Gesichte ausgeprägt, zu Caron: „Lassen Sie diese Dame in mein Kabinet treten, ich kleide mich nur schnell an und werde in wenigen Minuten bei ihr sein. Gehen Sie und behandeln Sie dieselbe mit der allergrößten Höflichkeit.“

Auf der Karte stand: Helene Gräfin von Belpont*).

„Und was will die ebenso schöne als stolze Gräfin, einer der glänzendsten Sterne am Himmel des Hofes Louis Philipp's?“ so fragte sich im Stillen der Präfekt.

Die Dame, welche zwei Stunden gekämpft hatte, um ihn zu sprechen, stand endlich vor ihm. Es war kein Irrthum, keine falsche Vorspiegelung, es war die Gräfin selbst, eine unter der Regierung des Bürgerkönigs hervorragende Frau, eine der schönsten und geistreichsten, welche die „Königin der Salons“ genannt wurde, welche, wie man sagte, selbst großen Einfluß im Kabinete hatte und, wenn auch nicht gerade über Krieg und Frieden, doch manchmal schon über das Schicksal eines Ministeriums entschieden hatte. Es war also das Erstaunen des Präfekten, diese Dame bei sich zu sehen, gerechtfertigt und er war sehr verlegen, daß er so viele Schwierigkeiten gemacht hatte, sie vorzulassen, was er auch beinahe demüthig zu entschuldigen suchte. Aber die Gräfin ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, zu Formalitäten war

*) Es versteht sich, daß der wahre Name verschwiegen bleiben muß.

keine Zeit. Deren ungleiche und zitternde Stimme, die weit offenen Augen, aus denen eine Gattung Entsetzen starrte, welches seit ihrer Ankunft im Hôtel sie gar nicht verlassen zu haben schien, die Leichenblässe ihres mit Farbe absichtlich übertünchten Gesichtes, dies Alles bewies, daß sie etwas ganz anderes verlange, als die Beobachtung leeren Zeremoniells des gesellschaftlichen Umganges.

„Ich will Ihnen sagen, was mich so spät des Nachts zu Ihnen führt,“ begann die Gräfin und nahm, ohne eine Einladung abzuwarten, Platz neben einem Kamin, dessen Feuer noch glimmte. „Es ist mir nämlich ein Unglück zugestoßen.“ — Die Gräfin hielt inne, denn die Stimme versagte ihr den Dienst. Dann fuhr sie fort: „Ein Unglück, wie es noch keiner Frau im Leben zugestoßen ist.“ — Sie mußte nochmals inne halten, um neue Kraft zum Sprechen zu sammeln. — „Sie können sich davon unmöglich einen Begriff machen.“ — Abermalige Pause, auf's Neue versagt der Athem, indeß wurde sie bald mit gewaltiger Anstrengung ihrer Bewegung Herr und sie rief aus: „Herr Präfekt, Sie werden mich retten! Ja, Sie werden es thun! Ich will Ihnen erzählen —“

Die Gräfin wußte gar nicht, was sie sprach; aber — gerade so wie es die Kammerfrau im Wartzimmer gethan, stürzte sie jetzt an das Fenster um einen Blick nach ihrem Wagen zu werfen. Als sie denselben nicht sah, löste sich ein Schrei der Verzweiflung von ihren Lippen, sie riß das Fenster auf, blickte nach rechts und links, stieß nochmals einen Schrei aus und schlug die Hände vor's Gesicht, ja sie wäre fast an der Stelle, wo sie stand, zusammengesunken. Die Dame, welche alle Fassung verloren hatte, wußte nicht, daß das Zimmer, in dem sie sich befand, nicht nach der Straße hinaus ging, in welcher sie vorgefahren war. Der Präfekt, die Ursache ihrer Unruhe sogleich auffassend, beeilte sich, sie diesbezüglich zu beruhigen.

Als die Gräfin wieder Fassung gewonnen, sagte sie zu dem aufmerksam lauschenden Präfekten, mit von Seufzern und Schluchzen öfters unterbrochener Stimme: „Mein Gatte — Sie kennen ihn —“

„Ja, Madame.“

„Nun, mein Gatte ist vor acht Tagen nach Bordeaux abgereist. Es riefen ihn Familien-Angelegenheiten dahin, eine bedeutende Erbschaft —“

„Ich weiß von dieser Erbschaft. Sie wird von einer ganzen Schaar entfernter Anverwandten bestritten.“

„Richtig. Nun, ich hatte während dieser Zeit Veranlassung gehabt, eine Person bei mir zu sehen — einen jungen Mann“ — diese Worte preßte sie mit hohler Stimme heraus — „dessen Bekanntschaft ich im Hôtel der österreichischen Gesandtschaft gemacht habe. Ich machte mir stets Vorwürfe über meine Unbesonnenheit, denn mein Gemal ist im höchsten Grade eifersüchtig und er hatte die Aufmerksamkeit dieses jungen Mannes wohl bemerkt. Es war ein Ungar, ein Offizier, der, ohne daß ich ihn ermuthigte, die Abwesenheit des Grafen benützen zu müssen glaubte, um mich mehrere Male des Tages zu besuchen. Und oft,“ setzte sie im gepreßten Tone hinzu, „— oft — des Abends — ziemlich spät. Endlich drängte er sich mir — gegen meinen Wunsch — beim Herausgehen aus der italienischen Oper auf, setzte sich mit mir in meinen Wagen, um mich nach Hause zu begleiten, wo er um die Gnade bat — mit mir — einige Worte sprechen zu dürfen. Es war gewiß unrecht, weil es die Welt übel auslegen konnte und weil die Folge dieses unseligen Nachgebens — ein schreckliches Ereigniß zum Schlußpunkte hatte.“

Bei dem Worte Ereigniß wurde die Gräfin an den Gegenstand erinnert, der sie nach der Präfektur geführt und sie vergaß alle die rhetorischen Umschreibungen, deren sie sich bisher bedient hatte, und sie rief mit dem dumpfen Tone der Verzweiflung aus: „Dieser junge Mann war mein Geliebter! Ja, ja, mein Geliebter; seit sechs Monaten, seitdem er mit der österreichischen Gesandtschaft nach Paris gekommen war, um sich in seinen militärischen Studien zu vervollkommnen.“

Diese ungeschminkte Auseinandersetzung war für den Präsidenten eine große Erleichterung. Er dachte, es werde nun das gewöhnliche Lamentabel kommen, unvermuthete Rückkehr des Gatten, Flucht des Liebhabers über die Dächer oder in den Keller, Flucht der Frau vor angedrohten Mißhandlungen oder gar versuchte Ermordung. Aber wie sollte sich der Herr Präfekt täuschen!

Die Gräfin, der nichts Anderes übrig blieb, als ihre Angelegenheit mit größter Aufrichtigkeit darzulegen, fuhr fort: „Herr von Kalmary *), der junge Offizier, liebte mich ebenso leidenschaftlich, als ich ihn, gleichwohl bat ich ihn dringend, mich während der letzten vier Tage der Abwesenheit meines Gatten nicht zu besuchen, da ich mich nicht der Gefahr einer Ueberraschung, durch dessen etwaige unvermuthete Rück-

*) Ebenfalls pseudonym.

kehr aussetzen wollte. Herr von Kalmary versprach es freilich, — aber, wie alle Liebenden — hielt er sein Versprechen nicht. Er blieb wohl einen Tag aus, kam aber schon den nächsten wieder und trotz eines Briefes meines Mannes, der seine Ankunft für heute Nacht drei Uhr ankündigt, erschien er sogar noch am letzten Abende bei mir. Diese Unbesonnenheit hat Alles verdorben."

„Also ist Ihr Gemal aus Bordeaux zurück?" fragte der Präfekt. „Er hat sie überrascht und Sie wollen mir ein ernsteres Unglück melden, als ich nach Ihren letzten Worten ahnen konnte. Er und Ihr Liebhaber haben sich geschlagen, oder werden sich morgen schlagen, was ich verhindern soll —"

„O nein, Herr Präfekt, mein Mann konnte uns nicht überraschen, denn er ist noch nicht angekommen, weil es noch nicht drei Uhr ist, zu welcher Stunde er erst hier eintreffen wird."

„Ja, aber — welches entsetzliche, außerordentliche, nicht wieder gutzumachende Unglück wollen Sie mir denn mittheilen? Sie übertreiben gewiß, meine Gnädigste, im Grunde hat ja noch Niemand Schaden gelitten, Niemand ist verwundet worden, Niemand ist todt!" — Der Präfekt sprach dies mit frohlockender Ironie.

„Es ist Niemand verwundet, Niemand todt, sagen Sie, Herr Präfekt? — Möglich, daß Niemand verwundet ist, bis jetzt wenigstens — was das Todtsein betrifft, so sind es zwei — erstens ich — denn ich werde das grausame Schicksal nicht überleben, das mich diesen Abend traf — dann ist ja der todt, welcher sich in meinen Wagen befindet."

„In Ihrem Wagen!?" rief der Präfekt verblüfft.

„Nun ja, freilich, todt in meinem Wagen. Herr von Kalmary, mein Geliebter, ist diese Nacht um zwölf Uhr bei mir gestorben und seine Leiche befindet sich in meinem Wagen."

„Bei Ihnen gestorben? Ermordet? Eine Leiche?"

„Nicht ermordet, aber er starb vor meinen Augen an einem Schlagflusse. — Oh, es ist schrecklich und entsetzlich! Ich bin in diesem Augenblicke gezwungen an meinen Ruf, an meine Ehre zu denken und doch möchte ich mich lieber ganz meinem Schmerze, meinen Thränen um den Geliebten hingeben. Aber darum darf es sich jetzt nicht handeln," — bei diesen Worten veränderte die Gräfin den Ton und bezwang ihre Thränen — „nein, es handelt sich nicht darum, das können Sie sich wohl denken — ich habe, wie Sie jetzt wissen, eine

Leiche in meinem Wagen — was soll ich mit dieser anfangen? Nur Sie allein, auf der ganzen Welt, Sie allein können mir helfen!“

Aber wie, gnädige Frau? Wie? Sie überschätzen meine Hilfsmittel, die begreiflicherweise nicht unendlich sind und gar für einen so außerordentlichen Fall. Welches Mittel ergreifen, um die Leiche verdachtlos wegzubringen und dennoch Ihre Ehre zu retten? Wahrhaftig, mir ist noch nie etwas Derartiges vorgekommen, nichts, was dem auch nur im Entferntesten gleichen würde.“

Darauf schritt der Präfekt im Zimmer auf und ab, seine Augen starrten Rath suchend nach der Decke, den Fenstern, der Thüre — es wollte ihm nichts einfallen und dabei verstrich noch die kostbarste Zeit, jede Sekunde war unschätzbar für die Gräfin.

Lange sah ihm die Dame zu, dann blickte sie nach der Uhr, hielt ihm dieselbe hin und sagte trocken: „Zwei Uhr — in einer Stunde trifft mein Gatte in Paris ein.“

Der Präfekt, welcher begriff, daß kein Augenblick mehr zu verlieren sei und daß er in irgend einer Weise handeln müsse, griff maschinenmäßig nach einer der Klingelschnüre, die nahe an der Thüre hingen und von denen jede für das Personale eine eigene Bedeutung hatte, und zog daran.

„Frau Gräfin,“ sagte er dann, „es gibt in Paris, ja ich möchte sagen auf der Welt nur einen einzigen Menschen, welcher im Stande ist, Sie aus der Lage, in die Sie ein böses Geschick brachte, zu reißen. Wollen Sie diesen Mann als Dritten in das Geheimniß ziehen? Ich habe ihn so eben herbeigerufen, jedoch ist es noch immer Zeit, seine Mitwirkung zurückzuweisen, im Falle Sie sich ihm nicht anvertrauen wollten. Ich wiederhole Ihnen, daß nur ihm allein möglich ist, da zu helfen.“

„Und stehen Sie für seine Diskretion?“

„Wie für die Ihrige, Frau Gräfin.“

„Gut, so lassen Sie ihn kommen.“

In diesem Augenblicke trat Vidocq, dem die Klingel gegolten hatte, ein.

„Vidocq,“ sagte der Präsident, „es ist diese Nacht, vor einigen Stunden, eine vornehme Person plötzlich gestorben.“

„Sehr wohl, Herr Präfekt, sagen wir immerhin, daß er eines plötzlichen Todes verstorben ist.“

„Der Gemal dieser Dame ist verreist, kehrt aber noch in dieser

Stunde zurück. Die Leiche des jungen Mannes befindet sich unten im Wagen, im Wagen dieser Dame hier.“

Die Gräfin betrachtete mit fieberhafter Spannung Vidocq's Gesichtszüge, welche jedoch vollkommen ruhig und unbeweglich blieben.

„Wir müssen uns dieses Menschen entledigen,“ fuhr der Präfekt fort.

„Des Mannes oder des Liebhabers?“ fragte Vidocq.

„Des Todten!“ bedeutete, nicht sonderlich erbaut von dem Scherze, der Präfekt.

„Das ist schon schwieriger,“ antwortete Vidocq, „denn mit einem Lebendigen wird man eher fertig, aber mit einer Leiche — Herr Präfekt wünschen also, daß ich vor Tagesanbruch die Leiche aus dem Wege schaffe, dieselbe Leiche, die sich im Wagen der gnädigen Frau hier befindet?“

„Ja, dieselbe Leiche.“

„Nun, da gibt es schon ein Mittel.“

„Und welches?“ fragte die Gräfin, deren Energie plötzlich aufflammte.

„Es ist sehr einfach. Wir lassen in drei oder vier Stunden, bei Tagesanbruch, die Leiche von mehreren Dolchstichen durchbohrt, auf der Straße finden.“

„Ermordet!“

„Ja, Madame, ermordet; drei Dolchstiche im Unterleib, einen im Herzen, sehr kunstgerecht ausgeführt. Man wird den Körper aufheben und weder Geld noch Uhr, noch Ringe bei ihm finden. Es heißt dann, er ist beraubt worden und die Räuber haben ihn ermordet. Vierundzwanzig Stunden lang macht das erschreckliches Aufsehen, verursacht Nachforschungen, die natürlich zu nichts führen, weil weder ein Raub noch ein Mord stattgefunden hat. Nach acht Tagen wird kein Mensch von dem Vorfall mehr sprechen.“

„Ermordet!“

„Pah, wenn er einmal schon todt ist, wo läge da das Verbrechen oder Unrecht, Herrn von Kalmary ein paar Dolchstöße zu geben?“

„Wie, Sie kennen den Namen?“

„Leute meines Schlages wissen Alles. Also, gnädige Frau, die Zeit drängt.“

„Genug!“ rief die Gräfin, das Gesicht mit ihren krampfhaft zusammengezogenen Händen bedeckend. „Es ist genug.“

Vidocq sah den Präfekten an, um dessen Meinung zu hören, dieser aber sprach nicht und die Miene ermuthigte den Polizisten nicht, bei der seinigen zu bleiben.

„Ermordet!“ murmelte die Gräfin vor sich hin. „Zu gräßlich! Das will ich nicht. Keinen Dolchstoß — nein!“

Vidocq schwieg, nachdem das von ihm vorgeschlagene Mittel verworfen worden. Und doch war es gewiß ein sehr gutes für den beabsichtigten Zweck und die schwierige Lage, in der man sich befand, freilich keines für allzu zartfühlende Leute. Endlich wendete er sich an die Gräfin: „Da Ihnen dieses Mittel nicht gefällt, wollen Sie vielleicht, daß die Leiche vollständig aus der Welt verschwinde, als ob sie nie existirt hätte?“

„Wie so?“ antwortete die Gräfin und zog die Hände von dem angsterfüllten Gesichte.

„Ich frage Sie, ob es Ihnen genehmer wäre, die Sache so geschehen zu lassen, daß der so plötzlich verstorbene junge Mann, ebenso schnell aus der Welt verschwinde. Man kann ihn suchen, aber — er wird nicht gefunden werden.“

„Also kein Leichenbegängniß?“

„Leichenbegängniß — Leichenbegängniß! Wollen Sie zu der Affaire auch noch den Luxus eines Leichenbegängnisses haben? Nun, dann ist mein Plan unmöglich. Also wollen Sie, ja oder nein?“

„Nein!“ erwiderte bestimmt und trocken die Gräfin.

Vidocq nahm seinen Hut und wendete sich nach der Thüre. Die Gräfin stieß einen so markerschütternden Schrei der Verzweiflung und des Schmerzes aus, daß Vidocq veranlaßt wurde, einen Blick rückwärts zu werfen. Der Präfekt winkte ihm zu bleiben und der berühmte Polizist kehrte zurück.

„Oh,“ flehte die Gräfin, „besinnen Sie sich auf etwas Anderes, wählen Sie einen anderen Ausweg; Herr, ich beschwöre Sie, es steht mein Leben und meine Ehre auf dem Spiele!“

„Hm, es wäre freilich am Leichtesten gewesen, den in der Kutsche befindlichen Leichnam mit hundert Pfund Steinen in der Tasche, von der Eintrachtsbrücke in die Seine zu stürzen, da aber die Gnädige dagegen ist, so muß ich einen anderen Ausweg suchen. Also, gnädige Frau, wenn Sie wünschen, daß ich etwas für Sie thun soll, so genügt die Ausschmückung des Vorfalles nicht. Sie müssen mir auf das Genaueste erzählen, wie Alles in dieser Nacht zugegangen ist. Nur um diesen

Preis kann ich Ihnen helfen und Sie retten. Wenn Sie in Todesgefahr sind, rufen Sie gewiß einen berühmten Arzt, dem Sie nichts verheimlichen dürfen. Nun — ich bin ungerne unbescheiden — ich bin dieser berühmte Operateur, Sie, Madame, Sie sind die Kranke, also wollen Sie, daß ich Sie rette, so sprechen Sie, auf daß ich Alles weiß."

„Wohlan," sagte die Gräfin, ihre ganze Willenskraft aufbietend, „weil es denn sein muß! Herr von Kalmary entriß gestern meiner Schwäche die Erlaubniß, nach der Oper einige Augenblicke bei mir zu bleiben; er nahm sich ferner die Erlaubniß, mit mir Thee zu trinken."

„War es das erste Mal," unterbrach Vidocq die Dame, „daß Herr von Kalmary in Abwesenheit Ihres Gemals bei Ihnen Thee getrunken hat?"

„Das erste Mal. Aber wozu die Frage?"

„Weil Ihre Leute dann nicht über die einfache Verwunderung hinausgehen werden, wenn sie den Tod des Herrn von Kalmary erfahren; sie werden nicht untereinander sprechen: „Ah, das ist doch wunderbar! Der junge Herr, welcher so viele Abende hintereinander bei uns war, ist so plötzlich gestorben." Es war also gewiß die erste Nacht, daß er bei Ihnen war?"

„Der erste Abend."

„Abend? Meinetwegen, nur dauerte er ein Bischen zu lange."

„Es war sehr kalt," fuhr Gräfin Helene fort, ohne auf Vidocq's verletzende Schlußworte zu achten, „als ich aus der italienischen Oper in meinem Hôtel ankam. Ich befahl im Kamin ein großes Feuer anzuzünden. Während Herr von Kalmary auf dem Divan saß, und die Abendblätter durchflog, ging ich in mein Boudoir, um mich umzukleiden. Dann kehrte ich zurück und klingelte; ich befahl den Thee zu serviren, was in fünf Minuten geschehen war. Herr von Kalmary und ich unterhielten uns vor dem Kamine, in welchem meine Dienerschaft mit der gewöhnlichen Uebertreibung ein Feuer angezündet hatte, welches das ganze Hôtel in Brand hätte stecken können. Ich konnte, wie leicht begreiflich, wegen der Kälte keine Fenster öffnen lassen — die Atmosphäre des Zimmers — der Thee — die Unterhaltung — hatten Herrn von Kalmary ungewöhnlich aufgeregt; er war wie im Fieber, wie im Rausche — er sprach viel und rasch, allzu rasch; er lachte — endlich stieg seine Aufregung bis zu dem Grade, daß er mich um Erlaubniß bat, den Rock ausziehen oder sich entfernen zu dürfen, da er

fast ersticke. Ich erlaubte ihm den Rock auszuziehen. Nachdem er sich von Neuem auf den Divan gesetzt hatte, fing er an, mir mit vermehrter Heiterkeit eine Theatergeschichte zu erzählen — ich weiß es nicht mehr, was für ein komischer Vorfall sich mit einer Schauspielerin ereignete, während sie auf der Bühne stand — kurz, er lachte fortwährend. Plötzlich war er stille. Nach einigen Sekunden forderte ich ihn auf, die angefangene Geschichte zu vollenden — er gibt keine Antwort — ich bitte ihn dringender — das nämliche Stillschweigen. Nun vermuthe ich, daß Herr von Kalmary plötzlich von einer unüberwindbaren Schlafsucht befallen worden, wie dies manchmal vorkommt. Es ist spät, sagte ich mir, er ist müde, er schläft. — Ich war jedoch über den raschen Uebergang von lärmender übertriebener Heiterkeit in einen so festen Schlaf sehr verwundert, daher stand ich auf und näherte mich ihm, um mich zu überzeugen. — Das Gesicht des Herrn von Kalmary war schrecklich verzerrt, die Augen ganz verdreht, so daß man nur noch das Weiße sah, der eine Mundwinkel war ganz nach dem Ohre hinaufgezogen — er war todt. Ich stieß einen Schrei aus und sank bewußtlos auf das Sopha hin. Sehen Sie hier, ich habe mir die Stirne aufgeschlagen. Da tritt mein Kammermädchen, Honorine, herein. Während sie den Besuch todt und mich ohnmächtig da liegen sieht, verliert sie keineswegs die Besinnung. Sie ermißt mit einem Blicke die ganze Gefahr; eine Gefahr, die nicht dringender und größer sein kann, denn mein Mann muß binnen Kurzem eintreffen, er ist unterwegs und befindet sich zwischen Etampes und Paris, so daß er in drei Stunden hier sein muß. So eilt Honorine in das Boudoir, taucht einen Schwamm in das dort befindliche Waschbecken und benetzt mir Brust, Wangen und Augen mit demselben. Während ich wieder zu mir komme, schiebt sie den Divan zum Fenster und läßt die Vorhänge über die Leiche fallen. Dann, Honorine ist ein gescheidtes Mädchen, räth sie mir, sogleich zum Herrn Präfekten zu gehen, und ihm den Vorfall zu melden. Wir sollen die Zeit benützen, wo Alles schläft, um die Leiche wegzuschaffen; sie mußte in den Hof gebracht, dann geräuschlos die Remise geöffnet und die Leiche in den Wagen gesetzt werden, dann mußte der Kutscher geweckt und ihm befohlen werden nach dem Quai des Orfèvres an die Ecke der Straße Sainte-Chapelle zu fahren. Der Kutscher ist übrigens ein guter Deutscher, der erst vor vier Wochen nach Paris kam und gewiß nicht in den Wagen schauen wird. Während Honorine sich mit Kutscher und Wagen beschäftigte, sollte

ich Toilette machen, die dem Gemal glauben machen solle, ich sei in einer Abendgesellschaft gewesen. Nun galt es, den Herrn von Kalmary in den Wagen zu tragen, also ihn ohne Geräusch, um den Portier nicht zu wecken, die Treppe hinabzuschaffen und dann die Remise zu öffnen. Wir thaten alles dieses und wurden glücklicherweise nicht entdeckt. Endlich fuhren wir mit der Leiche hierher."

Dies Alles erzählte die Gräfin mit einer Entschlossenheit, einer Kürze und einer Tapferkeit des Herzens, daß es Vidocq, der doch gegen derlei abgehärtet war, kalt über den Rücken lief. Bald gewann er seine Fassung wieder.

„In welcher Straße wohnt Herr von Kalmary?" fragte er.

Die Gräfin gab Straße und Hôtel an.

„Gut, weiter brauche ich nichts; ich hoffe, daß in wenigen Augenblicken Alles in Ordnung sein wird."

„Ohne Dolchstöße und ohne spurloses Verschwinden?" fragte die Gräfin.

„Nichts von alledem," entgegnete Vidocq, „weil Sie schon nichts davon wissen wollen. Es wird Alles auf das Einfachste gehen, Madame, und Sie selbst haben durch Ihre Aufrichtigkeit mir die Idee zu einem Mittel gegeben, durch welches ich es so einrichten kann, daß Ihr Ruf nicht im Mindesten blosgestellt, ja sogar auch der Leichnam des Herrn von Kalmary so behandelt werden wird, als wäre er inmitten seiner Familie gestorben. Es wird sich innerhalb einer Stunde die Leiche des Herrn von Kalmary in seinem eigenen Zimmer befinden. Und Sie, Madame, Sie werden sich binnen fünf Minuten in Ihren Wagen setzen, der — von seiner traurigen Bürde befreit — Sie in Ihr Hôtel zurückfahren wird."

„Ach, wie dankbar werden Sie mich finden! Keine Summe kann Ihnen das vergelten! Rechnen Sie auf eine glänzende Anerkennung! Dann fiel die Gräfin dem Präfekten um den Hals, umarmte ihn leidenschaftlich, drückte Vidocq warm die Hand und eilte mit ihm die Treppe hinab.

Um Vidocq's Plan auszuführen, durfte keine Zeit verloren werden. Als sie durch das Vorgemach gingen, lispelte die Dame Caron, der sie mit einem Lichte erwartete, zu: „Ich werde Sie nicht vergessen, Alles wird geschehen, was ich Ihnen versprochen habe." Dann wurde die Kammerfrau geholt. Dieser flüsterte die Gräfin zu: „Honorine, Alles geht gut — aber verlaß' mich nicht, wir sind noch nicht ganz

fertig.“ Vidocq gab zugleich einem seiner pfiffigsten Inspektoren, der am Ofen saß, ein Zeichen und dieser folgte ihm. Der Polizist erzählte sehr kurz dem Manne, um was es sich handle und was zu thun sei. Dann wurde der Gräfin bedeutet, sie möge sich in die Portierloge verfügen und dort mit der Kammerfrau warten, bis er sie rufen lassen würde.

Vidocq und der Begleiter verließen nun das Hôtel und gingen zum Wagen. Der Kutscher schlief glücklicherweise noch, sonst hätten sie ihn überfallen und geknebelt, zu welchem Mittel sie nur höchst ungerne gegriffen haben würden. Der Polizist schickte den Begleiter zurück, um die Damen zu holen, währenddem öffnete Vidocq rasch den Kutschenschlag, hob die Leiche des Herrn von Kalmary heraus und lehnte sie an die den Quai des Orfèvres einfassende Brustwehr. Der Geliebte der Gräfin war ein schöner Mann, mindestens fünf Fuß und mehrere Zoll hoch, blond, von herrlichem Wuchse und sehr fein gekleidet. Vorsichtiger Weise hatte Vidocq einen einspringenden Winkel gewählt, dessen schwarze Schatten etwaigen Vorübergehenden undurchdringlich waren. Als er damit fertig war, trat er wieder zum Wagen. Die beiden Damen hatten kaum die Kraft sich fortzuschleppen, und mußten förmlich hineingetragen werden. Mit stummem Schrecken und scheuen Blicken maßen sie das Innere desselben — es war vollkommen leer.

„Sie stehen mir dafür,“ sagte die Gräfin, Vidocq krampfhaft am Arme fassend, „daß ihm nichts geschieht?“

„Ich habe geschworen, Madame, daß Herr von Kalmary längstens in einer Stunde in seinem eigenen Bette liegen wird. Ich halte mein Wort.“ Dann machte Vidocq absichtlich mit großem Geräusche den Kutschenschlag zu. Der Kutscher erwachte jedoch nicht. Vidocq rüttelte ihn auf und sagte zu dem Schlaftrunkenen: „Die Damen warten schon eine Viertelstunde auf Dich.“ Hastig ergriff der Mann die Zügel und fragte, wohin er fahren solle. „Natürlich nach Hause!“ war die Antwort. Die Equipage fuhr schnell von dannen.

Als man vom Wagen nichts mehr hörte, nahmen Vidocq und sein Begleiter die Leiche stehend unter den Arm und begannen die Wanderung um den Pontneuf — diese größte aller Verkehrsadern der Stadt Paris, wo es keinem Menschen möglich ist zu eruiren, aus welcher Gegend von Paris Jemand gekommen sei — zu erreichen. So glaubte Vidocq von vornherein jede Nachforschung, von woher Herr von Kalmary gekommen, zu vereiteln. Dort machten sie Halt und warte-

ten bis ein Fiaker vorüber fuhr. Als ein solcher in die Nähe kam, spielten die Polizisten die Betrunkenen, sangen und lärmten, während sie ihren Gefährten hin- und herschleuderten, so daß Jedermann geschworen hätte, es mit drei Volltrunkenen zu thun zu haben. Der Wagen wurde angehalten, die Leiche hineingeschoben und dem Kutscher bedeutet den Kameraden nach der angegebenen Adresse zu bringen, wobei ihm Vidocq ein Fünffrankenstück in die Hand drückte.

Die Sache war somit in Ordnung.

Am nächsten Morgen machte es kein geringes Aufsehen in den aristokratischen Kreisen, daß Herr von Kalmary, zwischen vier und fünf Uhr Morgens, auf der Fahrt nach seiner Wohnung, wohin er augenscheinlich von einem Trinkgelage zurückkehrte, im Fiaker, vom Schlagfluße getroffen, gestorben war.

Frau Gräfin Helene von Belpont wohnte, wegen der offiziellen Beziehungen des ungarischen Kavaliers zur österreichischen Gesandtschaft, wie viele andere Damen der solennen Trauerfeierlichkeit des Leichenbegängnisses bei, und Niemand ahnte, welchen Antheil sie an dem jungen Manne genommen hatte. Der Himmel strafte sie durch diese zwei Stunden der innersten Qualen hart genug. Sie kehrte, sich mit beinahe übermenschlicher Kraft aufrecht haltend, in ihr Hotel zurück — um es nicht mehr zu verlassen. Langsam dahinsiechend, hauchte sie endlich ihre Seele aus. Vorher waren die Retter ihrer Ehre glänzend belohnt worden.

Graf Belpont ließ sich bald darauf in Dalmatien nieder, wo er ansehnliche Güter kaufte und betheiligte sich stark an einer Seeassekuranz-Gesellschaft in Triest. Melancholisch und einsiedlerisch, fand er nur mehr Geschmack an der Musik und besuchte beinahe täglich das Theater.

Eines Tages, während der Vorstellung einer Oper, äußerte sich in der Nebenloge ein Franzose gegen einen Triestiner Kaufmann bewundernd über die Primadonna und bemerkte, sie gliche frappant der Gräfin Helene von Belpont, welche ihr Gemal in Paris wegen Verdachtes der Untreue vergiftet haben solle, obgleich verbreitet war, sie sei natürlichen Todes, an einer Herzkrankheit, gestorben. Dann theilte er noch mehrere, für den Grafen sehr peinliche Einzelnheiten mit. Letzterer klopfte nach Schluß des Aktes an die Logenthüre und gab

dem Franzosen seine Karte hinein, auf welcher Ort und Stunde für den nächsten Tag bezeichnet war. Dann kehrte er in seine Loge zurück und hörte die Oper ruhig bis zu Ende an.

Das Duell fand auf Degen statt. Graf Belpont, einer der meisterhaftesten Fechter, machte sich den Spaß seinen Gegner drei- bis viermal zu entwaffnen, dann ihm einige die Haut ritzende Andenken auf die Brust zu geben, zuletzt aber stürzte er sich mit dem Ausrufe: „Jetzt ist's genug!" in den Degen seines Gegners und fiel, mitten durch's Herz getroffen, todt zu Boden. Er hatte sich nicht selbst tödten wollen.

Wie der Graf das Geheimniß seiner Frau entdeckt hatte, geschah auf sehr eigenthümliche Art. Der Fiaker, welcher den Todten nach seinem Hôtel in der Straße Sain-Florentin geführt hatte, fand am nächsten Tage ein kleines Maroquinportefeuille im Wagen, das der Leiche entfallen war. Darin lag ein an die Gräfin Belpont in der Bellechasse-straße adressirter Brief. Der Kutscher trug denselben in das gräfliche Hôtel, wo er ihn einem vornehmen Manne mit grauem Haar und einem Bändchen im Knopfloche, der eben aus dem Thore trat, übergab. Dieser — es war der Graf selbst — erbrach und las den Brief, wodurch er den überzeugendsten Beweis von der Untreue seiner Frau erhielt. Der Vorfall im Triester Theater überzeugte ihn aber später, daß auch die Welt seine Schande kannte und deshalb suchte er den Tod.

Kaiser Nikolaus I. Liebeswerbungen.

Wo vermöchte Rußlands Herrscherfamilie für seine männlichen Sprossen ebenbürtige Gemalinnen, für seine Großfürstinnen standesgemäße Throne zu finden, wenn sich Deutschland nicht eines solchen Reichthums an fürstlichen Häusern erfreuen würde! Und mit welcher Konsequenz wurden die russischen Heiraten aus und nach Deutschland befördert! Schon die Kaiserin Elisabeth suchte für ihren Neffen, den Thronfolger Peter III. als Gemalin die Schwester Friedrich's des Großen zu gewinnen, welcher, des unumgänglichen Religionswechsels

halber, nicht mit dem Plane einverstanden war und lieber eine Vermälung Peter's mit der anhaltischen Prinzessin Sophie Auguste Friederike vermittelte (1744). Es würde uns zu sehr in trockene biographische Details führen, wollten wir alle die seitdem in und aus Deutschland geschlossenen Ehen russischer Prinzen und Prinzessinnen besprechen, wir gelangen lieber sofort zu einem neuen Abschnitt in der Geschichte deutscher, nach Rußland verpflanzter Fürstinnen, wenn wir zur preußischen Prinzessin Charlotte übergehen.

Prinzessin Charlotte, geboren 1798, war die Tochter Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit der berühmten schönen Königin Louise. Ihre Laufbahn begann in den Jahren der Erniedrigung Preußens und Niemand ahnte damals, daß ihr noch so viel Glanz bevorstände, ausgenommen ihre königliche Mutter.

„Sie ist verschlossen und in sich gekehrt," schrieb Königin Louise an den Großherzog von Mecklenburg, ihren Vater, über Charlotte, „aber sie verbirgt unter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes theilnehmendes Herz. Sie geht nur scheinbar gleichgiltig einher; sie hat etwas sehr Vornehmes in ihrem Wesen und wenn sie am Leben bleibt, ahne ich eine glänzende Zukunft für sie."

Charlotte war nämlich ein äußerst zartes Wesen; ohne gerade kränklich zu sein, war sie sehr mager und hochaufgeschossen; ihre Schönheit war bezaubernd, sie glich vollkommen einer Lilie.

Da kam im Jahre 1814 der Großfürst Nikolaus von Rußland, welcher zur Armee der Verbündeten sich nach Frankreich begab, in Berlin an und die beiden jungen Leute, nur um zwei Jahre im Alter verschieden, lernten sich kennen und lieben.

Großfürst Nikolaus war „der schönste Mann, den man sich denken konnte," wie allgemein gesagt wurde; seine hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt hatte — sechs Fuß zwei Zoll messend — weder in Rußland, noch in der ganzen Welt ihres Gleichen. Dabei war der Körper schön, kräftig, strotzend von Leben und Gesundheit; die Glieder lang und symmetrisch gebaut, Schultern und Brust breit, Hände und Füße schön geformt, alles stark und stämmig ohne korpulent zu sein; das Gesicht hatte griechischen Schnitt, Stirn und Nase in gerader Linie, große, offenherzige blaue Augen, in denen Ruhe, Kälte, Selbstbeherrschung und Würde lagen, sie konnten eine Revolution unterdrücken, einen Mörder in Furcht setzen, einen Bittenden abschrecken; der Mund war regelmäßig, die Zähne weiß und schön, das Kinn vorstehend, mit starkem

Schnur- und schwachem Backenbart. Auf der hohen Stirne lag eine Welt von Geist ausgedrückt.

An die Heirat des Großfürsten Nikolaus konnten kaum weitaussehende politische Pläne geknüpft werden, denn Kaiser Alexander, sein Bruder, war wohl kinderlos, jedoch ein Thronfolger in der Person des zweiten Bruders, Großfürsten Constantin, vorhanden. Immerhin aber kam Friedrich Wilhelm III. von Preußen, welcher ein hohes Interesse der innigsten und persönlichen Verbindung der sogenannten „heiligen Allianz" widmete, eine Familien-Verbindung, mit Rußland sehr nach Wunsch und als er gar bemerkte, daß die Neigung der jungen Leute eine gegenseitige war, erfreute ihn dies ungemein.

Der Prinzessin Charlotte wurde von ihrem Vater angedeutet, daß, wenn sie eine Neigung zum Großfürsten fühle, derselben bei ihm kein Hinderniß entgegen stehen würde. Aber die Prinzessin blieb verschlossen und äußerte sich nicht im Mindesten über ihre Gefühle.

Inzwischen näherte sich der Tag, welcher zur Abreise für Großfürst Nikolaus bestimmt war, immer mehr. Am letzten Abende vor demselben saß er beim Souper neben der Prinzessin.

„Ich muß am nächsten Morgen schon Berlin verlassen," sagte er plötzlich ganz abgerissen zu seiner schönen Nachbarin. Er vermeinte, die Dame werde überrascht, durch irgend eine unwillkürliche Bewegung zu verstehen geben, was sie für ihn fühle. Aber die Prinzessin erwiderte nur artig:

„Es wird uns Allen herzlich leid thun, daß Sie uns so bald verlassen. Können Sie Ihre Abreise nicht aufschieben?"

„Es würde nur von Ihnen abhängen, daß ich hier bliebe," erwiderte der Großfürst.

„Was müßte ich denn thun?" fragte Charlotte lächelnd.

„Sie müßten meine Huldigungen nicht zurückweisen."

„Weiter nichts?"

„Mich in meinen Bestrebungen ermuthigen, Ihnen zu gefallen."

„Das ist schon schwieriger."

„Nun, Prinzessin, ich habe es mir, während meines kurzen Aufenthaltes am Berliner Hofe angelegen sein lassen, Ihren Charakter und Ihre Neigungen kennen zu lernen und habe gefunden, daß ich in jeder Hinsicht glauben darf, Sie in der Ehe glücklich zu machen."

„Es ist schwer für mich diesen Gegenstand an offener Tafel zu diskutiren."

„Oh, es braucht nicht darüber gesprochen zu werden, es würde genügen, wenn Sie mir ein Pfand Ihrer Willensmeinung gäben. Sie haben da an Ihrer Hand einen kleinen Ring, dessen Besitz mich sehr glücklich machen würde. Wenn Sie mir denselben geben wollten —"

„Wo denken Sie hin? Hier, vor allen Leuten!"

„Und doch kann dies geschehen, ohne daß es Jemand bemerkt. Wir sprechen so ruhig miteinander, daß sicher Niemand den Inhalt unseres Gespräches ahnt. Drücken Sie den Ring in ein Stückchen Brot, lassen Sie dies neben sich liegen, ich werde den Talisman an mich nehmen."

„Es ist wirklich ein Talisman."

„Ich dachte es wohl. Darf man seine Geschichte wissen?"

„Warum nicht? Ich hatte früher eine Schweizerin zur Gouvernante, Madame Wildermatt. Einst mußte sie in ihre Heimat reisen, um eine ihr zugefallene Erbschaft in Besitz zu nehmen. Als sie wieder in Berlin angekommen war, zeigte sie mir mehrere Schmucksachen, die sie durch jene Erbschaft erhalten. Das ist ein sehr alter Ring, sagte ich zu ihr und steckte den ganz kleinen alterthümlichen goldenen Reif probirend an meinen Finger. Er hat so etwas seltsames an sich, vielleicht ist es gar ein alter Talisman. — Ich wollte sodann den Ring an Madame Wildermatt zurückgeben, aber damals konnte ich ihn nicht wieder vom Finger ziehen. Ich möchte ihn wohl behalten, sagte ich zu der Gouvernante und ich behielt den geheimnißvollen Ring. Erst später, als ich eines Tages ihn näher betrachten wollte, brachte ich ihn vom Finger. Nun bemerkte ich, daß auf der innern Fläche einige Worte eingeschnitten waren, die, obwohl ziemlich verwischt, doch noch sich lesen ließen. Was meinen Sie, was darauf stand — es wird Sie interessiren!"

„Nun?" fragte der Großfürst verwundert.

„Die Worte lauteten „Kaiserin von Rußland". Wahrscheinlich ist dieser Ring das Geschenk einer früheren Kaiserin von Rußland gewesen, denn, wie ich erfuhr, haben schon ehedem Mitglieder der Wildermatt'schen Familie zum kaiserlich russischen Hofe in dienstlicher Beziehung gestanden."

„Das ist wahrhaftig merkwürdig und würde beinahe als Bestimmung gelten müssen, daß der Ring als ein mich hoch beglückendes Zeichen in meine Hände gelange."

Als Antwort darauf nahm die Prinzessin Charlotte ein Stück-

chen Brot, spielte wie in Zerstreutheit damit, drückte zuletzt unbemerkt den Ring hinein und legte dann das Brötchen neben ihr Couvert. Dann fuhr sie scheinbar kaltblütig zu essen fort.

Mit gleicher Ruhe nahm der Großfürst das Brötchen mit dem Ringe; zog ihn heraus und barg ihn an seiner Brust, denn er war zu klein, als daß er ihn hätte an den Finger stecken können. Er trug ihn auch zeitlebens an einer Kette am Halse.

Im Jahre 1817 hielt die damals neunzehnjährige Prinzessin Charlotte ihren Einzug in Petersburg, ohne zu ahnen, daß sie fünfunddreißig Jahre lang den russischen Thron als Kaiserin schmücken würde. Ihrer Vermälung mit dem Großfürsten Nikolaus ging der Uebertritt zur griechischen Kirche voraus, bei welchem sie die Namen Alexandra — aus Courtoisie für ihren kaiserlichen Schwager — Feodorowna — Tochter Friedrich's — annahm. Sie war damals das Bild der lieblichsten, blühendsten Jungfräulichkeit und gewann gleich bei ihrem Erscheinen in Rußland alle Herzen. Acht Jahre verfloßen in verhältnißmäßig geräuschlosem Leben und in glücklichster Häuslichkeit. Vier Kinder hatte sie ihrem hohen Gemale geschenkt, die drei ersten Entbindungen hatten ihre Gesundheit erschüttert, als Kaiser Alexander starb und die Nachricht allgemein überraschte — Großfürst Nikolaus sei, mit Uebergehung des älteren Constantin, welcher feierlich auf die Nachfolge Verzicht geleistet habe, Kaiser von Rußland geworden. Die Empörung, welche sofort losbrach, erschreckte die junge Kaiserin dergestalt, daß sie von dem Augenblicke an als die Kanonensalven am Abende desselben Tages dem Aufstande ein Ende machten, bei welcher Gelegenheit Nikolaus persönlich an der Spitze des Preobraschenskyschen Regimentes den Meuterern entgegen rückte, ein nervöses Zucken im Gesichte behielt und nie mehr ihre volle Gesundheit wieder erlangte.

Nikolaus Liebe für seine Gemalin blieb stets unverändert. Marquis Custine, in seinem sonst Rußland sehr feindlich gesinnten Werke, stellt den Kaiser Nikolaus als Musterbild eines Familienvaters auf. Wie ein Kind nahm er die zarte Frau auf den Arm und trug sie die Treppen des Palastes hinauf. Aber gerade diese leidenschaftliche Zärtlichkeit gewährte der Kaiserin nicht immer die nothwendige Ruhe und der scharfbeobachtende Franzose sagt von Kaiser Nikolaus: Er bringt sie um aus Liebe."

Es war im Jahre 1838. Am Hofe zu Petersburg lebte eine junge Dame, so schön und liebenswürdig, daß der mächtigste Herrscher in Europa, wenn er ihr in einer Bauernhütte begegnet wäre, Prinzessinnen den Rücken gewendet haben würde, um derselben seine Hand und seinen Thron anzubieten. Und diese Dame, geboren im Schatten des stolzen Thrones von Rußland, war Marie Nikolajewna, die älteste Tochter des Kaisers Nikolaus mit Alexandra Feodorowna.

Sie hatte das neunzehnte Lebensjahr erreicht und als ihr, sie vergötternder Vater sie blühen sah, wie die Blumen des Mai, und bemerkte, daß zahlreiche Thronerben die Absicht hatten, sich um deren Hand zu bewerben, da warf er seine Augen auf den schönsten, reichsten und mächtigsten unter diesen.

„Mein Kind," sagte er eines Tages zu Marien, mit dem gütigen Lächeln eines Vaters, „Du bist nun schon alt genug, damit Du Dich vermälen kannst. Ich habe für Dich einen Prinzen gewählt, der Dich zur Königin, einen Mann, der Dich glücklich machen wird."

Die Prinzessin erröthete und erbleichte in einem Augenblicke.

„Einen Mann, der mich glücklich machen wird?" stammelte Marie seufzend und dieser hörbare Einwurf ihres Herzens machte die Stirne des Czaren schnell umdüstern.

„Sprich, Vater," fuhr sie erbleichend fort, des Kaisers Unmuth bemerkend, „ich werde Dir gehorchen."

„Gehorchen!?" rief der Kaiser und er zitterte zum ersten Male in seinem Leben. „Du willst also blos aus Gehorsam einen Gatten aus meinen Händen empfangen?"

Großfürstin Marie schwieg und nur eine hervorquellende Thräne, die sie vergeblich zu unterdrücken bestrebt war, gab Antwort auf diese Gewissensfrage.

„Wie?" fragte der Kaiser weiter. „Du hast doch nicht etwa schon einem Andern in deinem Herzen Treue gelobt?"

Das bleiche Mädchen schwieg noch immer.

„Erkläre Dich offen, Marie, ich befehle es Dir."

Da sank die Prinzessin zu des Czaren Füßen.

„Ja, Vater!" rief sie unter einem Strome von Thränen, „wenn ich es Dir schon sagen muß — mein Herz gehört nicht mehr mein, es gehört einem jungen Manne, der es nicht weiß und der es auch nie erfahren soll, wenn es so dein Wunsch ist. Er hat mich nur ein paar-

mal von Weitem gesehen und wir werden, wenn Du es mir verbietest, niemals mit einander sprechen."

Nikolaus der Erste schwieg. Er war bleich geworden und ging dreimal in dem langen Zimmer auf und ab. Er wollte um den Namen des Unglücklichen fragen — er getraute sich nicht, befürchtend, etwas Entsetzliches zu hören. Und er, der um einer Laune Willen sämmtlichen Monarchen der Welt an der Spitze ihrer Heere ohne zu beben getrotzt hätte, er fürchtete diesen unbekannten jungen Mann, welcher ihm den Besitz seines theuersten Kleinods streitig machte.

Endlich gewann er Fassung.

„Ist es ein König?" fragte er.

„Nein, mein Vater."

„Also wenigstens der Erbe eines Königs?"

„Nein, mein Vater."

„Also kein Kronprinz?"

„Nein, mein Vater."

Nach jedem Schritte auf dieser abwärts führenden Leiter machte der Czar eine Pause, während welcher er schwer Athem schöpfte.

„Ist er ein Ausländer?" fragte er mühsam weiter.

„Ja, Vater."

Wie vernichtet sank der Kaiser auf einen Stuhl und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

„Ist er in Rußland?" fragte er wieder in gewaltiger Anstrengung.

„Ja, mein Vater."

„In Petersburg?"

„Ja, mein Vater."

Die Stimme der Prinzessin wurde immer schwächer.

„Und wo werde ich ihn sehen!?" rief der Czar, die Stimme drohend erhebend.

„Gleich morgen, bei der Revue."

„Woran werde ich ihn erkennen?"

„An seinem grünen Federbusch und seinem schwarzen Roße."

„Gut, gut, meine Tochter. Gehe jetzt."

Großfürstin Marie wankte, einer Ohnmacht nahe, hinaus.

Kaiser Nikolaus versank in Nachdenken.

Eine kindische Grille von Marien ist die ganze Geschichte!" rief er endlich aus. „Ich bin ein Thor, daß ich darüber so außer Fassung

gerathe und mich dergestalt beunruhigen lasse. Sie wird die Kinderei bald vergessen! Sie muß sie vergessen!"

Aber im Herzen fügte er bei: „Und doch! Was ist meine Macht gegen ihre Thränen?"

Am nächsten Tage suchte bei der Revue das Adlerauge des Czaren sofort den grünen Federbusch und das schwarze Roß. Was kümmerte es ihn heute, wie seine Bataillone marschirten, ein Einziger aus den Tausenden war es, den er vor Allen bevorzugte. Und richtig — da war er, in der eigenen Suite — ein einfacher Oberst der bairischen leichten Reiterei, Namens Maximilian Joseph Eugen August Beauharnais, Herzog von Leuchtenberg, jüngstes Kind des Sohnes von Josephine, welche kurze Zeit Kaiserin von Frankreich war, und Augustens Amaliens, der Tochter von Maximilian Joseph von Baiern.

„Ist's möglich?" dachte sich der Czar. Darauf ließ er den Obersten rufen, in der Absicht, ihn nach München zurückzuschicken.

Der junge Mann erschien vor ihm. Aber im Augenblicke, als er im Begriffe stand, denselben durch ein Wort zu vernichten, bemerkte er, daß die Großfürstin Marie in ihrem Wagen ohnmächtig ward.

„Es ist kein Zweifel," sagte Nikolaus bei sich selbst, „er ist es wahrhaftig."

Er wandte nun dem bestürzten Fremdling den Rücken und kehrte sodann mit seiner Tochter nach dem kaiserlichen Palaste zurück. Durch sechs volle Wochen versuchte er durch Klugheit, Liebe und Strenge im Vereine alles Mögliche, um das Bild des Obersten aus dem Herzen der Tochter zu reißen. Sie war am Ende der ersten Woche gefaßt, nach der zweiten weinte sie im Stillen, nach der dritten weinte sie unverholen, nach der vierten beschloß sie, sich dem Vater zu opfern, nach der fünften war sie dem Tode nahe und nach der sechsten wäre sie sicher gestorben.

Mittlerweile bemerkte der Herzog von Leuchtenberg vollkommen, daß er beim Kaiser in Ungnade gefallen sei. Er wagte nicht, sich den Grund dazu selbst einzugestehen, anderntheils wollte er dennoch nicht warten, bis er den Befehl erhielte, in sein Vaterland zurückzukehren und so richtete er sich zur Abreise. Eben als er diese antreten wollte, erschien ein Adjutant des Kaisers, der ihn in den Palast beschied.

„Ach," dachte sich der Herzog, „hätte ich mich lieber gestern schon

auf den Weg gemacht! Ich würde dadurch vermieden haben, was mich nun erwartet. Warum achtete ich auch nicht auf die weise Regel, welche dem Menschen befiehlt: Ergreife gleich beim ersten Wetterleuchten die Flucht, wenn Du nicht vom Blitze ereilt sein willst."

Endlich trat er in das Kabinet, in das sonst nur Könige zu treten pflegten.

Nikolaus der Erste war bleich, sein Auge feucht, aber seine Miene fest und entschlossen.

„Oberst!" sagte der Kaiser, auf den Herzog einen durchbohrenden Blick heftend. „Sie sind einer der schönsten Offiziere in Europa; man sagt auch — ich glaube, daß dies wahr ist — sie besäßen einen gebildeten Geist, eine gründliche Erziehung, Geschmack an den Künsten und Wissenschaften, ein edles Herz und einen rechtschaffenen Charakter. Antworten Sie mir ohne jeden Rückhalt — kennen Sie die Großfürstin Marie Nikolajewna, meine Tochter?"

Der junge Mann war über diese, so unmittelbar gestellte Frage rein verblüfft. Er bewunderte die Prinzessin schon längst und betete sie an, ohne sich dessen selbst recht bewußt zu sein, von Ferne, wie man einen Engel des Paradieses anbetet, der Einem unerreichbar ist.

„Die Großfürstin Marie, Sire! rief er tief erröthend aus, ohne es zu wagen, in das Gesicht des Czaren zu blicken. „Ihr Blick würde mich zerschmettern, wenn ich Ihnen sagte, wie ich von ihr denke und ich würde vor Freude sterben, wenn Sie mir erlaubten, es zu sagen."

„Das heißt, Sie lieben meine Tochter!" sagte nun der Kaiser wohlwollend lächelnd. Dabei überreichte dieselbe Hand, von welcher der Herzog die Vernichtung erwartet hatte, ihm ein Patent, durch welches er zum Generaladjutanten des Kaisers, Kommandanten der Gardekavallerie und eines Hußarenregimentes, Chef eines Kadetenkorps, Präsidenten der Akademie der Künste und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, Moskau, Kasan 2c. ernannt wurde. Zugleich wurde ihm der Titel „Kaiserliche Hoheit" eingeräumt und mehrere Millionen Einkünfte zugesichert.

„Nun," fragte der Czar den fast ohnmächtig gewordenen jungen Mann, „wollen Sie jetzt den Dienst des Königs von Baiern verlassen und der Gemal der Großfürstin Marie werden?"

Der junge Offizier konnte nur in die Kniee sinken und die Hand seines Schwiegervaters mit heißen Dankesthränen benetzen.

„Sie sehen, daß ich meine Tochter auch liebe,“ sagte der Kaiser, den Herzog aufhebend und in seine Arme schließend.

Am nächsten Tage war die Prinzessin dem Leben wiedergeschenkt und bald darauf eine glückliche Gattin.

Die „Rose von Regensburg“ und ihre Anbeter.

I.

Ein geheimnißvoller Fremder.

Es war ein schöner, sonniger Augusttag des Jahres 1538. Die Zeiger der Thurmuhren wiesen auf die zweite Nachmittagsstunde, als zwei Reisende, aus Norden kommend, ihre Schritte nach dem sogenannten Rothenthurmthore lenkten, um in die prächtige Kaiserstadt Wien einzutreten.

Der jüngere Fremdling mochte etwa sechsundzwanzig Jahre zählen. Es war ein schöner Mann, in die Tracht der damaligen Kavaliere gehüllt, die Hand an den Degenknauf gedrückt, das lockige Haupt mit einem Ritterbarett bedeckt. An seiner Brust prangte der goldene Ehrenpfennig, an einer schweren Kette von demselben edlen Erze hangend. An den zierlichen Halbstiefeln klirrten mächtige Sporen, sein Wamms war von schwarzer Farbe. Sein Antlitz wies geistreiche Züge, doch verrieth der lüsterne Blick des Auges, wie ein seltsames Lächeln an den Mundwinkeln, daß der Fremdling zuweilen wie die Morgenländer nichts suche und preise, als das Glück sündiger Liebe.

Sein Gefährte war ein absonderlicher Geselle. Man wußte nicht recht, was man aus ihm machen sollte. Er war wohl auch wie ein Kavalier angethan, aber er gefiel sich in einer Tracht, so originell, wie man sie hier zu Lande noch bei keinem Menschenkinde gesehen. Sein Angesicht glich zudem in seiner entsetzlichen Blässe dem Antlitze einer Leiche, nur daß es zuweilen aus seinen Augen lohte und flammte, als schlängelten sich darin zwei eingefangene Blitze. Seine Stirn wurde von einem schwarzen Hütchen beschattet, dessen hochrothes Futter zeitweise

einen dämonischen Widerschein auf die fahlen Wangen zu werfen pflegte. Obenan schwankte eine purpurrothe Hahnenfeder. Seine Gewänder wiesen zwar den üblichen edelmännischen Schnitt, aber sie waren gleichfalls von schreiend rother Farbe und noch obendrein mit schwarzen Puffen geschmückt. Ein schwarzes Mäntelchen, kaum groß genug, um ein fünfjähriges Kind einzuhüllen, umflatterte, wie ein Drachenflügel gebildet, die hagere, unsäglich unheimliche Gestalt.

Beide Wanderer blieben vor dem Rothenthurmthore stehen und betrachteten diese uralte Baute, ein schmales viereckiges Gebäude, das ein rothes Ziegeldach, vier spitzige Eckthürme besaß und, was die Außenseite anbelangte, in schachbrettartigen Vierecken roth, licht und dunkel bemalt war, woher auch die Bezeichnung stammt. Das Innere des Thores bildete eine Art Halle mit spitzigen Bogen, die zur Durchfahrt diente. An der Wölbung hing eine Speckseite, darunter nachfolgende Reime zu lesen waren:

„Welche Frau ihren Mann oft raufft und schlagt,
Und ihn mit solcher kalten Laugen zwagt (wäscht),
Der soll die Pachen *) lassen henken,
Ihm ist ein and'rer Kirchtag zu schenken;
Welcher kommt durch diese Porten,
Dem rath ich mit getreuen Worten,
Daß er halt' Fried' in dieser Stadt,
Oder er macht sich selbst Unrath;
Daß ihn zwei Knecht' zum Richter weisen,
Und schlagen ihn in Stock und Eisen."

Die Reisenden traten durch das Thor und blieben abermals überrascht stehen, denn eine ungeheure Menschenmenge drängte sich heran und in jeder Miene zeigte sich gespannte Neugierde. Es mußte irgend eine Festlichkeit in Scene gehen.

„Da wären wir nun," begann der lange, unheimliche Rothe, „da wären wir nun in der so hochgepriesenen Kaiserstadt Wien. Freund Faust, Du sollst deine Wunderdinge sehen! Es ist ein gemüthliches und lustiges Volk, das hier haust, und für uns wird es wohl Abenteuer in Hülle und Fülle geben."

„Sind die Mägdlein küßlich und fein, Mephisto?" versetzte der jüngere Fremdling.

„Will es meinen," entgegnete Mephisto, mit einer wahren

*) Bache, Pachen, bedeutet Schwein, bezeichnet auch dessen speckige Seite.

Teufelsfratze, „hier pflegt man den Buhlen mit Küssen von Stundendauer zu bewirthen. Doch was mag da los sein? Die Leute stürmen wie besessen hierher. Wollen doch nachfragen?“

„Meinethalben,“ entgegnete Faust. „Eine lustige Komödie wäre nach meinem Sinne.“

Neben dem Fremdenpaare stand ein Männlein, gar seltsam zu schauen, das vielleicht auch in Wien noch nie seines Gleichen besessen. Dieser wunderliche Knirps wies zwei charakteristische Merkmale männlicher Häßlichkeit. Sein Haupt war ganz kahl und rückwärts zeigte sich ein abscheulicher Höcker. Hierzu kam noch eine weit vorspringende Stirn, ferner eine Stimme, widerlich quickend, als ob man ein kleines Kind greinen höre. Auch seine Gewänder taugten zu der armseligen Gestalt, denn sie waren wohl reinlich gehalten, schienen aber aus Olims Tagen, aus grauer Vergangenheit zu stammen. Diese Erscheinung aus der Zwergenwelt, dieses abschreckende Männlein schien sich überhaupt in Absonderlichkeiten zu gefallen, denn an seiner linken Seite rasselte ein langes Schwert, mit gewaltigem Knaufe, das weit über den Kopf hinausragte. Der Mann stieß zufällig an einen Stein und die Erschütterung machte, daß eine Kapsel am Knaufe aufsprang und eine Menge Pillen nach allen Richtungen auf die Straße rollten.

Mephisto wies höhnisch auf die Kügelchen.

„Laßt, laßt!“ quitschte der Höckerige, „s'ist blos Laudanum, ich kann dessen so viel erzeugen, als mir beliebt.“

„Verzeiht, Herr,“ nahm Faust das Wort, „wir sind Fremde, die eben von Krakau über Prag hierher kamen, wir möchten daher gerne wissen, was die Neugierde der Wiener so lebhaft zu erregen vermochte. Was gibt es denn eigentlich zu schauen, daß man — so zu sagen — herdenweise von allen Seiten herbeiströmt? Könntet Ihr die Gefälligkeit haben, uns darüber Auskunft zu geben?“

„Edler Herr,“ war die Antwort, „ich selbst bin ein Fremder, der vor wenigen Tagen erst aus Tirol hier ankam, indeß kann ich Euch doch Bescheid geben. Die Speckseite, die Ihr gewiß schon unter dem Thore bemerkt habt, die hat ein wohlweiser Rath der allezeit getreuen Stadt Wien an der Wölbung des rothen Thurms hinaufgehängt, um Männlichkeit und Leibesstärke der ehrsamen Pfahlbürgerschaft zu erproben. Es steht nämlich jedem Ehemanne frei den Pachen herabzuholen — nur muß er auf Ehre und Gewissen schwören, daß er das Regiment in

seinem Hause führt. Wer ein Sklave seines Weibes ist, der muß die Speckseite ungeschoren lassen."

„Ist Wien die Hauptstadt des Amazonenlandes?" rief Mephisto. „Wird hier der Pantoffel als Szepter der Herrschaft geküßt? Gibt es nicht einmal einen Kater, der sich getraute, den Speck zum Nachtische herabzuholen?"

„Hm," meinte sarkastisch der häßliche Fremde, „endlich hat sich doch ein Kater gefunden, und es soll der Pachen, der seit zwanzig Jahren dort oben hängt, ohne daß sich um denselben eine Mannsperson meldete, in robuste Hände gelangen. Es hat sich nämlich vor ein paar Wochen im Wirthshause „zum Adler" gleich hier nebenan in einer Zechgesellschaft der ehrsame Schustermeister Wolfgang Tröxl gerühmt, wie er ganz allein Herr in seinem Hause sei und seine Ehehälfte so gewiß herabkanzle, als es um Mittag zwölf Uhr zu schlagen pflege. Der bramarbasirende Genosse wurde nun sogleich aufgefordert, sich beim löblichen Gerichte, des Pachens halber, zu melden, und der kühne Geselle that dies auch am nächsten Morgen, worauf für heute die Beweisführung seiner Heldenkraft anberaumt wurde."

„Seid schönstens bedankt," sagte Faust und musterte nun die herbeiströmende Menge. „Dürfte ich aber etwa noch um Auskunft bitten, wer der oder jener unter den Leuten ist. Zum Beispiel fällt mir diese Gruppe junger Männer in die Augen, dort neben der Tribune."

„Das eine Jüngelchen," fuhr Mephisto fort, „wer mag das wohl sein? Der Fratz steht ja da, als ob er die Welt aus den Angeln heben wollte."

„Oh," rief der Häßliche, „der muß ungeschoren bleiben, der ißt nicht Kirschen mit irgend Jemand, der ihm nicht gefällt. Das ist Junker Sigmund Hager von Alensteig, mit seiner riesigen Dogge Alerte. Von den Schalksstreichen dieses Tollkopfs hörte ich gleich am ersten Tage meiner Ankunft ganz Wien erzählen. Wird dieses Jüngelchen zum Mann, dann edirt er wohl ein ganzes Buch ritterlicher Abenteuer. Er ist erst dreizehn Jahre alt und an Muth nimmt er es mit jedem ergrauten Krieger auf. Neben ihm seht Ihr den Augsburger Studenten Georg Sigmund von Seld, zwar erst zweiundzwanzig Jahre alt, aber der glänzendste Lautenschläger, den das heilige römisch-deutsche Reich aufzuweisen hat. Braucht Ihr Serenaden, dann ist er euer Mann und wird Euch freudig zu Diensten stehen. Auch seine Freunde, neben ihm, sind wahre Teufelskerle, vor Allem der kleine

Knirps mit dem Höcker, das ist Caspar Alapi, der Neffe des Ungarhelden Nikolaus Zrinyi, man nennt ihn, seiner Häßlichkeit wegen, die kleine Kröte."

„Halt!" rief plötzlich Faust, „welche rührende Gestalt zeigt sich meinen Blicken?"

„Ja," erwiderte der Häßliche und man merkte ihm eine gewisse innere Erregung an, „das ist freilich ein gar feines Mägdlein, Barbara Blumberg, die „Rose von Regensburg" genannt, Nichte des Herrn Stadtrichters Ladislaus von Edlasperg. Wenn Ihr dieß holde Kind singen hört, so träumt Ihr, ein Engel sei vom Himmel zur Erde herniedergestiegen."

„Beim Himmel, dieses Kind ist schön," flüsterte Faust seinem Begleiter in's Ohr, „höre, Du mußt mir die Dirne schaffen."

„'sist gar ein unschuldig Ding," versetzte Mephisto leise, „über die habe ich einstweilen noch keine Gewalt. Doch Geduld; kommt Zeit, kommt Rath."

Nun ertönte schallende Musik, es nahte sich der festliche Zug. An der Spitze marschirte eine Abtheilung Bürgermiliz, dann folgten die Räthe und Richter der Stadt, dann kam der Bürgermeister, Herr Hermes Schallautzer, die Ehrenkette tragend, mit ihm der Stadtrichter Ladislaus von Edlasperg. Einigen Fremden, die eben zufällig in Wien verweilten, waren Ehrenplätze in den Reihen des Zuges angewiesen worden, vor Allem dem reichen Augsburger Kaufherrn, Anton Fugger, diesem deutschen Nabob, der vor drei Jahren einen Schuldschein Kaiser Karl's des Fünften, lautend auf eine Million, zu Ehren der römisch-deutschen Majestät verbrannt hatte. Nach den Fremden folgte eine Reihe angesehener Wiener Bürger und — in der Mitte des Zuges, in einem freigelassenen Raume — prunkte der ehrsame Schustermeister Wolfgang Tröxl, der Ritter vom Pech und Großsprecher vom Leisten, mit einem Worte — der Held des Tages.

Sein Antlitz glänzte vor Eitelkeit, der Gang war etwas unsicher und sein Blick spähte zuweilen verstohlen umher, als ob er ein unliebsames Ereigniß befürchten würde.

Nun [bestiegen die Rathsherren und die Fremden die Tribune. Letztere musterten neugierig die erwartungsvolle Menge.

Plötzlich erbleichte der Handelsherr Fugger, gleich darauf flog wieder die Röthe der Ueberraschung über seine Wangen. Sein Blick haftete unverwandt auf einem hohen, starkgebauten Mann in unscheinbarer

Tracht, der mit verstohlenen Blicken seine Umgebung musterte. Es war gleichfalls ein Fremdling. Sein Antlitz zeigte ernste, männlich schöne Züge, sein Auge mahnte in seiner fast unbeweglichen Ruhe an die indischen Gottheiten, die man bei ihrer Menschwerdung nur an dem fast marmorstarren, gebieterischen Blick erkannte. Der herrische Fremdling schien trotz seinem schlichten Gewande zum Befehlen geboren. Ein prachtvoller, röthlicher Vollbart umschattete die mächtig aufgeworfenen Lippen.

„Ewiger Himmel!“ murmelte Fugger, „entweder hat mein erlauchter Freund hier einen Doppelgänger, der sein Spiegelbild abgeben könnte, oder er selbst wandelt wie Harun al Raschid verkleidet in den Straßen von Wien umher. Was mag ihn hierhergetrieben haben?“

Das Auge des Mannes mit dem rothen Vollbarte ruhte nunmehr mit verzehrender Glut auf der reizenden Barbara Blumberg, er schien das schöne Kind mit dem feurigen Gespinnste seiner Blicke umgarnen zu wollen. Barbara wurde bald auf den Fremden aufmerksam und die holde Maid blickte verwirrt und erröthend zu Boden.

Der Fremdling besah nunmehr die Tribune und ihre Insassen, gewahrte Fugger — der ihn noch immer anstarrte — lächelte milde und legte dann, anscheinend unabsichtlich, den Finger an den Mund, worauf sich der sonst so stolze Augsburger Kaufherr tief, doch behutsam verneigte und, wie Schweigen gelobend, die Hand an das Herz preßte.

Diese seltsame pantomimische Scene war von Niemanden, als von dem kleinen Häßlichen mit dem hohen Schwerte bemerkt worden, denn alle Welt war zu sehr mit der bevorstehenden Herabnahme der Speckseite beschäftigt. Es schickte sich Tröxl eben an, die Feuerprobe seiner Mannheit zu bestehen.

Bürgermeister Schallautzer erhob sich.

„Könnt Ihr,“ begann er, „bei Ehr' und Gewissen schwören, Meister Tröxl, daß Ihr als Herr und Gebieter am häuslichen Herde schaltet und waltet, daß euer Wille allein Gesetz ist und bleibt für euer Weib?“

Eine Weile blieb der Schustermeister stumm, dann aber ermannte er sich und sagte: „Ich bin Herr und Gebieter in meinem Hause.“

„Nun, dann langt kühn nach der Speckseite“.

Trompetentusch ertönte, Tröxl näherte sich der Leiter und setzte

einen Fuß auf die unterste Stufe. Aber er hatte auf die muthwilligen Studenten vergessen.

„Schade um das schöne Wamms dieses feinen Mannes," rief plötzlich Junker Hager mit lauter Stimme. „Tuch und Speck reimt sich nicht, es wird garstige Fettflecke setzen."

Als diese Worte an Tröxl's Ohr schlugen, blieb er erst verdutzt stehen, denn das war ein Wetterstreich aus blauen Lüften. Eine Weile dachte der tapfere Ritter vom Pech nach, dann zog er den Fuß von der Leiter, trat ein paar Schritte rückwärts und — zog dann langsam sein Wamms aus und wickelte dasselbe zusammen, um es an sicherem Orte zu bergen.

Da erhob sich der Bürgermeister.

„Weshalb," fragte er, „habt Ihr euer Obergewand abgelegt?"

„Ja seht, gestrenger Herr," plumpfte Tröxl unachtsam heraus, „um als Sieger würdig zu erscheinen, habe ich heute mein bestes Wamms angezogen; wie leicht wird dieses nun beschmutzt? Dann, gnade mir Gott, dann kratzte mein Weib mir die Augen aus!"

Man kann sich denken, welch unauslöschliches homerisches Lachen die Menge der Zuseher ergriff. Tröxl, der seine prahlerische Dummheit einsah, wollte sich beschämt entfernen, was ihm Anfangs nicht leicht möglich war, denn Alles fiel mit Hohn und Spott über ihn her und ließ ihn nicht vom Platze. Ein Schusterjunge setzte ihm endlich das Bein unter, so daß er zu Boden stürzte.

„Hilf ihm doch, Alerte!" rief nun Junker Hager.

Die riesige Dogge machte einen Satz zu ihm, und riß ihn am Genicke empor, so daß sein stattliches Wamms unter den Fangzähnen des gewaltigen Hundes bedeutenden Schaden litt. So schlich er beschämt nach Hause, wo ihm seine Ehehälfte für die Vermessenheit, den Herrn im Hause spielen zu wollen, einen zweiten festlichen Empfang bereitet haben soll.

Die Menge zerstreute sich. Mephisto bedankte sich bei seinem Nachbarn für alle gegebenen Auskünfte und erkundigte sich nach dessen Namen.

„Ich heiße Theophrastus Paracelsus," erwiderte einfach der häßliche Kleine, grüßte herablassend und verschwand unter der Menge.

„Paracelsus hier!" rief Faust. „Das ist der einzige Mensch, den ich fürchte. Dem laßt sich kein X für ein U vormachen. An dem Scharfsinne dieses Mannes scheitern unsere Künste."

„Bah," erwiderte höhnisch lachend Mephisto, „wenn er uns genirt, so sendet man ein Weib oder — einen Banditen über ihn, denn mit Gift ist bei dem Kräuterkenner nicht aufzukommen."

„Keinen Gewaltstreich, Freund, ich rath' es Dir; in Wien, dem Sitze der römisch-königlichen Majestät dürfte Dir das übel bekommen."

Mürrisch schwieg Mephisto und Faust beeilte sich der reizenden Blumberg nachzukommen, welche eben von der Tribune mit ihrem Oheime herab stieg. Glühenden Blickes folgte ihr Faust, man vermeinte einen Habicht zu sehen, der nach der Taube schießt. Er konnte aber nicht an die Liebliche herankommen, denn ein stattlicher Mann trat ihm fortwährend in den Weg und folgte, wie schützend, der Fährte der rührenden Erscheinung. Es war derselbe Unbekannte, vor dem sich Fugger so demüthig verbeugt hatte.

Faust gerieth in Zorn über diesen Eindringling und wollte mit ihm anbinden, aber, als ob dies absichtlich geschähe, stellten sich ihm fortwährend einige robuste Männer in den Weg, so daß er von dem vergeblichen Bemühen ablassen mußte und nach seinem früheren Standpunkte zurückkehrte.

„Kennst Du den Mann mit dem rothen Vollbart, der so hastig hinter Barbara einherschreitet?" fragte Faust seinen Begleiter.

Aber Mephisto hatte den räthselhaften Fremden gar nicht gesehen, da eben ein anderes Abenteuer ihn beschäftigte. Er fühlte nämlich, wie man an seinen Geldbeutel griff, der ihm an dem Wammse hing, und hatte lächelnd die räuberische Hand ergriffen.

„Um aller Heiligen Willen, laßt los!" schrie der Dieb. „Ihr verbrennt mir ja das Fleisch bis auf die Knochen!"

„Einfaltspinsel!" erwiderte Mephisto. „Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er es beim Kragen hätte."

„Wer bist Du?" fragte nun Doktor Faust.

„Seph, der Neidhammel, ein armer Bettler."

„Bettler — Neidhammel — woher stammt dieser prächtige Name?" frug Mephisto.

„Von dem Neide, gnädigster Herr, der mein Herz verzehrt, wenn ich reichere und glücklichere Menschenkinder sehe."

„Einen solchen Kumpan könnte ich brauchen!" rief Mephisto schmunzelnd. „Höre also, ich will Gnade für Recht ergehen lassen, doch nur unter der Bedingung: daß Du mir künftig Gehorsam leistest, wie ein demüthiger Hund. Nimm diese Börse als Angeld."

„Ich bin Euch mit Leib und Seele verfallen!“ rief Neidhammel. „Befehlt, und ich und mein Weib, die alte Urschel, werden Euch blindlings gehorchen!“

„Was!“ rief Faust. „Die Hexe Urschel ist dein Weib? An diese bin ich ja empfohlen, wenn ich besondere Hilfe brauche. Wo seid Ihr zu finden?“

„Entweder beim Bettelkotter im tiefen Graben, oder auf der Bettlerstiege am Schöfft *).“

„Es ist gut. Nun wollen wir unser Domizil aufsuchen.“

Faust und Mephisto machten sich auf den Weg. Der Bettler entfernte sich jubelnd mit der Börse, die verbrannte Hand in seinem Busen verbergend.

II.

Bei der Hexe auf der Bettlerstiege.

Doktor Faust, diese wunderliche, märchenhafte Persönlichkeit der alten Volksbücher, deren Existenz so oft zugegeben, oft verwechselt, oft geleugnet wurde, hat wirklich gelebt und war einer jener fahrenden Schüler (scolares vagantes), wie sie im Mittelalter zu Tausenden die Welt durchzogen, selbst Abenteurer, sich mit noch ärgeren Abenteurern, als Astrologen, Wahrsagern, Zauberern, Schatzgräbern u. dgl., verbanden und dergestalt ihrem humoristischen Hange zur „Narretheidigung“ der befangenen Erdensöhne weidlich die Zügel schießen ließen.

Das unerhörte Aufsehen, was nun Johann Faust, dieser zu Kundlingen im Württemberg'schen Anfangs des sechzehnten Jahrhunderts geborne Student der Medizin erregte, erklärt sich durch den abenteuerlichen Sinn der damaligen Zeit. Zudem hatten durch die Kreuzzüge die europäischen Nationen von den Arabern bereits eine weit größere Kenntniß in der Medizin, Chemie und Astronomie erlangt, als sie früher besaßen, die sie aber entweder zum Aberglauben verleitete, oder die ihnen die Macht in die Hand gab, durch Täuschungskünste — wie sie heutzutage jeder Taschenspieler anwendet — den Aberglauben anderer Menschen, sowie deren Sucht nach Reichthum und sinnlichem Vergnügen zu

*) Heute Mariahilf.

benützen, um ihre Zwecke, die meist politischer Natur waren, zu erreichen. Kam nun gar ein Mann wie Faust, der durch raffinirteste Schlauheit, männliche Schönheit, imponirendes Aussehen und im Besitze der nöthigen Geldmittel allen Genossen überlegen war, mit den bedeutendsten Personen in Verbindung stand, an technischer Gewandtheit des Leibes, an physikalischen, astronomischen und medizinischen Kenntnissen alle Anderen seines Gleichen übertraf und — was ja noch heute allein den Menschen vorwärts bringt — die Stimmung der Zeit zu benützen wußte, so beherrschte er natürlich mit unumschränkter Gewalt den Geist aller Jener, welche hinter den Anforderungen der Zeit zurückgeblieben waren.

So wurden seine schaudererregenden Teufelskünste: das Reiten auf dem Faße über die Stiege im Auerbachkeller (jetzt Faßtanzen der Gymnastiker), das Weinschenken aus den Tischecken (die unerschöpfliche Flasche der Taschenspieler), das feuerspeiende Schiff ohne Ruder (Dampfboot), die Entführung in die Luft durch den Teufel (Luftballon) und noch vieles Andere, auf natürlichstem Wege Erklärliche, die Quelle des wundersamen, sonst von keinem Magier erreichten Rufes.

Doktor Johann Faust befand sich zweifelsohne auf einige Zeit in Wien. Alte Chroniken verlegen mehrere seiner Thaten — und wir werden so manche davon hier erzählen — nach Wien. Obwohl keine andere Sicherheit vorliegt, ist es doch hinreichend, zu bedenken, daß ein Abenteurer, dem es darum zu thun ist, in der Welt Aufsehen zu erregen, der mehrere Länder besucht hat, in Prag sich einige Zeit aufhielt, wo noch heute sein Wohnhaus existirt, gewiß auch Wien, die Residenz des römischen Königs Ferdinand, nicht vermieden haben wird. Auch knüpfen sich an mehrere Häuser in Wien Sagen, die mit Faust in Verbindung stehen, man gibt das Haus Nr. 7 in der Floßgasse der Leopoldstadt als seinen Wohnort an, anderseits spricht die Tradition von seinem Aufenthalte beim kaiserlichen Hofsteinmetz Paul Kölbel, aus Krakau gebürtig, in welcher Stadt dieser den damaligen Studiosen der Magie kennen gelernt hatte. Kölbel wohnte im Hause des kaiserlichen Kammerdieners Matthäus Heyperger am alten Fleischmarkte Nr. 1, genannt „zum großen goldenen Hirschen."

Was seinen Begleiter anbelangt, so war dies wohl ein Diener seiner Lüste, denn Faust trieb in Wien keinerlei mystische Studien. Die Natur eines Don Juan begann bei ihm vorzuwalten, Minne war sein Hauptvergnügen, auch hatte er der schönen Barbara Blumberg

zu tief in die Vergißmeinnichtaugen gesehen — Barbara mußte sein werden, sei es durch Gegenliebe oder durch List und Gewalt. Mephisto bestärkte ihn redlich in diesem unlauteren Vorhaben. Da er jedoch, als gewiegter Menschenkenner, einsah, eine keusche Lilie, wie jene Maid, werde sich nicht von der nächst besten Hand pflücken lassen, so ging er nach Verlauf einiger Tage, wie er versprochen, Seph, den Neidhammel, aufzusuchen.

Weniger war ihm jedoch um den Bettler zu thun, als um dessen häßliche Ehehälfte, die berüchtigte Hexe Urschel; denn die alte Vettel war erstlich im Brauen von Liebestränken sehr erfahren, ferner diente eine Nichte von ihr im Hause des Stadtrichters Edlasperg, bei dem die holde Blumberg ihr Absteigequartier genommen.

Mephisto suchte den Bettler zuerst im sogenannten „Bettelkotter“ in der Stadt, wo indeß der Neidhammel nicht verweilte, Er hatte seine lange Strafzeit in dem Gebäude, in welchem arbeitsscheue Bettler mit zeitweiser Haft belegt wurden, bereits abgesessen, auch kein neues Vergehen begangen, das ihn in nähere unliebsame Berührung mit dem strengen Bettelvogte verwickeln konnte. Man wies Mephisto nach der „Bettlerstiege“, einer Gasse, die von der Vorliebe des Bettelvolkes für jene Gegend, durch welche die Reichsstraße nach Linz u. s. w. führte, ihren Beinamen erhielt.

Es war dies damals eine häßliche Gegend. Auch konnte man sich kaum eine garstigere Spelunke als Neidhammel's Wohnung denken. Diese bestand aus einer Stube und einem Kellergewölbe. Erstere diente als Schlafstätte, hatte einen ungedielten Boden, Wände und Fenster wie in Schmutz getaucht, ein paar elende Möbeln, welche gar nicht einmal diesen Namen verdienten und ein eckelhafter Fuselgeruch durchwehte die Räume. Luftiger, aber noch gräulicher wies sich das Kellergewölbe, das der alten Urschel als Hexenküche diente. An der linken Wand befand sich der Herd, wo zu gewissen Stunden ein mächtiger Kupferkessel brodelte. Kröten, Eidechsen und anderes eckelhaftes Gewürme kroch am Boden umher und in allen Ecken zeigten sich Stücke von mittelalterlichem Hexenhausrath, wie Todtenköpfe, Mispelzweige, Wünschelruthe u. s. w.

Mephisto trat in diesen eckligen Raum, ehrfurchtsvoll begleitet von Seph, und suchte sogleich mit den Augen die Hexe. Frau Urschel war ein altes, überaus häßliches Weib, gelb vom Antlitz, mit struppigen, schwarzen, doch bereits hier und da grau und weiß gemischten Haaren, ihre Gewande starrten von Schmutz.

„Kennst Du mich, Scheusal," frug Mephisto.

„Welche freche Sprache!" kreischte Urschel.

„Auf dem Blocksberg habe ich dieses Aas von einem Weibe freilich einmal geküßt," murmelte Mephisto ausspuckend, „aber das hatte bei dem abergläubischen Volke seinen Zweck. Damals rief ich zum ersten Male: Pfui Teufel!"

„Es ist der fremde Herr," warf Seph begütigend ein, „der mir die Börse gab."

Schweig, blöder Tropf!" wüthete die Alte weiter. „Ich, ein Scheusal!? Der Kostverächter! Daß die Feuerpein in sein Gebein fahre!"

„Hast Du vor mir nicht mehr Respekt?" donnerte Mephisto. „Erkennst Du das Bundeszeichen nicht — die Hahnenfeder?"

„Ach, Ihr seid es, Junker Voland?" jubelte die Hexe.

„Still," versetzte der rothe Mann, „diesen Namen führe ich, wie Du weißt, ja nur bei unseren Bundesgelagen. Nenne mich einfach Junker Natas — das Anagramm behagt meinem Charakter."

„Und was befehlt Ihr, Junker?"

„Wir stehen zu Diensten," sprach Seph.

„Ihr könnt mir Beide einen großen Gefallen erweisen. Was Dich anbelangt, so besteht vorläufig deine Aufgabe in Rundgängen, die ich Dir reichlich mit klingender Münze bezahlen werde. Du mußt noch häufiger als bisher in den Wiener Schänken und Kneipen einsprechen und hast es so einzurichten, daß die Rede auf den Doktor Paracelsus kommt. Merke Dir den Namen."

„Ist nicht nöthig; seit den paar Tagen, als der Knirps in Wien ist, spricht bereits die ganze Stadt von ihm, als einem hohen Gelehrten, Alchymisten und Wunderthäter. Nun gar, als er zu Gunsten der schönen Marie, des Wirthes beim „Küßdenpfennig" am Rothenthurm den Benedictuspfennig in ein schweres Goldstück verwandelte. Was soll ich mit dem Manne machen?"

„Du mußt über ihn Galgen und Rad reden, sprich: seine Hoffart, sein Stolz sei unerträglich, er gleiche dem Hahn, der auf einem Düngerhaufen herrisch thut; was seine Wissenschaft anbelangt, so verstehe er nicht mehr, als der nächste Dorfbarbier, auch heiße er im Reiche draußen nur der Dutzenddoktor, weil er von dreizehn Kranken sicher zwölf Stücke unter die Erde bringe."

„Edler Herr, das wird nicht leicht sein, aber meinem Mundwerk muß es gelingen."

„Sage ferner, daß er nicht mehr Gewissen habe als Kain, der seinen Bruder Abel erschlagen. Sein Gelddurst sei unersättlich, ja er würde nicht zögern, seinen eigenen Vater, falls er noch lebte, für ein paar lumpige Dukaten in die andere Welt zu senden. Hast Du mich verstanden?“

„Ja wohl. Und wann soll mein Botengang beginnen?“

„Noch heute, wo möglich zur Stunde!“

„Ich will mich sogleich auf die Strümpfe machen.“

„Thue so, mein Neidhämmelchen, Du leistest nicht gerade mir, aber einem Freunde von mir einen Dienst.“

Der Bettler humpelte hastig zur Thüre hinaus, Mephisto hatte ihm ja während des Zweigesprächs einige Thalerstücke in die Hand gedrückt.

„Und was habe ich zu leisten?“ frug seelenvergnügt lächelnd, mit widrig meckernder Stimme die Hexe.

„Ja, nun zu Dir, Du schmuckes Frauenbild. Du gehörst ja zu meiner Leibwache, kurz zu dem süßen Pöbel, der angeblich des Teufels Dasein verschönert, weil schon dumme Leute die gescheidten, wie wir sind, für den Teufel selbst halten. Ich kann mich also auf deinen Gehorsam verlassen?“

„Sprecht, mein Herr und Gebieter.“

„Kennst Du die Jungfrau — Barbara Blumberg?“

„Oh, das ist die keusche Närrin mit dem rosigen Gesichte! Und ob ich sie kenne! Die steht ohnehin auf meiner Liste jener Personen, mit denen sich Geld verdienen läßt!“

„Das sollst Du auch; mein Freund, der Doktor Faust ist in die Dirne vernarrt und will sie um jeden Preis besitzen.“

„Ist der Doktor ein schöner Mann?“

„Das muß ihm selbst der Neid zugestehen.“

„Nun, warum versucht er da nicht selbst sein Glück?“

„Er hat es gleich am nächsten Tage seiner Ankunft in Wien gewagt, aber die Würfel wollten nicht günstig fallen. Faust wurde zwar bei dem Nährvater und Beschützer der holden Regensburgerin aufgeführt, aber alle seine süßen Worte blieben bis jetzt in den Wind gesprochen; es war gerade so, als ob er vor einer leblosen Statue niederknieen wollte.“

„Ist Doktor Faust ein Gelehrter?“

„Das will ich meinen! In der neuesten Zeit aber eckelt ihm

vor bestaubten Pergamenten, er zieht es vor, die Rosen auf den Wangen hübscher Weibchen und Mägdlein zu zählen und das ist vernünftiger, als der ganze gelehrte Kram."

„Hm, dann steht seine Angelegenheit schlimmer, als ich dachte."

„Wie so?"

„Nun, die Blumberg schwur, nach Aussage meiner Nichte, ihrer Magd, mehrmals hoch und theuer, daß sie sich nur einem Mann in Liebe ergeben werde, der unendlich hoch stehe an Rang, Würde und Macht, oder der so gelehrt und weise sei, wie weiland König Salomo im Judenlande."

„Es muß noch andere Wege geben, auf denen man einem spröden Weibe beizukommen vermag."

„Und solltet Ihr diese Wege nicht kennen, Junker Natas?"

„Ein altes Sprichwort sagt: wenn sich der Teufel nicht mehr zu helfen weiß, so schickt er ein altes Weib aus. Ich bin in dieser Lage und fordere Dich nun auf, diesen schmeichelhaften Spruch zu neuen Ehren zu bringen, wackere Urschel!"

„Wäre nicht ein Liebestrank angezeigt?"

„Liebestrank? — Lächerlich; es ist ein Trank, der blos die Sinne berauscht. Was ist damit geholfen?"

„Wird das Fleisch schwach, so strauchelt auch der Geist."

„Gut, bleiben wir vorläufig beim Elixire; braue ein echtes Höllentränklein."

„Ich brauche dazu drei Tage Zeit."

„Weshalb?"

„Das Elixir muß dreimal kochen, und zwar jedesmal in der Geisterstunde."

„Auch gut, wir können warten. Also besorge das und schicke mir Nachricht durch deinen Mann. Auf Wiedersehen, Blocksbergschönheit!"

III.

Der Zaubernebel.

Die rechte Fronte des sogenannten „Lugeck" in Wien nahm zu jener Zeit ein stattliches Gebäude ein, welches von dem Besitzer Ladislaus (Laszló auf ungarisch) von Edlasperg, den Beinamen das

„Laszla-Haus“ erhalten hatte. Nebenbei gesagt, wurde es von einem späteren Besitzer sodann „Federlhof“ genannt, welchen Namen noch heute auch die Neubaute führt.

Zu jener Zeit besaß das „Laszlahaus“ mit seinen beiden Dachabtheilungen volle acht Geschoße mit irregulär geformten Fenstern, so daß man von Weitem eine stattliche Burg zu erblicken glaubte. Zwei Erker, weit vorspringend, mit großen Gitterfenstern, mit Thürmchen, die um ein Stockwerk höher waren, trugen viel bei, den Anblick des Gebäudes noch prächtiger zu gestalten. Derlei Thürmchen galten damals überhaupt als Symbole eines reichen Hausbesitzers und Grundherrn.

In einem dieser Thürme, die nach dem Geschmacke der damaligen Zeit eingerichtet waren, saß an einem heiteren Herbstnachmittage der Hausbesitzer und Stadtrichter, Herr Ladislaus von Edlasperg, in tiefes Nachdenken versunken, zuweilen auch mit prüfendem Blicke ein altes vergilbtes Pergament betrachtend. Es war ein stattlicher Mann wenngleich bei sechzig Jahre alt, von zwar unschönem, aber höchst geistreichem Angesichte, welches durch einen langen Bart noch mehr an Ausdruck und Würde gewann. Dieser Bart, wie das Haupthaar, waren jedoch bereits bedeutend ergraut. Man brauchte die Thurmstube nur etwas genauer zu betrachten, um zu erkennen, daß es das Studium der Geheimkräfte der Natur sei, dem Herr Ladislaus in berufsfreien Stunden mit unermüdlichem Eifer obzuliegen liebe. An den Wänden zeigten sich Glasschränke mit Phiolen und Retorten, ringsherum lagen und standen allerlei Arten von astronomischen und physikalischen Instrumenten; auch befand sich in der einen Ecke, und zwar hart vor einem großen Metallspiegel, ein kleiner Altar, wie ihn die Druiden zu errichten pflegten. Die Thurmstube ließ sich ferner durch schwere Fensterbalken selbst um die Mittagsstunde vor jedem Fünkchen Tageslicht absperren. In einer Stunde solcher künstlichen Finsterniß reichte eine seltsam geformte Ampel, die auf dem Altare emporragte, mit ihren Spirituslampen kaum hin, die weite dunkle Räumlichkeit nothdürftig zu erleuchten.

„Neugierig bin ich,“ flüsterte Edlasperg, „ob sein Wissen wirklich noch größer ist, als sein Ruf.“

Der Stadtrichter erwartete nämlich einen berühmten Gast — Paracelsus. Wir müssen jedoch den gelehrten Herrn seinem dunklen Drange nach höherer Erkenntniß überlassen und begeben uns in das freundliche, sonnenlichte Gemach, das sich unter dem erwähnten Thurme

befand. Es glich, Dank seiner vielen Blumenvasen, einem kleinen Treibhause; auch befand sich daselbst eine überaus heitere Gesellschaft.

Den Ehrenplatz nahm die Hausfrau, die Gattin des gestrengen Herrn Stadtrichters ein — Frau Margaretha, Tochter des reichen Wiener Rathsherrn Friedrich Gelrich. In ihrer Nähe standen ihre bereits erwachsenen Kinder, Namens Sophie, Agnes und Wolfgang. Als Gäste zeigten sich zwei uns bereits bekannte Männergestalten: der tollkühne Junker Hager und der gefeierte Musiker Seld, damals noch Student, in viel späteren Jahren kaiserlicher Vicekanzler. Man hieß seine Laute sprichwörtlich: die Schwester der Nachtigall.

Heute hatte Freund Seld einen schweren Stand, denn er mußte mit seinem Lautenspiele den Gesang eines Weibes begleiten, welches dem Himmel seine Sphärenklänge abgelauscht zu haben schien. Es war Barbara Blumberg.

Denkt Euch eine hohe schlanke Gestalt, deren Haltung fürstliche Würde bekundete, hiezu kamen zwei mildblickende Augen, blau wie Vergißmeinnicht, welche der Lenz im Scheiden als freundschaftliche Erinnerung zurückgelassen, ferner eine Fülle goldener Locken, welche bis zum Nacken herabhingen und das holde Antlitz wie ein Heiligenschein umflossen. Ein Dichter jener Zeit schilderte den Eindruck, welchen Barbara Blumberg machte, in folgender Art:

„Die Züge fromm und gläubig wie Gebete,
Die eine Mutter für ihr Kindlein spricht —
Die Wangen blaß, gleich einem Rosenbeete,
Um Mitternacht bestrahlt vom Mondenlicht —
Doch nein, die weiße Rose darf nicht wagen,
Die Schwesterschaft den Wangen anzutragen —
Im Blumenreiche heißt es, herrscht der Ruf,
Daß die Natur, als dieses Weib geboren,
Zum Theil vom Neid, zum Theil von Scham beschworen,
Nach seinem Bild' — die erste Lilie schuf.“

Uebrigens lautete das Lied, welches Barbara sang, hübsch weltlich. Barbara war zwar fromm und keusch, eine reine deutsche Maid jeder Zoll, doch hatte sie sich auf dem Gebiete der Poesie viel weiter hinausgewagt, als es die damaligen deutschen Minnesänger mit ihrem eintönigen Reimgeklingel zu unternehmen wagten. Die Glutgesänge Wälschlands und Spaniens blieben Barbara nicht fremd und so mußte es allerdings um das Weib bestellt sein, welches später einem Helden angehören, einen Helden gebären sollte.

An jenem Tage sang die Blumberg ein paar Strophen aus dem uralten Tannhäuserlied, einer Dichtung, die zu den merkwürdigsten Sprachdenkmalen gehört, die sich in dem Mund des deutschen Volkes erhalten. Die Strophen lauteten:

„Frau Venus ist eine schöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche;
Die Stimme ist wie Blumenduft,
Wie Blumenduft so reiche.

Wie der Schmetterling flattert um einen Kelch,
Den zarten Duft zu nippen,
So flattert auch meine Seele stets
Um ihre Rosenlippen.

Ihr edles Gesicht umringeln wild
Die blühend schwarzen Locken,
Schau'n Dich die großen Augen an,
Wird Dir der Athem stocken.

Schau'n Dich die großen Augen an,
So bist Du wie angekettet,
Ich habe nur mit großer Noth
Mich aus dem Berg gerettet.

Ich hab' mich gerettet aus dem Berg,
Doch stets verfolgen die Blicke
Der schönen Frau mich überall,
Sie winken: Komm' doch zurücke!"

Es lag etwas Zauberhaftes im Texte, wie im Klang; Laute und Töne schienen wie ein magisches Netz die Seele des Lauschers zu umstricken. Selbst Herr von Edlasperg ließ von seinem trockenen Studium ab und eilte über die Wendeltreppe nach dem Erkergemache hinunter, um gleichfalls träumerisch in diesen Strom von Poesie und Melodie zu versinken.

Als Barbara geendet hatte, überhäufte man sie mit Beifall, dem folgte eine lange Pause, in der alle Welt seltsamen Gedanken nachhing.

In dem Augenblicke trat ein Diener ein und meldete:

„Doktor Paracelsus."

Gleich darauf erschien der berühmte Arzt an der Schwelle, begleitet von seinem Famulus und einem Freunde, dem hochgeehrten

Doktor Wolfgang Laz*). Der Famulus trug einen seltsam geformten kleinen Kasten, den er auf einen Wink des Stadtrichters nach der Thurmstube schaffte.

Barbara fühlte ein seltsames Weh durch ihr Herz zucken, als sie die unschöne, verkümmerte Gestalt des gefeierten Wundermannes erblickte. Auch die Stadtrichterin konnte sich einer Regung mitleidiger Theilnahme nicht enthalten.

„Ein häßlicher Kauz," flüsterte Hager dem Lautenspieler zu.

„Aber aus seinem Auge sprüht mehr Geist, als wir hier Alle zusammen besitzen dürften!" versetzte Seld ebenso leise.

Paracelsus lächelte still vor sich hin, denn er war es gewohnt, daß man sich insgeheim spöttische Gedanken über seine verkümmerte Gestalt erlaubte. Als gewandter Lebemann jedoch wußte er die Gesellschaft binnen wenigen Minuten in ein trauliches Gespräch zu verwickeln, und er erzählte fließend und schön, sprach von seinen vielen Reisen, schilderte die seltsamen Sitten und Gebräuche in fernen Landen, wie er auch gar manches köstliche Witzwort zum Besten gab.

Barbara lauschte mit gespannter Neugierde, denn sie zählte zu jenen edlen Frauen, die bei dem Manne nur nach der Schönheit des Geistes, nie nach körperlichen Reizen fragen. So erging es ihr gar seltsam, je länger sie Paracelsus anblickte. Ihr war, als kehrte ein alter, längst als todt beweinter Jugendgespiele aus fernen Zonen heim und man kann auf dieses Gefühl, das keineswegs irdischer Liebe glich, die modernen Verse anwenden:

„Und wie auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Ihr Aug' hat ihn dennoch gleich wieder erkannt."

Aber bald hätte Paracelsus den günstigen Eindruck wieder auf schlimme Weise verwischt. Frau Margaretha, eine etwas beschränkte weibliche Natur, welche sich wie ein Planet, allein um das Feuer am häuslichen Heerde drehte, konnte sich nicht das Vergnügen versagen, den berühmten Mann — obendrein in sehr bedenklicher Manier und Fassung — um seine Ansichten über die Ehe zu fragen, als sich eben das Gespräch zu diesem Gegenstand gewendet hatte.

„Soll," sprach sie, „ein Weiser ein Weib heimführen?"

Paracelsus dachte einen Augenblick nach, dann erwiderte er:

---

*) Ausführlich behandelt in den „Dunklen Geschichten" desselben Verfassers, Seite 80.

„Ist die Maid schön, reich, gesund, guter Sitten, guten Geschlechtes, ei — so ziemt es dem Weisen, nach dem Eheringe zu greifen. Weil diese Dinge aber alle kostbares Wildpret und gar selten beieinander sind, so sollte der Weise eigentlich gar kein holdes Kind heimführen. Erstlich beirrt uns die Liebe im Studieren, denn den Wissenschaften und dem Weibe zugleich zu gefallen, das gehört zu den platten Unmöglichkeiten."

„Meint Ihr?" frug Barbara beinahe spöttisch.

„Auch begehrt das Weib gar viel," fuhr Paracelsus fort, „wie köstliche Kleider, Edelsteine, Perlen, Gold, Ehehalten*), mancherlei Hausrath, Eiderdunenbetten, vergoldete Sesseln, Bankpolster, endlich — daß sie Der und Jener bewundernd angaffe und andächtig ehre."

„Ihr übertreibt," rief Barbara.

„So kommt es," fuhr Paracelsus mit unerschütterlichem Phlegma weiter fort, „daß der Heiligenschein um dem Haupte der Geliebten gar oft schon in den Flitterwochen verstäubt. Wo aber dieser Nimbus einmal verstoben, da macht die Gewohnheit ihre eisernen Rechte geltend. Die Liebe hört auf, ein Traum zu sein und — man erwacht zur rauhen Wirklichkeit. Es wird Herbst im Herzen; wo die Rosen geblieben, weiß man nicht mehr."

„Ja, die Männer lieben freilich die Abwechslung!" platzte Frau Margaretha heraus.

„Manche Frau nicht minder," erwiderte Paracelsus. „Oh, es ist gar arg zu hüthen das viel Lieben! Nimmst Du darum eine Schöne, so nimmst Du mit vielen eine Gemeine; nimmst Du eine Häßliche, so ist es Mühe lieb zu haben, was Niemand sonst will, und dennoch behält einer mit weniger Anfechtung eine Ungestaltete, als daß er eine Schöne, der Jedermann nachstellt, zu hüthen vermag."

Obgleich der große Theophrastus die Farben zu diesem Gemälde ein wenig allzu grell auftrug, möchte doch mancher geplagte Ehemann der Neuzeit darin große Aehnlichkeit mit seiner Frau Liebsten entdecken. Es läßt sich leicht denken, daß diese Aeußerungen von der schönen Hälfte des Menschengeschlechtes im Erkergemache des Stadtrichters mit einiger Entrüstung aufgenommen wurden. Selbst die reizende Barbara warf dem Verächter ihrer Mitschwestern einen bitterbösen Blick zu.

*) Paracelsus war zur Schließung einer Ehe unfähig, da ihn in seiner Kindheit ein Unfall betroffen hatte. Die oben stehenden Aeußerungen seinerseits über die Ehe sind historisch.

„Artig seid Ihr nicht gegen uns Frauen," schmollte Margaretha.

Die Männer kicherten. Barbara setzte sich nieder und sagte: „Keine Regel ohne Ausnahme; blumig gestaltet sich die Ehe dort, wo sich nicht blos das Herz zum Herzen, nein, auch der Geist zum Geiste findet. Mag die Liebe auch später seltener einsprechen, ganz verläßt sie denn doch nicht die Menschenkinder, welche gemeinsam durch das harte Leben wandern."

„Ihr habt Recht," versetzte Paracelsus, träumerisch vor sich hinblickend. „Geist und Epheu sind Geschwisterkinder. Denkt an eine alte Baute. Einst war sie ein prachtvolles Gebäude, ein Tempel, darin die Bundeslade der Liebe aufbewahrt worden. Die rastlos arbeitsame Hand der Zeit zermalmte den klaren Marmor. Wohin das Auge blickt — Trümmer, Mauerstücke, gähnende Risse, eingesunkenes Gestein! Der Epheu aber schlingt sein Geflecht liebend um die Ueberreste ehemaliger Pracht und Herrlichkeit. Außen ahnt es der Wanderer kaum, daß sich allmälig löste, was der Mensch zusammengefügt. Alte Baute, Spiegelbild der Ehe! Geist, Du ewig grüner Epheu!"

„Vortrefflich!" rief Doktor Lazius und sämmtliche Männer blickten bewundernd nach dem Redner. Barbara war tief ergriffen.

„Enden wir dieses Gespräch," sagte endlich der Stadtrichter, „uns erwartet ja nach dem früheren Ohrenschmaus eine gar prachtvolle Augenweide. Denkt nur, Kinder, Freund Paracelsus hat mir versprochen, uns noch heute Bilder der Zukunft vorzuführen."

„Ich werde mein Versprechen sogleich zur Wahrheit gestalten," erwiderte Paracelsus und Alle verfügten sich mit ihm nach der Thurmstube.

Die Beleuchtung der Stube bestand, als die Gesellschaft oben eintraf, aus einer Ampel, darin Spiritus brannte, dessen blaue Flamme dem Antlitze des Wundermannes eine fast leichenhafte Färbung verlieh.

Paracelsus hatte sich in einen schwarzen Talar, mit kabbalistischem Schmuckwerk verziert, gehüllt und schwang eine Art Zauberstab. Auf dem Altare lag ein uraltes Pergament mit chaldäischen Lettern beschrieben, das dann Theophrastus in kürzeren oder längeren Pausen zur Hand nahm, mit leise flüsternder Stimme kabbalistische Sprüche ablesend.

Der abergläubischen Stadtrichterin standen vor Gespensterfurcht die Haare zu Berge. Es sollte jedoch noch spukhafter kommen.

Paracelsus zog mit Hilfe eines schwarzen und weißen, mit Todtenköpfen geschmückten Bandes einen Kreis um die Gesellschaft und ermahnte sie, diese Grenze ja nicht zu überschreiten. Dann griff er nach einer Art Räucherpfanne, blies die Kohlen an und streute eine Hand voll Wurzelwerk in das kupferne Becken. Ein dicker Dunst, Rauch oder Nebel erfüllte das Gemach. Nunmehr murmelte der Magiker eine chaldäische Beschwörungsformel. Ein dumpfer Donner rollte durch das Gemach, die Spiritusflamme erlosch, ein schwacher bläulicher Schimmer von bengalischem Feuer erglänzte, der Nebel ward dichter und dichter, zertheilte sich aber allmälig und ließ endlich, wie bei den viele Jahrhunderte später erst hier in Wien durch Döbler bekannt gewordenen „dissolving views“ oder Nebelbildern, mehrere Bilder und Scenen erscheinen.

Die Wundermänner der Vorzeit waren nur kluge Leute, welche ihren Zeitgenossen in der Kenntniß der Naturgesetze um mehrere Jahrhunderte vorauszueilen wußten. Nun, das blöde Volk nannte sie Hexenmeister, und Jene, denen derlei nicht in den Kram paßte, schickten sie auf das Schaffot oder auf den Scheiterhaufen. Oder wäre das damals nicht etwa mit Montgolfier, Fulton, Daguerre u. dgl. geschehen?

Doch zurück zu den Bildern.

Das erste Bild, welches sich zeigte, wies ein Gemach in demselben Hause, worin sich Alle befanden, es war die ihnen nur zu wohl bekannte Erkerstube im ersten Stocke. Auf dem Siechbette lag ein langer hagerer Kriegsmann mit einem spitzigen Barte. Im Hintergrunde zeigte sich Schlachtengetümmel.

„Das ist ein großer Heermeister der Zukunft,“ erklärte Paracelsus, „er wird im nächsten Jahrhunderte das Schwert und der Schild der Kirche sein gegen viele Tausende von Gegnern, die ihr die Lehre des Martin Luther schon jetzt zu erwecken begonnen hat*).

Nun warf Paracelsus frisches Wurzelwerk in die Räucherpfanne, diesmal aber rollte kein Wetterstreich nach dem Erlöschen der Flammen durch die Thurmstube, nein, es dröhnte gewaltig, als ob die Sturmglocke der Domkirche angeschlagen würde. Das neue Bild, welches erschien, zeigte die halbe Wienerstadt in Flammen und der rothe Hahn breitete sich nach allen Seiten aus.

---

*) Im Jahre 1626 lag Wallenstein krank im Federlhofe.

„Nach zwei Jahrhunderten wird halb Wien von einer erschrecklichen Feuersbrunst verzehrt werden," erklärte Paracelsus, „und man wird es ein großes Glück nennen, daß kein Menschenleben zu Grunde geht."

Auch dieses Gebilde versank und machte einem dritten Platz.

Ein Adler mit Doppelkopfe kämpfte mit einem Hahne, welcher letztere sich endlich triumphirend auf seinen Rücken setzte und ihn zu Boden drückte, dann zeigten sich aber beide friedlich nebeneinander, endlich erschien ein riesengroßer Adler mit einem Kopfe und schwebte die beiden andern Thiere mit seinen Fängen niederdrückend über denselben.

„Die Franzosen, einst Gallier genannt," fuhr Paracelsus im prophetischen Tone fort, „haben die Art der Hähne wegen ihrer überschwenglichen Hoffart, die sie in ihrer Influenz über alle Nationen tragen; sie meinen ihr Hals, ihre Vernunft und ihr Witz gehe bis in den Himmel . . . . . und wenn sie ihren Hals strecken, so soll alle Welt fliehen, und zwar wegen ihrer neidischen und untreuen Art, wie oft ein Hahn allein frißt, ohne der Henne etwas zu gönnen, wegen ihrer zänkischen Art mit allen andern Kampfhähnen. So lange sie Franzosen sind, werden sie immer Zank und Hader haben mit den Umländern und so viel sie können, vertreiben und unterdrücken. Es ist in der Figur des Himmels offenbar, daß aus Frankreich Einer*) in das römisch-deutsche Reich einfallen werde. Derselbe wird einen Streifzug wagen und sich den Reichsadler aneignen, also sich einen Kaiser nennen, mit Pomp nach Frankreich zurückkehren, aber nichts Namhaftes behalten. Daraus folgt daher nicht, daß er der Herr von Europa noch ein Reformator der Kirche sein werde, sondern durch die Sterne wird er blos zu diesem brennenden Verlangen gereizt. Die Gesellschaft der Gilgen (französischen Lilien) mit dem großen Adler, das ist der Bund des französischen Imperators mit dem rechten römischen Kaiser**) wird sich enden und der alte Löwe (Leo) wird von dem jungen Adler betrogen werden und dadurch ablöschen das Lob der Franzosen in der deutschen Nation. . . Ein Adler wird dann schwach werden, der Andere aber zunehmen und die Bündner des Ersteren zwingen. Frankreich wird seinen Herrn verlieren, und obgleich der Himmel seinen Effekt klar an-

*) Unstreitig Napoleon I. Wenn man diese thatsächliche Prophezeiung des Paracelsus denkend verfolgt, so frappirt die merkwürdige politische Voraussicht dieses Mannes.

**) Kaiser Franz I.

zeigt und vorbringt, so wird ihm doch das deutsche Reich nicht zugesprochen, denn es werden Andere auferstehen, welche dem Himmel seine Streiter niederlegen, nicht allein in Gallia, sondern auch in Germania Aus dieser Rotte wird der Fels deutscher Nation entspringen, von dem bereits die Sybilla geredet hat."

Paracelsus verstummte. Die Vision verschwand im Nebel.

Die Mehrzahl der Gesellschaft befand sich zwar in einer gedrückten, ja fast furchtsamen Stimmung; alle Zuschauer waren jedoch über die Bilder der Zukunft so entzückt, daß die Bitte um neue Schaustücke von Mund zu Munde ging. Paracelsus meinte zwar trocken: „Maßhalten wäre auch bei Scenen des Vergnügens die erste Weisheit", doch ließ er sich herbei, dem allgemeinen Wunsche zu willfahren und sagte, er wolle den sämmtlichen Damen ein Bild der Weissagung aus ihrem eigenen Leben schauen lassen.

Diese Taktik war schlau berechnet, denn es zeigte sich, daß, trotz der brennenden weiblichen Neugier, weder die Stadtrichterin noch deren Töchter in den Spiegel der Zukunft zu schauen begehrten.

Schon glaubte der Magus gewonnenes Spiel zu haben, aber der entschlossene Muth der schönen Blumberg machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Gelassen sagte sie: „Nun, so zeigt mir meine Zukunft, was meine Bestimmung als Weib anbelangt. Ich scheue mich keineswegs vor dem Horoskope."

Bedenklich schüttelte Paracelsus das Haupt.

„Nun so sei es!" rief er mit bitterem Lächeln.

Dann begann die Beschwörung auf's Neue, nur mußte die Gesellschaft, Barbara ausgenommen, aus dem Kreise treten, auch wurde das Band mit den Todtenköpfen durch eine weiße Schleife ersetzt, die mit Rosenknospen geschmückt war. Der Magus goß ferner wohlriechendes Oel in das Kohlenbecken. Nebel erfüllte, wie früher, die Thurmstube, doch verbreitete sich ringsum jener exotische Duft, wie er nur in den Treibhäusern der Großen der Erde heimisch zu sein pflegt.

Mit jeder Sekunde wurde die Neugierde der Gesellschaft lebhafter; auch Barbara starrte fast athemlos auf den Zaubernebel. Liebliche Musik ertönte*) der dichte Nebel zertheilte sich allmälig, das Formlose bekam deutlichere Umrisse. Man erblickte endlich ein reichgeschmücktes Prunkgemach. Alles bekundete hohen Reichthum, ungewöhnliche Machtstellung.

---

*) Paracelsus kannte bereits den Gebrauch der Spieluhren, nur waren selbe noch in sehr primitivem Zustande.



Die „Rose von Regensburg“ und ihre Anbeter.

Barbara stieß einen matten Schrei aus — es zeigte sich in dem Gemache ihr leibhaftiges Ebenbild. Diese Doppelgängerin ruhte liebkosend in den Armen eines hohen Mannes — jenes Unbekannten mit dem rothen Vollbarte, den sie schon mehrmals auf ihren Wegen begegnet und dessen Anblick in ihrer Brust bisher noch nie empfundene Gefühle rege gemacht hatte.

Beim Anblicke dieses Mannes fuhr Herr von Edlasperg erbleichend zurück.

„Das ist ja unmöglich!“ murmelte er vor sich hin.

Paracelsus blickte Barbara traurig und milde an. Dann winkte er mit dem Stabe und das Gebilde verschwand im Nebel, welcher das Gemach auf's Neue erfüllte, bald aber langsam wie Rauch sich zu erheben schien.

„Ihr Alle,“ sprach nun Paracelsus mit bewegter Stimme, „kennt die Geschichte der schönen Brunhilde, die gerade vor dreihundert Jahren lebte. Der Babenberger Friedrich warb um ihre Neigung, das tugendhafte Weib wollte jedoch keine Sterbenssilbe wissen von seinen verlockenden Verheißungen. Da ließ er die Aermste bei einem Feste, das er gab, aufgreifen und zwang sie in seinem Palaste gewaltsam zur Liebe. Gebe Gott, daß hier, dieser reizenden Lilie kein gleiches oder ähnliches Geschick bevorstehe, wie es in der Vorzeit die schuldlos reine Brunhilde ereilte“.

IV.

Eine versuchte Entführung.

Es war am letzten Sonntag des Monats August, ungefähr nach drei Wochen, seit Faust und sein Helfershelfer Mephisto die Kaiserstadt Wien betreten, als man sich in Wien in die Tage der Völkerwanderung zurückversetzt glaubte. Alt wie jung, reich wie arm, Greis wie Kind, Mann wie Weib, Nobel wie Gering eilte nach dem freundlich gelegenen Nachbarörtchen Nußdorf. Die unübersehbare Menschenmenge wurde auch von einem höchst seltsamen Magnete nach dem Gestade der oberen Donau gezogen.

Unter den zahlreichen Frachtschiffen und Kähnen, welche bei Nußdorf vor Anker lagen, befand sich nämlich seit anderthalb Tagen ein

gar seltsam fremdes Fahrzeug, dessen bizarrer wunderlicher Bau eine Menge neugieriger Müßiggänger der Stadt schon am vergangenen Samstag in das Freie lockte. Viel Aufsehen erregte ferner das Kostüm der Bemannung, aus einem halben Dutzend Matrosen bestehend, welche sammt und sonders in die malerische Tracht des Morgenlandes gehüllt und nebstbei bis an die Zähne bewaffnet waren. Seit Menschengedenken war es das erste Fahrzeug dieser Gattung, das man an jenem Strande gesehen und in der Stadt erzählte man sich zehn Historien, eine so abenteuerlich wie die andere, über den Reichthum des Schiffseigenthümers, wie über die seltsame Art und Weise, wie dies Fahrzeug in Lauf gesetzt werde.

Man hieß es daher auch allgemein das Gespensterschiff. Der Schiffsherr trug ebenfalls einen halb berühmten, halb berüchtigten Namen — es war Doktor Faust. Dies allein hätte hingereicht, den Namen zu rechtfertigen, welchen der Aberglaube der Wiener der eisernen Wasserschwalbe zu Nußdorf beigelegt hatte. Die Bezeichnung „eiserne Wasserschwalbe“ rechtfertigte sich dadurch, daß der gesammte Kiel des Fahrzeuges mit Eisenblech belegt war. Ferner zeigte sich in der Mitte des Fahrzeuges eine Art hohen Schlotes oder Rauchfangs, der übrigens die Nachbildung einer Thiergestalt lieferte und das leibhaftige Konterfei eines Exemplars jener Affenrace zu sein schien, welche neuere Naturforscher unter der Rubrik Waldmensch oder Orang-utang zu verzeichnen pflegen. Niemand konnte begreifen, wozu dieser kolossale Affe dienen sollte. Hunderterlei Gerüchte waren auch hinsichtlich dieser Frage in Umlauf und halb Wien jauchzte, als endlich der erwähnte Sonntag anbrach, denn heute Nachmittag — so hieß es — werde die Lösung des großen Räthsels kund werden. Es gedachte, wie allgemein bekannt geworden, Doktor Faust an jenem Tage eine Lustfahrt zu unternehmen.

Eine gute Weile hatte die Menschenmenge das schwarze Ungeheuer halb neugierig, halb mit innerem Grauen angestaunt, als plötzlich ein allgemeiner Schrei des Erstaunens und Entsetzens erdröhnte.

Der riesige Affe auf dem spukhaften Fahrzeuge begann seltsame Symptome von Ungeduld kundzugeben; seine Augen glühten wie feurige Kohlen, auch fing er zu schnauben an, als stecke das sagenhafte, kolossale Roß der Trojaner in seinem eisernen Leibe. Schließlich spie er Rauch und Flammen in die Lüfte *).

---

*) Eine alte Chronik spricht von diesem Ereignisse zu Wien als Thatsache.

Die Mehrzahl der Zuschauer schlug zitternd ein Kreuz. In diesem Augenblicke erschien Doktor Faust auf dem Verdecke seines Schiffes. Den kraftvollen Wuchs des schönen Mannes hob die reiche morgenländische Tracht, in die er sich heute gehüllt, noch mehr hervor. Sein Begleiter war, wie immer, der unheimliche Geselle Mephisto, der ebenfalls orientalisches Kostüme trug, nichtsdestoweniger jedoch seinen Leibfarben, schwarz und roth, getreu geblieben war. Faust lagerte sich auf dem Verdecke auf zwei Kissen von indischem Gewebe, dann griff er nach seiner silbernen Schiffspfeife und deren gellender Ton lockte einen wunderlichen Jungen herbei, der in das Kostüme eines Affen gehüllt war und dabei auch die Gelenkigkeit der Glieder eines solchen entwickelte. Bald erfolgte neue Verwunderung, denn dieser Junge brachte ein seltsames Geräthe herbei, welches Faust an den Mund setzte, worauf dichte Wolken blauen wohlriechenden Dampfes in die Luft stiegen, während ein kleiner Kessel unten glühte und qualmte. Damals wußte Niemand, daß dies eine Tabakpfeife sei, die Faust von einem uralten spanischen Seefahrer erhalten hatte, der ihm auch den Gebrauch des Tabaks lehrte. Die Wiener der damaligen Zeit hielten Faust für einen Feueresser.

Währenddem gab Faust das Signal zur Abfahrt. Es ertönte aus dem Rachen des riesigen Affen ein gellender Pfiff, der eiserne Orang-utang schnaubte darauf noch gewaltiger Rauch und Flammen, und langsam wendete sich das Schiff, ohne daß man Segel und Ruder erblickte, und fuhr in immer schneller werdendem Tempo stromabwärts.

Unter der herbeigeströmten Menge von Zuschauern, befanden sich in den vordersten Reihen die Familie Edlasperg und deren Freunde, die wir bereits im Laszlahaus begegneten. Die Mehrzahl der Zuschauer behauptete, bei dem Schiffe müsse Zauberei im Spiele sein, einige Personen äußerten sogar in bedenklicher Weise, man solle Faust sammt seinem Begleiter als Hexenmeister verbrennen, aber es gab hinwider auch aufgeklärtere und muthigere Männer, welche die abergläubische Menge zu beruhigen suchten. Solche gab es in allen Jahrhunderten, leider, daß sie nicht immer mit ihren Aufklärungen durchzudringen vermochten; gar viele schöne Erfindungen der Vorzeit würden dann nicht für uns verloren, gar mancher schöpfender Genius nicht in Kerkernacht oder auf dem Schaffote zu Grunde gegangen sein!

Auch unser bekannter Tollkopf, Junker Hager, empfand nicht den mindesten Schauer.

„Ich wollte darauf wetten,“ sagte er zu Barbara Blumberg, „daß jenes Schiff durch ein Dutzend Ruder in Bewegung gesetzt wird, doch werden diese wahrscheinlich ungesehen, weit unter dem Wasser, ihre Arbeit verrichten.“

„Das möchte ich gerade nicht behaupten,“ erwiderte Doktor Laz, der weiseste aller damaligen Wiener Aerzte, zugleich ein tiefdenkender, historischer Forscher. „Ich möchte eher glauben, daß hier geheime Gesetze der Physik auf ebenso unbekannte Hebel der Mechanik einwirken, von denen die übrige Welt bisher noch keine Ahnung hat. So schrieb mir vor nicht langer Zeit ein Freund aus Spanien von einem Manne in Portugal, Namens Vasco de Gama, königlicher Admiral, daß dieser eine Art Schiff ohne Ruder erfunden habe, welches mit erhitzter Wasserkraft fortgetrieben werde *). Er hält nicht viel darauf, denn es trieb so äußerst langsam, daß der Erfinder selbst es für unzweckmäßig zum ferneren Gebrauche erklärte. Kann nicht Faust, der aller Herren Länder bereist und auch in Spanien und Portugal gewesen, dieses Schiff untersucht und dessen mangelhafte Mechanik verbessert haben? Faust ist in einer Wissenschaft bewandert, welche bei uns noch sehr in der Kindheit liegt, ich meine die experimentirende Physik. Paracelsus ist Meister in derselben und dem wäre sicher das Schiff kein Räthsel mehr.“

„Ganz meine Ansicht,“ erwiderte der Stadtrichter Edlasperg, ein sehr aufgeklärter Mann und physikalischer Forscher, dem es zumeist zu danken, daß Wien unter König Ferdinands Regierung von allen Hexen- und derlei Prozessen verschont blieb.

„Jedenfalls,“ meinte der Lautenschläger Seld, gehört sehr viel Waglingsmuth dazu, seine gesunden Beine einem solchen behexten Schiffe anzuvertrauen.“

„Und warum nicht?“ frug Barbara.

„Man kann doch nicht wissen . . . .“

„Ei was,“ fuhr das beherzte schöne Kind fort, „unser Leben steht in Gottes Hand, er zählt die Haare auf unserem Haupte und es fällt kein Sperling vom Dache, ohne daß es zu seiner Kenntniß gelangt. Ich möchte mich nicht scheuen, eine Spazierfahrt auf dem sogenannten Gespensterschiffe zu machen.

„Doktor Faust hat uns auch dazu eingeladen,“ sagte der Stadtrichter.

---

*) Vasco de Gama gilt als Erfinder eines durch Dampf treibbaren Schiffes.

„In der That?“ rief Lazius verwundert. „Er hat doch mein und Paracelsus’ Ansuchen darum unter nichtigen Vorwänden abgelehnt.“

„Ich habe dem Doktor unsere Theilnahme zugesagt,“ fuhr der Stadtrichter fort, „nur wollte ich das Schiff früher steuern sehen. Es ist die Pflicht meines Amtes der albernen Menge zu zeigen, daß hier von keinem Teufelsspuk die Rede sein kann. Man muß dem Fortschreiten der Wissenschaft Bahn zu brechen suchen.“

„Auch ich gedenke an Bord des Schiffes zu gehen,“ sagte Barbara.

Das gespensterhafte Schiff kam nun wieder in Sicht, was einen neuen Ausruf des Erstaunens von Seite der Zusehermenge veranlaßte. Es legte links um und kam, zwar etwas langsamer als bei der Thalfahrt, aber noch immer mit erstaunlicher Schnelligkeit stromaufwärts dahergebraust und legte in der Nähe seines früheren Landungsplatzes an. Währenddem flüsterte eine bekannte Stimme dem Junker Hager in das Ohr: „Komm, Bruderherz, es ist Gefahr auf Verzug, wir haben sehr wichtige Dinge zu besorgen.“

Hager sah sich erstaunt um — Alapi, die „kleine Kröte“ stand an seiner Seite.

„Was gibt’s?“ fragte Hager.

„Vielleicht ein paar blutige Köpfe!“ versetzte leise der Ungar. „Aber es muß sein, daß wir handelnd eingreifen.“

„Oh, da bin ich gleich dabei; das macht mir mehr Vergnügen, als die ganze Wasserfahrt.

„Dann komm,“ drängte Alapi, „es ist bei Gott keine Zeit zu verlieren.“ Damit zog er den Junker aus dem Gedränge nach der großen Fahrstraße, und zwar zu einer Stelle, wo sein Leibdiener zwei gesattelte Pferde bereit hielt.

„Es gilt also einen Strauß zu Pferde?“ fragte der Junker verwundert.

„Vorderhand nur einen stürmischen Ritt,“ meinte Alapi. „Nun zeige, deutsches Landeskind, daß Du reiten kannst, wie ein echter Ungar, wild, tollköpfig, wie besessen, als säße je ein Blitzstrahl in den Sprunggelenken deines Gaules!“

Gleichzeitig warf sich Alapi in den Sattel, Hager folgte seinem Beispiele und Beide jagten rasenden Laufes nach der Stadt.

Während sie den Blicken der ihnen erstaunt nachsehenden Menge

entschwanden, entspann sich am Bord des Gespensterschiffes folgendes Zweigespräch.

„Glaubst Du, daß sie an Bord kommt?“ fragte Faust seinen Begleiter.

„Hm — Neugierde ist bei den Weibern mächtiger als Furcht und Aberglaube.“

„Vielleicht folgt ihr aber ein bedeutendes Schirmgeleite.“

„Das steht kaum zu befürchten, umsomehr als Lazius und Paracelsus nicht mitkommen. Es wird also bloß der Stadtrichter und Barbara am Bord sein.“

„Und was soll dann weiter geschehen?“

„Thörichte Frage! Wir fahren thalwärts und dann unter irgend einem Vorwande unter der großen Schiffsbrücke am Tabor durch. Beim gegenwärtigen Wasserstande gibt es nur zwei Durchlässe zwischen den Brückenpfeilern, wo man durchzufahren vermag. An der einen Durchfahrt liegt freilich ein schweres Lastschiff, das gestern Abend aufgefahren ist, als hätte man uns das vorsätzlich gethan, und dieses wird wegen des Sonntags erst morgen Früh seiner Fracht entledigt, um es wieder flott zu machen. Dafür steht aber der andere Durchlaß offen und es kann selbst ein größeres Fahrzeug als das unsere spielend hindurch gelangen. Wenn nur der hohe Rauchfang nicht wäre!“

„Was hast Du gegen unsern feuerspeienden Affen einzuwenden?“ rief Faust. „Ich bin stolz auf diese meine Erfindung.“

„Nun gut, aber wir müssen den Schlott umlegen, wollen wir anders unter der Brücke durchkommen; es heißt dann einige Minuten überaus langsam und behutsam steuern.“

„Was liegt an einigen Minuten?“

„So denke ich zwar auch,“ begann Mephisto von Neuem, „doch besser wäre besser. Uebrigens will ich gleich vom Nußdorfer Landungsplatze aus das Schiff pfeilschnell davonbrausen machen. So gelangen wir an die erwähnte Brücke lange bevor, ehe irgend ein argwöhnisches Menschenkind Verdacht schöpft.“

„Und dann?“

„Laß' das ewige Fragen. In der Kajüte, im Schiffsraume erwartet uns ein prachtvoller Imbiß. Widersteht der Stadtrichter den feurigen Weinen, die ich ihm kredenzen will, so reicht ein Schlaftrunk hin, um den Mann kampfunfähig zu machen. Dann fahren ein paar Matrosen mit dem benebelten Herrn von Edlasperg nach der Insel

rechts; wir aber steuern ungesäumt nach dem schönen Ungarlande. Dort magst Du zusehen, wie Du mit der widerspenstigen Dirne zurecht kommst. Vernünftiger wäre es gewesen, wenn wir auf den Liebestrank der Hexe Urschel gewartet hätten. Ich weiß auch nicht, warum das dumme Weib mit dem Brauen desselben nicht zu Stande kommt."

„Ich kann mich nicht länger gedulden!" rief Faust.

„Die Liebe ist blind; thue was Du nicht lassen kannst."

Mittlerweile war das Gespensterschiff noch höher hinaufgefahren, legte um und hielt nach wenigen Minuten an seinem früheren Landungsplatze. Faust ließ eine fliegende Brücke an das Ufer werfen und eilte an das Gestade.

Die Menge empfing ihn theilweise mit Beifallsbezeugungen, theilweise mit drohendem Gemurmel. Faust kümmerte sich nicht darum und dachte nur an die reizende Blumberg. Als erfahrener Liebesjäger war er jedoch klug genug, vorderhand seine sprühenden Blicke zu hüten. Seine Stimme klang zwar überaus höflich, aber fast frostig, als er den Stadtrichter einlud, mit seiner holden Begleiterin an Bord des Schiffes kommen zu wollen.

Edlasperg und an seinem Arme Barbara, schickten sich an, die fliegende Brücke zu überschreiten. Da sich die übrige Familie des Stadtrichters nicht entschließen konnte die Wasserfahrt mitzumachen, ließ er sie unter dem Schutze des Doktor Lazius und des Lautenkünstlers Seld am Ufer zurück und begab sich mit Barbara an Bord des Fahrzeuges.

„Sie ist mein!" jubelte es in Faust's Innern, als das schöne Frauenbild das Schiff bestieg. Es hatte auch den vollsten Anschein, daß die Entführung ohne Hemmniß vor sich gehen solle. Das Schiff brauste sturmeilig dahin. Mephisto wußte dem naturkundigen Stadtrichter so viel Schönes über das Manöver des Umlegens des feuerspeienden Affens bei der Durchfahrt unter einer Brücke zu erzählen, daß Edlasperg den Augenblick gar nicht mehr erwarten konnte, wo er sich durch den eigenen Augenschein von den dabei üblichen Handgriffen überzeugen sollte. Auch Barbara hegte gar keine Ahnung des schwarzen Geschickes, dem sie als Opfer verfallen mußte.

Faust war klug, sehr klug. Er hielt sich immer streng innerhalb der Schranken, welche feine Sitte und Galanterie beim Umgange mit der schöneren Hälfte des Menschengeschlechtes zu ziehen pflegt. Nur ein einziges Mal vergaß er sich und warf einen Blick auf die keusche Jung-

frau, der sie im tiefsten Herzen schauern machte. Der Schrecken ging jedoch bald vorüber. Das Fahrzeug näherte sich der Taborbrücke — Barbara Blumberg schien rettungslos verloren.

Mephisto spähte emsig und wachsam umher, es ließ sich aber nirgends etwas Bedrohliches erblicken. So gab er denn getrost den Befehl zum Senken des Rauchfangs. Die Matrosen gehorchten seiner Weisung. Der riesige Affe neigte sich gegen die Schiffsplanken, als ob er von einem stärkeren Gegner halb zu Boden gedrückt würde. Das Fahrzeug begann sehr langsam vorwärts zu steuern, sein Schnabel erreichte bereits die Mitte der Durchfahrt; noch ein paar Minuten und der Wellenpfad nach Ungarn lag offen. Faust jubelte unwillkürlich laut auf, Mephisto lächelte triumphirend und Barbara, wie der Stadtrichter, betrachteten verwundert die Beiden, da sie sich deren Fröhlichkeit nicht erklären konnten.

Da ertönte plötzlich eine jugendliche Stimme.

„Entert!“ donnerte sie über das Wasser hin.

In dem Augenblicke erhielt das Gespensterschiff einen gewaltigen Stoß, ein paar gewichtige Eisenhaken hatten ihre Schuldigkeit gethan. Gleichzeitig flog von dem Bord des Lastschiffes, das an der zweiten Durchfahrt aufgefahren war, eine Masse Schiffsseile um das Eisengeländer, wie um die Pflöcke auf dem Schiffe und gleich darauf stürmte, an der Spitze Alapi, die „kleine Kröte“ und Junker Hager, ein ganzes Rudel von Schiffern, Fischern und Stromarbeitern in wilder Eile auf das Schiff.

„Ergebt Euch, edler Junker!“ rief Hager, scherzend auf Faust eindringend.

„Was soll dieser tolle Schwank?“ rief Faust wüthend.

„Wir sind Flußpiraten,“ erwiderte Hager, sich in die Brust werfend, „und da wir vernahmen, daß die Königin der Schönheit, Barbara Blumberg, hier vorüberkommen werde, so wollten wir uns diese reizende Prise nicht entgehen lassen.“ Dabei sah er Faust so eigenthümlich an, daß dieser kaum mehr zweifeln konnte, sein Anschlag sei verrathen worden.

„Narrenspossen, die Ihr treibt!“ rief grollend der Stadtrichter, auch Barbara blickte unwillig.

Währenddem war Alapi zu dem halbgesenkten Affen geeilt, drehte gewaltig an einer eisernen Schraube, die sich am Vorderleib dieses, künstlich der Natur nachgebildeten Thieres befand und die Wirkung

überraschte Alle nicht wenig. Ein Strom von Dampf stieg auf gen Himmel und das Schiff blieb stehen.

„Ich möchte mich selbst holen,“ flüsterte Mephisto zu Faust. „Jetzt ist es aus mit der Ungarfahrt.“

„Und was hat Euch bewogen,“ fragte Barbara unmuthig Alapi, „unsere schöne Fahrt zunichte zu machen und uns all diese Leute auf den Hals zu hetzen? Ihr seid doch ein paar unverbesserliche Tollköpfe!“

„Möglich, daß ich sonst ein Tollkopf bin,“ flüsterte Alapi der erstaunten Blumberg zu. „Aber gegenwärtig war ich nichts weiter als der Bote eines großen Mannes, ich handelte genau in Allem nur nach Paracelsus' Weisung. Ihr kennt nicht die Gefahr, die Euch gedroht hat und die glücklicherweise noch abgewendet werden konnte.“

Barbara erröthete; der lüsterne Blick des Doktor Faust, der sie in Nußdorf so erschreckt hatte, kam ihr nun wieder in den Sinn und sie ahnte, was mit ihr geschehen hätte sollen. Sie war daher herzlich froh, als der Stadtrichter den Schiffern befahl nach Hause zurückzukehren und nach einem Kahne rief, in welchem er mit seiner Mündel und den beiden Junkern nach dem Ufer fuhr, Faust und Mephisto allein zurücklassend.

„Wer kann uns diesen Spuk gespielt haben?“ schrie Faust im ohnmächtigen Zorne.

„Das möchte ich selbst wissen,“ brummte Mephisto, „einzig um dem Spaßvogel den Hals umzudrehen.“

In dem Augenblicke beugte sich ein häßliches Männlein über das Geländer der Taborbrücke und rief mit seiner kreischenden Stimme hinab: „Höre mich, Doktor Faust. So lange Du mit deinen physikalischen Künsten zu Gunsten der Wissenschaft und für das allgemeine Beste arbeitest, werde ich Dir nie etwas in den Weg legen. Bei solchen Streichen aber, wie Du heute einen beabsichtigtest, werde ich stets dein hartnäckigster Gegner sein. Merk' Dir das für die Zukunft!“

Es war Doktor Paracelsus.

V.

Ein spukhaftes Gastmahl.

Eine Woche später bildete das Haus „zum goldenen Hirschen“ auf dem alten Fleischmarkte, das jetzt die Nummer Eins weiset, den Brennpunkt des Stadtgespräches in Wien. Furchtsame Seelen pflegten sich zu bekreuzigen, wenn sie zufällig an dem Gebäude vorüberschritten, denn — hier wohnte Doktor Faust.

Was abermals so großes Aufsehen erregte, war der Umstand, daß Faust eine große Menge Gäste zu einem schwelgerischen Mahle geladen hatte. Man erwartete mit Recht sonderbare Ereignisse, die über die Grenzen der Mythologie reichen mußten. Die Wiener Stadtkinder kannten doch die beschränkte Behausung des Doktors und schüttelten ihre Köpfe bedeutsam, denn sie begriffen nicht, woher Faust den nöthigen Raum für so viele Menschen hernehmen wolle. Ja, während der ganzen Woche hatten sie sogar Zeit und Muße genug, zu berathschlagen, wer für diesen Schmaus kochen werde, da Faust keinerlei Hauswesen führte. Die Gastgeber von Wien schwuren ebenfalls Alle hoch und theuer, daß bei ihnen keinerlei Bestellungen zu dem Bankette gemacht worden seien. Wie sollte man da satt werden?

Der Tag des Schmauses kam; aus allen Theilen der Stadt strömten die Gäste nach der schlichten Behausung des Wundermannes. Man blickte schon aus der Ferne nach dem besagten Gebäude und versprach sich eben keine schwelgerischen Tafelfreuden, da man den Rauchfang nicht rauchen sah. Auch gewahrten die Gäste, als sie an einer Art chemischem Herde vorübergingen, außer sieben großen wolfsgrauen Katzen, keine weiteren Anstalten zu einem auch nur leidlichen Imbiß.

Doktor Faust empfing seine Gäste in seinem Arbeitszimmer. Die Stube war kaum groß genug um zehn bis zwölf Menschen zu fassen, und jetzt sollte sie achtzig bis hundert Personen beherbergen? — Aber je mehr Menschen eintraten, desto geräumiger wurde das Gemach; die Gäste kamen zusammen und dennoch klagte Niemand über zu großes Gedränge; ja als beinahe Alles zugegen war, da hatte Jeder so viel Raum, wie damals, als erst zwei bis drei Gäste angekommen waren. Das Erstaunen wuchs mit jeder Minute. Faust war ebenfalls unruhig, aber aus ganz anderen Ursachen. Er blickte fortwährend nach der Thüre, denn er erwartete die schöne Barbara Blumberg mit ihrem Oheime,

dem Stadtrichter Edlasperg, welche noch immer nicht erschienen waren.

Was verzögerte denn ihre Ankunft? Wir wollen zur Beantwortung dieser Frage um eine volle Stunde in der Zeitrechnung des damaligen Tages zurückgehen und die holde Barbara in ihrer Behausung am Lugeck belauschen.

In dem uns bereits bekannten Gemache unter dem Erkerthurm im Hause des alten Edlasperg saß Barbara Blumberg, die bewunderte Regensburgerin, und blickte träumerisch nach den Blumen, Früchten und Blüten eines Treibhauses, welche in ihrer Fensternische prangten. Es war ein reizendes Kind, wie gesagt, dieses Mädchen, lieblich wie ein Maitag und dessen wolkenlosem Himmel gleich an Reinheit, doch nicht ähnlich mehr an Frieden. Was träumte sie, die holde Jungfrau? Die Spätblume, die sie zerpflückte, gab die beste Antwort auf diese Frage. Sie liebte. Dies Wort ist ja die ganze Lebensgeschichte eines weiblichen Herzens und läßt sich in Versen mit den Zeilen geben:

„Ich bin Dein,
Du bist mein.
Uns Beide
Scheide
Der Tod allein!“

Leider lieferten diese Verse diesmal kein treues Spiegelbild dieser stillen, aber tiefen Neigung, denn es war, wunderlich genug, eine Doppelliebe, welche das Herz der Jungfrau beschlichen hatte.

Ihre Seele hing mit hoher Ehrfurcht an dem unscheinbaren, so häßlichen und verkrüppelten Manne, der sich Paracelsus nannte. Geist fand sich zu Geist, wie Düfte von Nachbarblumen in einander wehen. Paracelsus hatte sich durch sein hohes Wissen in ihr Herz geschrieben; sie glaubte ihn zu lieben und liebte einzig den unsterblichen Denker. Er war ihr Gott, doch ihre Liebe nicht.

Aber Barbara's Adern durchwogte eine andere geheime Glut. Das Blut schlug wie Lava an ihre Wangen, wenn sie den fremden hohen Mann mit dem Vollbarte erblickte, an dessen Brust sie im Dunste des Zaubernebels gelegen. Kam eine gewisse Stunde des Tages, da faßte ein träumerisches Hangen und Bangen das Herz des süßen Kindes, denn es wußte ja, nun werde bald Er auf der Straße an ihrem Hause vorüberwandeln, der herrische Fremde, und mit dem zauber=

haften Gespinnste seines Blickes das verliebte Kind noch fester umspannen.

Wer war er?

Das wußte Niemand zu sagen.

Woher kam er? Wohin ging er?

Fragt den Sturmwind, diesen Kain der Lüfte, woher er sause, wohin er ziehe? Er wird euch vielleicht eher Rede und Antwort geben. Wenn sie bei dem alten Ohm sich erkundigte, legte er bei dieser Frage, Schweigen heischend, den Finger an den Mund; Paracelsus wollte sich des Mannes im Zaubernebel nicht mehr entsinnen; einmal sah Barbara den Fremden mit dem reichen Fugger vorübergehen, als sie aber später bei einem Besuche den Handelsherrn um den Namen seines Begleiters fragte, wußte sich derselbe ebenfalls des Fremden nicht zu erinnern. Das Alles war doch überaus seltsam.

„Wer er doch sein mag?!“ seufzte Barbara öfters.

Nun wissen unsere freundlichen Leser, was die schöne Regensburgerin träumte. Uebrigens lagerte sich bald eine noch dunklere Wolke der Schwermuth auf der weißen Stirne der Träumerin. Sie gedachte des heutigen Bankettes. Faust mit seinem lüsternen Blicke war dem keuschen Kinde ewig unheimlich erschienen. Seit dem Abenteuer an der Taborbrücke aber sagte ihr eine düstere Ahnung, daß sie in Folge der Ränke dieses Mannes noch viele bittere Stunden erleben dürfte. Barbara wollte daher plötzliches Unwohlsein vorschützen, um der Theilnahme an der Tafel auszuweichen. Es sollte dies jedoch Herr Edlasperg erst später, kurz vor dem Aufbruche erfahren, denn er wäre sonst sehr böse darüber geworden; Faust hatte durch das Geschenk von ein paar alten werthvollen und höchst interessanten Handschriften beim alten Herrn einen kuriosen Stein im Brette gewonnen.

Da trat ein Diener in das Gemach und meldete den Doktor Paracelsus.

Barbara stutzte. Der Wundermann kam gewöhnlich nur Abends, wenn die Familie eine heitere Tafelrunde bildete; doch noch nie hatte er gleichsam eine Unterredung unter vier Augen gesucht.

„Sollte er,“ dachte die Blumberg, „meine stille Neigung theilen?“ Die Welt verschwamm vor ihren Blicken; der Stolz, angeboren, angeerbt, machte sieghaft seine Rechte geltend; selbst der Fremde mit dem Vollbart war in diesem Augenblicke vergessen.

Paracelsus folgte dem Diener auf dem Fuße. Seine Miene

war ernster als gewöhnlich — so eilt kein Liebender zu einem zärtlichen Stelldichein.

„Staunet nicht, edles Fräulein,“ begann der weise Arzt, „daß ich zu einer so ungewöhnlichen Stunde zu erscheinen wage. Mich treibt die Mahnung der Freundschaft. Barbara hält mich doch für Ihren Freund?“

Verlegen, doch bejahend neigte die Jungfrau ihr Haupt.

„Ich liebe es, offen und rasch zu sprechen,“ fuhr Paracelsus fort. „Mich hat heute Doktor Faust hergetrieben.“

„Doktor Faust, dieses lebendige Räthsel?“

„Ich glaube die Lösung dieses Räthsels gefunden zu haben. Sie lautet schlimm genug. Faust wandelt auf finsteren Wegen, die kein Frommer gehen darf, um sein ewiges Seelenheil nicht zu gefährden.“

„Beurtheilt Ihr,“ lispelte Barbara bang, „beurtheilt auch Ihr den wunderlichen Mann so streng, dem Ihr doch selbst kürzlich tiefes, geheimes Wissen zugestanden habt?“

„Wem viel gegeben ward,“ eiferte Paracelsus, „von dem wird auch viel gefordert. Woher seine Kenntniß von Gesetzen der Natur, deren Entdeckung erst den Denkern späterer Secula vorbehalten sein dürfte? Ich bin auch ein Krösus an seltenem Wissen, aber ich habe es mir durch jahrelanges unaufhörliches Studium erworben. Faust aber gefällt sich seit Längerem als Liebesritter, und in den Irrgärten der Heidengöttin Venus trifft man wohl Rosen und Veilchen, aber nie die Blüten vom Baume der Erkenntniß.“

„Sollte er eifersüchtig geworden sein?“ dachte Barbara.

„Woher sein ungeheurer Reichthum?“ begann Paracelsus auf's Neue. „Weiß man doch, wie arm er vor wenigen Jahren noch gewesen! Derlei Schätze hebt nur jene verzauberte Wünschelruthe, welche einzig der leidige Gottsei — —“

„Um Gott, sprecht ihn nicht aus, den fürchterlichen Verdacht,“ fiel ihm Barbara in die Rede.

Paracelsus lächelte ironisch. Dann fuhr er fort:

„Ich nehme das Bündniß mit dem Teufel nicht so wörtlich, als Ihr etwa glaubt. Fürchterlich nennt Ihr den Verdacht? Es ist noch fürchterlicher, daß mein Verdacht jetzt schon zur vollen Gewißheit geworden. Sei dem übrigens, wie ihm wolle, was kümmert es mich, wie weit sich der strauchelnde Mann in seinem Hang zur Genußsucht vergangen hat! Faust wagt es aber, seinen sündigen Blick zu meinen

Schützlingen zu erheben und das dulde ich nicht. Hütet Euch vor ihm, Fräulein; seine Liebe ist verderblich wie ein Gewitter, vernichtend wie Seuche und Erdbeben!“

„Wie ich es mir dachte,“ flüsterte das Mädchen leise.

„Auch ist Euch im Buche des Geschickes ein glänzenderes Horoskop niedergeschrieben worden.“

Bei diesen Worten erbleichte Paracelsus sichtbar und seine Stimme bebte.

„Also, Faust sollte mir eine ernstliche Neigung zugewendet haben?“ fragte Barbara, in der Meinung, die Eifersucht des Doktors noch mehr zu reizen.

„Ja,“ erwiderte ruhig Paracelsus, „was ein Menschenkind seines Charakters Liebe nennt. Es ist die Zärtlichkeit eines Schmetterlings, der keine junge Blume sehen kann, ohne daß er nicht von ihren Düften verkosten möchte.“

„Rosen haben Dornen! Man muß sich zu vertheidigen wissen.“

„Dies gilt nur so lange, als man seiner Sinne mächtig bleibt.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“

„Hat Barbara Blumberg nie von schnöden Liebestränken reden gehört?“

„Himmel!“ rief Barbara, nun gleichfalls erbebend.

„Heute,“ fuhr Paracelsus dringender fort, „heute, bei dem Bankette soll der Streich geführt werden. Der Schlaukopf, welcher an seiner Seite ist, hat mit gewohnter Umsicht die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Er soll jedoch den chemischen Meister an mir finden.“

„So war mein Vorsatz doch gut, das heutige Bankett zu meiden.“

„Ich ahnte es; aber es liegt in meinem Plane, daß der umgarnte Mann erkenne, es throne hoch über den Sternen ein Wächter, der seine Schutzengel auszusenden pflegt, wenn ein unschuldiges Kind unwissentlich am Rande des Verderbens wandelt. Glaubt mir, Barbara, Ihr sollt deshalb an dem Bankett Theil nehmen.“

„Ich wollte es wohl, weil Ihr es für zweckmäßig erachtet; wenn aber —“

„Fürchtet nichts, fromme Jungfrau; der Herr ist mit Euch! Leert diese Phiole. Ihre Tropfen stählen eure Sinne gegen jeden Trank, welchen die Bündnerinnen der Hölle zu brauen vermögen.“

Mit diesen Worten reichte Paracelsus eine Phiole hin. Barbara zögerte, denn der Trank verbreitete einen eigenthümlichen Duft.

„Zittert nicht, holde Barbara, und nehmt den Trank. Beim ewigen Gott es ist kein Liebestrank!“

Statt aller Antwort leerte die Blumberg die Phiole.

„Tausend Dank, Euch, theurer Freund!“ sagte sie dann gehobenen Muthes.

„Noch Eines habe ich Euch zu sagen oder vielmehr zu geben.“

„Ein Geschenk?“

„Es ist blos ein kleines Kruzifix, aus Elfenbein geschnitzt, und hohl. Bergt es an Eurem Busen, aber vorsichtig, daß es keines Menschen Blick zu gewahren vermag. Sollte ein Augenblick kommen, wo Euch das wüste Treiben zu arg wird, dann zieht es hervor und schwingt es gegen die Nebelbilder, die Euch etwa erbeben machen. Es wird dem heiligen Schutzbilde ein Hauch entströmen, der die Wirkungen der Tiefe zu nichte macht.“

„Wenn aber trotz dieses mächtigen Schutzes“ — erwiderte Barbara, das Kruzifix ergreifend und es im Busen verbergend.

„Fürchtet nichts,“ fiel Paracelsus ein, „Ihr steht unter meiner Obhut! Gott ist mit uns!“

In diesem Momente ließen sich Männertritte im Vorgemache vernehmen und der Stadtrichter erschien, um Barbara zum Bankette abzuholen. Paracelsus verabschiedete sich.

Als die beiden neuen Gäste in Faust's Behausung traten, empfing er sie mit sichtbarer Freude, Mephisto hingegen lächelte höhnisch.

„Das Mahl harret der Gäste,“ sprach nun Doktor Faust, „und wenn es Euch genehm ist, edle Damen und Herren, so tretet ein und labt Euch an den Gaben, welche uns Ceres und Bachus spenden.“

Bei dieser etwas heidnisch klingenden Rede, welche den ungünstigen Eindruck, den das gänzliche Absein von Speise und Trank bei den Gästen hervorgebracht hatte, noch vermehrte, flog aber plötzlich ein Vorhang an der angeblichen Erkerstube zurück und die Gäste blickten erstaunt in einen breiten, prachtvoll geschmückten Saal.

Die Fenster waren mit orientalischen Blumen in Porzellangeschirren verziert, jedenfalls eine große Seltenheit, denn das chinesische Porzellan kam erst Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch die Portugiesen nach Europa, war also 1538 kaum in den Sälen der Großen der Erde zu finden.

Die Wände des Saales wiesen gleichfalls köstlichen Schmuck, denn sie waren mit Guirlanden von exotischen Blüten bedeckt. In der Mitte

des Saales stand eine Tafel, welche buchstäblich unter der Last der herrlichsten Gerichte zu brechen drohte. Es gab da die unbekanntesten wohlriechendsten Backwerke, Gewächse und Braten, fremdartiges Geflügel, daran der goldfederige Kopf geblieben, Fische, durchsichtige, aus Eis verfertigte Konfekte, treffliches ausländisches Obst u. s. w. u. s. w. Ferner hatte jeder Gast zweierlei Getränke vor sich stehen, wovon das eine heiß, das andere hingegen in Eis gekühlt war und diese zweierlei Flüssigkeiten verwandelten sich nach dem Wunsche des Zechers in zwanzigerlei Gattungen jenes Zaubersaftes, von welchem der Mensch bekanntlich die Wahrheit reden lernt, vom Punsch angefangen bis zum Sherbet, von der Goldflut des Tokaiers bis zum weißen Schaum des Dattelweines. Heutzutage hat der Taschenspieler Herrmann mit seiner unerschöpflichen Flasche dieses Kunststückchen des Doktor Faust auf den erklärenden Standpunkt versetzt.

Die Gäste ließen sich nicht lange bitten, und griffen tüchtig zu. Barbara allein verzehrte mäßig und trank noch weniger, obwohl für die Weiblein der damaligen Zeit es keine Schande war, dem Becher tüchtig zuzusprechen.

Doktor Faust hatte seine schöne Nachbarin bisher eben nicht mit zudringlicher Aufmerksamkeit belästigt, doch schien ihm ihre Schweigsamkeit befremdlich und es behagte ihm offenbar nicht, daß die Jungfrau Speisen und Getränke kaum berührte, indeß machte er gute Miene zum bösen Spiele, denn die Würfel sollten erst beim Nachtische fallen.

Endlich kamen die Gerichte, die wir heute das Dessert zu benennen pflegen. Dabei brachte Faust einen Toast auf das Wohl aller Gäste aus. Sein zweiter Trinkspruch galt der Stadt Wien, die ihn so gastlich aufgenommen.

Den Augenblick der allgemeinen Aufmerksamkeit benützte Mephisto um rasch aus dem Tische, eine neue Sorte Wein aufsteigen zu machen. Was aber in Barbara's Becher funkelte, war kein Rebensaft, es war das Gebräu der Hexe von der Bettlerstiege, der vielbesprochene Liebestrank.

Zum dritten Male erhob sich nun Faust.

„Hoch lebe, was wir lieben!" rief er aus. Dann wendete er sich zu seiner Nachbarin und bat sie in ruhigem Tone, ihm Bescheid zu thun.

Barbara begriff, daß nun der Augenblick gekommen, wo es galt den Muth zu haben, um dem Lüstling offen entgegen zu treten.

Als alle Gäste Bescheid thaten, leerte auch Barbara Blumberg ihren Silberbecher. Anfangs glaubte sie überaus starken Glühwein getrunken zu haben, bald aber floß ihr Blut so ruhig wie früher. Paracelsus hatte ein Meisterstück geliefert, sein Gegengift hatte den Liebestrank vollkommen unschädlich gemacht.

Ein paar Minuten ließ Faust verstreichen, dann heftete er einen forschenden Blick auf das Antlitz seiner schweigsamen Nachbarin. Aber dieses Antlitz wollte sich nicht rosig färben, wie es Naturgebot, wenn die Wogen hochrothen Blutes stürmisch branden, wenn der Moment eintritt, wo die Freiheit des Willens aufgeht in dem Rausch der Sinne.

Faust wurde unruhig, Mephisto schüttelte nachdenklich sein häßliches Haupt. Barbara lächelte still vor sich hin. Demungeachtet entschloß sich der Magier zu einem entscheidenden Schritt; er gedachte die jungfräuliche Veste, die er bisher blos zernirt hielt, mit Sturm zu nehmen. Seine Augen sprühten Flammen der Sinnlichkeit, seine Worte klangen wie ein Sirenenlied.

Barbara erwiderte lange keine Sterbenssilbe. Faust biß sich in die Lippe.

„Rückt doch euern Stuhl näher," lispelte plötzlich die Jungfrau.

Die Statue Pygmalions schien auf einmal zum Leben erwacht zu sein, so daß Faust neue Hoffnung schöpfte.

„Einem so willkommenen Befehle," flüsterte er, „gehorcht man mit Freude."

„Werther Gastgeber," begann nun Barbara mit sarkastischem Tone, „ich habe Euch drei überraschende Neuigkeiten mitzutheilen. Schenkt mir daher geneigtes Gehör."

„Meine Seele liegt in meinem Ohr," erwiderte Faust.

„Also hört. Erstlich wird es Euch verblüffen zu erfahren, daß ich von euren verliebten Worten keine Sterbenssilbe weiter zu hören begehre. Ich bin eine Feindin der langen Weile."

„Ich liebe Euch doch so sehr", murmelte Faust, vor Ingrimm zitternd. „Ich würde mich für Euch in den Tod stürzen."

„Das begehre ich nicht. Hört weiter! Es dürfte Euch ferner überraschen, zu vernehmen, daß ich recht gut weiß, in jenem Silberbecher sei mir soeben ein Liebestrank beigebracht worden."

Faust erbleichte bis in die Lippen. Endlich stammelte er höhnisch: „Und wenn dem so wäre?"

„Deshalb," fuhr Barbara ruhig fort, „muß ich Euch drittens

mittheilen, daß ein solcher Trank mir nichts anzuhaben vermag. Paracelsus versteht sich besser auf Alchymie als der unheimliche Helfershelfer neben Euch."

Faust ballte wüthend die Hände.

„Das ist Alles, was ich Euch zu sagen habe", fuhr Barbara fort, „und ich möchte Euch nur ersuchen, mich mit euren Bewerbungen in Ruhe zu lassen, da ich von eurer Courtoisie durchaus nicht das Mindeste mehr hören will."

Faust war wie vernichtet. Mephisto murmelte: „Ah, da hatte der verdammte Pillendreher die Hand im Spiele! Aber warte nur, Du hast zwar auch diesmal den Witz des Teufels zu Schanden gemacht, aber — wer zuletzt lacht, lacht am besten!"

Endlich hatte sich Faust mühsam gefaßt und aufs Neue begonnen, seine Rolle als aufmerksamer Wirth gegen seine Gäste zu spielen. „Cavasmarla!" rief er.

Auf dieses Geheiß, das noch jetzt in jeder türkischen Haushaltung gebräuchlich ist, brachten mehrere kleine Jungen, wie auf dem Gespensterschiffe als Affen verkleidet, eine Menge der schönsten Tassen herbei. In der Türkei nennt man sie noch gegenwärtig Flindsana. Der dunkelbraune aromatische Trank aus gebrannten Bohnen von Mokka duftete darin. Der Kaffee war damals in Wien gänzlich unbekannt und wurde daselbst erst nach der zweiten türkischen Belagerung eingebürgert. Die wenigsten Gäste fanden jedoch an dem Tranke Behagen und so hielt es Mephisto hoch an der Zeit, seinen Spuk zu beginnen.

Gerade erhoben sich die Frauen, um die vielen duftigen Blumen und die seltsam schmeckenden Arten Sommerobst zu besichtigen, von denen jedes Stück um so mehr als Rarität gelten konnte, als man zu jener Zeit bereits im Spätherbste stand.

Der Frau des Hausbesitzers vom Stoß im Himmel gefiel besonders eine gewaltige Gurke, die Ehehälfte des Hauseigenthümers vom Heidenschuß hatte es auf einen großen Kürbiß in einer Vase von chinesischem Porzellan abgesehen, und sie baten Mephisto, der in der Nähe stand, daß er sie ihre Lieblinge pflücken lassen möge.

„Belieben zuzugreifen, hochedle Frauen," näselte Faust's Begleiter, „es wird uns zum großen Vergnügen gereichen, wenn wir damit dienen können."

Im Augenblicke aber, als Frau Stoßimhimmel die gewaltige Gurke nehmen wollte, um selbe abzureißen, da schrie ihr Gemal: „Au

weh, meine Nase!“ und faßte jammernd an seinen nicht kleinen Gesichtsvorsprung, behauptend, es wolle ihm denselben Jemand abschneiden. Und als gleich darauf Frau von der Heydt nach dem großen Kürbisse langte, da sprang ihr Mann von seinem Platze auf, flehend, daß man seinen Kopf nicht so hin und her ziehen, sondern ihn in Ruhe lassen möge. Kurz, wenn diese oder jene Dame ein Gewächs von der Stellage herabzunehmen gedachte, so begann der betreffende Gemal nach irgend einem seiner Körpertheile, als: Ohren, Füße, Kopfhaare, Spitzbart zu greifen, gottsjämmerlich heulend und bittend, man solle ihn doch in Frieden verdauen lassen.

Um die Unruhe der Gäste noch zu erhöhen, begann bald darauf im Saale eine erstickende, wahnsinnige Hitze zu herrschen. Gleichzeitig erhoben sich narkotische Dünste und Dämpfe, die aus dem Boden zu kommen schienen, langsam gegen die Stubendecke emporstiegen und hoch oben phantastische Gestalten zu bilden begannen. Bei den Blendwerken spielte wohl die furchterregte Phantasie der Gäste die Hauptrolle, und die Dämpfe sind zur Zeit der russischen Schwitzbäder auch kein Geheimniß mehr. Unüberwindliche Schlafsucht bemächtigte sich endlich der Gäste. Faust wollte seine Beute um keinen Preis fahren lassen.

Barbara fühlte ebenfalls die Einwirkung und ahnte sogleich des Doktors schmähliches Vorhaben. Sie griff hastig in ihren Busen und zog das Kruzifix von Elfenbein hervor, welches sie, wie ihr Paracelsus befohlen, nach allen Richtungen des Gemaches schwenkte.

Augenblicklich verzogen sich die narkotischen Düfte. Faust und Mephisto knirschten vor Ingrimm.

Alles eilte zum Aufbruch, auch Barbara entfernte sich mit ihrem Oheime.

„Nehmt Euch die heutige Niederlage nicht zu sehr zu Herzen,“ flüsterte die strenge Jungfrau dem grollenden Gastgeber im Scheiden ironisch zu. „Was werft Ihr den Blick gerade auf mich, gibt es doch in Wien noch viel lebendigere Rosen?“

„Rache ist süß!“ murmelte ihr Faust zu.

Und so endete das spukhafte Gastmahl, mit dessen Wundern sich sogar spätere Chronisten eingehend beschäftigten.

VI.

Der Waldteufel und sein Opfer.

Zu jener Zeit hauste in der Umgebung von Wien ein gefürchteter Räuber, der sich Waldteufel der Zweite zu nennen pflegte. Er behauptete nämlich, sein Urgroßvater sei der berüchtigte Schreck-ins-Land Hans Aufschring gewesen. Dieser Name war den Wienern und ihren Nachbarn nur zu bekannt geblieben.

Hans Aufschring, gewöhnlich „der Waldteufel“ oder der „wilde Mann“ geheißen, war ein riesiger Buschklepper, der gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts in den Wäldern nächst Wien sein Unwesen trieb und die gesammte Umgegend durch Mord und Brand ängstigte. Aufschring besaß eine so ungeheure Leibesstärke, daß er, wie ein Chronist erzählt, drei bis vier Mann, die ihn verhaften wollten, mit seinem eisernen, zwei Klafter langen Spieße zugleich zu durchbohren vermochte. Dann trug er die aufgespießten Opfer zum Hohn und Spott seiner Raubgesellen geraume Zeit wie Feldhühner umher und schleuderte sie endlich mit dem Rufe: „Futter für die Raben!“ in irgend eine Grube am Felde oder an der Straße. Der Tag der Vergeltung blieb nicht aus. Der „Waldteufel“ ward eines Morgens von den Händen der Gerechtigkeit ereilt und am 24. Jänner 1371 auf dem Richtplatze vom Leben zum Tode gebracht.

Die Furcht vor dem riesenhaften und baumstarken Raubmörder hatte sich in den Herzen der Wiener so eingenistet, daß selbst der Scharfrichter sein trauriges Amt nur zitternd verrichtete. Es ging die Sage, daß der Geist des Waldteufels noch lange in den Wäldern bei Wien spukte. Eine weitere Mähre besagt, daß Aufschring die Hauptstadt bei seinen Lebzeiten zuweilen verkleidet zu besuchen und dann in einer Herberge einzusprechen pflegte, welche sich in einem Hause in der Kärntnerstraße befand, das gegenwärtig die Hausnummer siebzehn führt. Dort soll er einen Liebeshandel mit einer hochbusigen, stämmigen Magd des Schenkwirthes unterhalten und diese Kebsdirne später nach seinem Schlupfwinkel in den Wäldern gebracht haben. Das erwähnte Haus in der Kärntnerstraße trägt noch heutzutage das Schild oder die Bezeichnung „zum wilden Mann“.

Dieser vorerwähnte „wilde Mann“ sollte der Urgroßvater des

modernen Raubgesellen, Namens Kaspar Aufschring, beigenannt „Waldteufel der Zweite“, gewesen sein.

Kaspar besaß zwar nicht die Leibesstärke seines angeblichen Ahnherrn, aber er war demungeachtet ein gewaltiger Mann, dabei im Ringen, im Faustkampf, wie in der Handhabung der Waffen so geübt und gewandt, daß er sich gleichfalls schon mehrmals mit zwei bis drei Mann von der Rumor-(Polizei-)Wache herumgeschlagen und dabei keineswegs den Kürzeren gezogen hatte. Auch Kaspar liebte es, zuweilen in Verkleidung nach Wien zu schleichen und daselbst, wie sein Urgroßvater, sein Hauptquartier in der Schenke „zum wilden Mann“ aufzuschlagen. In Wien pflegte sich Kaspar gewöhnlich für den Schildknappen, Söldner oder Reisigen eines vornehmen Lehensherrn auszugeben. Die Maske war schlau gewählt, denn erstlich konnte er dabei täglich aufhauen und zweitens obendrein bis an die Zähne bewaffnet umherstreichen.

In der Herberge wagte deshalb auch Niemand das große Wort zu führen, sobald der Wildfang Kaspar, wie man ihn nannte, am Zechtisch erschien. Im Stillen mochten wohl auch viele Gäste fühlen, daß ihr Nachbar ein Strolch sei, der es mit dem fünften Gebote nicht eben sehr genau zu nehmen wisse. Aber eines Morgens gerieth der Wildfang an den unrechten Mann.

Kaspar war schon in den Frühstunden nach der Hauptstadt gekommen, hatte sich jedoch im Gespräche mit ein paar Diebshehlern etwas verspätet und fand, als er nunmehr in die Herberge „zum wilden Mann“ eilte, daß sich bereits ein anderer Gast zum Wortführer aufgeworfen habe. Dieser Mann war allerdings eine höchst interessante Persönlichkeit.

Franz Hofer, so hieß derselbe, war aus Breslau gebürtig, seines Gewerbes ein Weißgerber, und galt im Allgemeinen für eine gute, wackere Haut. Gewiß würde noch in späten Jahrhunderten Niemand seiner gedacht haben, wenn er nicht durch seinen wunderbaren Bart merkwürdig geworden wäre. Das war aber auch ein Bart seltenster Art, ein Zwillingsbruder des Bartes, welchen der berühmte Freiherr von Rauber trug. Der Bart des Freiherrn hing in zwei Flechten geschlagen bis über die Zehen herunter, obgleich er selbst zwanzig Zoll über fünf Fuß maß; zur Bequemlichkeit schlang ihn der Freiherr um den Leib wie einen Gürtel. Hofer war dessen würdiger Vorgänger. Ließ er seinem Barte freien Fall, so rollte auch dieser zur Erde herab. Wie gleich weich und schwarz sein Barthaar war, davon gibt folgende chronikalische Schilderung Zeugniß. Es heißt daselbst: „Es war nicht

ohne sonderliche Bewunderung der göttlichen Allmacht anzusehen, wie diese säuberlichen langen Fäden von des Mannes Kinn hinabwogten und gleißten, einem seidenen Zeuge gleich, so man ihn an der Sonne flackert." Er hielt aber auch seinen Bart lieb und werth und war nicht wenig stolz auf diese ungewöhnliche Zierde der Mannheit. Der wackere Breslauer galt zudem gleichfalls als ein gewaltiger Geselle, führte ferner eine tüchtige Klinge, denn im Mittelalter mußten sich die Pfahlbürger auch nach Aufhebung des Faustrechtes noch lange Zeit eigenhändig ihrer Haut wehren, denn verjährter Unfug, alter übler Brauch sind nicht so leicht zu beseitigen.

So hoch Meister Hofer seinen Bart auch schätzte, so ließ er sich doch nie träumen, was dieses Bartwuchses willen geschehen sollte.

Am Wiener Hofe war viel von diesem Barte gesprochen worden. Die Majestäten wünschten sich daher mit eigenen Augen von dem Dasein dieser Rarität zu überzeugen. Deshalb wurde Meister Hofer nach Wien beschieden. Seine Ankunft, bereits vor ein paar Monaten erfolgt, erregte ungewöhnliches Aufsehen. Eine Reise des Hofes, wie später das Unwohlsein eines Gliedes des Fürstenhauses verzögerte die Stunde der Audienz. Aber gestern war der Tag gewesen, wo Hofer in der Burg erscheinen durfte.

Bei dieser Audienz ließ König Ferdinand unsern Hofer in einer ansehnlichen Versammlung des Hofes vortreten, besah und befühlte dessen Bart, fand ihn wirklich außerordentlich und bezeigte dem schlichten Bürger seine Gewogenheit.

„Ehe Du von mir scheidest," sagte dann der Monarch, „bitte Dir eine Gnade aus; sie soll Dir, wenn Deine Bitte recht und billig ist, gewährt werden."

„Ich bin ein gemachter Mann, gnädigster Herr und König," erwiderte Hofer, „ich bedarf auf dieser Welt nichts mehr, und im besseren Leben wird mein Herrgott für mich sorgen. Verwandte habe ich nicht viele, auch erwartet diese kleine Schaar ein ansehnliches Erbe aus meinem Nachlasse. Wollt Ihr aber, großer Monarch, mir eine Gnade erweisen, so verordnet, daß, wenn ich einst beerdigt werde, der ganze Magistrat von Breslau mich zu Grabe geleite."

Dieser Wunsch wurde ihm vom Kaiser zugesagt*).

*) Im Jahre 1558, also zwanzig Jahre später, starb Franz Hofer in Breslau und es mußte ihn auf kaiserlichen Befehl der ganze Magistrat der Stadt zu Grabe geleiten.

Diese Audienz nun diente heute in der Schenke „zum wilden Mann“ als Brennpunkt des Gespräches und Hofer wußte nicht genug von der Huld und Gnade König Ferdinands zu erzählen. Er schilderte seine Audienz am Wiener Hoflager so umständlich, daß geraume Weile verging, bevor ein anderer Gast zu Worte kommen konnte.

Während die übrigen Zecher ganz Ohr waren, geberdete sich Kaspar höchst unwillig, denn er konnte es nicht ertragen, daß ihm ein Fremder in der seiner Meinung nach ihm allein pflichtschuldigen Aufmerksamkeit der Gäste den Rang abgelaufen hatte. Endlich konnte er seinen Unmuth nicht länger bezähmen.

„Genug des Gefasels,“ polterte er, seinen Becher leerend und ihn dann ingrimmig auf den Tisch stoßend. „Nicht der Bart macht den Mann, nein, es heißt Haare auf den Zähnen, Bärenmark in den Knochen und Gewandtheit in der Handhabung der Waffen haben.“

Nachdem Hofer ein ironisches Lachen hatte hören lassen, sprach er mit großer Gelassenheit: „Gelüstet Euch etwa nach dieser dreifachen Waare, so kann und will ich Euch mit Vergnügen zu Diensten stehen. Derlei Waare ist bei mir immer vorräthig auf dem Lager zu finden; nur kommt der Bezug gewöhnlich sehr kostspielig zu stehen.“

„Ihr seht mir eben nicht aus, wie ein Menschenfresser!“ rief höhnisch Kaspar.

„Euch halte ich gleichfalls für keinen Riesen Einheer*), der drei bis vier Kriegsmannen auf einmal auf seine Lanze zu spießen vermochte.“

Kaspar wurde blutroth im Gesichte. Ohne alle böse Absicht hatte Hofer von dem Riesen Einheer gesprochen, aber der Räuber hielt diese Worte für eine spöttische Anspielung auf seinen angeblichen Urgroßvater, den wilden Mann.

„Prahler sind meist schlechte Zahler,“ murrte Kaspar, „hätte ich Euch nur außerhalb des städtischen Weichbildes, dort, wo die verdammte Rumorwache erst dann anlangt, wenn der Geier ausgeflogen ist.“

„Und was weiter?“ frug der Breslauer.

„Euer Bart sollte dann bald bedeutend dünner werden!“ erwiderte der Raubgeselle.

„Sorgt, daß er sich nicht als Strang um eueren Hals schlingt!“ rief Hofer lachend.

*) Der schwäbische Riese Einheer (Ainöther) lebte zur Zeit Karl's des Großen, mit dem er nach Wien kam und sich später daselbst ansässig machte. (792).

„Mit dem Galgen wagst Du mir zu drohen?“ grollte Kaspar wüthend aufspringend. „Nimm dies zum Henkerlohn!“

Nach diesen Worten riß Kaspar eine kleine Bank von der Seitenwand und schleuderte sie mit gewaltigem Wurfe nach seinem stattlichen Gegner hinüber. Hofer war jedoch gleichfalls aufgesprungen, fing die Bank mitten im Fluge mit herkulischer Kraft auf und sprach dann:

„Ich liebe es nicht, Schuldner irgend eines Mannes zu sein“. Dann warf er seinerseits die Bank nach dem Strolche. Dieser Wurf kam so schnell, daß Kaspar kaum Zeit gewann, mit dem Kopf unter den Tisch zu fahren. Ein Glück, daß ihm dies noch rechtzeitig gelang und er sich also zu bergen vermochte, denn sonst würde das Wurfgeschoß zweifelsohne sein Haupt zerschmettert und die Wälder bei Wien von ihrem Unhold befreit haben.

„Hölle und Teufel!“ schrie der Räuber, sich wieder emporrichtend.

„So gefällt Ihr mir,“ hohnlachte der Breslauer, „es war sehr hübsch zu sehen, wie artig und wie tief sich der Herr Prahlhans vor mir verbeugte!“

Kaspar griff nach seinem Schwerte, Hofer nach seinem wuchtigen Knotenstocke. Wirth und Gäste suchten Frieden zu stiften. Es würde ihnen jedoch kaum gelungen sein, wenn nicht plötzlich ein neuer Gast in die Stube getreten wäre.

„Ruhig, Kinder!“ näselte Mephisto, denn er war der Ankömmling. „So eben zieht die Rumorwache vorüber. Noch eine Minute Heidenlärm und diese Schenke wird zur Wachtstube.“

Kaspar kehrte unmuthig zu seinem Becher zurück. Mephisto nahm sogleich Platz an seiner Seite und flüsterte ihm in die Ohren.

„Mich sendet Seph der Neidhammel,“ sagte er. „Ich benöthige der Dienste eines Mannes, welcher Herz im Leibe hat und nebstbei über ein Rudel verwegener Bursche zu gebieten vermag. Da hat er mich denn an Herrn Kaspar hier im wilden Mann verwiesen. Nur Ihr könnt das sein, Ihr scheint mir hier der gewaltigste Recke.“

Wohlgefällig knurrte Kaspar ob dieser berechneten Schmeichelrede.

„Ist Gold dabei zu verdienen?“ fragte er grinsend.

„In Hülle und Fülle.“

„Dann bin ich euer Mann.“

Noch geraume Zeit plauderten die Beiden leise mit einander,

dann berichtigte Mephisto die Zeche und das würdige Paar verließ eiligen Schrittes die Herberge.

„Hütet Euch vor mir!“ schrie der Waldteufel noch zu Hofer hinüber. „Wir haben noch eine gewaltige Rechnung mit einander abzuschließen.“

„Ich war nie ein saumseliger Zahler!“ erwiderte Hofer.

„Das werden wir sehen!“ grollte der Räuber, zur Thüre hinaus tretend.

„Der grobe, ungehobelte Geselle hat nicht so Unrecht,“ sagte Hofer zu seinem Nachbar. „Auch mir sagt eine geheime Ahnung, daß wir uns bald noch ernster als heute gegenüber stehen werden.“

Wenige Tage nach diesem Vorfalle erhielt Barbara Blumberg eine betrübende Kunde.

Barbara wohnte noch immer bei Herrn Edlasperg, aber im Hause des Stadtrichters konnte seit einiger Zeit keine ungetrübte Freude mehr aufkommen, es schien daselbst das Siechthum heimisch werden zu wollen. Frau Edlasperg sank zuerst auf das Krankenbett und genas erst nach mehreren Wochen, bald darauf erkrankten ihre beiden Töchter; um das Maß voll zu machen erschien eines Abends aus Wiener-Neustadt die Hiobspost, daß eine andere Nichte des Stadtrichters, eine Busenfreundin der schönen Blumberg, von einem Schlagflusse gestreift worden, man befürchte ferner einen zweiten tödtlichen Nervenschlag, auch sehne sich die Kranke von ganzer Seele, ihre liebste Jugendgespielin noch einmal wiederzusehen.

Nun war guter Rath theuer. Edlasperg konnte sich als Stadtrichter nicht von Wien entfernen, Alapi und Hager, die beiden Hausfreunde befanden sich auf einem Jagdausfluge in den steirischen Bergen und Lautenschläger Seld konnte einer großen Festlichkeit am Hofe wegen Wien nicht verlassen. Lazius hatte Verwandte in Ungarn besucht und Paracelsus hatte wichtige Disputationen mit Wiener Aerzten.

Zum Glück war Barbara ein unerschrockenes Kind. Trotz dem besorgten Abmahnen des Stadtrichters brach sie beim Grauen des nächsten Tages, und zwar in einer Sänfte nach Neustadt auf. Der Stadtrichter gab ihr vorsichtiger Weise ein Geleite von sechs Reitern der städtischen Scharwache mit, stattliche Bärenhäuter, kräftige Kriegsmannen, des Kampfes wohl kundig und in Gefahren aufgewachsen. Auch überreichte Edlasperg dem Rottenmeister ein Schreiben an den Stadtrichter von Neustadt, welches das Ersuchen enthielt, die Eskorte für den

Rückweg zu verdoppeln, falls es sich fügen würde, daß seine Nichte zufällig die Heimreise zu einer späten Tagesstunde antreten sollte.

Barbara gelangte ganz ungefährdet an das Ziel ihrer Reise. Aber dort war sie ein gänzlich unerwarteter Gast — es kam ihr ihre Base vollkommen frisch und gesund entgegen. Offenbar war der Hiobsbrief gefälscht worden. Barbara wußte sich vor Erstaunen kaum zu fassen. Der Stadtvogt von Wiener-Neustadt schüttelte nachdenklich das Haupt und brummte leise vor sich hin: „Das ist sicher eine Falle."

„Glaubt Ihr wirklich," frug Barbara, die seine Worte verstanden hatte, „daß Gefahr vorhanden sei?"

„Ich kann mich auch irren, aber es gibt hier in der Nähe einen gefährlichen Wegelagerer, Waldteufel der Zweite genannt, und dem muß einmal ordentlich das Handwerk gelegt werden."

Barbara blieb zwei Tage, dann schickte sie sich zur Heimreise an. Zu ihrer großen Beruhigung gewahrte sie, daß ihr Schirmgeleite nicht blos verdoppelt, sondern sogar verdreifacht worden war und achtzehn wohlbewehrte, trefflich berittene Kriegsmannen brauchten sich vor keiner Räuberbande in der Nähe von Wien zu scheuen. Die Jungfrau ließ sich daher verleiten, die Zeit ihres Aufenthaltes bei ihrer Base um einige Stunden zu verlängern und die Sonne stand sohin bereits hoch am Himmel, als sich der stattliche Zug in Bewegung setzte.

Das Reitergeschwader nahm die Sänfte in die Mitte, eine Vorsicht, die sich als unnöthig erwies, denn auf der Heerstraße ließ sich nicht das mindeste Bedrohliche blicken. Ein paar Mal mußte man in gewissen Dörfern anhalten und die müden Pferde füttern und tränken. Daher dämmerte es bereits, als der Zug in die Nähe der sogenannten Teufelsmühle am Wienerberg gelangte. Hinter dieser Mühle, näher gegen Wien zu war nichts mehr zu befürchten.

Der Rottenmeister schmunzelte wohlgefällig, dann ließ er den Reiterhaufen halten, um die Rosse zu tränken, eine Streifpatrouille mußte ferner die Umgegend rekognosziren, aber es zeigte sich keinerlei verdächtige Erscheinung.

Der Abend war kühl, die Luft ziemlich rauh. Barbara begab sich daher in die Teufelsmühle. Der damalige Besitzer, Namens Mathias Sprengel, ein Mann in vorgerückten Jahren, ein kinderloser Witwer, betrieb nebst seinem Mehlgeschäfte auch eine Schenkwirthschaft und stand eben nicht im besten Leumunde, hatte sich aber bis

zur Stunde, trotz seines halb und halb ruchbar gewordenen Umganges mit Raubgesellen, so pfiffig zu halten gewußt, daß ihm die Behörden nicht an den Leib zu rücken vermochten.

Die schöne Blumberg, reicher Leute Kind und von Jugend auf gewöhnt, mit Silberstücken nicht zu knausern, hielt sich verpflichtet, dem Reitergeschwader einige Erfrischung für dessen Geleite zukommen zu lassen. Es mußte daher der Wirth ein paar mächtige Krüge Wein herbeitragen, welchen sämmtliche Kriegsmannen ganz herzhaft zusprachen.

„Auf Euer Wohl, edles Fräulein!“ rief galant der Rottenmeister seinen Becher leerend.

Barbara ließ sich ein kleines Trinkgefäß mit dem goldigen Naße füllen und leerte es: „Auf das Wohl des wackeren Schirmgeleites!“

Jubelnd thaten die Reiter Bescheid, worauf bald der Zug aufbrach.

„Euer Wein ist verdammt würzig und stark!“ rief der Rottenmeister dem Wirthe scheidend zu.

„Ja wohl,“ murmelte der Herr der Teufelsmühle mit satanischem Lächeln, „ja wohl ist mein Wein stark. Er ist sogar stärker als Du denkst, alter Eisenfresser; mein Rebensaft wird Dir und Deinen Reitern so gewaltig zum Kopfe steigen, daß kein Gegner nöthig hat, Euch bügellos zu rennen.“

Sorglos zog das Geschwader weiter, doch vernachlässigte man nicht die übliche kriegerische Vorsicht. Es bildeten vier Mann die Vorhut, dann kam die Sänfte von zehn Reitern umgeben und der Nachtrab bestand ebenfalls aus vier Kriegsmannen.

Es war eine rauhe, doch heitere Nacht. Der Mond ging eben auf und goß sein freundliches Licht auf die staubige Straße, die von der Teufelsmühle nach der Hauptstadt führte. Hoch oben auf dem Kamme des Wienerberges zeigte sich die gothische Denksäule der Spinnerin am Kreuz.

„Die Zeit ist hin, wo Bertha spann,“ dachte Barbara; „ach, ich wollte ja auch jahrelang harren und hoffen, falls Er, den ich meine, eines Tages mich heimzuführen käme!“

Das arme reizende Mädchen hing solchen süßen Träumen so tiefsinnig nach, daß sie sich allmälig in den sonderbaren Zustand wachen Delirirens, halb Schlaf, halb Wirklichkeit, mehr als billig hineingedacht

zu haben glaubte und sich daher ernstlich Mühe gab, aus diesem Somnambulismus loszukommen. Es war jedoch umsonst, es lag wie Blei auf ihren Augenlidern. Barbara schlief zwar nicht ein, aber es befiel sie, als ob sie ein schwerer Traum in halbwachem Zustande berücken wolle.

Dem Rottenmeister erging es noch schlimmer. Wie betrunken schwankte der rauhe Kriegsknecht im Sattel, auch wollte es ihm bedünken, als ob sich sein Reitergeschwader in demselben bedenklichen Zustande befände und im Verlaufe weniger Minuten gänzlich kampfunfähig werden dürfte.

„Alle Wetter!“ murmelte der Anführer. „Ich muß mich zu ermuntern suchen!“

Es war eine vergebliche Anstrengung, seine Gedanken verwirrten sich mit jeder Sekunde mehr und mehr, seine Augen schloßen sich schlaftrunken, der Hufschlag seines im Schritt dahinstolpernden Hengstes drang immer undeutlicher an seine Ohren, endlich fiel er gänzlich auf den Hals seines Streitgaules, nur aus langer Gewohnheit und Uebung den Sattel mit den strammen Schenkeln fest umklammernd.

Ein ähnliches Bild der Trunkenheit bot das gesammte Geschwader dar. Mathias Sprengel, der Wirth in der Teufelsmühle, hatte auf Weisung des Räuberhäuptlings Kaspar Aufschring seinen Wein mit einem raschwirkenden Schlaftrunk versetzt; Barbara hingegen, die nur ein kleines Trinkgefäß leerte, ward und blieb nur halbbetäubt, während das Geschwader, welches tüchtig gezecht hatte, in einen Zustand gänzlicher Hilflosigkeit gerieth. Das falsche Schreiben aus Neustadt hatte Faust's Helfershelfer besorgt.

Die Pferde schritten langsam vorwärts, der ganze lächerlich traurige Zug gelangte endlich an eine Stelle der Straße, welche hart im Schatten eines kleinen Gehölzes lag. In dem Augenblicke erscholl ein gellender Pfiff, so daß Barbara entsetzt emporfuhr.

Da — plötzlich brach aus dem Gehölze ein Schwarm häßlicher Unholde hervor. Es mochten an zwanzig Wegelagerer sein, grimmig blickend, bis an die Zähne bewaffnet. Das Getöse weckte den Rottenmeister halb aus dem Schlafe, indeß war es zu spät. Im nächsten Momente fiel es auf ihn wie eine mächtige Fangschnur oder ein schweres Riemzeug. Darauf verlor der Rottenmeister aufs Neue das Bewußtsein und auch die übrigen Reiter wurden wehrlos, wie er, aus dem Sattel gerissen.

Barbara Blumberg versuchte um Hilfe zu rufen, die Zunge klebte ihr jedoch bewegungslos am Gaumen.

Nun trat der „Waldteufel“ an die Sänfte heran. Sein Gesicht wies fast erschreckende Häßlichkeit, das Schrecklichste an dem Schrecklichen waren jedoch seine Augen, von struppigen Brauen beschattet, denn aus ihrem Blicke lohte so viel Grausamkeit, Blutgier und Sinnenlust, daß selbst seine vertrautesten Raubgefährten zuweilen davor erzitterten.

„Schön ist das Weibsstück,“ sprach er, „das muß man gestehen, ihr vornehmer künftiger Buhle zahlte aber so fürstlich, daß ich ihn um keinen Zoll Beute prellen mag! Rasch vorwärts ihr Bursche! Lenkt die Sänfte nach dem Gehölze! Nehmt auch die Pferde mit!“

„Und was geschieht mit den Söldnern?“ fragte ein Räuber.

„Schlagt sie todt!“ war des „Waldteufels“ lakonische Antwort. „Sie könnten unsern Bundesgenossen in der Teufelsmühle verrathen.“

Der Befehl des Ungeheuers wurde rasch vollzogen, dann umringten die Wegelagerer die Sänfte und zogen hastig nach den benachbarten Wäldern.

Eine Stunde später kamen zwei Landleute daher geschritten — entsetzlicher Anblick! — achtzehn Kriegsmannen lagen als Leichen, in ihrem Blute schwimmend auf der Heerstraße!

„Das hat der Waldteufel gethan!“ schrie todtenblaß der ältere Landmann.

Man kann sich denken, welches Entsetzen das Blutbad am Wienerberg in der Reichshauptstadt erregte, man nannte es allgemein den „Achtzehn-Männer-Mord“. Im Hause des Stadtrichters herrschte jammervolle Trostlosigkeit. Paracelsus allein blieb gefaßt, er vertraute auf Gott und sein Wissen.

Faust und Mephisto waren am Tage des Ueberfalles weislich in Wien geblieben, zeigten sich absichtlich allenthalben und es konnte sie keinerlei Verdacht belasten. Der Stadtrath that seine Schuldigkeit, die Rumorwache durchstreifte die gesammte Umgegend der Reichshauptstadt. Vergebliches Mühen und Spähen!

Die schöne Barbara Blumberg blieb verschollen.

VII.

Eine Audienz bei König Ferdinand.

Kaiser Maximilian I. war 1519 gestorben, die römisch-deutsche Kaiserkrone 1520 Karl dem Fünften zuerkannt worden und 1522 waren nach langen Unterhandlungen zwischen den Brüdern Karl und Ferdinand, die Theilungsverträge vereinbart worden, nach welchen Ferdinand die altösterreichischen Länder erhielt. Derselbe stellte sogleich durch zweckmäßige Mittel die Ruhe im Lande her, welche durch früheres übles Regiment sehr gestört worden war, und zeigte sich auch später durch die Jahre seiner Regierung hindurch für Wien in wahrhaft väterlicher Weise besorgt, indem er der Stadt eine lange Reihe fruchtbringender Verordnungen gab, unter denen seine Polizeiverordnung die merkwürdigste ist. Wenn man seine Regierungsperiode betrachtet, muß man erkennen, daß die urwüchsige Volkskraft Wiens, gefördert von dem erleuchteten Fürsten Ferdinand I., auch die ärgsten Gefahren einer trüben Zeit siegreich überwunden hat.

Ferdinand galt mit Recht als Vorkämpe der Aufklärung. Er verlachte Sterndeuterei und Alchymie als Werkzeuge des Aberglaubens wie der Gewinnsucht; Zauberei galt ihm vollends als schnödes Blendwerk gewinnsüchtiger Taschenspieler, die man damals unter die Landfahrer und Gaukler rangirte, und wenn auch Prozesse auf Leben und Tod gegen Wiedertäufer, Leichensäemänner (man hatte damals und noch in viel späteren Jahrhunderten den Aberglauben, daß die Kirchhoferde Einfluß auf das Geschick eines Menschen zu nehmen vermöge) und Zauberer unter seiner Regierung vorkamen, so geschah dies einzig, weil es einestheils die Weltlage noch nicht gestattete, den Mißbräuchen in der damaligen Rechtspflege kräftig zu steuern, anderntheils er aus Prinzip die böse Absicht jener Leute mit dem Tode bestrafte.

Dem forschenden Auge eines solchen Mannes gegenüber zu stehen, war keine leichte Sache und es ist daher begreiflich, daß Theophrastus Paracelsus nachdenklich in seinem Laboratorium im Federlhofe auf und ab ging, an dem Tage, wo er um die Mittagsstunde am Hoflager vor König Ferdinand erscheinen durfte. Diese Audienz war ja bestimmt, über das künftige Geschick des berühmten Arztes zu entscheiden. Und der Wundermann besaß eine Menge Feinde und Widersacher. Ihre Zahl wuchs sogar mit jedem Tage, namentlich bildeten die Wie-

ner Aerzte eine bedrohliche Phalanx gegen den kühnen Neuerer, der es sogar wagte, mit bloßem kalten Wasser zu kuriren und durch einen gesalzenen Häring und eine Maß Wasser das schreckliche Miserere heilte. Das paßte nicht in den Kram jener Leute, die an dem einfachsten Seitenstechen Jahre lang herumkurirten und dabei Reichthümer sammelten. Die Mehrzahl dieser gelehrten Herren war zudem bei Hof gut angeschrieben und bot daher Alles auf, um den Landesfürsten hinsichtlich des Glaubensbekenntnisses ihres Gegners in Sachen der Heilkunde irre zu führen. Durch die vielen bösen Gerüchte, welche seine Widersacher listig auszustreuen wußten, war Theophrastus in den bösen Leumund gerathen, daß er Charlatan in der Heilkunde sei, ja, daß er sich nicht entblöde, in den Augen der großen Menge die Rolle eines Magus und Sehers zu spielen. Leider theilte man auch am Hoflager diese Meinung.

Paracelsus erwog deshalb im Geiste nochmals alles dasjenige, was er in der Stunde der Audienz zur Rechtfertigung seiner neuen Heilmethoden, wie zur Beschämung seiner lügenhaften Gegner hervorzubringen gedachte. Dies war auch die Ursache, weshalb Werner, sein Famulus, am heutigen Morgen die gemessene Weisung erhalten hatte, Niemand, wer es auch immer sein möge, vorzulassen, auf daß Theophrastus ungestört die Anrede überdenke, welche Angesichts des Monarchen über sein künftiges Geschick entscheiden sollte.

Mehrere Gäste waren von dem Famulus bereits abgewiesen worden, als sich plötzlich lauter Zank im Vorgemache erhob. Aergerlich fuhr Paracelsus aus seinem wachen Traume empor. Gleichzeitig trat Werner in das Laboratorium.

„Was gibt es?“ frug Theophrastus mit zorniger Stimme.

„Entschuldigt, hoher Meister!“ war die Antwort. „Aber im Vorgemache harrt ein Mann mit einem klafterlangen Barte, der Euch dringend zu sprechen wünscht und sich durchaus nicht abweisen lassen will.“

„Wirf den zudringlichen Gast zur Thüre hinaus! Du kennst meine Weisung!“

Werner schnitt ein trübseliges Gesicht und kratzte sich hinter den Ohren.

„Das Hinauswerfen könnte mir Hals und Beine kosten,“ erwiderte er verlegen. „Der ungebetene Fremdling ist ja Niemand Anderer als der gewaltige Weißgerber Franz Hofer aus Breslau. Der Recke würde zwei Burschen von meinem Schlage zu Brei dreschen.“

„Franz Hofer? Ach, ich entsinne mich dieses Mannes; ich habe ja dem ehrlichen Weißgerber einmal von einem schweren Gebreste losgeholfen. Erinnere den Mann daran und ersuche ihn, er möge mich wenigstens heute Vormittag ungeschoren lassen. Morgen ist auch noch ein Tag.“

„Das Abweisen wird sehr schwer sein, er schreit immer es handle sich um eine gewisse Blumberg.“

„Was? Um Barbara? Das ändert freilich die Sachlage. Laß den Mann eilends herein.“

Meister Hofer erschien alsbald und machte erst einen tiefen Bückling.

„Wißt Ihr wirklich Näheres über das Geschick der armen Barbara Blumberg?“ fragte hastig Paracelsus.

„Man ist allseitig der Meinung,“ erwiderte Hofer, „daß das Gemetzel wie die Entführung am Wienerberge offenbar ein Werk des berüchtigten Waldteufel sei.“

„Ein Lied, das die Spatzen auf den Dächern pfeifen; somit ist dies nichts Neues.“

„Die Wiener Rathsherren haben einen hohen Preis auf den Kopf des Waldteufels gesetzt, auch wurde der Raubmörder gleichzeitig ganz genau vom Wirbel bis zur Ferse beschrieben. Diese Schilderung führte mich auf die rechte Fährte. Ich kenne den Waldteufel.“

„Unmöglich!“

„Ja, ja; ich habe den Unhold — darauf möchte ich einen heiligen Eid schwören — kürzlich in der Schenke „zum wilden Mann“ gesehen und es fehlte wenig, so wären wir Beide handgemein geworden, was dem Mordgesellen wohl das Leben gekostet haben dürfte.“

„Hm, Ihr könnt Recht haben, der Schurke soll häufig verkleidet in Wien herumspuken. Ich sehe jedoch leider nicht ein, wie dieses Zusammentreffen mit dem Waldteufel auf eine sichere Spur zu leiten vermöchte.“

„Wenigstens weiß ich nunmehr mit Bestimmtheit, daß Doktor Faust bei der Entführung des Fräuleins die Hand im Spiele hatte und daß Waldteufel nur sein Werkzeug war.“

„Wie wollt Ihr dies beweisen?“

Franz Hofer erzählte nun dem Arzte die Begebenheiten in der Schänke und erwähnte der geheimen Unterredung Mephisto's mit Kaspar.

„Ihr seid wahrhaftig auf die rechte Fährte gerathen,“ sagte Paracelsus. „Folgt mir sogleich an das Hoflager, ich glaube, wir werden daselbst den Retter und Rächer der schönen Barbara aufzufinden vermögen.“

Beide begaben sich in die kaiserliche Burg, denn die Stunde der Audienz war nahe.

In einem Säulengange des sogenannten Schweizerhofes harrte Paracelsus auf das Erscheinen des Königs, während Hofer in einem Vorgemache an der großen Treppe zurückblieb.

Paracelsus sah finster vor sich hin; es wurmte ihn, daß er keiner glänzenderen Audienz gewürdigt wurde. Der König wollte ihn blos im Vorübergehen sprechen. Dieser Umstand ließ im Vorhinein auf keinen sehr gnädigen Empfang schließen, weshalb sich auch der Weise keinen rosigen Träumen hingab.

„Meine Widersacher,“ murmelte er vor sich hin, „haben tüchtig vorgearbeitet; aber, wie dem auch sei, der Versuch, dem Rechte wie der Wissenschaft Bahn zu brechen, muß gewagt werden. Mißlingt er, so will ich doch wenigstens noch im Erliegen dem Brodneide und dem Zunftgeiste eine Schlappe bereiten, an welche beide noch lange Jahre gedenken sollen.“

Schritte wurden hörbar — König Ferdinand erschien.

Der König war durch hunderterlei Ränke gegen Paracelsus so aufgeregt worden, daß er sich, noch eine Stunde vor der Audienz, gegen einen seiner Vertrauten äußerte: „Theophrastus Paracelsus ist der unverschämteste Lügner und Betrüger, der mir noch je vorgekommen!“ Aber Ferdinand war auch zu leutselig, als daß er den Wundermann ungnädig empfangen mochte, ja er blieb mit einer Miene vor Paracelsus stehen, also herablassend, daß der Arzt erneuete frohe Hoffnung zu schöpfen begann.

„Was wünscht Ihr, Ausbund der Gelehrsamkeit?“ fragte König Ferdinand. Es lag jedoch keinerlei Hohn oder Spott in seinen Worten.

„Ich erlaube mir,“ sprach Paracelsus, „meinen allergnädigsten Herrn und König*) nochmals fußfällig zu bitten, die Ketzer, welche an meiner Heillehre zweifeln, öffentlich in einem geistigen Turniere bekämpfen zu dürfen.“

*) Den Titel Majestät gab man damals nur dem römisch-deutschen Kaiser.

„Haben Wir Euch nicht hundert Goldgulden zum Drucke euerer Werke anweisen lassen? Was wollt Ihr noch mehr? Sputet Euch lieber mit der Drucklegung. Das Buch ist der Arzt. Sachkenner werden dann entscheiden, wer der Ketzer ist, oder wer sich als Irrlehrer der Prahlhänsigkeit schuldig machte."

„Es möge mein gnädigster Herr und König erlauben," erwiderte Paracelsus erbleichend und sich mühsam bemeisternd, „die unterthänigste Bemerkung laut werden zu lassen, daß mir jene Summe Goldgulden bis jetzt noch nicht ausgezahlt wurde. Die Drucklegung ließ sich daher durchaus nicht ermöglichen."

„Das ändert freilich die Sachlage," erwiderte Ferdinand. „Uebrigens soll unser Schatzmeister noch heute die erneute strenge Weisung erhalten, diese hundert Goldgulden baldigst an Euch abzuliefern."

„Darf ich die unterthänigste Frage wagen, was mein königlicher Herr über das geistige Turnier beschließt?"

„Das Buch ist der Arzt! Wir lieben es nicht unsere Worte zweimal zu wiederholen. Auch wäre es Euch anzuempfehlen, vor dem Schiedsspruch bewährter Heilkünstler nicht so lieblos und ungerecht über eure angeblichen Gegner abzuurtheilen."

„Leider sind die bewährten Heilkünstler schwer aufzufinden!"

Diese Worte sprach Paracelsus mit fast tonloser Stimme. Es wollte sich sein Feuereifer für Recht und Wahrheit nicht länger zügeln lassen; damit war er aber ein verlorner Mann.

„Eure Ungerechtigkeit macht Uns staunen," versetzte der König aufgebracht." Es gibt in der alten Reichshauptstadt, in Wien, eine Menge Aerzte, deren Ruhm in ganz Deutschland verbreitet ist. Leider sprechen sich sämmtliche gelehrte Herren aber nicht sehr günstig aus über euer Wissen und Treiben."

„Allergnädigster Herr," erwiderte Paracelsus, blutroth im Gesichte vor Aufregung, „der Haufe ist groß, der sich wider mich einlegt, klein aber ist ihr Verstand und ihre Kunst; darum sie mir nichts werden abkämpfen, denn sie haben der Proben zu wenige. Ich darf mich freuen, daß mir Schalke feind sind, denn die Wahrheit hat keine Feinde als die Lügner. Ich hege meinen Grund, den ich habe und aus dem ich schreibe, auf vier Säulen, nämlich die Philosophie, Astronomie, Chemie und die Tugend. Auf diesen Vieren will ich fußen und eines jeglichen Gegentheils warten und achthaben, ob außerhalb den Vieren

ein Arzt gegen mich aufstehen wird. Die Medici wollen mich umstoßen. Ich aber werde grünen und sie werden dürre Feigenbäume werden. Bis an den letzten Tag müssen meine Schriften bleiben und wahrhaftig: Ich schreibe nicht der Sprache wegen, sondern wegen der Kunst meiner Erfahrenheit*)."

König Ferdinand maß den kühnen Redner mit unwilligem Blicke, dann sagte er im strafenden Tone:

„Ihr seid ein schlechter Anwalt eurer eigenen Sache; eure übermüthigen Worte beweisen Uns nur zu deutlich, daß eure Gegner nicht im mindesten übertrieben, als sie Euch der dreistesten Ruhmredigkeit beschuldigten. Eine derlei Selbstliebe ist geradezu lächerlich. Noch komischer aber klingt es, wenn Ihr Euch in Orakelsprüchen gefällt und die Miene eines Sehers anzunehmen wagt, welcher die Blätter der Zukunft bis zum jüngsten Tage durchblätterte und so Alles verkündete, was da ist, was später sein wird."

„Verzeiht, allergnädigster Herr," versetzte Paracelsus mit großer Zuversicht, „aber es gibt Augen, welche weit in die Nachwelt blicken. Selten sind sie freilich diese Augen, und durch sie sieht keine Zauberkraft, sondern der gesteigerte Gedanke — der Geist, welcher selten fehlende Kombinationen zu treffen vermag. Man heißt das Prophetenthum, es ist weiter nichts als die richtige Erkenntniß der Folgen des Lebens seiner Zeit. Nicht mit Unrecht nennt man mich daher den Seher."

Ferdinand war aufgeklärt genug, um diese Darlegung sofort zu würdigen.

„Ihr rühmt Euch," fuhr er freundlicheren Tones fort, „eines so überaus weitgehenden Geistes, der mit dem Blicke in dem Buche des Geschickes zu lesen vermag. Wie aber, wenn Uns gelüstete, eine Probe dieser Sehergabe zu vernehmen, wenn Ihr Uns Beweise liefern müßtet, daß Ihr mehr wißt als andere Menschenkinder?"

„Paracelsus darf keine Probe seines Wissens scheuen," erwiderte der Arzt voll Selbstgefühl.

„Viel kühnen Muth besitzt Ihr, das sehen Wir."

„Es bedarf nur des königlichen Befehls und es soll sich augenblicklich ein Bild der Zukunft entrollen."

„Ah, Ihr seid ein Schlaukopf," entgegnete Ferdinand ironisch.

*) Wörtlich.

„Nur habt Ihr heute euren Meister gefunden. Wir sind nicht so thöricht, nach einer Weissagung zu begehren, die erst in späten Jahren, etwa gar nach unserem Tode in Erfüllung gehen soll; es könnte dann ja nur die Zeit entscheiden, ob Ihr die Wahrheit gesprochen. Nein, nein. Uns gelüstet nach einer bündigeren Prüfung eurer Weisheit. Wir wollen Euch einer Frage würdigen, deren Beantwortung gerade ein Stück der gegenwärtigen Zeitgeschichte enthält.“

„Ich sehe dieser allergnädigsten Frage mit Ungeduld entgegen.“

Es erfolgte nun eine Pause. Die Hofherren drängten sich schweigend näher zusammen und es war auf jedem Antlitze die gespannteste Neugierde zu lesen.

„So sagt uns denn, Meister Paracelsus,“ begann der König, „wer ist gegenwärtig der Mächtigste in Wien?“

„Gott!“

„Gott ist überall. Wir sprechen von Wien.“

„Gott bleibt auch in Wien der mächtigste Herr.“

„Und wer steht Gott hier in Wien an Macht am nächsten?“

Die Höflinge lächelten höhnisch, denn nach ihrer Meinung war diese Frage spielend zu beantworten; König Ferdinand war ja offenbar der Selbstherrscher in den österreichischen Landen.

Paracelsus schien jedoch dieser Meinung nicht zu huldigen, denn er fragte:

„Wird mein allergnädigster König und Herr über eine kühne Antwort nicht zürnen?“

„Sprecht ungescheut.“

„Nun denn — Gott ist der mächtigste Herr in Wien, dann kommt ein gewaltiger Mann, in dessen Eigenthum es nie Nacht wird, König Ferdinand behauptet hier in Wien nur den dritten Rang.“

Entsetzt prallten die Hofherren zurück und es wurden allseitig Laute des Unwillens und des Erstaunens über eine so freche Behauptung hörbar.

König Ferdinand zeigte keinen Unwillen, vielmehr nur die Miene der Ueberraschung, daß ein Anderer dasselbe wisse, was er allein zu wissen glaubte.

„Und dieser Mann — ich weiß, wen Ihr meint — weilt gegenwärtig in Wien?“

„Zuverlässig, allergnädigster Herr, er wohnt in der kaiserlichen

Burg und Niemand als Ihr, königlicher Herr, Fugger und ich wissen um das Geheimniß seiner Gegenwart.“

„Und was ist dieser gewaltige Mann seinem Range nach?“

„Mehr als Ihr, gnädigster Herr und König.“

„Was sucht er in Wien?“

„Eine lebendige Rose.“

„Das kann kaum der alleinige Zweck seines Verweilens sein.“

„Allerdings. Er hat wichtige und geheime Berathung zu pflegen, mit welchen kräftigen Mitteln man den Religionsunruhen in Deutschland und der drohenden Stellung der schmalkaldischen Bundesgenossen entgegentreten könne. Das Geschrei der Katholiken Deutschlands, wegen Luthers neuer Lehre und die Ermahnungen des Papstes werden, ja immer dringender.“

„Und was bietet ihm die Zukunft?“

„Uhren, die im Gange nicht stimmen wollen.“

„Wie? Auch um dieses geheime Leibvergnügen wißt Ihr? Sonderbar! Und wo wird dieser gewaltige Herr enden?“

„In einem Kloster.“

„Unglaublich!“

„Mein allergnädigster Herr und König wird es sogar erleben.“

„Hört, Paracelsus, Ihr habt Uns viel Unbegreifliches gesagt, es war jedoch die Wahrheit. Wir wollen euren prophetischen Geist nicht anzweifeln, nur nennt uns die Kombination — so bezeichnetet Ihr doch früher euer Errathungstalent — auf welche Ihr mit der Behauptung fußt, ein so gewaltiger Mann werde in einem Kloster enden.“

„Es ist der Lauf der Welt. Je gewaltiger und kraftvoller ein Mann, desto mehr Feinde und Widersacher erstehen ihm. Treffen ihn dann schwere Schicksalsschläge, mißglückt ihm ein Lieblingsgedanke, so macht sich der Lebensüberdruß geltend und er sucht die einzige Ruhe, welche ihm nach einem stürmischen Leben werden kann — die Grabesruhe des Klosters. Die Reformation ist so ein Schicksalsschlag.“

König Ferdinand war sichtbar ergriffen. Die Höflinge wußten sich vor Verblüffung kaum zu fassen. Paracelsus' Gegner gaben sich für geschlagen, denn der Wundermann hatte offenbar einen Stein im Brette königlicher Gunst erobert. Leider verlor er durch seine Wahrheitsliebe das halb gewonnene Spiel.

„Da wir schon einmal auf das Gebiet der Zukunft gerathen,“

fuhr der König endlich fort, „so laßt Uns das nächste denkwürdige Geschick unserer guten Residenzstadt Wien vernehmen.“

„Der Bote, der es verkünden wird, dürfte Trauergewande tragen,“ erwiderte Paracelsus düster.

„Gleichviel; Wir wollen die Kunde wissen.“

„Binnen drei Jahren werde ich zu den Leichen zählen.“

„Ihr sprecht doch immer und ewig nur von Euch selbst.“

„Es hat dies seine Gründe. Im Jahre meines Todes, Anno 1541, wird der Würgengel des Herrn, die morgenländische Seuche, die Gottesgeißel Pest geheißen, die Reichshauptstadt Wien in furchtbarer Weise heimsuchen, Tausende werden frühzeitig zu Grabe wanken, Elend und Verbrechen sehe ich Hand in Hand durch das Weichbild an der obern Donau schreiten!“

„Ein entsetzliches Bild!“

„Ja wohl, ein entsetzlicher Anblick,“ fuhr Paracelsus mit unheimlicher Stimme fort, „tiefe Stille beginnt sich auf die Stadt niederzulassen. Kein Kaufladen ist geöffnet, fast alle Gehöffte bleiben geschlossen. Ein schwarzes Kreuz bezeichnet Häuser, darin alle Insassen ausgestorben. Brand und Plünderung sind das Geleite der Pest. Sonst kaum ein Lebenszeichen im gesammten Wien! Nur dann und wann zischt ein verspätetes Flämmchen empor, nur dann und wann kracht ein angebrannter, halbverkohlter Balken nieder, nur dann und wann sieht man einzelne Menschenkinder durch die Gassen eilen und ihre Schritte widerhallen am hellen Tage, als wäre es die stillste Mitternacht.“

„Endet! Verhüllt das jammervolle Bild!“ rief der König.

„Dann aber,“ fuhr der Prophet fort, „dann wird man vergebens nach dem Retter rufen — Paracelsus liegt fern auf dem Siechbette. Dann werden die gepriesenen Aerzte der Reichshauptstadt selbst verzweifelnd die Hände ringen und nach dem verketzerten Wundermann senden; aber er, wie gesagt, er liegt selbst auf dem Todtenlager und Gott wird ein taubes Ohr haben und trotz allem Bitten und Flehen lange säumen, ehe er sich erbarmt und den „Gesundmacher“ nach Wien schickt *).“

Der Schluß der Rede störte gleich wieder den gewaltigen Eindruck, welchen die früheren Worte des Sehers im Gemüthe des Königs hervorgerufen. Unwillig trat Ferdinand ein paar Schritte zurück.

*) Wörtlich.

„Dachten Wir es doch," sagte er zürnend, „die gesammte Weisheit ist und war nur eine Vorrede zu einer langen Lobrede aus dem eigenen Munde. Paracelsus, eure Eitelkeit läßt sich nicht warnen, noch zügeln. — Das verheißene Gold sollt Ihr übrigens erhalten. Geht mit Gott, Ihr seid für immer entlassen."

Damit entfernte sich der König raschen Fußes. Die Höflinge folgten dem Gebieter mit sichtbarer Schadenfreude. Paracelsus stand wie vernichtet.

Eine Hand legte sich nun auf die Schulter des Wundermannes, welcher wie aus schwerem Traume emporfuhr.

Doktor Wolfgang Laz stand vor ihm. Er hatte sich in Begleitung eines Höflings im Gefolge des Königs befunden.

„Fasse Dich, großer Mann!" rief er. „Nach Regen kommt Sonnenschein! Reise mit mir in das schöne Ungarland. Ich bin Feldmedikus geworden und reise morgen, längstens übermorgen zu dem königlichen Heere. Man wird uns dort mit offenen Armen aufnehmen."

„Ja," rief Paracelsus zähneknirschend, und in unsäglichem Ingrimme grollend, „ich will sie verlassen, diese undankbare Stadt; aber mein Reiseweg führt mich nach Krain, Kärnthen, Steiermark und Tirol. Früher habe ich zudem noch hier in Wien einem schmachvollen Bubenstücke zu steuern. Komm! Mir brennt der Boden unter den Füßen, als sei dieser Säulengang mit glühenden Kohlen gedielt."

Die Freunde eilten hinweg.

In der Vorstube an der großen Treppe, trat ihnen Meister Hofer entgegen.

„Nun?" frug er in hastiger Neugierde, „habt Ihr den Retter und Rächer gefunden?"

„Er steht uns vielleicht näher, als Ihr denkt," erwiderte Paracelsus.

„Das gebe der Himmel!"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Pforte und — der geheimnißvolle Fremde mit dem rothen Vollbarte trat ein.

Paracelsus machte Miene sich tief zu verbeugen, der Unbekannte legte aber, wie Schweigen erheischend, den Zeigefinger der rechten Hand an die Lippen, wie er es gehalten, als ihn der Handelsherr Fugger am Rothenthurmthor so ehrfurchtsvoll begrüßte. Gleichzeitig schritt er hastig durch das Vorgemach.

„Verzeihung, daß ich zu stören wage," sprach Paracelsus; „es

handelt sich jedoch um Barbara Blumberg, diese verschollene Rose."

Augenblicklich blieb der Fremde stehen.

„Habt Ihr vielleicht doch eine Art Fährte aufgefunden?" so fragte der Mann mit dem rothen Vollbarte.

„Wir kennen die Hand, welche den Waldteufel gedungen und der Bartmann Hofer hier, ist dem Räuberhäuptling auf der Spur."

Der Fremde sann einen Augenblick nach.

„Folgt mir, Paracelsus," sprach er dann mit freundlichem Lächeln. Damit verließ er die Vorstube.

„Erwartet mich in meiner Wohnung," raunte der Wundermann dem bärtigen Hofer zu und folgte dem geheimnißvollen Fremden auf dem Fuße.

VIII.

Wie die kluge Dogge Alerte arbeitet.

Wir können nicht angeben, was sich zwischen dem Fremden mit dem rothen Vollbarte und unserem Wundermann Paracelsus zugetragen; so viel dürfen wir jedoch verrathen, daß die Rathsherren von Wien, wie der Anführer einer eigenen Abtheilung Bürgermiliz, welche Abtheilung aus lauter Tuchmachern bestand, die sich mit Stolz die „deutschen Blutmänner" hießen, insgeheim die Weisung erhielten, sich in Sachen der verschollenen Barbara Blumberg nach den Anordnungen des Arztes Paracelsus zu richten. Es mußte also der Fremde in der That ein gewaltiger Machthaber sein.

Daß sich sogar die Tuchmacher der Sache annahmen, bewies ganz absonderlich bedeutenden Einfluß, denn es war jene Abtheilung der Bürgermiliz, die tapferste und gefürchtetste, ihr Anführer, Josef Koop, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten seiner Zeit.

Die älteste Zunft, welche bereits im Jahre 1153 in der deutschen Geschichte genannt wird, ist die der Tuchmacher. Ihre Verkaufslokale hatten sie in jenen Häusern, welche heute die Straße „Tuchlauben" in Wien bilden, und zwar in sogenannten Lauben (gewölbten Bogengängen), wie sie noch in den Provinzstädten häufig, in Wien nur auf dem Mehlmarkte noch zu sehen sind. Die Eigenthümer solcher

Kaufläden hießen „Laubenherren.“ Schon die Babenberger Herzoge Leopold und Friedrich, dann Kaiser Friedrich (1288) versahen sie mit besonderen Rechten und Freiheiten. König Ferdinand ertheilte ihnen 1528 die Erlaubniß auch an anderen Orten der Stadt, als unter den Tuchlauben ihre Waaren verkaufen zu dürfen. Einige Jahre später zeichneten sich die deutschen Tuchmacher, unter ihnen vorzugsweise die Wiener aus. Es zog nämlich 1535 Kaiser Karl der Fünfte mit einem Heere, das aus Italienern, Spaniern und Deutschen zusammengesetzt war, durch Burgund und Italien nach Afrika und das ihn begleitende Leibregiment bestand aus lauter deutschen Zeug- und Tuchmachern, welche sich freiwillig, zum Danke für die Vorrechte ihrer Zunft, gestellt hatten. Ihre Anzahl betrug 4000, sie trugen keinen Helm und Harnisch, sondern ein eigenes Waffentuch, welches der Tuchmacher Ostermann im Jahre 1527 erfunden hatte, das fester als der jetzt verwendete Hutfilz (es bestand aus zwei Filzlagen) war und aus dem auch Beinkleider, Wämser und Barette bestanden. Die Kleidung war gleichförmig roth, man nannte das Regiment deshalb „die deutschen Blutmänner“ und auch ihre Tapferkeit entsprach dem Charakter dieser Bezeichnung, denn mit ihrer einzigen Waffe, einem langen, zweischneidigen Schwerte, standen sie im Schlachtengedränge im Geviert, in welches sie die feindliche Reiterei einließen und dieselbe bis auf den letzten Mann vernichteten. Bei Goketta kämpften sie am 12. Juni 1535 durch zwei Stunden mit solcher Ausdauer, daß sie den Sieg des Treffens entschieden. Der früher erwähnte Tuchmachergeselle Josef Koop, aus Moorburg in Baiern, in Wien konditionirend, ein Mann von riesiger Größe und ungewöhnlicher Stärke, tödtete allein dreiundzwanzig Reiter. Zu den glänzendsten Folgen dieses Sieges, an dem die Wiener Tuchmacher-Gesellen, an ihrer Spitze der vorerwähnte Koop, keinen geringen Antheil hatten, gehörte nebst Goketta's Fall, noch am 24. Juni die Einnahme von Tunis.

Ein Viertel der wackeren Tuchmacher war gefallen; die übrigen dreitausend verließen mit dem Kaiser Afrika und zogen mit ihm heim. Bei der Verabschiedung wendete sich Kaiser Karl der Fünfte an sie und sagte: „Gesellen, Ihr habt mir ein Königreich erobert, daher sollt Ihr auch königliche Zeichen tragen!“ Auf dem Heimwege hatte ihnen der Herzog von Burgund mit 9000 Mann den Weg verlegt; die Tuchmacher stürmten die Schanzen, erstiegen sie und nahmen den Herzog gefangen, deshalb verlieh ihnen nun Kaiser Karl das bur-

gundische Kreuz als Schildschmuck, sie durften das Schwert fortwährend tragen und die Gesellen hießen Knappen. Auf der Rheinbrücke trennten sie sich und jeder begab sich in seine Heimat; die Städte empfingen die Heimgekehrten festlich und ehrten sie dadurch, daß man sie zu Rathsherren, Bürgermeistern, Kirchenvorstehern u. s. w. wählte. Das Kontingent, welches die Wiener gestellt hatten, wurde unter Jubelrufen der herbeigeströmten Menge durch die mit Blumen und grünen Zweigen verzierten Gassen geführt, bis zu dem ihm gebührenden Platze, den „Tuchlauben" geleitet, wo sie von da an im Hause mit der heutigen Nummer 13 ihre Herberge aufschlugen. Es erhält dies Haus im Volksmunde die Bezeichnung „zum burgundischen Kreuz" (da ein solches in großer Dimension an dasselbe gemalt zu sehen war) oder „das Haus der deutschen Blutmänner."

Paracelsus hatte den „deutschen Blutmännern" einen kleinen Papierstreifen gebracht, auf welchem nur das Wort „Goketta" stand und ein Siegel, von einem Schwertknaufe, beigedruckt war. Das hatte der wackere Anführer Koop mit entblößtem Haupte ehrfurchtsvoll geküßt und sich sammt der ganzen Schaar dem Wundermanne auf Leib und Leben zur Verfügung gestellt.

Der Arzt ergriff sofort den Kommandostab mit festen Händen. Schon am nächsten Tage versammelte sich eine Art Kriegsrath bei dem Stadtrichter. Herr Edlasperg, die Junker Hager und Alapi, welche seit längerer Zeit von ihrem Waidgange zurückgekehrt waren, der wackere Meister Hofer und endlich der „Blutmann" Koop bildeten denselben. Paracelsus führte den Vorsitz.

„Hofer war im Recht," begann er. „Doktor Faust hatte bei der Entführung der schönen Blumberg die Hand im Spiele; dies beweist seine rasche Flucht, als er eine Vorladung in die Rathsstube erhalten. Es handelt sich also um das Aufspüren seines gegenwärtigen Schlupfwinkels, denn er weilt gewiß in der Nähe des entführten holden Kindes. Gebe Gott nur, daß dieses unverletzt ist, ich setze mein einziges Vertrauen in Barbara's starken Muth."

„Was nützt es aber," fragte der etwas abergläubische Weißgärber Hofer, „wenn wir auch diesen Schlupfwinkel aufspüren; der Gefährte des Doktor Faust, der unheimliche Fant, wird uns durch irgend ein teuflisches Blendwerk bei der Nase herumführen."

„Wir brauchen derlei nicht zu fürchten," entgegnete Paracelsus, sich diesen Aberglauben zu Nutzen machend. „Es haben nämlich zu ge-

wissen Zeiten derlei Unholde keine Macht zu schaden, ja, es ist ihnen sogar verwehrt auf Erden herumzuwandeln. Beginnen wir also, da wie ich genau weiß, jetzt eben eine solche Zeit ist, unsern Feldzug allsogleich, und wir werden Mephisto nicht begegnen."

Der Wundermann wußte recht gut, daß Mephisto in eigenen Angelegenheiten auf die Dauer einer Woche verreist war.

„Ich fürchte mich, der Teufel, vor dem rothgewandigen Schurken," rief Hager. „Aber frisch gewagt, ist halb gewonnen, das ist es, was ich bevorworte."

„Du hast Recht, Bruderherz," erwiderte trocken Alapi, die „kleine Kröte."

„Es wäre vielleicht auch angezeigt," meinte Hofer, „die Freistätte des Waldteufels auszukundschaften; der Raubgeselle steht sicher noch im Verkehr mit seinem Schlachtopfer."

„Das wird schwer halten," sprach der Stadtrichter. „Nach der Weisung des Doktors Paracelsus mußte ich die Rumorwache aus der Umgegend von Wien nach der Hauptstadt zurück beordern, ja es dürfen nicht einmal Streifzüge in der Nachbarschaft unternommen werden.

„Und das hatte seine gewichtigen Gründe," erwiderte Paracelsus, „Der Waldteufel, so lange er die Rumorwache auf seiner Ferse weiß, wird sich gewiß nicht in der Teufelsmühle blicken lassen, wo er sich sonst so häufig aufgehalten haben soll. Man mußte den Mann in falsche Sicherheit wiegen, sollte er über kurz oder lang in die Falle gehen. Darum wurde die Rumorwache gänzlich beseitigt und die Beihilfe der deutschen Blutmänner erbeten, von deren Theilnehmung Kaspar, der Waldteufel, gar keine Ahnung hat."

„Vortrefflich!" jubelten Hager und Alapi.

„Aber," meinte Hager, „angenommen, es käme wirklich der Waldteufel in die Teufelsmühle, so steht doch hundert gegen Eins zu wetten, daß er ringsum Kundschafter aussenden und es so zur platten Unmöglichkeit für die Gerechtigkeit machen wird, sich dem Lager des Währwolfs unversehens zu nahen."

„Vorläufig ist dies auch nicht nöthig," antwortete Paracelsus. „Wir brauchen nur Eines, dieses aber höchst nöthig — einen unverdächtigen Bundesgenossen müssen wir finden, der sich wie ein Schatten an die Ferse des Waldteufels hängt, dem Strauchdiebe bis zu seinem Schlupfwinkel folgt und uns später Kunde gibt, wo sich diese Freistätte befindet."

Hager sann eine Weile nach, dann sagte er jubelnd: „Dieser Bundesgenosse ist gefunden!“

„Ist er treu, klug, verläßlich?“

„Wie kein Zweiter aufzufinden sein dürfte. Treuer als jedes Menschenkind, verläßlicher als hundert Freunde und weit klüger als mancher Schulfuchs, der die Weisheit mit Löffeln verschlungen zu haben glaubt.“

„Ei,“ sagte der Stadtrichter, „so nennt uns doch diesen Ausbund von Brauchbarkeit?“

„Dieser Bundesgenosse,“ erwiederte ruhig Hager, „ist Niemand sonst als — meine riesige Dogge Alerte.“

Allgemeines Gelächter ertönte. Nur Paracelsus blieb ernst. „Hier ist nichts zu lachen,“ sagte er nach einer Pause; „der Instinkt eines trefflich geschulten Hundes vollbringt oft Wunderdinge, wovon die Geschichte hunderte von Beispielen aufweiset.“

„Leider,“ sagte Hager mit besorgter Miene, „sperrt noch ein Hemmniß die Fährte des Waldteufels. Alerte hat den Räuberhäuptling nie gesehen, wie könnte also die Dogge erkennen, daß gerade der Waldteufel der Mann sei, welchen sie aufzustöbern habe? Könnten wir nur ein kleines Stück Gewand zur Hand bekommen, welches der Wegelagerer längere Zeit getragen, so setze ich meinen Kopf zum Pfande, Dogge Alerte stöbert den Kerl binnen vierundzwanzig Stunden auf und säße er in der Hölle.“

„Nun, mit dergleichen kann ich dienen!“ rief freudig Hofer, sich erhebend und einen Handschuh aus Hirschleder auf den Tisch werfend, wie ihn die Reisigen und Waidmänner der damaligen Zeit zu tragen pflegten. „Dieser Handschuh,“ fuhr er hastig fort, „befand sich noch vor wenigen Wochen so gewiß an der rechten Hand des Waldteufels, als mein Bart zweimal länger ist wie der kleine Famulus unsers verehrten Doktors Paracelsus. Ich kam auf seltsame Weise in den Besitz des Handschuhes. Ich hatte eine kleine Keilerei mit dem Waldteufel in der Schenke zum „wilden Mann“ in der Kärntnerstraße. Der Raubgeselle zog natürlich die Handschuhe aus, als er sich an den Zechtisch setzte und wie er später einen Wandsitz nach meinem Kopfe schleuderte, muß wohl einer der Handschuhe zufällig mit herübergeflogen sein. Als er dann mit Doktor Faust's Helfershelfer forteilte, wurde er den Verlust nicht gewahr. Ich eignete mir das Stück, das

auf meinem Tische lag, insgeheim als Siegesbeute zu. Ich steckte es so zu sagen instinktmäßig zu mir.“

„Irrt Ihr Euch wirklich nicht? Der Handschuh kann ja auch einem andern Gaste gehört haben.“

„Das ist nicht wahrscheinlich, denn am nächsten Tage fragte Kaspar in meiner Gegenwart in der Schenke nach, ob er nicht etwa daselbst seinen Handschuh vergessen habe, was allgemein verneint wurde, da ich ihn zu Hause hatte.“

„Das rieth Euch der Himmel!“ rief der Stadtrichter.

„Nun,“ nahm Hager das Wort, „ist die Reihe an meiner Dogge Alerte. Ich begebe mich sogleich nach Hause und das Resultat sollt Ihr Herren innerhalb der versprochenen Zeit erfahren.“

Man trennte sich darauf und Hager, kaum daheim angelangt, rief seine Dogge herbei, warf den viel besprochenen Handschuh auf die Dielen und pfiff leise eine waidmännische Weise.

Alerte beschnupperte den Handschuh. Das kluge Thier wedelte gleichzeitig mit dem Schwanze.

„Hussah! Drauf und dran!“ schrie der Junker.

Die Dogge faßte den Handschuh mit den Zähnen.

Diese Uebung wurde drei Mal wiederholt. Eine Stunde später ritten die beiden Junker, Hager und Alapi, begleitet von der Dogge im raschen Trabe nach dem Wienerberge. Als sie in die Nähe der Teufelsmühle kamen, verhielten sie die Zügel ihrer Pferde. Alerte war neugierig herbeigerannt, ihre Augen funkelten wie Kohlen, sie schien zu ahnen, daß man einen schweren, wichtigen Liebesdienst von ihr verlange.

Hager hielt der Dogge noch einmal den Handschuh vor die Schnauze, dann wies er nach der Teufelsmühle.

„Such', verloren!“ rief er gleichzeitig.

Alerte schien anfänglich den Willen ihres Herrn nicht recht zu begreifen, denn sie setzte sich blos auf die Hinterbeine. Auch bei der Wiederholung des Rufes blieb sie noch im Zweifel. Als aber der Junker zum dritten Male rief: „Such', verloren!“ da zuckte ein Strahl von Verständniß aus den Augen des Thieres und es jagte gleich darauf in klafterlangen Sätzen nach der ihm von seinem Herrn angedeuteten Teufelsmühle.

Hager und Alapi trabten nun befriedigt nach Wien zurück.

Es war ein kalter, unfreundlicher Abend, alle Anzeichen ließen auf

eine rauhe und stürmische Nacht schließen. Wer sich auf der Heerstraße befand, sputete sich nach der nächsten Herberge.

In der Teufelsmühle herrschte jedoch tolle Lustbarkeit; dort zechten sechs bis sieben wüste, wildsehende Gesellen, verwegene Kumpane, die zur Räuberbande des gefürchteten Waldteufel gehörten. Nur der Wirth verhielt sich ruhig, ja beinahe ängstlich.

„Sprich, alte Haut," johlte einer der Banditen ihn an, „was ist Dir über die Leber gelaufen? Du ziehst heute Gesichter, als ob Du das unleidlichste Bauchgrimmen verspürtest."

„Ich traue dem Landfrieden nicht recht," erwiderte der Besitzer der Teufelsmühle.

„Du bist doch eine feige Memme," brüllte ein anderer Räuber. „Was gibt es zu besorgen? Die Wiener Rumorwache ist es müde geworden, sich von uns an der Nase herumführen zu lassen und wagt es nicht einmal unserem Schlupfwinkel nachzuspüren."

„Ihr seid Thoren," rief der Teufelsmüller — so nannte man ihn allgemein. „Ich traue dem Landfrieden nicht, sage ich Euch. Man will uns einschläfern, deshalb bleibt die Rumorwache fein daheim."

„Ah, unsere Kundschafter sind luchsäugig."

„Und dennoch hofft man Euern Schlupfwinkel auszuspüren. Davon habe ich einen lebendigen Zeugen."

„Wo ist der Schuft, daß wir dem Kerl das Spionirhandwerk legen!?"

„Dort liegt er!" Mit diesen Worten wies der Wirth nach dem Ofen.

Höhnisches Gelächter erdröhnte. Hart an der Ofenbank lag — die riesige Dogge Alerte. Das kluge Thier schien zu schlafen, spähte jedoch zeitweise verstohlen in der Stube umher.

„Ein prachtvoller Hund!" riefen Einige.

„Wem gehört die Bestie?" fragten Andere.

„Ich kenne sie von Wien aus, sie gehört dem Junker Sigmund Hager von Alensteig, dem Tollkühnen, und deshalb möchte ich auch meinen Eid darauf ablegen, daß der Köter als Kundschafter ausgeschickt wurde."

Neues Gelächter ertönte ringsum.

„Ich habe Euch gewarnt," versetzte der Teufelsmüller, „seid auf eurer Hut."

„Und weshalb?“ fragte eine Stentorstimme. Es war die des Waldteufels, der eben eingetreten

Die Räuber sprangen empor und einer von ihnen erklärte die Besorgnisse des Wirthes

Als Kaspar eingetreten war, sprang Alerte hastig empor, beschnupperte denselben sorgsam, rieb die Schnautze an dessen Handschuhen aus Hirschleder und wedelte dabei gar freundlich mit dem Schwanze.

„Hans Dampf,“ sagte Kaspar zum Wirthe, „ich habe noch keinen Hund gesehen, der unter die Häscher gegangen wäre. Ueberdies kann das Thier ja nicht plaudern. Höre, Du wirst alle Tage furchtsamer und langweiliger. Der Hund scheint sich einen neuen Herrn wählen zu wollen, weiter ist's nichts. Ist's nicht so, kluges Thier?“

Alerte sprang lustig an dem Häuptling empor.

„Mir gefällt die Dogge und ich werde sie behalten. Junker Hager, der Tollkopf, hat zweifelsohne den Hund ohne alle Ursache weidlich durchgeprügelt, das mag der Bestie endlich zu viel geworden sein und so ist sie davongelaufen, um ihr Glück wo anders zu finden. Nun, da ich schon lange ein Gelüste hatte, das prachtvolle Thier abzufangen, so soll es von heute an bei mir gut aufgehoben sein. Die Wachsamkeit eines Hundes ist nicht mit Gold zu bezahlen. Nicht wahr, Alerte? So heißt Du ja, wenn ich nicht irre?“

Alerte schmiegte sich immer zudringlicher an den Räuberhäuptling. Der Teufelsmüller brummte verdrießlich in seinen Bart hinein.

„Der Hund soll mir die Zeit verkürzen helfen,“ fuhr Waldteufel fort. „Es geht jetzt bei uns so trübselig zu, als wenn täglich Aschermittwoch wäre.“

„Wie steht's denn mit der Dirne?“ fragte der Wirth.

„Das Dämchen heult und jammert zwar nicht, es ist ein kouragirtes Weib, in dessen Gunst der alberne Liebesritter, der unmännliche Geck, nicht um einen Schritt weiter vorwärts kommt. Statt Gewalt zu brauchen oder der Dirne einen Rausch anzuzechen, liegt er stundenlang auf den Knieen, schmachtet und koset, kurz er geberdet sich wie ein Gimpel, der zum ersten Mal in ein Liebesnetz gerathen ist.“

„Er soll dem Beispiele des Heidengottes Zeus folgen,“ rief einer der Räuber, der einmal Student gewesen und noch einiges von Ovids Verwandlungen im Gedächtnisse hatte, „geht es nicht mit dem goldenen Regen, so kommt man als Stier gezogen.“

„Es ist genug mit den Narrenspossen," rief Kaspar, „ein paar Tage will ich noch abwarten, denn Doktor Faust bezahlt unsern Wächterdienst wahrhaft fürstlich; auch dürfte sein Begleiter bald zurückkehren und dann wollen wir ihm vereint den Kopf zurechtsetzen. Die Dirne muß nachgeben."

Das Gespräch nahm nun eine andere Wendung. Der Waldteufel rief nach Imbiß und Wein, Alerte erhielt ebenfalls reichliche Verköstigung und erwies sich so dankbar, daß sie ihren neuen Herrn nicht eine Sekunde aus den Augen ließ.

Als es zwei Uhr Nachts war machten sich die Räuber auf den Heimweg, hübsch sorglos, denn die Kundschafter wußten nicht das mindeste Bedrohliche zu melden. Alerte folgte dem Waldteufel nach der geheimen Freistätte der Bande, wo abermals gezecht wurde, bis der Häuptling stockbetrunken auf sein Lager sank.

Alerte wußte wohl nicht um den eigentlichen Willen des Junkers, ihres Herrn, aber die Dogge glaubte, derselbe wünsche noch einen Handschuh, wie jener gewesen, der ihr zum Beriechen gegeben worden, packte daher augenblicklich einen Handschuh des Waldteufels mit den Zähnen und eilte wie der Sturmwind in's Freie.

IX.

Die Stunde der Rache.

Es ist ein rührender Anblick um weibliche Schönheit, zumal wenn man sie weinend trifft. Wenn ein bezauberndes Auge in Thränen des Schmerzes schwimmt, dann gehört die Natur des Kiesels dazu, um bei diesem düstern Schaubild nicht selbst in bange, tiefe Wehmuth zu versinken.

Und solch ein Anblick bot sich in dem vergitterten Erkergemache einer alten, halbverwitterten Burg in den Gebirgen an der Südwestseite von Wien. Die morsche Veste lag, was das vordere Gemäuer anbelangte, gänzlich in Schutt und Trümmer, die Rückseite war jedoch nur theilweise eingestürzt und Niemand in der gesammten Umgebung ahnte, daß sie seit ungefähr einem Jahre durch Menschenhände abermals in einen ziemlich wohnlichen Zustand versetzt worden sei.

Dort hauste Kaspar Aufschring, der „Waldteufel.“

Die Burg selbst war einst der Stammsitz eines gefürchteten Raubritters und Jungfrauenräubers gewesen und noch im Jahre 1538 unterstand sie dem Geschicke, als Kerker für eine schwermuthvolle Schönheit zu dienen, und das Weib, welches hier den unfreiwilligen Abschied von der goldenen Freiheit hatte nehmen müssen, war — Barbara Blumberg.

Nach dem Ueberfall am Wienerberg wurde sie in ihrer Sänfte auf verschiedenen Umwegen, erst östlich, dann südlich, endlich westlich in das alte Raubnest getragen. Das erwähnte Erkergemach diente als Haftort, ein altes, finster blickendes Weib gab die Rolle der Kerkermeisterin — es war die Hexe Urschel. Diese böse Sieben schien aus Stein gehauen, sie hatte der Gefangenen gegenüber keine Antwort für ihre Drohungen und Fragen, keine Silbe des Trostes für ihre Seufzer, Klagen und Thränen. Mehrere Tage verstrichen. Eines Abends jedoch gewann die scheinbar stumme Wärterin plötzlich die Sprache und verkündete der ungeduldig lauschenden Gefangenen mit widrig schnarrender Stimme, es werde noch heute der Herr dieser verfallenen Veste wie ihres zukünftigen Geschickes eintreffen. An ihm sei es, das finstere Räthsel zu lösen, das so lange die Seele der Blumberg quälte; sie selbst, die Wärterin, sei nichts als ein blindes, willenloses Werkzeug in den Händen ihres beiderseitigen mächtigen Gebieters.

Und die Stunde schlug, welche das finstere Räthsel lösen sollte. Vorher müssen wir aber, zur Verständigung des Nachfolgenden, eine kleine Schilderung des Raubnestes liefern.

Das Vordergebäude der alten Burg lag, wie erwähnt, in Schutt und Trümmern und diente der Räuberbande als Verschanzung, als Bollwerk. Weiter rückwärts befanden sich mehrere Gemächer, welche die Raubgesellen gleichsam als Kaserne zu benutzen pflegten; im anstoßenden Hofe befanden sich die Stallungen. Aus einem jener Gemächer führte eine wohlbewachte Wendeltreppe nach der Erkerstube; in der Ecke dieser Stube gewahrte man eine überaus zweckmäßig angebrachte Fallthüre, mit deren Hilfe man in eine unterirdische Höhle mit zahlreichen Irrgängen gelangte. Hier hatte der Waldteufel sein Hauptquartier aufgeschlagen, hier befanden sich auch die Schätze, die er auf seinen Raubzügen erbeutet. Abends wurde die Höhle durch zwei Fackeln erleuchtet. Nur wenige vertraute Genossen des Räuberhäuptlings hatten freien Zutritt zu dieser geheimen Zitadelle des Verbrechens, auch galten sie,

obwohl nur vier Köpfe stark, als Kern der Besatzung. Man nannte sie auch „die blutige Rotte."

Eines Abends hörte Barbara plötzlich schwere Tritte auf der Wendeltreppe erschallen, die Pforte öffnete sich und ein Mann, in einen weiten dunklen Mantel gehüllt, das Haupt mit einer prachtvollen Pelzmütze bedeckt, stand wie durch Zauber hervorgerufen vor der Nichte des Stadtrichters Edlasperg. Die Stimme, mit der er ihr freundlich guten Abend bot, war offenbar verstellt, doch glaubte die Gefangene den Klang derselben bereits vernommen zu haben.

Majestätisch, gebieterisch wie eine zürnende Königin erhob sich Barbara Blumberg.

„Mit welchem Rechte," fragte sie, „beraubt man mich meiner Freiheit?"

„Ruhig, schöner Engel," erwiderte der Verhüllte, „es geschah nach dem Rechte des Stärkeren."

„Was wollt Ihr von mir?"

„Nichts und Alles — vielleicht auch Rache. Sie soll aber süß sein, diese Rache, wenigstens für mich, wie die goldenen Träume der Kindheit, wie die Düfte des Maies, wie — die Liebe!"

Barbara fuhr entsetzt zurück, denn aus den Augen des Fremden loderte eine verzehrende Glut, welche demungeachtet ihr Blut zu Eis erstarren machte. Auch dieser Blick weckte eine unbestimmte Erinnerung.

„Fürchte nichts, weiße Taube. Die Schlinge, welche Dich fing, soll Dir nicht tödtlich werden; mein Wort zum Pfande!"

„Ihr sprecht von Furcht," versetzte Barbara, die sich inzwischen gesammelt hatte, „mich dünkt, das Zittern dürfte bald an Euch selbst kommen. Ihr habt den Landfrieden gebrochen, Ihr habt Blut vergossen, Ihr habt Euch des Frauenraubes schuldig gemacht — das beleidigte Gesetz wird Euch mit eiserner Faust ergreifen und zu Staub zermalmen."

„Ich stehe über dem Gesetze."

„Oder besser außer dem Gesetze."

„Wie Du es deuten willst, reizendes Kind."

„Sagt doch, was trieb Euch zu dem Verbrechen?"

„Kennst Du mich nicht mehr?" rief der Fremde mit seiner wahren Stimme, warf Mantel und Pelzmütze ab, und stand da in kostbarer edelmännischer Tracht. „Kennst Du mich nicht mehr, Blume von

Wien? Soll ich deinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen? Das wird kaum nöthig sein, denn Du hast bereits den Mann in mir erkannt, der fruchtlos um deine Liebe bettelte, das gefolterte Menschenkind, welches vergeblich selbst zu einem Wundertranke seine Zuflucht nahm, um deine holde Gunst zu erringen."

„Doktor Faust!" stöhnte die Gefangene und ihre Sinne begannen zu schwinden; aber gewaltsam nahm sie sich zusammen, richtete sich stolz empor und sprach furchtlos, mit festem Tone: „Vollendet das Werk der Rache, euer Opfer ist bereit zu sterben."

„Nein, sterben sollst Du nicht," girrte Faust, „reizendes Wesen, lebe, lebe glücklich in Wonne; meine Liebe soll Dir die Erde zum Himmel, jeden Pfad, auf dem Du wandelst, zum Paradiese machen."

Eine unbeschreibliche Lache rauschte von den zuckenden Lippen der Blumberg. Hohn, Erstaunen, Zorn, Verachtung und Jubel lag darin. Sie maß den Brautwerber mit einem vernichtenden Blicke und stieß dann den Ueberraschten, als er sich ihr eben zärtlich nähern wollte, mit den weißen Händchen so kraftvoll zurück, daß er fast bis an die Thüre taumelte.

„Himmel, wie danke ich dir," rief sie mit dem Tone vollendeten Triumphes, „für das bischen Schönheit, das du mir gnädig verliehen hast! Diese Schönheit ward zum Dolche, das Herz dieses Elenden zu durchbohren! Ja, ekler Mann des Erbarmens, diese Reize sollen Dich verderben! Geh', verschmachte! Ja, „die Rose von Regensburg," wie man mich so schmeichelhaft benennt, sei dein qualvoller langsamer Tod, ihr Duft das Gift, an dem Du langsam verkümmerst!"

Faust schäumte vor Wuth.

„Ich werde die Rose von Regensburg zu knicken wissen!" tobte er knirschend und stürzte hastig aus der Erkerstube.

So endete die erste Zusammenkunft des Doktor Faust mit Barbara Blumberg, der Gefangenen. Später jedoch änderte Faust seine rauhe Weise, er hoffte als schmachtender Seladon sicherer zum Ziele zu kommen. Der eitle Thor hatte es sich in seiner verwundeten Selbstliebe in den Kopf gesetzt, durch Gegenliebe die schönste Frucht des Glückes zu erringen, daher verschmähte er offene Gewalt oder die Betäubung durch einen Schlaftrunk. So kam er denn jeden Tag mit zärtlichen Liebesblicken herangestürmt, obgleich die Antwort sich immer gleich blieb.

Endlich schrie er in unsäglichem Ingrimme: „Drei Tage hast Du

Bedenkzeit, es ist aber die letzte Gnadenfrist! Bleibst Du jedoch auch dann noch bei deinem stolzen Nein, dann gebe ich Dich, alberne Thörin, den wüsten Liebkosungen der Räuber preis. Du sollst als Metze von Strauchdieben zum Gespötte von ganz Wien und Regensburg werden."

Mit diesen Worten verließ Faust hohnlachend das Gemach. Barbara sank ohnmächtig zu Boden.

Während der drei Tage fürchtete Barbara wahnsinnig zu werden, so qualvoll vergingen ihr dieselben. Sie hatte tapfer gerungen mit all den Gedanken entsetzlichen Unheils, sie hoffte stets den Mann mit dem rothen Vollbarte als Retter erscheinen zu sehen und als auch der dritte Tag erschien, der keine Hilfe brachte, da drohte ihre zarte Natur zu unterliegen. Das Erkergemach schien sich in wirbelnden Kreisen zu drehen.

Plötzlich ertönte eine Klingel, der Fußboden öffnete sich und aus der Tiefe stieg eine reich mit Imbiß und Getränke beladene Hochzeitstafel. Zwei silberne Armleuchter warfen ihr Licht darauf. An der Tafel selbst stand, glänzend wie ein Bräutigam geschmückt, der unbarmherzige Freier — der Unhold Faust.

„Barbara," fragte er, „ist dein Trotz erschöpft? Willst Du mich küssen als zärtliche Braut?"

Er erhielt keine Antwort. Nun trat er näher an das Ruhebett, auf welches Barbara vor Schreck hingesunken war.

„Hinweg, Scheusal!" rief die Arme.

„Besinne Dich, Weib! In einer Viertelstunde dürfte es zu spät sein. Hinter der Thüre, die zur Wendeltreppe führt, gibt es kein Erbarmen mehr mit deiner Schönheit!"

„Gott verzeihe Dir dein Verbrechen!"

„Gib nach, Barbara! Nur einen Kuß für so viel Liebe!"

„Hebe Dich hinweg, Versucher!"

In diesem Augenblicke wurde in der Tiefe ein schwerer Fall hörbar, zugleich versank die Tafel mit den Armleuchtern, so daß tiefe Finsterniß im stillen Gemache lagerte.

„Einfaltspinsel!" donnerte Faust. „Was treibt Ihr da unten?"

Sofort ertönte die Klingel, die Fallthüre öffnete sich und aus der Tiefe stieg die Hochzeitstafel. Wieder warfen die Armleuchter ihr freundliches Licht darauf, an der Tafel aber stand eine drohende Gestalt mit

gezücktem blutigen Schwerte, wie ein strafender Engel des Herrn — Theophrastus Paracelsus.

„Barbara!“ rief der Wundermann. „Ihr seid gerettet!“

„Der Himmel sei gelobt!“ jammerte die blaße Gefangene.

„Goketta! Goketta!“ brüllte und lärmte es nun von allen Seiten.

„Die Blutmänner!“ ächzte Faust, der den Schlachtenruf der Tuchmacher gar wohl kannte. Er öffnete schnell die Thüre der Wendeltreppe und entfloh durch die labyrinthischen Wendungen und Gänge des Verließes, mit denen er wohl vertraut war.

Während dem waren die Befreier, geführt von der wackern Dogge Alerte in die ebenerdigen Gemächer eingedrungen und überfielen die nichts ahnende Räuberschaar, welche sich, den Waldteufel an der Spitze, höchst muthig vertheidigte. Aber die „deutschen Blutmänner“, unter Anführung des riesigen Joseph Koop, mähten mit ihren berühmten Schwertern wie Todesgeister unter den Raubgesellen herum, wacker unterstützt von den Junkern Hager und Alapi.

Hofer, der bärtige Breslauer, hatte sich den Waldteufel selbst zum Opfer auserséhen.

„Zurück,“ rief er seinen Gefährten zu, welche den Räuberhäuptling umrungen hatten, „zurück, der Unhold ist mir allein verfallen! Ich wollte ihn dem Henker überliefern, da ich aber einst gedroht, es solle mein Bart ihm den Garaus machen, so ist's besser, wenn ich mein Wort löse!“

Mit diesen Worten stürzte Hofer auf den Waldteufel los, der mit gezücktem Schwerte dastand, unterlief ihn und warf den starken Mann mit riesiger Kraft zu Boden. Dann stemmte er seine beiden Kniee über der Brust des gefällten Mannes so fest auf dessen beide Arme, daß der Besiegte laut aufheulte vor Schmerz und Ingrimm. Dann schlang Hofer seinen langen Bart wie einen Strang um den Hals des Räubers.

„Bete!“ donnerte er.

„Ich kann nicht beten.“

„Das dacht' ich wohl. Gute Geister wissen nichts von Dir. Also stirb, Bluthund!“

Hofer zog seinen Bart fest zusammen — ein entsetzliches Röcheln — sein letztes qualvolles Zucken aller Glieder — die Augen brachen und verglasten sich — das Antlitz wurde schwarzblau — ein

allerletzter, kaum hörbarer Seufzer — und der gräuliche Waldteufel stand vor dem ewigen Richter.

Mittlerweile kam der Stadtrichter mit der Reserve angerückt. Alles eilte mit Hilfe der Fallthüre nach dem Erkergemache. Barbara stürzte in Freudenthränen an die Brust ihres Oheims.

Die Räuber wurden Alle ohne Erbarmen niedergemetzelt, man schonte nur ein halb Dutzend, ängstlich um ihr Leben flehender Kebsweiber. Die Aussagen dieser reichten vollkommen hin, den Besitzer der Teufelsmühle, welcher schon beim Hinwege nach dem Raubneste in sicheren Gewahrsam genommen worden, der wohlverdienten Strafe zu überliefern. Er wurde von unten hinauf gerädert.

„Ich hab's gleich gesagt," waren seine, wie im Wahnsinn oft wiederholten Worte, „der Hund wird uns Alle in's Verderben stürzen!"

X.

Wer der Mann mit dem rothen Vollbart ist.

Faust blieb für Wien verschollen. In der Rolle eines Liebhabers und Entführers verunglückt, hielt er es für gerathen, die Gastfreundschaft eines benachbarten Ritters und Bannerherrn, welchem Schloß Rauheneck bei Baden gehörte, in Anspruch zu nehmen.

Dort erschien auch plötzlich Mephisto, wurde jedoch von Faust mit einer Flut von Scheltworten empfangen.

„Unser Vertrag ist null und nichtig!" donnerte ihn der Magier an. „Gehe wohin Du willst."

„Keineswegs," erwiderte sein Gefährte lakonisch.

„Hast Du mich nicht im entscheidenden Augenblicke im Stiche gelassen?"

„In unserem Bundesvertrage steht ausdrücklich zu lesen, daß ich zu gewissen, genau bezeichneten Zeiten vollkommen berechtigt bin meinen eigenen Angelegenheiten nachzugehen und sogar ohne weitere Anfrage eine wöchentliche Urlaubsfahrt anzutreten."

„Das ist richtig."

„Was willst Du also noch mehr? Warum hast Du meine Rückkehr nicht abgewartet?"

„Es steht aber in unserem Vertrage noch ferner geschrieben, daß Du Dich verpflichtest, jeden meiner Wünsche zur Wirklichkeit zu gestalten. Barbara Blumberg ist mir entrissen worden, folglich hast Du dein mir verpfändetes Wort gebrochen.

„In einem Nachsatze heißt es deutlich genug," erwiderte Mephisto, „ich sei nur dann verpflichtet, jeglichem Wunsche des Doktor Faust zu willfahren, falls nicht eine höhere Macht hindernd dazwischen tritt. Meine Urlaubszeit trat ein, ich mußte Dich verlassen — die Schuld trägt jene höhere Macht, welche sich dareinmischte."

„Das ist eine echt sophistische Klausel, deren Tragweite ich leider erst jetzt erkenne."

„Was nützt der Aerger? Thue ich nicht ohnedies Alles für Dich, was ich nur immer thun kann?"

„Ich sehe das wohl ein, aber die holde Blumberg kannst Du mir doch nicht verschaffen, sie ist für mich verloren."

„Wer sagt das? Du bist im Irrthum."

„Also gäbe es noch ein Mittel!? Oh, sprich, welches ist es?"

„Und unsere neue Erfindung, denkst Du, die sei nicht mehr nütze als alles Uebrige? Wer kann uns auf diesem Wege folgen?"

Faust jauchzte freudig auf.

„Du hast wieder Recht — triff sogleich alle Anstalten."

Doch nun müssen wir nach Wien zurück.

Barbara Blumberg war in wenigen Tagen auf's Neue zur frühern rosigen Schönheit erblüht. Dazu mochte wohl der Umstand beitragen, daß sie erfuhr, wie der Mann mit dem rothen Vollbarte zumeist durch die Stellung der „deutschen Blutmänner", auf die er ungemessenen Einfluß zu haben scheine, zu ihrer Rettung beigetragen. Auch schritt der schöne, kraftvolle Unbekannte häufiger als früher an dem Hause des Stadtrichters vorüber und seine leuchtenden Augen, die nach dem Erkerfenster sich wendeten, sagten ihrem Herzen mehr, als alles Liebesgewinsel des Faust je zu thun vermocht hatte.

Binnen Kurzem war eine Woche der Abreisen gekommen. Faust hielt man längst von Wien entfernt, Hofer kehrte nach Breslau zurück, Lazius war nach Ungarn gegangen, mit ihm Alapi, der sich unter seinem Oheime, dem unsterblichen Helden Niklas Zrinyi, die ersten Sporen verdienen wollte. Ferner wußte man gar wohl, daß sich Paracelsus im Stillen anschicke, der undankbaren Reichshauptstadt Wien

für immer den Rücken zu wenden. Den Tag seiner Abreise suchte er als ungewiß zu bezeichnen.

Barbara ließ sich jedoch nicht täuschen. Das holde Geschöpf ahnte, daß ihr Retter aus so vielen Gefahren seine Freunde heimlich zu verlassen gedenke. Deshalb lautete ihre Losung: List gegen List und einige lustig flimmernde Goldstücke öffneten den Mund des Famulus Werner.

Der Morgen des Scheideganges graute. Es war ein heiterer Tag, die Sonne strahlte fast frühlingswarm vom Himmel herab, als Paracelsus, sein mageres Ränzchen auf dem Rücken, von Wien aufbrach. Noch einmal wollte er das reizende Panorama vor Augen haben und so bestieg er zuerst den Kahlenberg, der sich tausend und siebenundfünfzig Fuß über die Donau erhebt und von dessen Höhen man bis zu den steirischen und ungarischen Gebirgen blicken kann.

Oben angelangt, ließ er sein Auge über die alte Stadt hinüberschweifen. Ein leiser Seufzer bebte von seinen Lippen.

„Schön bist Du, Reichshauptstadt Wien," begann Paracelsus nach einer Pause, „aber Du bleibst auch der Tummelplatz sinnlicher Gelüste, rauschender Freuden und sicher kommt einst noch der Mann, welcher Dir den wahren charakteristischen Namen gibt — den Beinamen: „Capua der Geister." Mich aber sollst Du nicht länger auf Rosen wiegen, mit Sirenenliedern einschläfern. Du bist und bleibst undankbar, wie alle schwelgerischen, reizenden Dirnen!"

Nach einer neuen Pause fuhr er abermals fort: „Du hast den Gesundmacher aus deinem Weichbilde getrieben, darum trifft Dich auch der Strafefluch*). Binnen wenigen Jahren wird der Würgengel des Herrn, die Pest, in deinen Mauern wüthen und der Arm des Sensenmannes fast erlahmen vor jahrelanger Frohne im Dienste der Gruft. Später wird ein gewaltiges Erdbeben die Grundfesten deiner stolzesten Gebäude erschüttern, als kehrte der Tag bei Jericho wieder, als graute nochmals jener Morgen, nach welchem Pompeji und Herkulanum in Schutt und Asche versanken! Jahrelange Ruhe wird Dich in trügerische Sicherheit wiegen, plötzlich aber Allahruf ertönen und sich nochmals das Streitroß des Morgenlandes in den Fluten der oberen Donau baden, noch-

---

*) Daß Paracelsus auf dem Abschiedswege am Kahlenberge über Wien einen Fluch ausgesprochen, soll Thatsache sein. Wir aber trauen dem edlen Charakter des berühmten Mannes dergleichen nicht zu. Vielleicht wurde die Form seiner Prophezeiungen, welche beglaubigt sind, mißverstanden.

mals erscheint das Heer des Halbmondes mit Feuer und Schwert, mit Seuche und Hungersnoth vor deinen schlimm bedrohten Mauern!"

Seine Stimme brach, er schwieg erschöpft und eine Thräne glänzte in seinem Auge.

„Lebt wohl, Ihr wenigen treuen Herzen," sprach er dann mit bebender Stimme, „die Ihr warm für Paracelsus geschlagen, dem das höchste Gut des Lebens versagt geblieben — die Liebe zum Weibe! Gottes reichster Segen sei mit Euch, Ihr lieben, lieben Freunde, bis zum Abende eures Lebens!"

„Der Herr sei mit Euch, armer Dulder!"

Also ließ sich plötzlich eine rührende Stimme vernehmen.

Paracelsus wendete sich rasch um — Barbara Blumberg stand an seiner Seite. Das holde Kind war im Geleite einer Zofe, von einem Diener des Stadtrichters beschirmt, insgeheim schon früher aufgebrochen, um dem Retter aus so vielen Gefahren, die sie zu bestehen hatte, noch ein paar Worte des Dankes zuzuflüstern.

Wehmuthsvoll sah ihr Paracelsus in das freundliche Auge, seine Blicke drückten den Grund seiner Entsagung aus und tief erröthend senkte Barbara die ihrigen zu Boden. Einige Minuten verstrichen im tiefen Schweigen. Dann neigte sich Barbara vor dem treuen Freunde und ein flüchtiger Kuß brannte auf ihrer Stirne. Ein letzter, ein allerletzter inniger Händedruck — dann ging er.

Und für Paracelsus gab es keine Liebe mehr auf Gottes schöner Erde!

Barbara Blumberg blickte dem Manne, der ihres Geistes erste Liebe gewesen, mit naßen Augen so lange nach, bis die hinfällige und doch so theure Gestalt hinter einer Krümmung des Gebirgspfades verschwunden. Dann rüstete sie sich schluchzend zum Heimgange.

Aber ihr stand eine schwere Stunde bevor — das Unheil kam leise herangeschlichen.

Es ließ sich plötzlich ein seltsames Geräusch vernehmen und ein wunderbares Abenteuer ging in die Szene.

Ueber die nächsten Gebüsche herüber erhob sich ein etwa achtzig Schuh hoher, fünfzig Schuh langer, mit einer Gallerie und einer immensen Glutpfanne zu beständiger Unterhaltung von Feuer versehener Ball, mit Zeug überzogen, mit Reifen und Stricken bedeckt, an welche ein geräumiger Kahn befestigt war. Weitere Stricke hinderten den Ball dadurch an einer vorzeitigen Himmelfahrt, daß selbe an starken Pflöcken ihn festhielten.

Barbara und ihre Begleiter starrten lautlos auf das räthselhafte Ungethüm, während es heutzutage kein Geheimniß mehr ist, daß die Mähre von Doktor Faust's Mantel aus einem einfachen Luftballon entstand.

Faust und Mephisto traten nun hervor.

„Habe ich Dich endlich wieder?“ schrie Faust. „Diesmal, Du spröde Dirne, hilft kein Sträuben!“

„Hilf, ewiger Himmel!“ rief Barbara erblassend. Die Zofe ergriff die Flucht, Mephisto griff den Diener an und auch dieser floh.

„Fort mit ihr!“ donnerte Faust und trat an die Zurückweichende heran.

„Zurück!“ erscholl plötzlich eine gebieterische Stimme.

Der Mann mit dem rothen Vollbarte trat hinter einem Buschwerk hervor, ihm folgte der Tuchmacher Josef Koop in Begleitung von einigen der „deutschen Blutmänner.“

Mephisto wechselte die Farbe und taumelte zurück.

„Der Tag ist hin!“ murmelte er ingrimmig.

„Schelm!“ wüthete Faust. „Du hast mich abermals verrathen! Wer ist der Mann, der deine Kräfte also zu lähmen vermag, daß Du vor Schreck zurückbebst?“

„Der Mann?“ keuchte Mephisto. „Dem leisten wir keinen Widerstand. Das ist der römisch-deutsche Kaiser, Karl der Fünfte!“

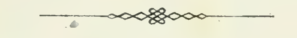
Mit diesen Worten sprang Mephisto in die Gondel des Ballons, hob Faust wie ein Kind ebenfalls hinein und schnitt rasch die Stricke durch, welche das Ungethüm bisher festgehalten. Es hob sich sofort mit schwindelnder Schnelligkeit in die Lüfte und war bald den Augen der erstaunt Nachblickenden entschwunden.

Barbara war, sobald der geliebte Unbekannte erschienen mit einem Freudenschrei an dessen Brust gesunken und derselbe hielt sie zärtlich umschlungen.

„Du siehst, holde Rose von Regensburg,“ sprach er mit Hoheit, „daß eine so wunderliebliche Blume des mächtigsten Schirmes bedarf. Willst Du mit mir in deine Heimat ziehen?“

„Möge Gott mir verzeihen!“ lispelte erröthend die glückliche Barbara, „ich folge Dir, hoher Herr, wohin Du willst!“

Am 23. Februar 1546 gebar in Regensburg Barbara Blumberg dem Kaiser Karl den Fünften einen Sohn, der den Namen Don Juan d'Austria erhielt und welcher sich später unter der Bezeichnung „der Held von Lepanto" unsterblichen Ruhm erwarb.



Eine geheimnißvolle Schönheit.

Bei dem in Wien garnisonirenden Regimente des Fürsten L. stand ein junger Edelmann, Herbert Baron Reitzenstein, als Lieutenant in Diensten, welcher alle Fehler, jedoch auch alle guten Eigenschaften junger Leute im hohen Grade in sich aufgenommen hatte. Er war ausdauernd, ausgelassen, eigensinnig, großmüthig, muthig, muthwillig, verliebt, wild, und vereinigte alle diese Eigenschaften in einem so schönen und kraftvollen Körper, daß beinahe kein Mädchen ihn ungestraft anblicken durfte und keines ihn verachtete, als welches er selbst verschmäht hatte.

So sehr er indeß bei allen Damen als Flattergeist bekannt war — ein Titel der übrigens stets auf eine liebenswürdige Mannsperson hinweist — war er doch beinahe noch mehr berüchtigt, wegen seiner heterodoxen Meinungen vom weiblichen Geschlechte und von der Ehe. Er hatte diese Prinzipien, so muß man sie wohl bei ihm nennen, unvorsichtiger Weise einem sehr guten Freunde geoffenbaret, welcher die Dame liebte, mit welcher zu brechen Reitzenstein eben im Begriffe stand. Was war natürlicher, als daß, um den Bruch zu befördern und um die Liebe der Dame auf sich zu ziehen, der gute Freund seines Freundes Grundsätze ihrer ganzen Tragweite nach vortrug, wodurch dieselben in allen weiblichen Zirkeln bekannt wurden. Dabei war nun freilich für den Baron das Beste, daß die Damen nur affektirten, als wenn sie ihn seiner Grundsätze wegen haßten, im Herzen hielten sie es aber gar nicht für möglich, daß irgend ein Mensch solche hegen könne; die gutgeartetsten gaben zwar am Ende sich selbst zu, daß ein Mensch, wie Reitzenstein, dem alle Eroberungen so leicht geworden, diese schiefe Ansicht haben könne, hielten sich jedoch wieder für

allmächtig genug, ihn durch ihre Reize zurückzuführen. Nun gab es freilich dann sehr bittere Erfahrungen für diejenigen, welche dies unternahmen, sie wollten fesseln und wurden gefesselt; flatterte sodann der Schmetterling davon, nahm er das weibliche Herzchen mit sich.

Sein Hauptmann nahm ihn eines Tages so recht ad coram.

„Aber, Herr Lieutenant," sagte er, „wollen Sie sich denn nicht endlich einmal festsetzen? Sie sind ein schmucker, junger Mann, haben etwas vom Daumen zu schieben, sehen Sie sich doch einmal um unter den Töchtern des Landes" — der Hauptmann selbst hatte zwei sehr häßliche Fräuleins Töchter — „wählen Sie sich ein schmuckes Mägdlein, ziehen Sie auf Ihre Herrschaft und leben Sie sich selbst."

„Also heiraten?" erwiderte der Lieutenant. „Ach, Herr Hauptmann, wenn Sie wüßten, wie mich dieses Wort schaudern macht! Mir fallen dabei eine Reihe Vorstellungen, eine Menge Ideen ein, welche, recht gelinde ausgedrückt, nicht zu den angenehmsten zählen. Sehen Sie einmal unsere Weibchen und Mädchen an — was sind sie? Putznärrinnen! . . . . . Sie werden sagen, Sie meinten den besseren, den gebildeteren Theil. Aber — bei Gott! — ich will nicht ehrlich sein, wenn Sie nicht von der kultivirtesten Dame in zwei Stunden erfahren, was sie gelesen hat; glücklich sind Sie, wenn Sie nicht hören müssen, *wie* sie es gelesen, wie sie es verstanden hat."

„Wie einseitig!"

„Wie man's nimmt. Was ich Ihnen jetzt gesagt, ist ein ziemlich treues Bild des Verstandes der meisten Damen; sie haben alle ein sehr gutes Gedächtniß, sie heben die Ideen auf, welche man ihnen anvertraut, packen und schnüren sie sorgfältig zusammen, geben sie bei Gelegenheit zurück, freilich sind die feinsten Ecken beschädigt. Aber was thut das? Der Herr, dem sie vorschwatzen, wird wohl gelehrt genug sein, das nicht zu beachten, oder beschränkt genug, es nicht zu merken."

„Und dann ist ja doch das Herz die Hauptsache."

„Ja, das Herz! Wo bleibt dies in der Welt? Was soll es auch da? Lieber Freund, ich hätte große Lust ein neues Moralprinzip aufzustellen oder vielmehr ein altes zu erneuern."

„Nun?" fragte der Hauptmann lachend.

„Unsere Weltleute," erwiderte *Reitzenstein*, „handeln sammt und sonders vom ersten bis zum letzten aus Egoismus, nur äußert sich dieser auf ganz verschiedene Art: bei Männern wird er Ehrgeiz oder bei der gröberen Sorte Habsucht, bei Weibern der feineren Klasse ist

es Eitelkeit auf Verstand mit der gehörigen Portion auf Schönheit und Putz, bei der gröberen nur auf Schönheit und Putz und einer Art Häuslichkeit."

„Sollte es denn gar keine Ausnahme geben?" rief der Hauptmann. „Sie zucken die Achseln — das ist wirklich hart. Aber, mein systematischer Herr, wenn die Weiber so sind, wie Sie sagen, warum jagen Sie denselben denn nach? Warum suchen Sie jede, mit einer Art Aengstlichkeit sogar, zu erobern?"

„Mein Gott!" erwiderte Reitzenstein achselzuckend, „aus jener hohen Toleranz, welche sich auf Alles erstrecken muß, was Mensch heißt. Sie haben eben gesehen, daß ich mit den Männern nicht zufrieden bin, soll ich denn diese darum hassen, weil sie meinem Ideale nicht entsprechen? Nun, derselbe Fall ist mit den Weibern. Und dann — was sie noch gar nicht bedacht haben, womit soll ich die müßige Zeit ausfüllen, welche ich täglich habe? Mit Studiren — das wird man leicht satt; mit Trinken — es ist mir von Natur zuwider; mit Spiel — es langweilt mich. Hingegen die Weiber, diese bieten ein unaufhörliches Studium und ein amüsantes Spiel zugleich dar. Wenn ich mich einer Dame nähere, so beschäftigt es mich ein paar Wochen lang, ihren ganzen Verstand und das, was man gewöhnlich Herz nennt, zu seciren, all' die kleinen Nuancen, die feineren Abweichungen zu studiren, an denen die Weiber so reich sind. Dann suche ich sie zu erobern, benütze ihre Schwächen, belustige mich an ihren Vertheidigungsanstalten und wenn ich endlich an der Dame nichts mehr zu studiren finde, dann — gebe ich sie auf."

„Und glauben Sie denn wirklich, daß keine Dame fähig sei, Sie in die Bande der Ehe zu schlagen?"

„Hm! Wer kann für sich stehen, lieber Freund! Jeder Mensch hat die Fähigkeit, sich zu verirren, nur ist nicht jeder Mensch so aufrichtig, seinen Irrthum zu gestehen. Ich für meinen Theil würde, wenn ich mich bis zum Ehestande hin verirrte — Gott sei Dank! es ist ein weiter Weg und man kann sich in der Zwischenzeit oft besinnen — noch vor dem Altare meinem guten Freunde in's Ohr raunen, daß ich jetzt eine große Thorheit beginge."

Beide stritten noch mehrerlei über diesen Punkt, der Hauptmann hätte dem Freiherrn gar so gerne seine beiden Töchter anrekommandirt, aber jener ließ ihn gar nicht dazu kommen. Man trennte sich, wie ge-

wöhnlich bei Streitigkeiten dieser Art, keiner überzeugt und einer auf den andern in einem gewissen Grade erbittert.

Unsere Leser könnten sich nach diesem Gespräche leicht den Baron als faden Gecken denken, der jedem Mädchen nachjagte und in dessen Munde die Menschen- und Weiberkenntniß Redensart war, allein darin würden sie sehr irren. Freiherr von Reitzenstein war in Rücksicht seines Kopfes und Herzens ein sehr achtungswürdiger Mann, nur gehörte er zu jenen Menschen, welche ihre bessere Natur aus einer Art von Trägheit nicht aufkommen lassen, deshalb ihre schiefen Ansichten und bessern Empfindungen Jedermann vor Augen legen und nun, je nachdem der ist, mit dem sie zusammentreffen, bald für edle, bald für phantastische, bald wieder für närrische Menschen gehalten werden.

Als Baron Reitzenstein eines Abends nach Hause kam, fand er ein kleines Packet vor, er öffnete es und fand einen Brief eines seiner Freunde, eines Malers, mit einem Miniaturgemälde. Ein Mädchen, schrieb ihm sein Freund, der den Kurort Baden bei Wien bewohnte, sei ihm auf der Promenade im Parke begegnet und deren Gesicht habe so viel Anziehendes für ihn gehabt, daß er die Schöne am ganzen Nachmittage verfolgt habe, um diese Züge ihr abzustehlen. Es sei ihm so ziemlich geglückt, allein freilich habe er die Lebhaftigkeit, die Seele, welche im Original gelegen habe, nicht in das Gemälde übertragen können, sondern alles Uninteressante, welches er erblicke, sei vom Künstler, alles Schöne gehöre der Natur. Er sende ihm demnach diese unvollkommene Kopie, weil er seine Vorliebe für Gemälde kenne.

Man wird oft bemerkt haben, daß es Klassen von Schönheiten unter dem weiblichen Geschlechte gibt und daß selten ein Mensch für alle diese Arten Empfindung habe. Gemeiniglich rührt ein großes und noch mehr ein schwärmerisches Gesicht den fein empfindenden Menschen weit mehr, als jene lebhaften Brünetten, denen die Schalkheit und der Witz aus den Augen spricht und die mit einer Art von Sturm auf das männliche Herz eindringen. Das Gesicht, dessen Abbildung unser Held jetzt in der Hand hielt, war eins von den wenigen, wo Hoheit und Schwärmerei innig verschmolzen waren. Besonders rührte Reitzenstein ein wehmüthig schwärmerischer Zug unter dem Auge, welcher der ganzen Physiognomie, die sonst sehr an das Heroische grenzte, das Interesse einer Unglücklichen gab.

Theils aus Neugier, theils aus Sucht nach Abenteuern, theils

aber auch aus wahrem Interesse, welches Reitzenstein an dem schönen Gesichte der Unbekannten nahm, entschloß er sich, dieselbe zu sehen und so ritt er gleich am folgenden Tage nach Baden hinaus, um sich bei seinem Freunde nach der Dame zu erkundigen. Er erfuhr weiter nichts, als wenige und unzusammenhängende Nachrichten. Der Maler wußte zwar, wo die Dame wohnte, jedoch nicht, wie sie heiße und womit sie sich beschäftige. Leute, die in der Nähe wohnten, sagten, sie habe Niemand als einen kleinen Knaben bei sich, werde von der Tochter ihrer Hauswirthin allein bedient, lebe sehr spärlich und ärmlich und gehe höchst selten aus. Dieses versteckte und geheimnißvolle Wesen reizte den Baron noch mehr, er begab sich daher zur Ortsobrigkeit und, einem untergeordneten Organe derselben einige Silbergulden in die Hände drückend, ersuchte er, man möge ihm die Verhältnisse der Dame zu erforschen suchen. Die gewünschte Aufklärung wurde ihm versprochen und so quartierte sich der Baron in einem Gasthofe, unweit der Wohnung seiner schönen Unbekannten ein.

Der damalige Bürgermeister von Baden hatte die Schwachheit, die Polizei der größeren Städte nachahmen zu wollen. Es war aber der Kurort zu jener Zeit, wo es keine Eisenbahnen, nicht einmal schnellfahrende Gesellschaftswägen, sondern nur höchst unförmliche Kobelwägen gab, nicht sonderlich besucht. Als daher Reitzenstein nach den Listen von den Häusern und ihren jetzigen Bewohnern fragte, erfuhr er, daß die ersteren freilich vorhanden, die Letzteren aber sehr mangelhaft wären. Indeß gab dieser Umstand dem Bürgermeister die Idee zur Anfertigung einer förmlichen Kurliste und er beschloß sogleich nächsten Tages die nöthigen Anstalten zu treffen, vorerst aber über den befragten Punkt die gehörige Auskunft zu geben.

Die Verwunderung, welche der Lieutenant darüber äußerte, daß die Stadtbehörde eine Person nicht kenne, welche im Weichbilde des Kurortes wohne, die Daten, welche ihm derselbe über diese Dame mittheilte, die Erinnerung an Paris, wo, wie er einmal gelesen hatte, man auf derlei geheimnißvolle Leute sehr aufmerksam sei, dies Alles verursachte, daß der Bürgermeister das Frauenzimmer für sehr verdächtig hielt und brachte in ihm den Entschluß zur Reife, dem Offizier einen Begriff von der exakten Polizei der Stadt zu geben, welcher ihn in wahren Enthusiasmus versetzen sollte.

Als es daher Abend geworden, nahm der Bürgermeister zwei seiner Gewaltigen zu sich und begab sich nach der Wohnung der frag-

lichen Dame. Er zog sogleich Feder und Papier aus der Tasche und begann ein förmliches Verhör. Die Dame gab an, sie heiße Louise Müller, sei Witwe, Mutter eines Knaben, konnte aber den Fragepunkt, wovon sie lebe, ganz und gar nicht befriedigend beantworten. Sie zeigte zwar einiges Geld, etwelche Kostbarkeiten vor, allein als der Hauptpunkt kam und sie gefragt wurde, woher sie das Geld habe, verstummte sie und weinte. Der Bürgermeister, dadurch in seinem Verdachte noch mehr bestärkt, that immer verfänglichere Fragen und — statt zu antworten — weinte die Dame noch immer.

Bis jetzt hatte der Bürgermeister die Dame noch nicht genau angesehen, der Eifer für sein Amt hatte seine Augen nicht zum Betrachten so vieler Reize kommen lassen. Jetzt aber erhob er sich, um sie zu ermahnen, die Wahrheit zu gestehen und als er ihr so gegenüber stand, in ihre herrlichen blauen Augen sah, da regte sich in ihm ein bisher ihm unbekannt gebliebenes Gefühl und er beschloß — nicht etwa, der Dame diese peinliche Untersuchung zu erlassen, sondern vielmehr sie zu verhaften, ihr jedoch in seiner Wohnung die angemessene Pflege zu geben. Als er der Frau Müller diesen Entschluß mittheilte, wurde er von deren Standhaftigkeit frappirt, denn sie weigerte sich nicht im Mindesten und bat nur, ihr Kind mitnehmen zu dürfen. Der Bürgermeister gestand ihr dies nach einigen Weigerungen zu und die Gesellschaft machte sich, da es schon Nacht geworden war, nach der Wohnung des Stadtoberhauptes auf.

Baron Reitzenstein war durch die mondhelle Nacht zu einem kleinen Spaziergang angeregt worden und es war sehr natürlich, daß er zu demselben dieselbe Straße wählte, in welcher jene Dame wohnte, die ihn so sehr interessirte.

Gegen eilf Uhr sah er den Bürgermeister, zwei Mann von der Stadtwache und eine Dame mit einem Kinde aus dem Hause treten. Letzteres weinte und eine weibliche Stimme von seltener Anmuth suchte es zu beruhigen. Endlich sah er das Gesicht der Dame — es war sein reizendes Portrait. Er trat auf den Bürgermeister zu.

„Sehen Sie, mein Herr,“ rief ihm derselbe entgegen, „das heißt eine Polizei, wenn man verdächtige Leute bei Nacht und Nebel arretirt um ihre Ehre zu schonen, im Falle sie dennoch unschuldig wären.“

„Ist sie etwa —“ fragte der Baron leise.

„Ei, der Henker weiß, was sie ist,“ erwiderte laut der Bürger-

meister. „Eben deswegen arretire ich sie, es könnte doch etwas dahinterstecken.“

„Mein Herr,“ sagte nun die Unbekannte, an den Baron herantretend, „ungeachtet ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, so liegt mir dennoch daran, daß meine Unschuld an diesem Vorfall allen Leuten, so auch Ihnen, bekannt werde. Ich weiß zwar nicht, wie Sie mit diesem, für mich so unglücklichen Ereigniß zusammenhängen, aber, ich flehe Ihr Mitleid an, mir, auf welche Art immer, Gerechtigkeit zu verschaffen.“

„Aber, mein Herr Bürgermeister,“ fragte verwundert der Baron, „wenn Sie keine genauen Inzichten haben, wozu arretiren Sie diese Dame?“

„Warum? Warum?“ erwiderte gereizt das Stadtoberhaupt. „Darum, weil ich die Ortsobrigkeit bin.“

„Das ist durchaus kein genügender Grund,“ entgegnete, ebenfalls in Aufregung gerathend, der Baron. „Unser junger, ebenso menschenfreundlicher als aufgeklärter Monarch würde ein solches Gerichtsverfahren der strengsten Verantwortung unterziehen.“

„Kümmern Sie sich nicht um das, was unser Monarch thun würde,“ schrie zornentbrannt der Bürgermeister, „das entzieht sich im gegenwärtigen Momente jeder Beurtheilung, vorläufig habe ich hier zu schaffen und übernehme die Verantwortung für Alles, was mir zu thun beliebt. Wenn Sie sich noch ferner in diese Angelegenheit mischen, so lasse ich Sie ebenfalls arretiren.“

„Mich arretiren!?“ rief der Baron. „Ihre Frechheit geht zu weit. Wie können Sie wagen, dergleichen nur auszusprechen? Man arretirt den Baron Herbert von Reitzenstein nicht so vorschnell.“

„Wie ich das wagen kann? das sollen Sie gleich sehen.“ Und zu der Wache gewendet fuhr er fort: „Ergreift den da!“

Baron Reitzenstein zog sofort seinen Säbel und machte sich frei, befreite auch nach einer kleinen Schlacht die zitternde Dame aus den Händen ihrer Verfolger und geleitete sie im Triumphe nach ihrer Wohnung. Er versprach ihr auf dem Wege dahin seinen ausgiebigsten Schutz und nannte ihr seine Adresse, wohin sie sich im Nothfalle zu wenden hätte. Eben wollten Beide in das Haus treten, als der Bürgermeister mit verstärkter Begleitung erschien und sowohl den Freiherrn als die Dame mitzugehen nöthigte.

Reitzenstein, der die unangenehmen Händel voraussah, in welche ihn die ganze Affaire verwickeln mußte, bot für seine und der

Dame Befreiung Geld über Geld, jedoch vergeblich. Der Bürgermeister meldete schon am nächsten Morgen den Vorfall durch einen eigenen Boten beim Regimente des Barons an, und dieser erhielt sogleich Befehl nach seiner Garnison zurückzukehren und der Bürgermeister jenen, den Lieutenant zu entlassen. Frau Müller blieb jedoch in Verhaft.

In Wien machte der Vorfall viel Aufsehen. Die Damen triumphirten, ärgerten sich aber doch innerlich, daß der Freiherr nicht um ihretwillen im Profoßenarreste saß. Reitzenstein erhielt nämlich durch vier Wochen Zeit neue Pläne zu machen und Entwürfe zu ersinnen, wie er, nach seiner Entlassung, der Dame nachspüren wolle. Sie hatte ihm auch ein Billet gesendet, worin sie ihm nochmals für die Intervention zu Gunsten einer Unglücklichen dankte.

In der Brust des Freiherrn nahm nun nicht nur das Interesse, das jedes Unglück einem edlen Herzen einflößt, auch nicht die Sucht allein, eine schöne Dame zu erobern, sondern eine reine Liebe, eingeflößt von der hohen Schönheit der Frau, ihren Platz und diese wurde noch durch die Vorstellung vermehrt, daß er, genau genommen, am ganzen Unglücke der Dame eigentlich einzig und allein Schuld sei, da er den Bürgermeister auf sie aufmerksam gemacht hatte, und er beschloß dies auf die bestmöglichste Art wieder gutzumachen.

Jedoch schien es, als ob der Himmel selbst es verhindern wollte seine Gewissensschuld so schnell abzubüßen. Kaum war er des Profoßenarrestes entledigt, verfiel er in eine heftige Krankheit, aus der er sich kaum und nur langsam erholte. Müde des Militärdienstes und der Kabalen, welche sein Hauptmann gegen ihn spielte, forderte er seinen Abschied, erhielt ihn, und hatte nun nichts Wichtigeres zu thun, als sich an den Bürgermeister zu wenden, um von demselben etwaige Auskunft zu erhalten, wo die Dame sich jetzt befinde.

Zu seiner größten Ueberraschung konnte ihm der Bürgermeister nicht das Mindeste sagen. Er hatte sie, als eine Dame vom Stande, was ihre Art zu reden und ihr Betragen genugsam bewies, in ein Zimmer seines Hauses einquartiert, vor ihre Thüre einen von den Gehilfen der Gerechtigkeit gestellt, aber in der „exakten" Polizeimanipulation ganz vergessen, daß jenes Zimmer zwei Thüren habe. Durch die nur innen verriegelte Thüre, die er unbesetzt gelassen, war sie in ein zweites, an den Garten stoßendes Zimmer, durch dieses in den Garten und zuletzt auf das Feld — entkommen. Einige Leute wollten sie auf dem Wege nach Wien gesehen haben und auf Nachfrage des Bürger-

meisters hatte sich wirklich gefunden, daß zeitlich des Morgens eine Dame mit einem Kinde von ähnlicher Kleidung in Badens Nähe gesehen worden. Mit dieser Nachricht verloren sich aber auch alle Spuren.

Nachdem der Freiherr dem Bürgermeister lange Vorwürfe über seine Nachlässigkeit gemacht hatte, welche dieser einzig und allein damit entschuldigte, daß er zu erboßt über den Schimpf gewesen sei, welcher seiner Autorität durch das Betragen des Lieutenants widerfahren sei, wobei er seine „exakte“ Polizei bestens anrühmte, schwang sich Reitzenstein wieder auf sein Pferd und ritt nach Wien zurück, um die schöne Dame aufzusuchen.

Auf dem Wege nach Hause begegnete Reitzenstein einem Kameraden von ehemals und zufällig kam das Gespräch auf Frauen, welche sich mit dem Reize eines Geheimnisses umgeben. Der Offizier erzählte nun von einer Dame mit einem Kinde, der er so eben begegnet sei, und beschrieb dieselbe so genau, daß der Baron keinen Augenblick zweifeln konnte, sein Freund spreche von Frau Müller. Sofort durchstrichen Beide nun die ganze Gegend, in welcher der Offizier die Dame gesehen hatte, aber leider vergeblich. Erst gegen Mitternacht kehrte Reitzenstein unbefriedigt und müde nach Hause zurück.

Am folgenden Tage ging er auf die Promenade in den Prater. Dort fiel ihm in der sogenannten Nobel-Allee eine Gesellschaft in die Augen, welche durch ihren Anzug, wie durch die Neugierde, die sie ausdrückten, sich sogleich als Fremde ankündigten. Darunter befand sich eine Dame, welche eine auffallende Aehnlichkeit mit seiner schönen Unbekannten hatte. Er folgte ihr nach und sah von Weitem, wie sein ehemaliger Hauptmann sich an die Gesellschaft anschloß und mit ihr nach einem der vornehmsten Gasthöfe der Stadt, dem „Erzherzog Karl“ in der Kärntnerstraße ging. Er folgte dahin nach und bewog den Portier durch ein namhaftes Douceur, daß ihm derselbe über die Gesellschaft Aufschluß gab. Es war ein Herr von Stromfels mit Familie, welcher ein Dutzend Meilen von Wien entfernt eine Herrschaft besaß und eines Prozesses halber nach der Hauptstadt gekommen war.

Die Aehnlichkeit, welche Baron Reitzenstein an dem Fräulein Stromfels mit seinem Ideale bemerkt hatte, machte ihn nach einer Bekanntschaft mit der Familie begierig. Zu diesem Behufe wendete er sich an seinen ehemaligen Hauptmann, den er bat, ihn der Familie

vorzustellen. Dies geschah und Reitzenstein wurde von derselben, bestehend aus Herrn von Stromfels sammt Frau und Tochter, nebst zwei alten Tanten, als ein junger, wohlgebildeter, reicher und heirats-fähiger Kavalier mit Auszeichnung aufgenommen. Zum Zeitvertreibe sagte er dem Fräulein Karoline, einem ganz artigen Mädchen, einige Galanterien, die das unschuldige Kind für Ernst nahm und ihrem Vater von der gemachten Eroberung so viel vorschwatzte, daß dieser, als er seinen Prozeß gewonnen hatte und nach Hause reiste, den Freiherrn dringend einlud, ihn zu begleiten, oder wenigstens ihm zu versprechen, daß er bald auf Besuch nachkommen werde.

Reitzenstein schlug zwar die sofortige Begleitung ab, versprach aber nachzukommen, denn er nahm sich vor die dortige Gegend nach seiner schönen Unbekannten zu durchforschen. Er beschloß acht Tage nach der Abreise der Stromfels'schen Familie dieser zu folgen. Als er jedoch am Abende vor seiner Abreise durch die Straßen Wien's ging, sah er an dem Fenster eines niedrigen Hauses Frau Müller sitzen. Vor Freude außer sich eilte er hinauf und trat, ohne anzuklopfen, in das Zimmer.

Die Dame schrie auf, als sie ihn erblickte, und machte Anstalten zu entfliehen. Aber der Baron ergriff ihre Hand und erzählte ihr die Art und Weise, wie er sie dem Aeußeren nach kennen gelernt habe, wie er begierig gewesen, sie zu sehen, mehr von ihr zu erfahren, wie er sich deshalb an den Bürgermeister gewendet und so, leider, die unschuldige Ursache ihrer Verhaftung geworden sei; wie er sie überall aufgesucht habe, um Alles wieder gut zu machen, was er ihr Leides zugefügt.

„Ich vergebe," erwiderte Frau Müller bescheiden und artig, „Ihnen vom ganzen Herzen alles das, was Sie mir unbewußt zu Leide gethan, weil es wider Ihren Willen geschehen ist. Geschehene Dinge lassen sich jedoch nicht gut machen. Den Mangel weiß ich durch Stickerei und andere Handarbeit abzuwenden. Wenn ich aber einmal" — dabei drangen ihr Thränen in die Augen — „wenn ich aber einmal durch Krankheit gehindert sein sollte, für dieses mein Kind zu sorgen, und dann Sie, als Menschenfreund, während meiner Krankheit oder nach meinem Tode die Stelle seines unglücklichen Vaters vertreten wollten, dann will ich Ihnen in der Ewigkeit meinen heißesten Dank sagen und, da ich Ihnen nicht lohnen kann, will ich für Sie beten."

Gerührt versprach dies Reitzenstein und bat, weil sein Herz zu voll war, sich wegbegeben, zugleich aber um die Erlaubniß, morgen wieder

kommen zu dürfen, was ihm Frau Müller zugestand. Reitzenstein schrieb demnach an die Familie Stromfels, daß er in den ersten vierzehn Tagen wohl schwerlich daran denken könne, sie zu sehen.

Der Freiherr dachte fortwährend an die schöne Frau Müller. Natürlich: die Schönheit im Unglücke hat überhaupt für edle Herzen etwas ungemein Anziehendes, schwerlich wird sich ein unbefangener und feinfühlender Mensch entschließen können, eine weinende Schöne für schuldig zu halten. Besonders Reitzenstein hatte bei seinem Umgange in vornehmen Häusern zwar sehr oft empfindsame, schwärmende Mädchen, aber noch nie eine Unglückliche gesehen. Desto überraschender war ihm dieser Anblick. Dazu kam noch, daß die Krankheit, von der er sich erst seit Kurzem erholt hatte, einen großen Theil seines ehemaligen Systems über die Entbehrlichkeit einer Gattin eingerissen hatte. Vor dieser bittern Erfahrung hatte er gesagt: Pflege und Wartung kann der Reiche sich durch Geld verschaffen, Mitleiden, wenn er je so schwach ist, dergleichen zu bedürfen, werden seine Freunde ihm geben, und was kann eine Gattin mehr? — In seiner Krankheit aber fühlte er den großen Unterschied zwischen dem Mitleid eines Freundes und dem einer liebenden Gattin, jenes war rauh und zurückstoßend, die Pflege und Wartung geschah des bloßen Geldes wegen, dies sah er augenscheinlich; eine Gattin, fühlte er, würde ihn aus Liebe warten und pflegen. Kurz, alles was er in gesunden Tagen für Kleinigkeiten angesehen hatte, wurde sehr wichtig, als er krank war und er hatte wenigstens darin nachgelassen, daß er eine Ehegattin nicht mehr für eine Last, sondern nur mehr für eine im Nothfalle zu entbehrende Sache hielt. Sein gesunder Verstand führte ihn bald dahin, daß er die Vortheile und Nachtheile des Ehestandes gegen einander abwog und fand, daß in einer glücklichen Ehe die ersteren bei weitem die letzteren überwögen. Um nun ein glücklicher Ehemann zu werden, sah er sich unter seinen Bekanntschaften überall um, allein er fand kein einziges Fräulein, auf welches die Schilderung, welche er einst seinem Hauptmann vom Verstande der Damen und ihrem Herzen überhaupt entworfen hatte, nicht gepaßt hätte, und er beschloß daher die Zeit geduldig zu erwarten, in welcher ihm eins von denen Mädchen aufstoßen würde, welche, wie er sehr richtig glaubte, selten genug wären.

Da trat ihm auf einmal Frau Müller in den Weg, mit all der Liebenswürdigkeit, welche ein männliches Herz zu erobern, mit all der Gutmüthigkeit, welche es festzuhalten im Stande ist. Seine Wahl fiel daher auf diese allein. Wohl schoß ihm der Gedanke durch den

Kopf, sie sei nicht adelig und, wenn ihn auch eine Heirat mit ihr nicht beschimpfe, werfe sie dennoch einen kleinen Flecken auf sein Wappenschild und schließe ihn von manchem Vergnügen, von mancher Gesellschaft aus; aber — und man muß dies zur Ehre seines Herzens gestehen — er brauchte nicht viel Zeit, um sich selbst diese, durch die früheste Erziehung eingesogenen Vorurtheile zu widerlegen, und so reifte binnen kürzester Zeit der Entschluß in ihm, seine Hand der schönen Müller anzutragen, welche er bei der Krankheit ihres Kindes als zärtliche Mutter und überhaupt als gute Hausfrau hatte kennen lernen.

Eines Morgens begab er sich zu ihr, trug ihr in kurzen Worten die Angelegenheit vor und bat um entscheidende Antwort. Frau Müller wich dem Antrage aus, gab sich alle erdenkliche Mühe, ihm den Entschluß auszureden, was jedoch vergeblich war, Reitzenstein blieb standhaft bei demselben und da sie ihm nebstbei weinend versicherte, daß sie gegen ihn selbst nicht das Mindeste habe, drang er so lange in sie, daß sie ihm endlich auf den folgenden Tag die völlig entscheidende Antwort zusagte.

Reitzenstein begab sich am nächsten Morgen, in der festen Hoffnung eine günstige Antwort zu erhalten, nach der Wohnung der Frau Müller. Aber wie erschrack er, als deren Hausherr ihm sagte, die Dame habe gestern in größter Eile ihre Sachen gepackt, diese fortschaffen lassen, für das laufende halbe Jahr die Miethe bezahlt und ihn gebeten, ein Billet an den Freiherrn von Reitzenstein, der am andern Tage erscheinen werde, abzugeben.

Das Billet hatte folgenden Inhalt:

„Vergessen Sie eine Unwürdige, die es nicht verdient, das Weib eines edlen Mannes zu sein, aber wenn der Zufall Ihnen meine Geschichte zu Ohren bringen sollte, edler Mann! — so verachten Sie mich nicht. Das Andenken an Sie, steht in meinem Gedächtnisse und Herzen.“

Dieses neue Hinderniß, das sich seinem Glücke entgegenstellte, vermehrte seine, seit der Krankheit nicht sehr fröhliche Laune in dem Grade, daß sie ihm unerträglich wurde. Er wünschte sich eine Gesellschaft, in welcher Anstand und Schicklichkeit ihn zwängen, seine Launen zu bekämpfen und so zu unterdrücken. Da fiel ihm die beinahe vergessene Einladung des Herrn von Stromfels bei, er meldete sich bei der Familie an und reiste einige Tage nach dem unangenehmen Vorfalle dahin, entschlossen, daselbst ein paar Wochen zu verweilen.

Alle bewillkommten ihn sehr freundschaftlich, nur Fräulein Karoline benahm sich sehr kalt, denn sie hatte sich vorgenommen wegen ihrer verschmähten Liebe — so nannte sie den so lange aufgeschobenen Besuch — sich an ihm zu rächen. Reitzenstein's Zuneigung zu Frau Müller ging theilweise auf Karolinen über, denn abermals fiel ihm die außerordentliche Aehnlichkeit des Fräuleins mit seiner schönen Dame auf. Das gute Kind war bald versöhnt und schon fand der Freiherr, daß es, wenn auch nicht so viel Verstand und Liebenswürdigkeit wie Frau Müller, doch einen derselben ähnlichen Charakter habe, schon gratulirte sich die Familie zu der glänzenden Partie, die Karolinen bevorstehe, als ein Zufall diese Projekte vollständig vereitelte.

Es war ein sehr schöner Morgen. Reitzenstein war sehr früh aufgestanden und hatte sich in den Schloßgarten begeben. In einer Ecke desselben bemerkte er ein Gartenkabinet, das ihm bis nun nie aufgefallen war. Er trat ein und sah an der Wand mehrere Familienporträte hängen, unter andern auch ein Bild, das mit einem Vorhange bedeckt war. Er zog denselben hinweg und fuhr erschrocken zurück — da war Frau Müller, wie sie leibte und lebte, abkonterfeit. Er fragte sich erstaunt, wie denn deren Porträt hieher komme und beschloß, vorsichtig darnach zu forschen, denn er vermuthete nicht mit Unrecht, daß hier ein Geheimniß zu Grunde liege, dessen Erforschung ihm durch Voreiligkeit leicht erschwert, ja etwa gar zur Unmöglichkeit gemacht werden konnte. Mit diesen Gedanken verhüllte er das Bild wieder und ging in das Schloß zurück.

Unterwegs begegnete ihm Herr von Stromfels, dem er sogleich eine Promenade vorschlug und die Richtung nach jenem Winkel des Gartens nahm, wo er das Kabinet mit dem Bilde gefunden.

„Ach, ich bitte Sie," sagte der alte Stromfels, „betreten Sie doch nicht den melancholischen Theil meines Gartens."

„Und warum melancholisch?" fragte theilnehmend Reitzenstein.

„Dort, theuerster Freund, ist der Ort, wo ich mich meinen Gefühlen ganz überlasse, wo ich um die mir Abgestorbenen weine."

Während dem waren sie an das Kabinet gekommen und Reitzenstein fiel nun wirklich die düstere Gegend auf. Um das Häuschen waren dicht Cypressen und dunkle Taxus gepflanzt.

„Sehen Sie," sagte Stromfels, als sie eingetreten waren, „dies war mein Vater, dies meine Mutter, dies mein älterer Bruder, hier hängt das Bild meiner jüngeren Schwester."

„Und das verhüllte Gemälde?“

„Lassen Sie das, lieber Reitzenstein, ich erneuere sehr ungerne meine alten Wunden und das würde geschehen, wenn ich Ihnen die ganze Geschichte erzählen wollte.“

„Erlauben Sie noch eine Frage; ist die Person, welche dieses Gemälde vorstellt, auch verstorben?“

„Nein,“ rief Stromfels seufzend, „oder vielmehr ja, denn was man hatte und verlor, schändlich verlor, ist auch todt.“

Nun trat der Alte, hingerissen von seinen Gefühlen, zum Gemälde, zog den Vorhang weg und sah mit Thränen nach demselben, darnach die Hände ausstreckend.

„Oh, Louise,“ rief er schmerzhaft, „als Du noch mir gehörtest, als Du mit deiner Engelsmiene der Unschuld noch um mich spieltest, da fühlte ich es nicht so, was es hieß, Dich verlieren — aber jetzt!“

„Wenn es Ihr Schmerz einigermaßen zuläßt, theurer Freund, so bitte ich um Mittheilung Ihres Unglücks. Vielleicht kann ich lindernden Balsam in Ihre Wunden gießen.“

„Das können Sie nicht, Reitzenstein; Sie können Louisen nicht deren entweihte Ehre wiedergeben, Louise ist todt, denn ihre Unschuld ist dahin. Hören Sie in Kurzem deren Schicksal. Dieses Gemälde stellt meine älteste Tochter Louise vor, welche ich unendlich geliebt habe. Ich gab ihr eine Bildung auf Kosten meines Vermögens, ja sogar auf Kosten meiner jüngsten Kinder. So wurde sie sechzehn Jahre alt, die Krone aller Mädchen der Umgegend, geliebt von Jedem, der sie sah. In meinem Hause hatte ich einen jungen Mann, dessen Vater, ein Unteroffizier meiner Schwadron, mir wichtige Dienste geleistet, und dem ich, als er gestorben, versprochen hatte, die Dankbarkeit gegen den Vater auf den Sohn überzutragen. Ich nahm daher den dürftigen jungen Mann, Müller mit Namen, in mein Haus auf. Er sah meine Louise von Jugend auf, wuchs mit ihr heran, wurde mit ihr unterrichtet, ach! und liebte sie ungeachtet seiner niederen Geburt leidenschaftlich. Ich bemerkte nichts davon, als plötzlich Louise in ihrem achtzehnten Jahre, als ich unvorsichtig genug war, ihr eine ansehnliche Partie mit Gewalt aufdringen zu wollen, mit ihrem Geliebten heimlich entwich und sich mit demselben vermälte. Der Schritt war geschehen. Ich schwur bei meiner Ehre, sie nicht eher wieder zu sehen, bis sie diesen Flecken auf meinem Wappenschilde durch eine anständige Partie vertilgt hätte. Ich gab ihr zudem meinen Fluch, als ich hörte, daß

sie ihrem Gatten ein Kind, mir einen Enkel geboren. Ach! mein Fluch traf sie nur zu schrecklich! Nach einigen Jahren starb ihr Mann. Das Vaterherz konnte sich nicht verleugnen; da ich hörte, daß sie sehr eingezogen und im äußersten Mangel lebte, schickte ich ihr von Zeit zu Zeit kleine Summen; mit diesen und ihrer Hände Arbeit hat sie sich bis jetzt stets anständig und würdig ernährt. — Aber nun hören Sie das Schrecklichste! Sie ist eine liederliche Dirne geworden."

„Unmöglich!" rief Reitzenstein.

„Und doch ist es leider so. Sie hielt sich einige Zeit in Baden bei Wien auf. Ich hielt geheime Kundschafter, welche mich von Louisens Lebensart unterrichten mußten. Denken Sie sich meinen Schmerz, als ich höre, daß sie mit einem Offizier Umgang gehabt; denken Sie sich mein Entsetzen, als ich vernahm, daß sie, als sie eines Nachts mit diesem Menschen auf der Gasse herumzog, arretirt, aus dem Arreste entsprungen und ihrem Liebhaber nach Wien gefolgt war, nicht an die Thränen ihres alten Vaters denkend."

Stromfels verhüllte sein Gesicht und Reitzenstein trat mit ihm still aus dem Gartenhause.

„Und sind Sie denn so gewiß," fragte Reitzenstein lächelnd den alten Gutsbesitzer, „daß Ihnen Ihr pfiffig sein wollender Kundschafter die Wahrheit geschrieben?"

„Er ist ein streng ehrlicher Mann."

„Das will ich nicht widerstreiten, aber er mag durch ein seltsames Zusammentreffen der Umstände selbst getäuscht worden sein."

„Ach nein, nein; der Mann hat die Promenade und die Arretirung selbst gesehen. Und nun, Reitzenstein, geben Sie mir den Balsam für diese Wunde, wenn Sie können!"

„Vielleicht doch. Sie sagten früher, Sie wollten Louisen den Fehltritt der Mißheirat unter der Bedingung vergeben, daß sie ihn bereue und ihn durch eine standesgemäße Heirat wieder gut mache?"

„Das will ich, das habe ich geschworen!"

„Und wenn Louise nun unschuldig wäre, wenn der Offizier mit dem sie eines verbotenen Umgangs beschuldigt wurde, zwar nicht mit den reinsten Absichten — da er sie nicht näher kannte — sich an sie gedrängt hätte, aber dennoch ein so rechtschaffener Mann wäre, daß er, als er sie besser kennen lernte, gerührt durch ihre Häuslichkeit, ihren Verstand und ihr treffliches Herz ihr seine Hand angetragen hätte; wenn Louise, im Gefühle des Fluches ihm als eine seiner Unwür-

dige, diese Heirat ausgeschlagen hätte? Wenn dieser Offizier einer der besten Familien des Landes angehörte, so daß kein Mensch es wagen dürfte, seine Gattin nur mit dem leisesten Hauche anzutasten?"

„Dann," sagte Stromfels, „dann würde ich Beider Hände in einander legen und sprechen: Kommt an meine Brust, meine Kinder, und Du insbesondere, Louise, an mein Vaterherz!"

„Nun wohl, Stromfels," sagte Reitzenstein, ihn bei beiden Händen fassend, „so helfen Sie mir meine Braut, das Fräulein Louise von Stromfels, auffinden."

„Wie? Sie wären —"

„Ich bin der Offizier gewesen und kann Sie mittelst schriftlichen Beweises von der Tugend und dem Edelmuthe Ihrer Tochter überzeugen. Lesen Sie deren Schreiben an mich."

Und Reitzenstein überreichte dem Alten den Zettel, welchen Louise vor ihrer Flucht aus Wien an ihn geschrieben.

„Nehmen Sie mich," fuhr er gerührt fort, „als Ihren Sohn auf, ich eile — Louise aufzusuchen."

Baron Reitzenstein suchte nicht vergebens. Eine Anzeige in den Journalen, welche auf eine, die Ehre Louisen's nicht beleidigende Weise stylisirt war, die unermüdlichen Nachforschungen des ungeduldigen Verliebten, lieferten binnen wenigen Wochen die schöne unglückliche Louise in die Arme des Freiherrn. Der Vater verwandelte seinen Fluch in einen freudig ertheilten Segen und das neue Ehepaar lebte äußerst glücklich.



Die giftige Natter von Brooklyn.

„Mein Fräulein, Sie werden bereits unten von Herrn Alfred de Tracy erwartet.“

„Gut, gut. Ich lasse ihn bitten, er möge sich nur eine kleine Weile gedulden, ich komme gleich hinab.“

Die Dame, welche also zu ihrer Kammerzofe sprach, stand vor einem großen Toilettenspiegel, welcher ihre, vom wohlgefälligsten Lächeln strahlenden, imposanten Züge zurückwarf und hatte so eben ihre einfache Toilette beendet. Ihr ganzer Anzug bestand aus einem dunkelvioletten Seidenkleide, einem um den von langen rabenschwarzen Locken fast verdeckten Hals geschlungenen schmalen Spitz und Schuhen von der Farbe des Kleides. Neben ihr lagen auf einem kleinen Tischchen eine feine goldene Halskette und ein etwas altmodisches goldenes Armband.

Miß Mary Labouchère, so hieß die Dame, besaß eine dunkle, brennende, tiefe Schönheit, welche an die verzehrende Glut der Sommernächte erinnerte. Ihre prachtvoll gewölbten, kohlschwarzen Augenbrauen, die dunkle Färbung ihrer Atlashaut, schienen eher dem glühenden Himmel des Orients, als dem poesielosen Yankeelande anzugehören; in der That waren sie auch die Zeichen französischer Abstammung.

Miß Mary war blendend schön — leider nur von Außen, dieser feenhaften Hülle glich das Innere keineswegs. Deren Seele war von Ehrgeiz, Neid und unzufriedener Ruhelosigkeit erfüllt. Sie war arm, sogar so arm, daß sie selbst nur mit größter Anstrengung und Sparsamkeit sich den einfachen Abendanzug hatte anschaffen können und die alterthümlichen Schmuckgegenstände waren Erbstücke aus der Familie ihrer Mutter. Mary war zu Brooklyn, einer nahe an New-York gelegenen Stadt, geboren und erzogen, das Haus ihrer Eltern war zwar ärmlich, aber geachtet. In diese drückenden Verhältnisse blitzte als Freudenstrahl die kalte, unfreundliche Einladung einer Cousine, der Mistreß Julie Fossett, hinein, welche den Wunsch äußerte, es möge ihr Miß Mary den Winter über in der Hauptstadt Gesellschaft leisten. Das junge

lebenslustige Geschöpf begrüßte mit Entzücken den sich ihr darbietenden Becher des Vergnügens, welcher sich zum ersten Male an ihre Lippen drängte, und fühlte einzig darüber ein Bedauern, daß ihr ihre beschränkten Mittel nicht gestatteten, ihrer Toilette denselben Glanz zu verleihen, mit dem sich die Töchter der Reichen so verschwenderisch umgaben und mit ihr zugleich um den Preis der Schönheit stritten. Aber trotzdem ihr alle künstlichen Hilfsmittel mangelten, überstrahlte Miß Labouchère doch alle Nebenbuhlerinnen durch ihre natürlichen Vorzüge, ja, sie hatte sogar binnen kürzester Zeit die Freude, daß der „Löwe" der Saison, der schöne und millionenreiche Master Alfred de Tracy, an ihren Triumphwagen gefesselt, schmachtete. Wie ein Gerücht verlautete, hatte er die Absicht sich in New-York eine Frau zu suchen und selbe mit in seine Heimat, nach Boston, nehmen zu wollen, was für die Damen der Hauptstadt ein lohnender „Fang" war, den Mary Labouchère sich zu sichern beschloß und daher keine Mühe scheute.

„Ich bin heute Abend mit meinem Aussehen vollkommen zufrieden," sagte Mary zu sich selbst, als sie wieder allein vor der Toilette stand, „wenn ich es geschickt anfange, muß sich Master Tracy bald erklären. — Eines nur ist schändlich — daß ich keinen Schmuck besitze, der meiner Schönheit würdiger wäre, als diese Reliquien einer längst vergangenen Zeit. — Die geizige Cousine! — Hätte ich nur ihre Diamanten! Wie gut hätte sie mir dieselben leihen können. — Sie ist jetzt in Washington, um der Beerdigung einer Freundin beizuwohnen, den Schmuck hat sie so sorgfältig versteckt, als ob sie fürchtete, daß ich ihr ihn stehlen würde — ich kenne jedoch ihre geheime Schublade. Sie weiß nicht, wie oft ich sie belauschte, wenn sie den Schlüssel zu derselben versteckte!"

Ueber ihre Züge flog ein höhnisches Lächeln, als die Blicke abermals auf dem unscheinbaren Goldgeschmeide ruhten.

„Wie majestätisch würde jenes kostbare Gestein meine dunkle Schönheit verherrlichen!" rief sie bitter lächelnd aus. „Ich gäbe die Hälfte meines Lebens darum, wenn ich den Schmuck heute Abend tragen könnte! — Aber halt, kann ich denn das nicht? — Ja, ja, ich muß ihn heute tragen. — Niemand kennt die Steine, Mistreß Fossett hat sie ja erst ein einziges Mal getragen, und das war nicht hier, sondern in Washington. Ich weiß, daß Fräulein de Vere auf das glänzendste gekleidet sein wird, auch die kleine Clara Webster wird keine Kosten für ihren Anzug gescheut haben, um Tracy mir

abzuringen — oh, das darf nicht sein — da darf ich nicht zurückstehen! Ist's doch nur für einen Abend — die Cousine wird es nie erfahren — und von meinem Aussehen heute Abend hängt ja Alles ab."

Dergestalt beschwichtigte Miß Mary die Stimme ihres Gewissens und schlich dann leise durch das Vorzimmer nach dem Ankleidegemache ihrer Cousine. In demselben verbreitete eine gedämpfte Lampe sparsames Licht; zur Seite des Kaminfeuers saß in tiefem Schlafe Bessie (Elisabeth) die Wirthschafterin, deren Aufsicht die Gebieterin das Haus anvertraut hatte und die über ihrer Handarbeit eingeschlafen war.

Es genügte ein schwacher Druck an der Feder des geheimen Versteckes und — sämmtliche Schlüssel lagen vor der zitternden Mary. Sie griff nach einem derselben, öffnete eine kleine Schublade, nahm daraus ein Schmuckkästchen aus Sandelholz, legte darauf wieder den Schlüssel zu seinen Gefährten und schlich ebenso leise, als sie gekommen, am ganzen Körper zitternd, gleich einer schuldbewußten Diebin, wieder zurück.

Erst als sich Mary in ihrem eigenen Zimmer befand, fühlte sie sich sicher und als sie das prachtvolle Halsband um ihren blendend geformten Nacken legte, als sie die blitzenden Ohrgehänge und die Ringe und Brustnadeln angelegt hatte, da fühlte sie sich von einem Wonnegefühle durchbebt. Wie gut kleideten sie jene feurigen Juwelen, welche blitzten und fliminerten und nach allen Richtungen hin ihre Lichtstrahlen ausströmten. Ja — sie war dazu geboren, Diamanten zu tragen.

Nachdem sie noch einen großen Shawl über ihre Schultern geworfen hatte, um vor den Augen der Dienerschaft die verrätherischen Steine zu verbergen, eilte Fräulein Mary Labouchère die Treppen hinab, wo sie der geduldig wartende Master Tracy sofort zum Wagen begleitete.

War das für das ehrgeizige Mädchen ein Abend des Triumphes! Ihre, durch das königliche Geschmeide gehobene blendende Schönheit, erregte die allgemeinste Bewunderung. Es herrschte nur eine Meinung im Saale — sie war die Königin des Abends. Herr Tracy, den sich so viele junge hochstrebende Herzen zum Gatten ersehnten, hatte nur ür ihre Worte Ohren, nur für ihr Lächeln Augen. Natürlich denn, daß als der junge schöne Millionär die Festkönigin zum Wagen führte, diese von all den empfangenen Huldigungen wie berauscht war.

Als Tracy die Ueberglückliche aus dem Wagen hob, und zum Abschiede ihr Händchen in der seinigen hielt, flüsterte er ihr zu:

„Theure Mary, es zwingt mich eine Nothwendigkeit, morgen in aller Früh New-York zu verlassen und meine Rückkehr wird erst in einer Woche erfolgen. Dann werde ich mir erlauben, Sie im Hause Ihrer Cousine aufzusuchen und es soll nur von Ihnen abhängen, ob Sie mich so beglücken wollen, wie ich es heiß ersehne. — Bevor wir uns aber trennen, hätte ich eine innige Bitte an Sie zu richten: geben Sie mir dieses Ihr Ballbouquet. Es war den ganzen Abend in Ihren Händen, ja sogar nahe an Ihren Lippen — es würde für mich ein unschätzbares Kleinod sein!"

Mary löste das Seidenband, woran das Sträußchen hing, reichte es mit dem süßesten und bezauberndsten Lächeln dem Liebeglühenden hin und machte dadurch ihre Eroberung vollständig. Ihr Sieg war unumstößlich gewiß.

„Nun, Miß Mary," fragte Bessie, als sie dem Fräulein Labouchère die Thüre geöffnet hatte, „haben Sie sich gut unterhalten? — Denken Sie, was während Ihrer Abwesenheit sich ereignete! Mistreß Fossett ist angekommen!"

„Mistreß Fossett!?" rief Mary zurückweichend und die vor Aufregung gerötheten Wangen wurden todtenblaß.

„Wie Sie doch erschrecken!" rief die überraschte Dienerin. „Wir durften freilich erst Montag die Dame erwarten, indeß hat sie ihren Plan geändert, weil —"

„Ist die Mistreß noch wach?"

„Nein, Fräulein; sie war so ermüdet, daß sie sich früher zu Bette begab."

Mary eilte nun auf ihr Zimmer, um an ein Mittel zu denken, mittelst welchem sie sich am besten aus der Schlinge ziehen könnte, in die sie sich durch ihr unehrliches Verfahren gebracht hatte.

„Wie thöricht bin ich," sagte sie endlich zu sich selbst, „daß ich mich so sehr ängstige. Die Juwelen wurden ja noch nicht vermißt, sonst hätte Bessie sicher sogleich davon gesprochen. Noch in der heutigen Nacht lege ich sie wieder in die Schublade. Ich hoffe, daß mein Tritt den festen Schlaf meiner Cousine nicht stören wird und so läßt sich die Sache leicht abmachen."

Indessen pochte trotz aller sophistischen Selbstberuhigung, ihr Herz in lauten Schlägen, denn der heftige, anmaßende Charakter der

Dame vom Hause war ihr nur allzu bekannt. Erfuhr diese je etwas von der Sache, so konnte Mary versichert sein, daß die That im gehässigsten Lichte allerorts ausposaunt und ihr selbst das Haus ihrer Cousine in schimpflichster Art verschlossen werden würde. Und in welchem Lichte stand sie dann vor Tracy, dem Manne ihrer Träume!? Schon beim bloßen Gedanken daran, wurde sie halb ohnmächtig.

Also schnell das Halsband gelöst und in das duftende Kästchen zurückgelegt, dann die Armspangen, Ringe, Busennadel, Ohrgehänge — oh, Himmel, was war das! — fast wäre sie zusammengebrochen — ihr Antlitz überzog sich mit tödtlicher Bläſſe — die Stirne bedeckte sich mit kaltem Schweiße — es fehlte das zweite Ohrgehänge.

Das Fräulein versuchte vergeblich sich daran zu erinnern, wann oder wo sie es so unbemerkt verloren haben könnte. Von Schreck geähmt konnte sie nur die Worte murmeln:

„Mein Gott, mein Gott, was soll ich thun!? Was soll ich thun!?"

Den Verlust ersetzen, war für sie unmöglich; die Juwelen waren ferner auf Bestellung in Paris gefaßt worden; das Ohrgehänge bestand aus einem großen, ausnehmend kostbaren Diamanten, umgeben von einem Kreise kleinerer, alle vom reinsten Wasser und einem enormen Preise. Bei der Idee daran schauderte schon Mary in sich zusammen.

„Oh," murmelte sie entsetzt, „hätte ich doch nur der Versuchung widerstanden, hätte mein Schritt doch Bessie erweckt, damit mein Plan unausgeführt geblieben wäre — doch halt! — Bessie — ja, ja, so geht's! — nichts ist leichter, als den Schmuck wieder an seinen Platz zu bringen und die Schuld des Verlustes auf das Faktotum des Hauses fallen zu lassen! — Wie ich weiß, glaubt Mistreß Fossett es kenne außer ihr nur Bessie das geheime Schubfach. Beweisen kann man mir nichts und ist nur erst der Hauptsturm bei Anbeginn vorüber, läßt sich die Sache schon vertuschen. Bei Bessie kann ebenfalls nichts gefunden werden, höchstens kann man sie aus dem Dienste jagen, nun dann kann Frau Tracy schon für ihre Zukunft sorgen und Mistreß Tracy, das werde ich sein!"

Die Versuchung war stark, Mary Labouchère, eine kalte herzlose Creatur — sie unterlag.

Richtig wurde am nächsten Morgen das Kleinod vermißt. Der Sturm brach los, Mistreß Fossett drohte, schimpfte, wüthete, beschuldigte Bessie. Die Arme dagegen weinte, leugnete und betheuerte

ihre Unschuld — aber vergebens! Es wurde die Polizei geholt, alle Habseligkeiten von Miß Bessie untersucht, natürlich ohne Erfolg.

Der Zorn der Gebieterin gegen die Unschuldige kannte keine Grenzen.

„Eine solche nichtswürdige Undankbarkeit!“ schluchzte Mistreß Fossett in ihr feingesticktes Taschentuch. „Nach allen Wohlthaten, mit denen ich dieses Geschöpf überhäufte, bei dem unbeschränkten Vertrauen, das sie meinerseits besaß, bestiehlt mich noch das betrügerische, diebische Weibsbild!“

Das arme zitternde Geschöpf verließ beschimpft und verachtet das Haus ihrer Herrschaft, nachdem sie noch einigemale mit dem Namen „Diebin“ bezeichnet worden war, und ging dem Elende entgegen, während Fräulein Mary Labouchère gleichgiltig neben dem Bette der in Krämpfen liegenden Cousine saß und deren Schläfe in Eau de Cologne badete.

Als an demselben Abende die Equipage der Mistreß Fossett der Ueberfähre zueilte, welche die Damen zu einer in Brooklyn stattfindenden Festlichkeit bringen sollte, gewahrte die Gesellschaft am Ufer eine Gruppe von Matrosen, welche um die Leiche eines jungen Mädchens standen, die sie so eben den dunklen, tiefen Wellen entrissen hatten. Das bleiche Gesicht war gen Himmel emporgewendet, die bläulichen Lippen halb geöffnet, wie im letzten Gebete zu dem Allerbarmer. Arme, kleine Bessie! Ertränkt! Gemordet durch die eigene Hand!

Als am nächsten Morgen Mistreß Fossett mit Hilfe ihres emaillirten Augenglases die Spalten des Morgen-Journals überflog und auf einen kurzen Bericht des am verflossenen Abend begangenen Selbstmordes stieß, rief sie seufzend aus:

„Das ist doch schrecklich! Ich wollte, lieber Mann, daß Du mit den Herausgebern dieser Blätter sprechest, damit derlei erschütternde Sachen gar nicht gedruckt würden. Arme Bessie! Wer hätte so etwas denken können! Etwa war sie dennoch unschuldig! Ich bin wirklich ganz aufgeregt von der einfältigen Geschichte!“

„Narrheit!“ brummte Mister Fossett, ihr Gatte, „ich werde in dieser Sache nicht das Mindeste thun. Spare dein Mitleid doch lieber für Jene, die es verdienen.“

Dann steckte der behäbige Kaufmann ein großes Stück Butterbrod in den Mund und vertiefte sich in seine Handels- und Börse-Nachrichten.

„Freilich," fügte Mistreß Fossett hinzu, „man muß bedenken, daß sie eine Diebin gewesen. Betty bring' mir mein neues Seidenkleid und Du, liebe Mary, mußt schon so freundlich sein und mir rathen, wie ich es machen lassen soll. Dergleichen wird uns gewiß zerstreuen und diese schrecklichen dummen Zeitungsnachrichten in den Hintergrund drängen."

Blaß und mit zusammengepreßten Lippen saß Mary am Tische. Selbst in ihren schlimmsten Befürchtungen hatte sie einen derartigen Ausgang nicht vorhergesehen. Aber was nützte nun ihr Bedauern. Dies bedenkend, fand ihr kalter, selbstsüchtiger Charakter bald tausenderlei Entschuldigungen, mit denen sie sich selbst überredete, sie trage an dem unglücklichen Ausgange der Sache keine Schuld. Ihr Gewissen war endlich damit beruhigt.

Einige Tage nach jenem verhängnißvollen Morgen meldete das Dienstmädchen:

„Fräulein Mary, es bittet Sie Mistreß Fossett in den Salon hinabzukommen; Herr von Tracy ist gekommen."

Als Mary nun ihre glänzenden Locken vor dem Spiegel glättete, pochte ihr Herz, und erst in noch gewaltigeren Schlägen, als sie ihren, nach einwöchentlicher Trennung zurückgekehrten Freier willkommen hieß. Nach seiner beim Abschiede geäußerten, nicht zu mißverstehenden Rede, mußte heute seine förmliche Bewerbung erfolgen. Dann war sie seine erklärte Braut und wie wurde sie dann von der jungen Damenwelt New-Yorks beneidet!

Nachdem die gewöhnlichen Eingangsphrasen des Gespräches erschöpft waren, wollte sich Mistreß Fossett eben bescheiden zurückziehen, um dem Bewerber freien Spielraum für den Ausdruck seiner Gefühle zu lassen, als eine von Herrn von Tracy gestellte Frage sie an der Thüre festhielt.

„Da fällt mir ein," sagte der Gentlemen zu Mary, „daß ich in dem Bouquet von jenem Ball-Abende etwas gefunden, was — wie ich glaube — Sie mir nicht zugedacht haben."

„Und das ist?" fragte Mary im einschmeichelndsten Tone.

Mistreß Fossett horchte neugierig auf.

„Das ist dieses," antwortete de Tracy, eine kleine Schachtel

hervorziehend und selbe öffnend. „Ich bedaure nur, daß ich das Objekt nicht eher zurückstellen konnte, aber es hatte sich so tief zwischen den Blumenstielen versteckt, daß ich es erst gestern entdeckte — es ist eines Ihrer prächtigen Diamant-Ohrgehänge. Ich fürchte, es hat Ihnen einige Unruhe verursacht, indeß . . . .“

„Diamanten! Ohrgehänge!“ schrie nun Mistreß Fossett, herbeistürzend und nach der Schachtel greifend, in welcher sie sofort den kleinen, blitzenden Verräther erkannte.

Mary entfärbte sich und stieß einen entsetzlichen Schrei aus.

„Wie kommt dieser Theil meines kostbaren Schmuckes in Ihre Hände?“ fragte dringend die Dame des Hauses.

Herr von Tracy blickte bald Mistreß Fossett, bald Miß Mary erstaunt an und meinte am Verstande Beider zweifeln zu müssen. Endlich gab er die Erklärung.

„Ich glaube,“ sagte er, „dieses Ohrgehänge gehört zu dem Diamantenschmucke, welchen Fräulein Mary am vergangenen Freitag trug, als sie auf dem Balle bei Smithson's war. Damals mußte sie es auch verloren haben.“

Mistreß Fossett begriff sofort Alles, ihre Wuth kannte jetzt keine Grenzen. Indem sie ihre Cousine mit Vorwürfen und Verwünschungen überhäufte, erzählte sie Herrn von Tracy den ganzen Hergang der Sache, wie Bessie verdächtigt worden, was dieselbe zum Selbstmorde getrieben habe und wie Mary zu Allem stillgeschwiegen, wo doch ein Einbekenntniß ihrer Schuld die Unglückliche und Unschuldige hätte retten können.

Das Alles hörte Tracy in sprachloser Erschütterung mit an.

Mary Labouchère, die so heftig Angeklagte, saß bewegungslos und todtenbleich da; sie konnte die Wahrheit des Vorganges nicht fassen, derselbe kam ihr wie ein schwerer Traum vor. Nur ein Gedanke war ihr klar — das ganze, der Verwirklichung so nahe Luftschloß ihres Glückes und Triumphes war vollkommen zertrümmert.

Sie hörte nicht das kalte, förmliche Lebewohl, mit dem sich alsbald der junge Millionär bei ihr empfahl und kam erst zur Besinnung, als Mistreß Fossett sie mit befehlender Stimme anherrschte:

„Verlasse so rasch als möglich mein Haus und kehre nie wieder dahin zurück!“

Da erst wankte sie langsam nach ihrem Zimmer, warf sich auf

ihr Ruhebett und überließ sich den heißen Thränen — nicht der Reue, sondern — der Verzweiflung und des Aergers.

Seitdem sind Jahre vergangen. Herr Alfred de Tracy segnet an der Seite eines liebenswürdigen treuherzigen Weibchens die Vorsehung, welche sich jener geliehenen Diamanten bedient hatte, um ihn aus den Netzen eines ränkevollen Weibes zu retten.

Miß Mary Labouchère blieb eine alte Jungfer und wurde so spitzzüngig, daß ihr der höchst unehrenvolle Beiname: „Die giftige Natter von Brooklyn“ angehängt wurde, den sie noch heute führt

Ein idyllisches Zusammenleben.

Wer in dem herrlichen Badeorte Baden-Baden verweilte, konnte dort eine Badewärterin finden, welche ihr Geschäft in höchst sentimentaler Weise betrieb, dazu als Gegenstück einen Marqueur, der mit einer gewissen Eleganz am Billard die Points den Spielenden herzählte und — wenn man ihn gesprächig machte — von seinen geträumten Eroberungen bei Ladys, russischen Prinzessinnen und deutschen Gräfinnen faselte.

Diese Beiden, ihrem äußeren Erscheinen nach für ihre Stellungen in der Gesellschaft ganz ungehörigen Wesen, wurden durch eine Begebenheit dahin verschlagen, welche — sobald wie keine andere — unter unsere „Galanten Geschichten“ gehört.

Wir wollen sie unsern freundlichen Leserinnen und Lesern als warnendes Beispiel erzählen.

„Theuerstes Weibchen,“ so sagte zu seiner jungen Gattin Herr Gustav Dutillet, dabei nachdenklich das Haupt schüttelnd, „wie ich befürchte, machst Du Dir von der Welt Begriffe, welche weitaus von der Wirklichkeit entfernt sind.“

„Mein armer Gustav," erwiderte Cesarine, „ich muß im Gegentheile Dich bedauern, der Du ungemein prosaisch bist."

„Prosaisch — nun, ich gebe es zu, wenn Du die Früchte meiner Erfahrungen derartig benennst. Nichtsdestoweniger möchte ich Dir einen guten Rath geben: hänge nicht so sehr an den Träumereien deiner poetischen Einbildungskraft, Du wirst auf deinem Lebenswege nur Mißmuth und Täuschungen begegnen. — Sieh, Theure, da machst Du schon wieder deine Schmollmiene, die deinem reizenden Gesichtchen höchst unliebenswürdig steht. Du weißt recht gut, ich will Dich nicht in Aerger versetzen, ich will dein Glück, und nur weil ich Dich wahrhaft liebe, glaube ich, Dich vor den trügerischen Illusionen deiner Phantasie warnen zu müssen. Bei Dir blühen die Rosen durch das ganze Jahr, stets ist der Himmel blau —"

„Sagte ich das?"

„Gerade nicht wörtlich, aber —"

„Du liebst es, mir zu widersprechen, und wolltest Dir auch jetzt zu deinem Vergnügen diese Gelegenheit nicht entgehen lassen."

Gustav's Antlitz überflog eine sichtbare Traurigkeit, von welcher die Frau so ergriffen wurde, daß sie ihm die Hand reichte und ihn um Vergebung bat. Das kleine, weiße Händchen wurde vom Gatten mit heißen Küssen bedeckt und die Versöhnung war vollständig.

Eine Stunde darauf fuhren die beiden jungen Leutchen zwischen den Inseln Seguin und Puteaux die Seine hinab. Die elegante Gondel wurde von Gustav geführt, während Cesarine sich den Träumen ihrer romantischen Einbildungskraft überließ.

„Es ist nun," sagte Gustav „bereits ein Monat seit unserer Trauung verflossen —"

„Wie? Du denkst schon an den Zeitraum? Sollten unsere Flitterwochen vorüber sein?"

„Ich hoffe nicht, theures Weibchen, denn, was von mir abhängt, soll geschehen, um sie so lange dauern zu lassen, als unser Leben. Das beständige Ziel all meiner Gedanken wird nur dein Glück sein — indeß — ich bitte Dich darum — sei etwas nachsichtig und stelle es nicht auf eine Höhe, welche ich trotz der angestrengtesten Bemühung nicht erreichen könnte."

„Lieber Freund, Du wirst bald finden, daß ich nicht so anspruchslos bin, als Du meintest. Du sagtest also, wir seien erst einen Monat verheiratet und —"

„Und — daß alle unsere Zeit blos dem Vergnügen gewidmet war, daß wir uns nicht ein einziges Mal mit etwas Ernsthaftem beschäftigt hatten. So weiß ich denn auch nicht, wie es in meiner Fabrik aussieht, mein Arbeitspersonale ist der Aufsicht des Geschäftsführers überlassen, der wohl ganz gute Augen hat, wenngleich sie den meinigen nachstehen; ich weiß nicht, ob alle Bestellungen pünktlich effektuirt wurden —“

„Jetzt sieh einmal: Fabrik! Bestellungen! Was bedeutet auf einmal diese Sprache?“

„Theures Weibchen, ich gebe Dir zu, diese Sprache ist die reinste Prosa, alltäglichste Prosa, aber die Uebersetzung davon ist Reichthum, und wenn man gesund ist und jung, und keine übertriebenen Leidenschaften den Weg des Lebens verderben, so sind Reichthum und Glück die allerbesten Gefährten.“

„Das ist allerdings richtig.“

„Du siehst nun, Cesarine, daß unser Glück nicht der Poesie eines romantischen ehelichen Zusammenlebens, sondern dem prosaischen Emporkommen meines Etablissements untergeordnet ist, und das Gedeihen meines Fabriksgeschäftes hängt doch sicher nur von meiner Thätigkeit und fleißigen Arbeit ab. So ist es denn auch jetzt Zeit, auf die monatlange Ruhe mich wieder meinen Unternehmungen ernstlich zu widmen, an denen Du übrigens nicht gänzlich fremd bleiben wirst, wenn Du nur anders willst.“

„Ich? Was soll ich wollen?“

„Das wirst Du gleich sehen; wir können sofort die Anwendung unserer Stunden eintheilen.“

„Mir recht; aber um Eines bitte ich Dich — machen wir es nur nicht so, wie ich's in der Pension hatte: vier Stunden Uebungen und nur eine der Erholung. Ich fand dort die Erholungsstunden immer zu kurz.“

„Geh', Kindchen, werden wir nicht immer die Abende für uns haben?“

„Die wir doch zu Bällen, Theatern und Konzerten benützen werden, nicht wahr?“

„Das ist eine abgemachte Sache. Ich werde dabei das Vergnügen genießen, Neid zu erwecken und mich deiner Triumphe erfreuen, was mir für meine Tagesbeschäftigung den angenehmsten Ersatz bieten wird.“

„Du wirst somit alle deine Tage in der Fabrik zubringen?“

„Du bist deshalb nicht gezwungen, von mir entfernt zu bleiben — begleite mich."

„Wie verstehst Du das?"

„Nun, es sollen Dich meine Arbeiter kennen, lieben und ehren lernen, so wie mich, ja noch mehr, denn Du wirst für sie eine Königin, eine Mutter sein!"

„Wie? Ich soll den erstickenden Geruch der Fabriksstoffe einhauchen? Soll meine schönen Kleider an deinen schmierigen Kesseln verderben, und mache ich einen Fehltritt, wird mich die blaugefärbte Hand eines Arbeiters angreifen? Oh, Pfui! Was fällt Dir ein, dazu bin ich nicht erzogen!"

„Mein Kind, allerdings haben meine Arbeiter blaue Hände, das geschieht aber, weil sie arbeiten. Ist Arbeit nicht das Ehrenhafteste, was es in der Welt gibt?"

„Mein Gott, habe ich das Gegentheil behauptet? Indeß ist das kein Grund, weshalb ich die giftgeschwängerte Atmosphäre deiner Fabrik einathmen soll."

„Nun, da es sich um deine Gesundheit handelt, mag dies unterbleiben; Du kannst Dich ja in anderer Art beschäftigen, zum Beispiel mit der Buchführung."

„Was Du für sonderbare Ideen hast! Glaubst Du, ich werde vom Morgen bis Abend die kaufmännischen langweiligen Ziffern und Phrasen niederschreiben, die mein bischen Verstand in kürzester Frist tödten müßten!"

„So übernimm die Oberaufsicht unserer Wirthschaft."

„Haben wir nicht eine Wirthschaftsfrau, die dergleichen sehr gut versteht?"

„Mit was willst Du Dich denn sonst beschäftigen?"

„Oh, mit tausenderlei Dingen — mit der Toilette, dem Piano, der Lektüre, den Visiten, den Einkäufen u. s. w. Der Tag soll mir nie lang werden."

Der junge Ehemann schwieg betrübt, das Weibchen ebenfalls, und Beide versanken in Gedanken an ihr, anscheinend nicht eben trostreiches künftiges Eheglück.

Zur selben Stunde promenirte am Ufer der Seine ein junger Mann, die Hände auf den Rücken gelegt, den Kopf traurig auf die Brust gesenkt. Herr Theodor Crepule war ein Adonis an Schönheit zu nennen, das etwas blasse Gesicht hatte einen höchst sentimentalen

Anstrich, die schwarzen großen Augen blickten feurig und geistvoll; lange, seidenweiche Haare und ein schöner Vollbart vervollständigten, nebst einem zierlichen Wuchse, die hohe Anmuth seiner Gestalt.

Dieser junge Mann hielt eben folgendes Selbstgespräch:

„Es ist entsetzlich! Binnen fünf Tagen habe ich am Spieltische tausend Francs verloren, und ich besaß nicht mehr als zwölfhundert, mit denen ich das ganze Jahr über hätte meinen Lebensunterhalt bestreiten sollen! Um diese geringe Summe zusammenzubringen, hat meine arme Mutter ihre ganzen Ersparnisse aufgewendet. Es wäre reine Thorheit, einen Appell an das mütterliche Herz zu machen, denn — geben kann sie mir bestimmt nichts. Ich muß also durch eilf Monate mit zweihundert Francs leben, macht monatlich neun Francs zehn Centimes, oder dreißig Centimes täglich. Was soll ich nun machen? Um das übriggebliebene Geld einen Platz auf der Diligence nehmen und zu meiner Mutter zurückkehren? Das Gescheidteste wär's wohl, Mütterchen würde den ersten Tag sehr böse sein, am zweiten eine Rede halten, am dritten mir verzeihen und mich umarmen; im nächsten Jahre kehrte ich nach Paris zurück und finge meinen Rechtskurs vom Neuen an. Aber, wie halte ich es aus, mich volle eilf Monate zu langweilen, in einem Dorfe, wo man keinen Gefährten, um eine Partie Bouillote oder Billard zu machen, keine Zeitungen, nur ein Lokalblättchen hat, um allenfalls daselbst Gründe anzukaufen!? Es gibt dort kein Theater, keinen Zirkus oder andere Vergnügungen, keine pikanten Frauen mit schwarzen Haaren und begehrenden Blicken, man hört nur ebenso schöne als lange Reden über die Arten von Gefahren, welche einen unvorsichtigen Jüngling in Paris zu bedrohen im Stande sind; nebstbei genießt man den monotonen Zeitvertreib des Fischfanges, einer Partie Piquet mit dem Pfarrer, der einen dafür einladet, am nächsten Sonntag in der Kirche die Litanei zu singen, und vor wem singt man? vor dicken stumpfsinnigen Bäuerinnen mit sonnenverbrannten Gesichtern und ungewaschenen Händen — nein, dafür danke ich. — Gäbe es denn gar kein Mittel, mich dieser dräuenden Nothwendigkeit zu entziehen? Findet sich kein Zufall, diese Gottheit der Unglücklichen, die mir plötzlich einen Goldsack der Gesellschaft in die Arme wirft, wie zum Beispiel eine Feuersbrunst, aus der ich eine reiche Erbin retten könnte, einen Pferdesturz, der eine begüterte Amazone mir in die Arme wirft, den Selbstmord eines Lords, der sich in die Seine stürzt und mir sein Portefeuille vor die Füße wirft? Heute Früh las ich einen Anschlagzettel

über verloren gegangene dreißigtausend Francs — seit Sonnenaufgang renne ich mir die Beine ab durch die frequentesten Straßen von Paris, nicht ein Pflasterstein entging meinem spähenden Auge — nichts, nichts, nicht einmal den Finderlohn kann ich einstecken! — Mir bleibt, da Feuer, Erde, Luft und Wasser mir ihre Mitwirkung versagen, nichts übrig, als in den sauern Apfel zu beißen und einen Platz auf dem Eilwagen zu nehmen, damit ich in die Heimat — doch halt, was ist denn das!?"

Ein durchdringender Schrei, welcher über die Wellen der Seine drang, störte ihn in der Fortsetzung seiner Reflexionen. Als sein Blick sich nach dem Flusse richtete, gewahrte er die Ursache, riß schnell seinen Rock herab und stürzte sich in die Flut.

Das Abenteuer entstand aus Folgendem:

Gustav und Cesarine waren auf ihrer weiteren Fahrt in sich gekehrt, gesenkten Auges und auf einander schmollend, sitzen geblieben, ohne weiter ein Wort mit einander zu wechseln. Dabei ging die Gondel vorwärts, die Strömung riß selbe dahin, wo es ihr beliebte, da Gustavs Arme das Fahrzeug nicht mehr in Bewegung setzten, und so erweckte sie ein heftiger Stoß aus den Träumereien, als es schon zu spät war, einem Unglücke vorzubeugen. Etwa zehn Fuß vom Ufer der Insel Seguin entfernt, befinden sich, in ungleichen Entfernungen, mehrere alte Baumstämme, welche kaum merkbar über die Oberfläche des Wassers hervorragten, und an einen dieser Stümpfe stieß die Gondel an. Das rasche, ängstliche Aufspringen von Cesarine machte das Fahrzeug, welches sich etwas auf die eine Seite geneigt hatte, umstürzen und das arme, in den Fluten verschwindende Weibchen hatte den erschütternden Schrei ausgestoßen, welcher Herrn Theodor Crepule aus seinem Nachsinnen erweckte.

Wohl war die Gefahr an der Stelle, wo das Unglück geschah, nicht so groß, da aber ein dichtes Weidengebüsch diesen Theil der Insel unzugänglich machte und die umgeschlagene Gondel gerade diese Strömung verfolgte, gab es keine andere Rettung, als das Ufer von Puteaux zu erreichen, und um dahin zu kommen, mußte man die Seine durchschwimmen.

So faßte denn der Gatte mit einem Arm das geliebte Weib und begann mit dem andern zu schwimmen; in der Mitte des Flusses wurden sie von Theodor erreicht, welche Hilfe Gustav mit einem Freudenrufe aufnahm, da ihn sein Rock sehr im Schwimmen hinderte.

Er übergab deshalb die kostbare Last an Theodor und — ehe noch fünf Minuten vergingen — waren alle Drei am Ufer, am Eingange eines kleinen Wirthshauses.

Bald erwachte Cesarine aus ihrer Ohnmacht, in welche sie mehr der Schrecken als der Sturz in's Wasser versetzt hatte, und ihr erster Blick traf den Gatten, dem sie mit einem innigen Blicke der Dankbarkeit für ihre Rettung die Hand reichte.

„Mein theures Weibchen," sagte Gustav lächelnd, „nicht mir allein gebührt das Verdienst, Dich der Gefahr entrissen zu haben — dieser Herr da ist es, an den Du und ich unsere Danksagungen zu richten haben."

Dabei drückte er mit aufrichtiger Herzlichkeit Theodor's Hände, wobei Letzterer sehr bescheiden die Augen niederschlug.

Cesarine dagegen, erwartend, irgend einen guten Fischer mit breiten Schultern und Füßen und einem branntweingerötheten Gesichte zu sehen, griff schon an ihren Gürtel, um eine kleine mit Goldstücken versehene Börse zu öffnen, als sie den Adonis erblickte. Erröthend zog sie die Hand zurück und stammelte:

„Mein Herr, durch Ihre edle That haben Sie sich ein ewiges Recht auf meine Dankbarkeit erworben und —"

„Die Erinnerung daran," unterbrach sie schnell der junge Mann, „ist meine einzige werthvolle und süßeste Belohnung."

Theodor hatte diese Phrase in einem Tone gesprochen, der, seiner Meinung nach, von ungeheuerster Wirkung sein mußte. Wirklich zeigte Cesarine von dem Augenblicke an für den Helden des Tages mehr Grazie und Liebenswürdigkeit, als sie sonst auf einem Balle dem ganzen Heere ihrer Anbeter erwies. Verdankte sie ihm doch das Leben, das war einmal der erste Grund, zum zweiten hatte sie gegen ihn im Innern noch eine andere Verbindlichkeit, deren Macht von Frauen selten bestritten wird — ihr Retter war ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, mit schönen Gesichtszügen, eleganter Taille und durchaus aristokratischen Händen.

Theodor, welcher sofort die Vortheile seiner Stellung bemerkte, nahm mit freudestrahlender Miene die Bitten des jungen Ehepaares, ihnen den Rest des Tages zu weihen, entgegen und nickte ihnen Gewährung zu, ganz entzückt darüber, daß seine Träume der Morgenpromenade eine kompakte Form der Wirklichkeit anzunehmen schienen.

Zehn Monate sind verflossen, seitdem Theodor Crepule Cesarinen gerettet hat. Er ist jetzt das Faktotum des Dutillet'schen Hauses. Herr Gustav schließt kein Geschäft ab, arrangirt keine Lustpartie, ohne Theodor dabei zu Rathe zu ziehen; was die stolze Cesarine anbelangt, so hat sie sich plötzlich in eine so zärtliche, liebende und zuvorkommende Gattin verwandelt, daß diese Aenderung einem weniger naiven Manne, als es Gustav war, hätte unbedingt auffallen müssen.

Eines Morgens finden wir die beiden Freunde beschäftigt mit Vorbereitungen zu einer Reise. Theodor füllt einen Koffer mit Wäsche und Kleidungsstücken, Gustav packt Muster und Schriften in ein Kästchen — Beide, um bequem arbeiten zu können, haben ihre Röcke ausgezogen und auf einen Divan geworfen — während Cesarine keineswegs unthätig ist und mit vorsorgenden Händen in einen Nachtsack Bisquits, eine Pastete, eine Flasche Madeira, Schnupftücher, Pantoffeln u. dgl. packt. Alle diese Vorkehrungen geschehen mit solcher Eile, daß anzunehmen ist, es sei die Abfahrtsstunde in nächster Nähe. Gustav's geschäftige Miene verräth, daß er es ist, welcher verreist.

„Ach, mein Gott,“ ruft er, „ich vergaß die Instruktionen, welche ich meinem Korrespondenten in Lille zurücklassen muß.“

„Ich dachte bereits daran,“ erwiderte Theodor, ihm ein Papier überreichend, „ich kopirte sie selbst, und dazu noch mit meiner schönsten Schrift.“

„Aber, Cesarine,“ fuhr Gustav fort, „was soll ich denn mit einem solchen Magazine von Eßwaaren anfangen?“

„Mein Freund,“ erwidert das besorgte Weibchen, „die Nächte sind sehr lang auf der Reise.“

„Wahr ist's freilich, aber es geht ja nicht nach Amerika. Gutes Kind, man sieht es gleich, daß es das erste Mal ist, daß ich Dich verlasse. Aber beruhige Dich, ich verspreche Dir, daß ich längstens in drei Wochen zurück sein werde.“

„Drei Wochen Abwesenheit sind Jahrhunderte für eine Frau!“ seufzt Cesarine.

„Und für einen Freund!“ echot Theodor.

„Arme Kinder! Glaubt Ihr denn, daß ich mich nicht ebenso ungern von Euch trenne!? Aber die Geschäfte lassen Einem keinen Willen, man muß sich ihren gebieterischen Anforderungen unterwerfen, wenn man auf dem Wege zum Glücke nicht umkehren will.“

„Ist's denn nöthig, so viel Geld zu haben, um glücklich zu sein!?“ ruft Theodor schwärmerisch, heimlich einen Blick nach Cesarinen werfend, den diese ebenso verstohlen und zärtlich erwidert.

„Das sind Lustspielphrasen, mein guter Theodor,“ erwiderte Gustav. „Ich, ich betrachte die Liebe wie ein zu zartes Kind, welchem man alle möglichen Bequemlichkeiten und Wünsche befriedigen können muß, sonst erhält man es nicht am Leben. Also, mein Herr Philosoph, helfen Sie mir da den Koffer zumachen.“

Nachdem sich Gustav überzeugt hatte, daß er nichts vergessen habe, ließ er seinen Nachtsack und Koffer in das Kabriolet hinabtragen, sah dann auf seine Uhr und rief aus:

„Himmel, halb vier Uhr! Da darf ich keine Minute verlieren, um den Train nicht zu versäumen!“

In der Eile raffte er den ersten besten Rock vom Divan auf, umarmte sein Frauchen, drückte des Freundes Hand, lief fort, um sich in seinen Wagen zu werfen, und gab dem Kutscher Befehl, die Pferde nach dem Bahnhofe zu jagen.

Am Abende desselben Tages saß Theodor am Fenster in seinem eleganten Zimmer, das er im Hause Gustav's bewohnte, dann griff er in seine Rocktasche und rief:

„Oh du mein vielgeliebter Brief! Ich will dich öfter lesen und mit Küssen bedecken, denn du allein hast die Macht, mich gegen die Qualen der Erwartung unempfindlich zu machen! Die Sonne ist untergegangen! Oh, könnte ich dasselbe von den Hausleuten sagen! Wie lange währt es noch bis zur süßen Stunde der Vereinigung!“

Welch' Erstaunen drückt sich jedoch nun auf Theodor's Gesichte aus, als er statt des Briefes von so geliebter Hand — eine Brieftasche ergreift, die er wohl kennt, und welche verschiedene Wechsel und zwanzigtausend Francs in Bankbillets enthält. In zwei Sekunden hat er den Inhalt geprüft und Aufklärung des Sachverhaltes erlangt. Eiligst verläßt er nun das Zimmer und läuft nach dem Cesarinen's, wobei er Alles, was ihm in den Weg kommt, von sich stößt oder umwirft, wie ein Mensch, der seinen Kopf verloren hat. Endlich tritt er in das Zimmer der Dame vom Hause.

„Ha!“ ruft diese aus.

„Madame!“ stammelt Theodor stieren Blickes, kaum Athem schöpfend und sich in ungeheuerster Aufregung in einen Sessel werfend, „Madame, wir sind verloren!“

„Um Gottes Willen, was ist geschehen!? Sie machen mich starr vor Schreck — antworten Sie — ich beschwöre Sie!“

„Oh, Madame, Sie werden mich mit Vorwürfen überschütten, werden mir fluchen, aber ich trage keine Schuld —“

„Sprechen Sie deutlicher — was ist's denn?“

„Unglückseliger Zufall! Verhängnißvolle Reise! Verwünschte Eile!“

„Wollen Sie sich endlich erklären?“

„Oh, ich würde die Hälfte meines Lebens darum geben, wenn ich meinen Rock zurückhätte!“

Cesarine sah Theodor angstvoll an, denn sie meinte er müsse den Verstand verloren haben.

„Um's Himmels Willen, Theodor,“ rief sie aus, „beruhigen Sie sich doch!“

„Hat sich was zu beruhigen!“ erwiderte schreckensvoll Theodor, „wenn ich Gustav's Rock anhabe, und er den meinigen dafür mitgenommen. An der Stelle seiner Brieftasche wird er nur einen Brief finden —“

„Nun und was weiter?“

„Was weiter? daß dieser Brief von Ihnen geschrieben und unterschrieben ist.“

Mit dem Ausrufe: „Großer Gott!“ fiel Cesarine erbleichend und besinnungslos zu Boden.

Theodor lief im Zimmer umher, ein Flacon suchend, das er in seiner Verwirrung auf dem Toilettetische gar nicht bemerkte.

„Welche schreckliche Lage! Wie Entsetzen erregend!“ rief er. „Der ungeheure Lärm! Mein Name wird vor die öffentlichen Gerichte gezogen! Vielleicht ergeht's mir noch ärger! Gustav ist so hitzköpfig! — — Verwünscht sei der Tag, wo mir der unglückselige Einfall kam, zwischen Neuilly und Puteaux spazieren zu gehen. — Wie ruhig säße ich jetzt in meinem Dorfe, die Lehren meiner guten Mutter anhörend und dabei die Weißfische essend, welche ich selbst gefangen hätte!“

Endlich fand er den Flacon, schleuderte ihn jedoch zornig gegen die Wand, so daß derselbe in tausend Scherben zersplitterte.

Da erwachten Cesarinen's Sinne.

„Mein theurer Freund!“ stammelte sie leise. Das Wort „Freund“ durchschauerte Theodor's ganzen Körper. Was legte ihm dieses Wörtchen für gräßliche Verpflichtungen auf!

„Mein Freund!“ wiederholte das unglückliche Weib. „Sie haben

eine starke Seele und ich darf von Ihrem Muthe den besten Schutz erwarten. Also wir sind gerettet?“

„Ja — ja — allerdings — ich hoffe es wenigstens. Indessen — welche Zuflucht —.“

„Gibt es eine sicherere Zuflucht, als das Grab?“

Theodor schnitt eine fürchterliche Grimasse.

„Das Grab — nun —“

Cesarine war von ihrer Idee zu sehr eingenommen, um Theodor's Verwirrung zu bemerken; sie trat entschlossen auf ihn zu und faßte seine erstarrte zitternde Hand.

„Was ist Ihnen, mein Freund?“ fragte sie ängstlich.

„Mir — mir ist nichts; ich schwöre es Ihnen!“

„Und doch ist Ihre Hand kalt und zitternd in der meinigen! Wie — Sie weichen mir mit Ihren Blicken aus? — Was ist das, Theodor? Habe ich mich in Ihnen getäuscht?“

„Oh, glauben Sie, daß ich mich geändert habe?“

„Theodor, meiner Ansicht nach gibt es noch einen Ausweg. Ich träumte, ja ich träume noch von der Vereinigung zweier gleichgestimmter Herzen unter einem stillen Dache, mitten in einer ruhigen blumenreichen Gegend, mit Lektüre im erquickenden Schatten eines duftenden Gehölzes, wohnend in einer Sennerhütte, als Anzug ein Strohhut, ein leichtes Sommerkleid — oh, schon seit meinen Kinderjahren war ein solches idyllisches Zusammenleben der Traum meiner Sehnsucht.“

„Nun denn, Cesarine, wir wollen diesen Traum realisiren, wir können es schon morgen — wir reisen in die Schweiz; dort ist das Land der Sennerhütten, seine gastfreundlichen Berge bieten uns und unserer Liebe das sicherste Asyl!“

„Oh in der Schweiz, dort muß das wahre Glück zu finden sein! Wie oft versetzte ich mich in Gedanken in dieses malerische Land, wie oft bewunderte ich nach den Reisebeschreibungen die imposanten Berge, die lieblichen Thäler, das graziöse Kostüme der Bewohner!“

„Das Kostüme wird Ihnen zum Entzücken stehen! Ich bin davon überzeugt. Also, Cesarine, Sie willigen ein, mir zu folgen?“

„Mein Freund, ich überlasse mich Ihnen vollkommen.“

Theodor fühlte, daß seine Brust von einem enormen Gewichte befreit war.

„Die Idee war eine sehr glückliche!“ rief er aus, als er seine

Reisevorbereitungen traf. „Gott weiß, wo wir mit Cesarinens romantischen Ideen sonst hingekommen wären! Mit zweiundzwanzig Jahren sterben, das könnte mir gerade noch einfallen! Da ziehe ich eine kleine Lustpartie in die Schweiz vor, wenngleich ich mich für den Strohhut und das Landleben bedanken werde. Die Brieftasche da, verspricht komfortablere Unterhaltungen. — Freilich, freilich, — sie gehört ja Gustav an — es ist wenig Zartgefühl darin, die Frau und das Geld zugleich zu nehmen — aber sonderbare Skrupel — ist denn der Mann nicht verpflichtet seiner Frau den Unterhalt zu bezahlen? Gut, so behalten wir das Geld mit allem Rechte.“

Gustav Dutillet war in Amiens angekommen und da er ein paar Tage in dieser Stadt verweilen wollte, um einige bedeutende Posten einzutreiben, begab er sich in eines der ersten Hôtels, wo er abstieg. In seinem Zimmer angelangt, war es sein Erstes den Nachtsack zu öffnen, um einige Provisionen hervorzuholen, in welche er tüchtig Bresche hieb, dabei Cesarinen's Fürsorge lobpreisend. Als er seinen Magen bestens restaurirt fühlte, wollte er in seinen Papieren herumkramen und griff nach seiner Brieftasche, um die Wechsel zu ordnen.

Welcher Schrecken ergriff ihn jedoch — die Brieftasche war verschwunden. In kürzester Zeit hatte er alle die Gegenstände, welche sein Koffer enthielt, über- und durcheinander geworfen; die Nachforschungen blieben jedoch fruchtlos. Er wußte nicht, ob er ein Opfer seiner Vergeßlichkeit oder eines Diebstahls geworden. Und doch — er erinnerte sich genau, die Brieftasche in seinen Rock gesteckt zu haben, den er beim Einpacken, neben den Theodor's, auf den Divan geworfen. Er fing an noch genauer nachzusuchen, warf abermals den Inhalt des Koffers und des Nachtsackes durcheinander — nichts, immer nichts — er kehrte alle Taschen seines Rockes um — nichts fiel heraus, als ein offener Brief, den er aufhob und öffnete. Er erkannte Cesarinen's Handschrift.

Anfangs durchflog er ihn maschinenmäßig, aber bald fesselte derselbe seine ganze Aufmerksamkeit und mit krampfhaft zitternden Händen hielt er das unselige Papier gepackt. Sein Gesicht erröthete hoch vor Zorn und sein Blick blieb auf dem Rocke haften.

„Die Treulose!“ knirschte er. „Nun erklärt sich Alles, in der Eile der Abreise habe ich Theodor's Rock angezogen!“

Sogleich ließ er eine Postchaise bestellen und kehrte im Galopp die Straße nach Paris zurück. Hätte er Cesarinen getroffen, wäre wohl noch alles gut geworden, als er jedoch Abends in Paris ankam und erfuhr, daß Cesarine und Theodor schon seit Morgens abgereist seien, da wurde er wüthend. Er befragte das Dienstpersonale, forschte auf der Eilpost und war bald über die Richtung, welche das Pärchen genommen, im Klaren.

Gustav stieg nun ebenfalls in eine Postchaise und jagte die Straße nach Dijon dahin, wobei er sich nirgends als auf den unumgänglich zum Pferdewechsel nöthigen Stationen aufhielt, dort sich nach den Flüchtigen erkundigte und so stets ihre Spur erhielt. Theodor und Cesarine hatten einen Vorsprung von zwölf Stunden, aber dieser verringerte sich durch Gustav's Eifer immer mehr, in Dijon waren es schon nur mehr zwei Stunden, bei Besançon herausfahrend nur mehr ein paar tausend Schritte, endlich vereinigten sich die beiden Diligencen und blieben zugleich auf der Grenzstation stehen.

Theodor war wie versteinert, als er beim Aussteigen sich Gustav gegenüber sah. Der betrogene Ehemann faßte ihn sogleich am Arm und zog ihn, ohne ihm Zeit zu lassen sich zu ermannen, in ein Zimmer der Schenke, dessen Thüre er verriegelte. Anfangs hatte er den Plan gehabt den Schuldigen zur blutigen Genugthuung aufzufordern, aber die Einsamkeit im Hintergrunde des Wagens hatte seinen Entschluß herabgestimmt.

Mit würdiger Ruhe, welche jede Gewaltthätigkeit ausschloß, stand Gustav vor dem verwirrten und erblaßten Sünder.

„Wir müssen noch zusammen eine Rechnung abschließen,“ sagte Gustav ernst. „Dieselbe ist weder schwierig, noch lange dauernd. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, die vollkommen unnütz wären, und will geradaus die Sache berühren. Sie haben mir eine Brieftasche mit der Gesammt-Summe von vierzigtausend Franken gestohlen —“

„Mein Herr —“

„Gestohlen! Das ist das Wort, ich wiederhole es.“

„Ich gestehe, daß die Lage, in welche ich durch einen Moment der Verwirrung versetzt wurde, mich Ihrer Willkür vollkommen preisgeben muß, indessen —“

„Keine Phrasen, welche dem Gegenstande fremd sind, von dem

wir sprechen. Es handelt sich hier um nichts, als um meine Brieftasche, welche Sie mir allsogleich zurückgeben werden."

Theodor zog das Portefeuille heraus und übergab es Gustav, welcher es öffnete und sich überzeugte, daß nichts darinnen fehle.

„Gut," sagte er dann. „Aber wir sind noch nicht fertig. Sie werden mir sogleich schriftlich bestätigen, daß Sie im selben Augenblicke, wo Sie in das Ausland hinüberwollten, mit der Summe, die Sie mir entwendet, in der Tasche, von mir ertappt und gefangen genommen wurden."

„Wie? Ich soll eine solche Erklärung unterschreiben?"

„Ja."

„Niemals!"

„Wie es Ihnen gefällig ist."

Mit diesen Worten trat Gustav zum Glockenzuge, der am Kamine befestigt war. Theodor folgte angstvoll seinen Bewegungen.

„Was wollen Sie thun?" fragte er bebend.

„Etwas sehr einfaches. Wir sind noch in Frankreich, mein Herr, dieses Dorf hat gewiß eine Gerichtsperson und einige Gendarmen; ich werde Sie jetzt sogleich als Dieb arretiren und nach Paris zurückbringen lassen, wo es Ihnen allerdings freisteht, sich vor dem Tribunal zu rechtfertigen."

Den Glockenzug in der einen Hand, deutete Gustav mit der anderen auf den Tisch, worauf sich Schreibmateriale befand. Theodor mußte in den sauern Apfel beißen und unterschreiben.

„So," sagte Gustav, „nun bin ich zufriedengestellt. Nachdem er Theodor's Erklärung genommen, gefaltet und eingesteckt hatte, fuhr er fort: „Hören Sie nun mein letztes Wort: Sie haben einer schwachen Frau durch Ihre Künste ihre Stellung in der Gesellschaft, ihren Wohlstand, ihre Stütze geraubt; es ist daher nicht mehr als billig, daß Sie gegen dieselbe auch ihre Verpflichtungen halten. Dieses Papier, von dem ich zu jeder Stunde Gebrauch machen kann, habe ich nur deshalb begehrt, damit ich die sicherste Garantie dafür habe, daß Sie Ihre Mitschuldige nicht verlassen werden. Es ist mir, meiner Ruhe wegen, sehr viel daran gelegen, daß Sie sich weislich hüten, je wieder nach Frankreich zurückzukehren — wenigstens so lange ich lebe. Jetzt können Sie abreisen, mein Herr, Sie sind frei."

Kaum hatte Gustav die Thüre geöffnet, so stürzte Cesarine herein und fiel ihm zu Füßen.

„Ich kenne Sie nicht, Madame!“ erwiderte Gustav, ohne sie anzublicken und schritt weiter. Doch nach einigen Schritten blieb er stehen, zog aus seiner Brieftasche zwei Billets, jedes zu tausend Franken, und warf sie, zur letzten Erniedrigung, zu Theodor Crepule's Füßen. Dann verschwand er.

Und von daher stammte das „idyllische Zusammenleben“ des Marqueurs Theodor und der Badewärterin Cesarine zu Baden-Baden.

Eine Schäferin, die Königin wird.

Im Dorfe Bachet bei Meylan (zwei Stunden von Grenoble entfernt) lebte um die Mitte des 17. Jahrhunderts Claudine Mignot, eine junge Hirtin, welche ein sehr reizendes Mädchen war. Bescheiden und züchtig im Benehmen, mit regelmäßigen schönen Gesichtszügen, von frischer und belebter Gesichtsfarbe, schlankem, höchst anmuthigem Wuchse, gefiel sie Jedermann, der sie erblickte.

Der Besitzer des Schlosses Bachet, Dominik Baron von Amplérieux, hatte einen Schreiber, der merkwürdigerweise wie der berühmte Feuilletonist der Neuzeit — Jules Janin hieß. Dieser Schreiber sah Claudine, liebte sie und mißfiel auch derselben keineswegs. Aber so jung und unerfahren Claudine auch war, so bemerkte sie doch sehr bald, daß der junge Mann weit davon entfernt wäre, redliche Absichten zu hegen, und es kam ihre Selbstliebe ihrer Tugend zu Hilfe und vertheidigte sie gegen die verführerischen Pläne Janin's.

„Auf was wartet er so lange, wenn er mich wirklich heiraten will?“ fragte Claudine. „Ich bin fünfzehn Jahre alt, ja ich könnte sogar sagen sechzehn; ich sehe, daß jüngere, weniger schöne, weniger starke und muthige Mädchen, als ich bin, Männer bekommen; meint Julius vielleicht, ich würde keinen finden? Habe ich denn nicht bedeutende Auswahl? Wo mich nur die jungen Burschen sehen, kommen sie auf mich zu, der eine mit Rosen, der andere mit Veilchen, dieser

bringt mir eine Schleife, jener ein Band, Alle wollen mir dienen. Julius mag sich hüten, ich werde endlich doch des Wartens überdrüßig und könnte dem ersten Burschen, der mir gefällt, die Hand am Altare reichen."

So schien denn Claudinen's Liebe zu Jules Janin von Tag zu Tag kälter zu werden; je mehr er sich um das Mädchen bemühte, desto weniger vergab sie ihm die Ausflüchte, durch die er ihre Verbindung hinauszuschieben trachtete; er sah, daß sie mehrmals mit Theilnahme die jungen Bursche des Dorfes anhörte und mit ihnen scherzte, was ihn sehr eifersüchtig machte. Als er sich darüber beklagte, wies sie ihn ernst zurück.

„Gut, Claudine," sagte er, „ich wollte die Blütenzeit unserer Liebe verlängern, da Du es aber willst, so mag deren Sommer kommen. Darf ich bei deinen Eltern um deine Hand anhalten?"

„Ich muß meinem Vater und meiner Mutter gehorchen," erwiderte Claudine mit gesenkten Augen, „das ist des Mädchens Pflicht."

Noch am selben Tage begehrte Janin von Pierre und Thievena — so hießen die alten Leute — die Hand ihrer Tochter. Der Vater gab die Einwilligung, er liebte den Jüngling, die Mutter war wohl dagegen, schien sich indeß dem Willen ihres Gatten zu unterwerfen. Der glückliche Bräutigam eilte fort, um die nöthigen Anstalten zur Hochzeit zu treffen und die Geschenke zu bereiten, die er seiner schönen Zukünftigen zugedacht hatte.

„Der junge Bursche," sagte Pierre zu seinem Weibe, als sie allein waren, „ist durch den Umgang mit den großen Herren und insbesondere mit dem Herrn Baron von Amplérieux, dessen Schreiber er ist, ein Bischen verdorben worden; aber er ist für unsere Claudine eine gute Partie, besitzt vier paar Stiere und eine schöne Heerde von Schafen, sein Feld und sein Weinberg geben mehr Getreide und Wein, als nöthig ist, um ihn, seine Frau und Kinder, sollte ihnen der Himmel welche geben, reichlich zu ernähren. Sie können sogar uns in der Noth unterstützen und wenn ich gegen die Partie etwas einzuwenden hätte, ist es nur der Umstand, daß mir Janin für unsere Tochter etwas zu vornehm erscheint."

„Ein Schreiber! Zu vornehm?" erwiderte mit verächtlicher Miene Frau Thievena. „Was mich anbelangt, finde ich ihn viel zu bäuerisch. Unsere Claudine verdient die Gemalin eines

Königs zu sein! Ja, ja, eines Königs. Hast Du denn schon vergessen, daß ich mir bei ihrer Geburt weissagen ließ und daß die Zigeunerin mir sagte, das Kind werde einst Königin sein, ja — Königin."

„Wenn Du nur deine thörichten Prophezeiungen aus dem Spiele ließest!" rief zürnend der Alte. „Jules Janin ist unbedingt die beste Partie im Dorfe, oder weißt etwa Du eine bessere?"

„Wenn ich eine bessere wüßte, hätte ich bei Janin's Antrag nicht geschwiegen, ja, ja, nicht geschwiegen."

„Nicht geschwiegen!" brummte der Gatte nach und verließ brummend die Hütte.

Mittlerweile bereitete Jules Janin in verliebter Weise zur Feier der Hochzeit Alles mit eben so viel Eile, als er vorher gezaudert hatte. Claudine hingegen schien weder erfreut darüber, noch traurig, sie that gar nicht dergleichen, als ob sie Braut wäre. Vor dem Abschlusse der Förmlichkeiten hielt es Janin für angemessen, seinem Herrn die Braut vorzustellen und ihn zu bitten, den Ehekontrakt zu unterschreiben.

Der Baron von Amplérieux war nicht mehr jung, besaß aber ein großes Vermögen. In seinen früheren Jahren hatte er am königlichen Hofe gedient, seine Zeit in den Irrgewinden der großen Gesellschaft und der Galanterie verbracht und in demselben Augenblicke die Welt verlassen, wo ihn diese verließ. Er wollte nun sein Leben in philosophischer Zurückgezogenheit enden.

Da der Baron viel Rühmliches von den Reizen der Claudine Mignot gehört hatte, so war der Empfang des jungen Landmädchens ein kleines Fest. Der Schloßbesitzer war entzückt von Claudinen's Schönheit, lobte den guten Geschmack seines glücklichen Schreibers und ehrte dessen reizende Braut in artigster und schmeichelhaftester Weise. Claudine und deren Mutter kamen ganz bezaubert von der Güte des Herrn Barons nach Hause zurück.

Als sich Alles entfernt hatte, ließ Baron Amplérieux seinen Schreiber rufen.

„Deine Braut," sagte er zu Janin, „ist viel zu schön, als daß sie mit so plumpem Putze geschmückt werden darf, wie er in diesem Dorfe Mode ist. Ich werde es übernehmen, für dieselbe den Brautschmuck zu besorgen. Du aber, eile morgen nach Lyon, wo ich noch andere Geschäfte habe, die deine Gegenwart verlangen. Deine Liebe zu

Claudine bürgt mir dafür, daß Du sie bald abschließen wirst, bis dahin bleibt deine Heirat aufgeschoben."

Janin wurde durch diesen Befehl mit Freude und mit Trauer erfüllt. Sein Glück verzögerte sich, dagegen aber war der Auftrag ein ehrendes Zeugniß des Vertrauens, welches sein Herr in ihn setzte, und der Theilnahme, welche er für Claudine hegte. Er unterrichtete seine Braut und deren Eltern sofort von dem Auftrage, die Frauen schienen sich jedoch eher darüber zu freuen, als sich zu betrüben und Janin schied sehr beunruhigt über ein Lebewohl, dessen Kälte mit seiner Zärtlichkeit so wenig harmonirte. So reiste denn der Bräutigam mit schwerem Herzen nach Lyon ab.

Tags darauf ereignete sich etwas, was man bisher im Dorfe Bachet noch nie gesehen hatte und von dem sich die ältesten Leute keines Beispiels erinnern konnten, nämlich — daß ein großer Herr, ein Mann vom Hofe, vom Schlosse kam und die Hütte eines armen Landmannes besuchte. Diesmal war es aber so: Herr Baron Dominik von Amplérieux trat in die Wohnung der Eltern Claudine's.

Pierre arbeitete in den Weinbergen, nur Thievena und ihre Tochter Claudine waren in der Hütte. Erstere verlor beim Anblicke des Schloßherrn den Kopf, Claudine erröthete, nicht aus Scham, sondern aus Eitelkeit. Im Drange, sich durch Artigkeit einer so hohen Ehre würdig zu bezeigen, wurden Töpfe, Spinnräder, Schemel und andere Utensilien über den Haufen geworfen, welche Unordnung der vornehme Herr aber nicht zu bemerken schien, sondern sich auf den einzigen Stuhl, der noch auf den Füßen stand, setzte, und als Claudine und ihre Mutter sich einigermaßen von ihrem Schreck erholt hatten, folgendermaßen sprach:

„Wenn ich einen Scepter, eine Königskrone, alle Macht und Schätze der Erde hätte, so müßte ich die Schönste damit zu ehren streben; denn der Schönheit gebührt das Recht über alle Herzen, alle Geister, alle Reichthümer und Kronen."

„Ja, ja, alle Kronen!" echote die Mutter lispelnd, wobei sie ihren Blick über Claudinens nymphengleichen Körper gleiten ließ.

„Ich habe," fuhr der Baron fort, „nichts als ein Schloß, einige Häuser, mehrere tausend Hufen Landes, Weinberge, Wälder, fette Weiden und zahlreiche Heerden ererbt, aber das Wenige, was ich besitze, lege ich zu den Füßen der schönen Claudine nieder."

Statt Antwort zu geben, sahen sich Mutter und Tochter ver-

legen an. Was sollten sie darauf erwidern? Durch welches Wunder konnte ein so vornehmer Mann sich bewogen fühlen, ein armes niedriges Landmädchen ehelichen zu wollen?

Baron Amplérieux errieth den Grund dieses Schweigens.

„Mein Schreiber, Janin,“ fuhr er fort, „liebt Dich, schöne Claudine; so unwürdig er hinsichtlich seines Vermögens und seiner Geburt ist, so viele Reize sein zu nennen, wäre mir doch nie der Gedanke, Euch zu trennen, in den Sinn gekommen, wenn dein Herz die Gefühle des seinigen theilen würde. Ist doch Liebe stets der Liebe Preis, sie ersetzt Alles und wird durch nichts Anderes ersetzt. Aber mein Schreiber hat mir selbst erzählt, daß er den Verlust deiner Gegenliebe verdient habe und glaubte gestern zu bemerken, daß er sie für immer verloren habe. Also ich bin überzeugt — dein Herz ist frei. Wenn meine Absichten weniger rein wären, ließe ich Dich den Schreiber heiraten und dürfte vielleicht hoffen, daß sein flüchtiger Sinn, die Zeit und meine Sorgfalt . . . . doch nein, schöne Claudine, um so niedrigen Preis will ich Dich nicht gewinnen. Wohl entzückt mich der Gedanke, Dich in meinem Schlosse zu sehen, aber dort sollst Du nur unter meinem Namen erscheinen.“

Darauf entfernte sich der Baron von Amplérieux und sagte: „Ich werde morgen wieder hier erscheinen, um Claudinens Antwort zu hören. — Bedenke,“ setzte er, ihr die Hand küssend, hinzu, „daß dein und mein Schicksal von deinem Entschlusse abhängt.“

Kaum sah sich Thievena mit ihrer Tochter allein, so rief sie, indem sie Claudinen um den Hals fiel und sie an ihre Brust drückte, aus:

„Endlich, meine liebe Lhauda *), endlich fängt die Prophezeiung der Zigeunerin an, sich zu erfüllen. Zwar bist Du noch nicht Königin, aber doch schon eine vornehme Dame, ja, ja, eine vornehme Dame.“

Claudine, in Gedanken verloren, gab keine Antwort.

„Wie?“ fragte die Mutter. „Denkst Du etwa gar noch an diesen Janin, der so lange zögerte und Dich nur deshalb ehrte, weil er Dich nicht entehren konnte?“

„Oh,“ erwiderte Claudine, „ich sehne mich durchaus nicht nach Julius, aber — er ist jung und der Baron ist es nicht.“

---

*) Landessittliche Abkürzung für Claudine.

„Bah, dein Vater war auch nicht mehr jung, als ich ihn heiratete und dennoch waren wir glücklich. Ach, meine liebe Lhauda, welcher Ruhm für Dich, in der Kirche im Stuhle des Barons zu sitzen! Wo Du vorbeigehst, wird man sagen: Das ist die Frau Baronin Amplérieux. Wer kommt dort? die Frau Baronin Amplérieux! Platz für die Frau Baronin Amplérieux! Es lebe hoch die Frau Baronin Amplérieux! — Und welche Ehre wird es für mich sein, zu sagen: Die Frau Baronin von Amplérieux, meine Tochter! Es gibt keine Arbeit mehr, keine Mühe, keine Furcht vor schlechtem Wetter, kein Bangen vor dem Winter! Gutes Kaminfeuer, guten Tisch! Alle werden wir um zehn Jahre länger leben, vorausgesetzt, daß ich nicht vor Freude plötzlich sterbe. Dein Glück, mein Kind, soll nicht länger aufgeschoben werden. Suchen wir schnell deinen Vater auf, um ihm zu sagen, daß Du Königin von Amplérieux — will ich sagen Frau Baronin von Amplérieux geworden bist."

„Thörin, Du!" sagte der ehrliche Pierre, nachdem er seine Frau angehört hatte, zornig. „Ich will einen Schwiegersohn, an dessen Tisch ich mich ohne viele Komplimente setzen kann und der ohne Erröthen Platz an dem meinigen nehmen kann. Deiner Tochter würde es schön anstehen, ihr Waschkleid abzulegen und sich in Sammt zu kleiden! Wenn sie an einen vornehmen Mann verheiratet ist, wird sie bald lernen, Alles zu verachten, was ihr bisher Freude und Vergnügen bereitete, Alles — selbst ihre Eltern nicht ausgenommen. Die lebende Lhauda wäre todt für uns. Ich hasse jene Menschen, welche Brod essen, ohne zu wissen, was es für Mühe kostet, das Getreide zu säen und einzusammeln. Der Mann meiner Tochter soll arbeiten und das Brot, das er ißt, verdienen. Was würden die schönen Damen und vornehmen Fräuleins sagen, wenn sie sich von einer Dorfdirne zurückgesetzt finden? Was würden unsere Nachbarn, die Frauen und Mädchen unseres Ortes sagen? Noch einmal, Weib, Du bist toll! Laß' mich gehen mit solchen Alfanzereien."

Mutter und Tochter getrauten sich nicht zu antworten, denn der gute Pierre war heftig und zuweilen sehr grob. Also ließen sie die Freunde und Verwandten, die Nachbarn und Nachbarinnen für sich sprechen; aber Pierre blieb unerschütterlich.

Nun kam ein schwerer Punkt. Wie sollte man dem Baron von Amplérieux mittheilen, daß ein blutarmer Winzer ihm seine Tochter verweigere!? Gepreßten Herzens begab sich Frau Thievena auf

das Schloß, wo es der Baron ihrem bestürzten Gesichte sogleich ansah, welche Antwort sie bringe. Als er jedoch erfuhr, von welcher Seite der Widerstand komme, verzweifelte er am Siege nicht.

„Also,“ sagte er, „Pierre will nicht einwilligen, daß ich Euch zu mir erhebe; nun gut, so werde ich mich zu Euch herablassen. Haltet die Sache geheim und unterrichtet Claudinen. Wenn Ihr mich bei dem ehrlichen Pierre seht, so thut Beide, als kennet Ihr mich nicht.“

Und nun that Herr von Amplérieux etwas, was wohl ganz im romantischen Charakter seiner Zeit lag, was aber uns jetzt höchst komisch erscheint. Er ließ seine Leute rufen, empfahl ihnen das tiefste Stillschweigen auf alle Fragen, welche man wegen der, nun von ihm eingegangenen Lebensweise an sie thun werde, und verließ sein Schloß, um sich in einer Schäferei einzurichten, die er am Ende des Dorfes besaß.

Nächsten Tages führte er, verkleidet als Hirte und unter dem Namen Lukas, seine Heerde an die Umzäunung von Pierre's Weinbergen.

Der Hirte Lukas war so artig, wachte so sorgfältig über die Heerde, damit sie nichts verderbe, lobte so geschickt Pierre's Arbeit, Ausdauer, die Bescheidenheit seiner Wünsche und die Weisheit seiner Reden, daß er in kürzester Zeit sehr große Fortschritte in Pierre's Gunst machte. Bald waren die Beiden unzertrennlich, Mutter und Tochter, welche der ältliche Courmacher heimlich sah, unterstützten ihn nach Kräften. Janin legte kein Hinderniß in den Weg, denn er kam nicht, da er vom Baron stets neue Aufträge, neue Befehle erhielt, die ihn in Lyon festhielten, und die Briefe, die er nach Bachet schrieb, kamen nicht in die Hände der Adressaten, da sie auf freiherrlichen Befehl unterschlagen wurden. Als der Baron sich in Pierre's Gunst hinlänglich befestigt glaubte, setzte er sich mit ihm eines Tages unter einen Lärchenbaum und sagte zu ihm:

„Meister Pierre, Ihr scheint mir gewogen zu sein, und euere Freundschaft macht mich zum glücklichsten Menschen. Nur das Eine schmerzt mich — daß mein Alter und mein Vermögen mir nicht erlauben, euer Schwiegersohn zu werden.“

„Ja,“ erwiderte Pierre, „es ist allerdings zu fürchten, daß meine Tochter Euch nicht jung und meine Frau nicht reich genug finden, denn meine Frau hat Ehrgeiz, viel Ehrgeiz.“

„Nun, ich habe andere Mittel zur Hand als meinen Schäfer=

stab," meinte Lukas. „Vielleicht ließe sich Frau Thievena gewinnen. Was Claudine betrifft, so habe ich wenig Hoffnung, derselben Liebe einzuflößen; aber in der Haushaltung ist es genug, wenn nur kein Widerwille herrscht. Wäre ich eurer Einwilligung so gewiß als der ihrigen —"

„Meiner Einwilligung?" fragte Pierre. „Die habt Ihr aus vollstem Herzen, lieber Lukas."

Mit diesen Worten reichte er ihm die Hand und sie gaben sich gegenseitig das Versprechen. Diesen Augenblick hielt der Baron für günstig, seine Schäfermaske abzulegen und Pierre zu enttäuschen. Als dieser des Barons Bericht angehört hatte, wurde er ebenso unruhig als verlegen, er stammelte Entschuldigungen und erwähnte des Schreibers, den er total vergessen hatte.

„Ach, kümmert Euch nicht um den," erwiderte der Baron, „das ist ein junger Wüstling, der nur an seine Vergnügungen denkt. Würde er eure Tochter wahrhaft lieben, wäre er jetzt schon hier, denn seine Geschäfte in Lyon sind bereits seit mehreren Wochen beendet; aber er, er findet immer neue Vorwände, seinen Aufenthalt in jener Stadt zu verlängern, und ich weiß sogar, daß er dort ein ausschweifendes Leben führt. Zudem liebt ihn eure Tochter nicht mehr, und es müßte demzufolge die Ehe nothgedrungen eine unglückliche werden."

Man sieht, der Herr Baron war ein Mann, der sich keinerlei Gewissen daraus machte, seinen Nebenbuhler zu verleumden. So sah sich denn Pierre von allen Seiten gefangen und keine Möglichkeit vor Augen, sich den Wünschen des Gutsherrn zu entziehen. Er reichte ihm endlich die Hand und willigte ein.

Die Folgen zeigten sich bald. Die Nachricht von einer so ungewöhnlichen und ungleichen Verbindung verbreitete sich bald im ganzen Lande. Der Adel schrie Zeter darüber, von allen Seiten regnete es Spötteleien, satyrische Verse und spottende Lieder, man sprach selbst in Lyon von dieser Heirat.

Jules Janin fand die ganze Geschichte sehr unwahrscheinlich, zu unerwartet, aber er verließ doch in größter Eile die Stadt und reiste nach Bachet. Um Mitternacht daselbst angekommen, klopfte er an allen Thoren des Schlosses. Die Diener des Barons wiesen ihn überall zurück, sie hatten Befehl, ihn nicht zu kennen. Darauf eilte er zu Pierre's Hütte, klopfte — Niemand öffnete, Niemand antwortete. Er war in Verzweiflung; der Gedanke, daß Claudine für ihn ver-

loren sei, brachte Schmerz und Tod in seine Seele, als er aber daran dachte, daß ein Anderer als er Claudine besitzen solle, verschloß sich sein Herz der Hoffnung und öffnete sich der Eifersucht, welcher Furie ganze Gewalt er fühlte. Er wollte furchtbare Rache, stürzte in den Wald und brachte den Rest der Nacht daselbst zu.

Der Morgen kam, das Dörfchen wurde lebendig, Kanonen donnerten, Glocken klangen, Trompeten schmetterten; es verkündigten Gesang, Freudengeschrei, Bänder, Kränze, Blumengewinde und dergleichen schöne Dinge das Hochzeitsfest des Herrn Barons Dominik von Amplérieux mit Claudine Mignot.

Armer, armer Jules Janin! Pierre zu sprechen, Claudine einen Augenblick zu sehen, was hoffte er nicht davon für sein Herz, in dem Liebe und Haß, besseres Gefühl und erlittene Schmach furchtbar kämpfend wechselten! Den Jubel im Schlosse hören und sich demselben nicht nahen dürfen, welche Qual! Er sah Claudine am Arme des Barons durch den Garten gehen und durfte sie ihm nicht von der Seite reißen!

Claudine, die ihn durch das Gebüsch hatte schleichen sehen, erröthete tief und fragte sich selbst: „Glaubten wir denn nicht Alle, Janin sei in Lyon und habe meiner vergessen? Also hat man mich getäuscht? Was ist denn vorgefallen? Durch welche Mittel hat man den armen Julius ferne gehalten?“

Alle diese Fragen drängten sich durch ihren Geist und verursachten ihr lebhafte Erregung.

Das Drama sollte sich bald lösen.

Am Fuße des Schlosses brauste ein reißender Bergstrom durch die dunkeln Felsen hin. Gegenüber dem Schlosse erhebt sich ein steiler, nackter Felsenzahn, welcher über das kühle Bett heraushängt und dem Schlosse so nahe ist, daß man Alles sehen kann, was in demselben vorgeht. Furchtlos, wie die Verzweiflung selbst, erstieg Jules Janin den Gipfel der Höhe, und fand, wie die Kerzen im Schlosse heller brannten, und die ihm so sehr bekannten Umgebungen, durch ein mildes Mondlicht beleuchtet, hervortraten, genug Nahrung für sein von der Leidenschaft entflammtes Herz. Bald aber verhüllten Wolken den Mond, es verklang die Musik im Schlosse, es verloschen die Lichter und daselbst wurde es finster wie am sternenlosen Himmel.

Da wird seine Verzweiflung zum Wahnsinn. Er tritt auf den

Rand der Klippe, reißt ein Pistol aus der Tasche, schießt sich die Kugel durch den Kopf und — stürzt hinab in den Abgrund.

Claudine Baronin von Amplérieux hatte den Schuß gehört. Angst und Sorge, vielleicht auch Liebe, verschlossen ihr das Herz und hießen sie des Unglücklichen gedenken, dessen Spur man vergeblich in der Gegend suchte, und dessen Schicksal erst am folgenden Tage bekannt wurde.

Der Baron war nicht lange im Besitze seiner schönen Gemalin, als er sein voriges Leben wieder anfing; er vermeinte selbst, eine Zeit lang geträumt zu haben und nun wieder erwachen zu müssen. Der ehrliche Pierre wurde in seine Weinberge, Thievena an ihren Herd zurückgeschickt und im Schlosse nicht mehr aufgenommen, ja die Frau Baronin von Amplérieux erhielt nur mit vieler Mühe zuweilen die Erlaubniß, sich so weit zu erniedrigen, heimlich ihre armen alten Eltern zu besuchen. Pierre, der dieses sein Unglück vorausgesehen hatte, duldete und schwieg, aber die Eitelkeit Thievena's war auf das Schmählichste getäuscht, und so verwandelte sich deren Zunge in ein so grimmiges Schwert, wie es nur irgend eine zornige Schwiegermutter zu Gebote hat, wenn die Rede auf ihren Schwiegersohn den „Herrn Baron“ kam.

Uebrigens ließ der Himmel Claudinen dieses drückende Loos nicht lange tragen; Baron von Amplérieux starb und setzte seine Gattin zur Erbin seines ganzen Vermögens ein. Der erste Gebrauch, den Claudine von demselben machte, war, daß sie ihre Eltern reichlich versorgte und zu des armen unglücklichen Jules Janin's Andenken ein einfaches Monument auf der Felsplatte ober dem Bache errichten ließ. Man sah daselbst eine weibliche Gestalt, welche Blumen in eine leere Urne wirft.

Aber die Baronin von Amplérieux blieb nicht im ruhigen Besitze der großen Güter ihres Gatten. Es strömten gar bald die Seitenverwandten herbei, um sie zu plündern, die Ungleichheit der Geburt wurde der Grund zahlreicher Verfolgungen, die Heirat selbst wurde sogar als unrechtmäßig angegriffen und die Sache wurde so ernsthaft, daß man einen Prozeß einleitete, so daß sich Claudine genöthigt sah, nach Paris zu ziehen, um ihre Rechte zu vertheidigen.

In der reichen Hauptstadt übersah man ihre Schönheit nicht, und das schuf ihr mächtige Beschützer. Der Marschall de l'Hopital, über siebzig Jahre alt, seit längerer Zeit Witwer, zählte zu ihren eifrigsten



Eine Schäferin, die Königin wird.

Gönnern. Sein Ansehen konnte sogar dem Rechte der schönen Dame den Ausschlag geben. Es galt nur ein Wort von ihm und .... Der Marschall war ein schlauer Fuchs, er erklärte: er wolle dem Rufe der jungen Frau nicht nahe treten — man könnte Verbindungen muthmaßen — kurz, er bat zuvor um ihre Hand, ehe er die Sache betreiben zu dürfen vorgab.

Sein Name, sein Rang schmeichelten Claudinen's Eitelkeit; eine Verbindung mit einem Greise war ihr nichts Neues, sie wußte, daß alte Gatten, wenn sie schon unbequem sind, es gewöhnlich nicht lange bleiben, und thatsächlich schien es, als habe sie dem alten Marschall nur die Hand gereicht, um ihm schneller und angenehmer in das Grab steigen zu helfen. Er hatte gerade einige Monate Zeit, um der Baronin von Amplérieux ihr Erbe zu sichern, und schon machte er im Jenseits die Bekanntschaft des Herrn Barons, seine Gattin nur um etwas ärmer hinterlassend, als zur Zeit, wo er sie geheiratet hatte, denn außer einigen Schulden hatte er ihr nicht das Mindeste zugebracht. Indessen hat mit ihnen Claudine den Namen der Frau Marschallin de L'Hopital nicht allzutheuer bezahlt.

Frau Thievena hörte mit maßlosem Entzücken die Heirat ihrer Tochter mit einem Marschall von Frankreich ankündigen. Sie war nicht im Mindesten von ihrer Eitelkeit geheilt, und sie tröstete sich über die Schmach, die ihr der Herr Baron von Amplérieux durch seine Vernachlässigung hatte angedeihen lassen, durch die Worte: „Die Frau Marschallin de L'Hopital, meine Tochter, ja, ja, meine Tochter."

Was Pierre anbelangt, so war derselbe nichts weniger als erfreut über die neue Heirat seiner Claudine.

„Ach!" rief er betrübt, „es ist weit von hier nach Paris; ich werde nun meine Tochter nicht mehr an mein Herz drücken; ihre Hand wird nicht mehr in der meinigen ruhen!"

„Lieber Alter," antwortete Frau Thievena, „hier handelt es sich um das Glück unseres Kindes und nicht um das unsere. Jetzt ist sie Marschallin, hernach wird sie Prinzessin, zuletzt Königin; ja, ja — Königin, das Zigeunerweib hat es prophezeit; ja, ja, prophezeit!"

Und die Prophezeiung sollte wirklich eintreffen.

Ein Prinz, der Jesuit, Kardinal und Monarch gewesen war — Johann Casimir, König von Polen, hatte der Krone entsagt und sich nach Frankreich zurückgezogen, wo ihm König Ludwig XIV. die Abtei Saint-Germain-des-Près als Residenz gab.

Dieser Prinz, welcher aufgehört hatte, König und Jesuit zu sein, wurde nun der liebenswürdigste und galanteste Mann von der Welt. Er sah die schöne Marschallin de L'Hopital, wurde von ihren Reizen hingerissen, und war so glücklich, ihr zu gefallen. Er vermälte sich heimlich mit ihr; das Geheimniß wurde jedoch bald durch jene Personen enthüllt, deren Eigenliebe es verwundete, und, wenn auch Claudine nicht öffentlich den Titel einer Königin erhielt, so wußte doch Jedermann, daß sie die Gemalin eines Königs war.

Auch diese Nachricht kam in die niedrige Hütte ihres Vaters Pierre, der darüber aus Kummer starb, während Frau Thievena, die Mutter, vor Freude der Schlag traf.

Johann Casimir folgte ihnen bald nach (1672), und so sah sich Claudine zum dritten Male in den Witwenstand versetzt. Das einzige Kind, welches aus den drei, in einem Zeitraume von fünfzehn Jahren geknüpften und durch den Tod gelösten Ehen entsprossen war, eine Tochter aus der letzten Ehe, wurde von Johann Casimir's Verwandten nicht anerkannt. Die Heirat mit einem Könige von Polen hatte Claudinen's Vermögen keineswegs vermehrt, und die Schäferin, die Königin geworden war, lebte lange genug, um ihre Nachkommenschaft in einen noch viel traurigeren Zustand zurücksinken zu sehen, als der war, in welchem sie selbst geboren wurde.

Noch heute erinnert sich so mancher Greis in Grenoble einer kleinen Claudine, welche das öffentliche Mitleid mit den Worten ansprach:

„Schenkt der Enkelin des Königs von Polen ein Almosen!“

Diese Unglückliche, Bedauernswerthe, war in der That eine Urenkelin des Königs Johann Casimir von Polen mit der schönen Claudine Mignot.

Graf Romanow, der Nelkenritter.

Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts glänzte am russischen Hofe Graf Demeter von Rivenwolder nach jeder Richtung hin. Er war ein Hofmann von feinsten Sitten, ein Diplomat von geistreichster Gewandtheit, ein Dandy erster Sorte, kurz man zählte ihn zu den Sternen erster Größe, so daß er allgemein bewundert wurde und sich selbst der junge Czarewitsch Peter (nachmalig Peter der Große) freundschaftlich an ihn anschloß.

Es gibt aber zwei Leidenschaften im männlichen Herzen, welche zuerst geeignet sind auch die besten Freunde zu trennen, nämlich — das Spiel und die Liebe, und so war es auch das letztere Gefühl, welches binnen Kurzem die beiden Freunde für immer trennte. Beide waren nämlich in glühender Liebe für die reizende, liebenswürdige, geistreiche und feurige Prinzessin Michaelowna Golumkin entbrannt und, daß dieselbe den feingebildeten Grafen dem rohen Czarewitsch vorzog, brachte der gegenseitigen Freundschaft einen unheilvollen Riß bei. Czar Iwan, Peters Bruder, stattete das glückliche Paar aus und die Vermälung fand auf einem Gute des Grafen bei St. Petersburg statt. Von dem Tage an wurde der junge Czarewitsch Peter düster und tiefsinnig, er verschloß sich in seine Gemächer, aus welchen ihn erst der Ruf zur Thronbesteigung (10. Mai 1682) rief, denn sein Bruder Iwan hatte ihn zum Mitregenten gewählt.

Graf Rivenwolder hatte es stets für zweckmäßig gehalten, den Hof zu meiden und als Czar Peter die Alleinherrschaft antrat (1695) war er mit seiner Gattin an die Grenze von Sibirien gezogen. Bald aber wurde er leider jedweder Besorgniß enthoben, denn seine reizende Gattin starb und es blieb ihm sein einziger Sohn Romanow, dem er nun die zarte Führerin durch's Leben ersetzte und sich vollständig seiner Erziehung widmete.

Der junge Graf Rivenwolder vereinigte mit den feinen Sitten des ruhigeren Vaters, die ganze Lebendigkeit und Raschheit der feurigen

Mutter und erhielt bald den Ruf eines Ausbundes von Muthwillen und Ungebundenheit. Es ging kein Mädchen unbemerkt an ihm vorüber, es war kein Pferd zu wild für ihn, kein Ackerfeld erweckte Achtung genug, um nicht mit seinem Jägertroß darüber hin zu galoppiren, kurz seine Ausgelassenheit überschritt nicht selten die Grenzen, innerhalb welcher sich selbst der ungebundenste Jüngling zu bewegen hat. Der alte Graf, ganz vernarrt in den einzigen Sohn, ließ krumm für gerade hingehen und dachte, wie so viele Väter thun: „Mit den Jahren wird sich's wohl geben!" Aber es gab sich nicht so leicht, und endlich ergriff er, seiner Meinung nach, das beste Mittel — er schickte das Söhnlein auf Reisen. Mit russischer Eile durchflog der junge Graf Polen, Ungarn, Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien, überall eine erkleckliche Anzahl von des Vaters Goldstücken ausstreuend und kehrte endlich so zurück, wie er davongegangen, wenn auch als einer der liebenswürdigsten Etourdis. Da sollte eine Begebenheit einen merkwürdigen Umschwung in seinem Charakter bewirken.

Auf seiner Rückkehr blieb er in einem liefländischen Dorfe, Namens Roop, mit einem zerbrochenen Rade am Wagen stecken. Der Postillon fluchte und schalt mörderisch, der Wagner zuckte die Achseln und versicherte, daß vor ein paar Stunden an keine Reparatur zu denken sei, und der junge Graf mußte sich fügen und — warten. So ging er denn einstweilen spazieren.

Als er durch das Dorf wandelte, da begegnete ihm ein süß duftender Nelkenstock. Der konnte aber auch sehr süß duften und wohlbehaglich seine lieblichen, farbenprächtigen Köpfchen wiegen, denn es trugen ihn die zarten, weißen Händchen eines wunderschönen liefländischen Mädchens, einer Grazie, welche Raphael nicht schöner malen, Thorwaldsen nicht herrlicher meiseln konnte. Sie trug das reizende russische Kostüme und lächelte mit den glänzenden schwarzen Aeuglein unter sanft gewölbten Brauen und mit einem wunderlieblichen und schelmischen Gesichtchen den fremden Besucher an.

„Halt, Du himmlisches Mädchen!" rief der junge Graf der Reizenden zu. „Wo willst Du hineilen? Wem bringst Du denn diesen Nelkenstock? Ist er Dir etwa gar feil, so fordere jeden Preis von mir, Du sollst ihn haben."

Da erröthete das Mädchen mit züchtiger Verschämtheit bis unter die glänzend seidenen Haarflechten und lispelte mit sanfter Stimme: „Gnädiger Herr, Martha's Nelkenstöcke sind nicht zu verkaufen;

doch wenn Euch dieser so wohl gefällt, nehmt ihn hin — ich schenke ihn Euch."

Freudig nahm der Graf die wunderschönen Blumen und wollte dem reizenden Kinde seine goldgefüllte Börse in die Hand drücken, aber die schöne Liefländerin machte einen zierlichen Knix und erwiderte: „Behaltet nur euer Gold, gnädiger Herr, ich gebe Euch gerne meine Blumen und bin genugsam belohnt, wenn Ihr Euch freundlich an die Geberin erinnert, so lange sie blühen."

„Oh Martha, ich werde Deiner gedenken, so lange ich lebe, das schwöre ich Dir!" rief der junge Graf entzückt. „Aber sage mir, wer bist Du denn eigentlich?"

„Wenn es Euch interessirt, gnädiger Herr, kann ich es Euch wohl sagen. Ich bin die Tochter eines armen leibeignen Bauers, katholischer Religion, der, wie alle Leibeignen, keinen Familiennamen hat, sondern nur Samuel genannt wird. Als er starb, war meine Mutter zu arm, um sich und mich zu ernähren. Ich hatte noch nicht das Alter, um durch irgend einen Dienstplatz, den ich hätte annehmen können, etwas zur Aufbesserung der Verhältnisse meiner Mutter beizutragen. Da nahm sich der ehrwürdige evangelische Geistliche dieses Ortes hier, Namens Raut, meiner Kindheit an. Ich hatte nämlich einst vor seiner Thüre ein kleines Neujahrlied gesungen, um für mein Mütterchen Almosen zu erlangen, und das erregte sein Mitleid, so daß er mich in sein Haus aufnahm und mich in den Lehren des evangelischen Glaubens unterrichtete. Ich blieb einige Jahre bei ihm und er gab mir eine Erziehung, die wohl weit über meinen Stand hinausging. Auf einer Inspektionsreise sah mich der Probst Gluck aus dem nahegelegenen Städtchen Marienburg bei Pastor Raut und nahm mich in seine ehrenwerthe Familie auf, wo ich noch gegenwärtig in dienenden Verhältnissen bin, aber doch mit seinen Töchtern allen besseren Unterricht genieße. Ich bin viel besser gehalten, als andere Mädchen meines Standes und so drückt mich das Verhältniß, als Magd des Hauses, nicht im Mindesten. Heute bin ich hier um meinen guten Wohlthäter Raut zu besuchen und darf einige Tage bei ihm zubringen, wo ich es denn mir angelegen sein lasse, meine Nelkenstöcke, die ich sonst immer bei ihm pflegte, stets in gutem Stande zu erhalten. Ihr seht also, gnädiger Herr, daß ich dafür keinerlei Belohnung annehmen kann."

„Nun," erwiderte leuchtenden Auges der junge Graf, „nun, so er-

laube mir wenigstens, daß ich, nach alter russischer Sitte, Dich auf die lieblichen Wangen küssen darf."

„Nein, gnädiger Herr, für jetzt erlaube ich es nicht und bleibe Euch den Kuß schuldig; wenn aber je wir uns wieder begegnen, dann sollt Ihr mir den schuldigen Kuß geben dürfen, das schwöre ich Euch! Vergeßt mich nur einstweilen nicht!"

Ehe noch der Graf erwidern konnte, daß ihr Bild nimmer aus seinem Herzen weichen würde, störte sie der Postillon mit der Nachricht, daß der Wagen zur Weiterreise bereits reparirt sei, und daß sie eilen müßten, um das Versäumte nachzuholen. Zugleich erschien ein ehrwürdiger Greis, der das reizende Mädchen unter den Arm faßte und sie — nachdem beide den Fremden freundlich gegrüßt hatten — mit sich fortführte.

Graf Romanow Rivenwolder setzte sich träumerisch in den Wagen, vor sich auf dem Schooße den Nelkenstock haltend, und fuhr einsam und traurig in seine Heimat zurück.

So unbändig und wild der Jüngling aus dem Vaterhause geschieden war, so sanft und in sich gekehrt, kam er wieder heim. Die süße Leidenschaft der Liebe hatte sich vollständig seines Herzens bemächtigt und den Löwen in ein sanftes Lamm verwandelt. Statt zu reiten, zu jagen, die Mädchen zu necken und alle möglichen tollen Streiche zu verüben, war er nun in sich gekehrt und verschlossen, voll stummen Schmerzes, nur in der Einsamkeit glücklich. Er beschäftigte sich allein mit der Pflege seiner Nelken, füllte den Samen der abfallenden Blumen in neue Geschirre und studirte in der Botanik eifrigst die Geschichte dieser Blumengattung nach jeder Richtung hin. Er trug fortwährend eine Nelke im Knopfloche und that das Gelübde, so lange er lebe, nie ohne eine solche auszugehen. Seine Leidenschaft für diese Blume wurde bald überall bekannt, ja sie drang bis an den russischen Hof, wo man mitleidig über diese Manie lächelte und den jungen Grafen nur mit dem Namen „der Nelkenritter" bezeichnete.

Katharina die Erste hatte nach ihres Gemals, des Czaren Peter I. Tode, im Jahre 1725 den Thron bestiegen. Wer hätte es je gedacht, daß eine einfache Wäscherin zu so majestätischen Ehren gelangen würde!? In Marienburg hatte sie, als Dienerin im Hause des greisen russischen Feldmarschalls Schermetjew, der mächtige Günst-

ling des Czaren Peter, der wohlbekannte Fürst Alexander Mentschikoff, gesehen. Auf den ersten Blick erkannte dieser Kenner des weiblichen Geschlechtes, daß diese seltene Schönheit, vereint mit feinem Verstande und reizender Koketterie, mehr wie jede Andere geeignet sei, den Czaren aus den Banden seines zärtlichen Verhältnisses mit der schönen Liefländerin Iwanowna Mons zu befreien, eines Verhältnisses, das dem Fürsten stets ein Dorn im Auge war, da sich diese stolze Schönheit darauf kaprizirt zu haben schien, ihren männlichen Rivalen in der Gunst des Czaren zu verdrängen, denn sie wollte ganz allein durch die Macht ihrer Reize auf den Herrscher Einfluß üben. Gegen solche Einflüsse der von ihm bitter gehaßten Nebenbuhlerin um die Gunst des Czaren, hatte Mentschikoff keine andere Waffe, als ihm gerade die Unbeständigkeit der Neigungen Peter's gegen das schöne Geschlecht selbst an die Hand gab, und derlei verstand der schlaue Günstling bestens auszunützen.

Er beredete daher den alten Feldmarschall, ihm das Mädchen zu überlassen, da es schade sei, wenn selbes unter den Rohheiten des Kriegerlebens ganz versinken sollte. Ohnedies munkelte man, daß, als sie noch in Marienburg war, ein schwedischer Dragoneroffizier das bildschöne junge Mädchen, das ihm aufzuwarten hatte, verführt habe, welcher Umgang zur Folge hatte, daß sie Mutter geworden. Das Kind starb jedoch bald nach seiner Geburt und sie lebte eine Zeitlang mit dem Offizier als seine Geliebte. Da sie aber derselbe nicht heiraten konnte, gab er ihr eine Ausstattung und verheiratete sie an einen Unteroffizier seiner Schwadron, Namens Robin Scaworski; bei der Einnahme Marienburg's durch Schermetjew gerieth ihr Gatte in russische Gefangenschaft und wurde mit den übrigen Kriegsgefangenen an die äußersten Grenzen des Reiches verbannt, so daß sie denselben nie wieder sah.

Der alte Feldmarschall ließ jedoch das bildschöne junge Weib nicht gerne mit dem allbekannten Wüstlinge ziehen, aber es war nicht gerathen, den ebenso einflußreichen als jähzornigen Günstling des Czaren durch Versagen eines Wunsches vor den Kopf zu stoßen und so konnte er ihm die Bitte nicht abschlagen. Das junge Weibchen fuhr nun, an Mentschikoff's Seite in der engen Kibitke liegend, Tag und Nacht durch die weiten Steppen Rußlands nach Moskau, welche Zeit Mentschikoff für sich wohl benützt haben mag. Zu Hause angekommen gab er ihr vorläufig eine ehrbare Stellung in seinem Haus-

halte und zwar als Wäscherin. Er wartete die passende Gelegenheit ab, um sie dem Czaren vorzustellen und diese erschien alsbald.

Czar Peter zechte eines Tages mit vielen anderen Gästen in Mentschikoff's Hause. Das Gespräch drehte sich, wie es gewöhnlich bei solchen Orgien geschah, um die Frauen, und Mentschikoff nahm sofort Anlaß seine Wäscherin als die reizendste Person, ganz geschaffen für die Liebe, zu schildern. Dergleichen durfte man dem Czaren in seiner heiteren Weinlaune nicht zweimal sagen.

„So zeige uns doch dieses Wunder der Natur!" rief er lachend aus, und Mentschikoff ließ das schöne junge Weib vor die mehr als halbtrunkene Gesellschaft treten.

Mit niedergeschlagenen Augen stand sie da, hob sie aber bald, blickte einen Augenblick lang den Czaren lächelnd an und senkte dann wieder verschämt die langen seidenen Wimpern.

„Bei Gott, dieses Mädchen ist mein!" rief liebeglühend Peter aus und zog sie, ihre schlanke Taille umfangend, auf seine Kniee. „Sie ist ja so reizend, wie die Houris im Paradiese der Muselmänner! Jeder, der sie ferner mehr berührt, soll des Todes sein; Dir vor Allen, Alexander, sage ich: wenn Du mit ihr dein Gutes genossen, so muß das nun ein Ende haben — bei meiner Ungnade!"

„Nun, Katharina — so sollst Du von nun an genannt sein — halte Dich bereit, mit mir nach Hause zu fahren," so sagte er zu ihr, einen flammenden Kuß auf ihre rosigen schwellenden Lippen drückend. Du sollst von mir an meinem Hofe eine Stellung angewiesen erhalten, die Deiner würdig ist, indeß wirst Du vorläufig mit einem untergeordneten Range zufrieden sein müssen, den höheren sollst Du erhalten, wenn es die Umstände erlauben."

Mit diesen Worten entließ er Katharina, wendete sich dann zu Mentschikoff und flüsterte ihm zu: „Verdammt! Ehe ich sie zur Ossudara (gnädigen Frau) erheben kann, müssen erst andere Verbindungen gelöst sein!"

„Die stolze Mons?" fragte Mentschikoff leise.

„Eudoxia, meine Gattin!" seufzte im selben Tone der Czar.

Von da an lebte Katharina einige Jahre im Kreml unter der Bezeichnung „Kochsfrau", aber es war am Hofe kein Mensch, der nicht das Nähere über dieses Verhältniß wußte. Je bescheidener ihre Stellung zu sein schien, desto größer wurde ihr Einfluß. Sie trat klugerweise zur griechischen Kirche über und da der Sohn des Czaren

Alexei bei der Taufe die Pathenstelle vertrat, nahm sie neben dem ihr vom Czaren gegebenen Namen Katharina noch den Namen Alexiewna an und wurde, nachdem die angedeuteten Hindernisse beseitigt waren, am Hofe mit dem Ehrentitel Ossudara (gnädige Frau) bezeichnet. 1707 ließ sich Peter heimlich mit ihr trauen, worauf sie ihm zwei Töchter Anna (1708) und Elisabeth (1709) gebar.

Bald stieg Katharina Alexiewna in die höchste Gunst des Czaren durch die großen Dienste, welche sie ihm durch ihren Verstand und ihre diplomatische Schlauheit leistete.

Am Pruth (1711), wo der Czar, umringt von der viermal stärkeren türkischen Macht, sammt seinem Heere unrettbar verloren schien, rettete sie ihn durch den ausgezeichneten Friedensvorschlag, den sie dem Großvezier machen ließ.

Eines betrübte Katharinen bei allen Ehren, die sie am Hofe genoß, daß sie nicht als Czarin öffentlich anerkannt werden konnte, weil Peter's Gemalin noch lebte. Sie sprach darüber nicht mit ihrem Gemale, aber die stete Traurigkeit, die Antworten auf dessen zärtliche Fragen, daß sie sich als Gattin glücklich, als Mutter aber unglücklich fühle (ihre Kinder durften vor der Welt nicht als Prinzen und Prinzessinen von Geblüt auftreten), gaben dem Czaren zu erkennen, was sie bedrücke. Er berieth sich darüber mit Mentschikoff und dieser, Katharinen's Wünsche wohl kennend, bestimmte Peter, daß er in gewaltsamer Weise seine Gemalin Eudoxia, die sich im Kloster befand, zwang, den Schleier zu nehmen. Die drei Gelübde der Nonne, Keuschheit, Gehorsam und Armuth, ließen jedes Bedenken der Bischöfe und Archimandriten schwinden, und sie sprachen die Auflösung der Ehe aus.

Peter ließ sich nun nochmals solenn mit Katharina öffentlich trauen (1713) und ein Manifest erhob sie zur Czarin von Rußland. 1723 wurde sie als Kaiserin des nordischen Reiches gekrönt und gesalbt, was ihr das Recht auf die einstige Thronfolge verlieh, denn Peter hatte erkannt, daß sie unter allen möglichen Thronerben die Einzige sei, durch deren Energie er die Fortsetzung seines großartigen Bildungswerkes für Rußland erwarten durfte. Als am Morgen des 25. Januar 1725 Czar Peter I. starb, erleichterten auch die anerkannten Herrschertalente, die Liebe, welche Katharina Alexiewna im ganzen Reiche genoß, sowie die reichlichen Geschenke und noch größeren Versprechungen, die Mentschikoff in ihrem Namen austheilte, ihre Thronbesteigung. Es gehört nicht in den Raum dieser Blätter,

die Regierungsperiode Katharinen's weiter auszuführen, wir haben nur ihre Erhebung bis zur höchsten Stufe verfolgt, um zu dem Zeitpunkte zu gelangen, wo unsere Erzählung sich fortspinnt. Wir kehren zum Grafen Romanow zurück.

Der alte Graf Rivenwolder war gestorben, mancherlei Ereignisse hatten des jungen Grafen Leidenschaften gedämpft, denn trotz aller Nachforschungen war es ihm nicht gelungen, den Aufenthalt jenes schönen Mädchens zu erfahren, nachdem dasselbe, kurz nach ihrer Begegnung, in Folge der Belagerung Marienburgs, aus der Stadt verschwunden war. Aber ihr Andenken lebte dennoch fortwährend in Romanow's Brust und so saß er stille und einsam in seinem Nelkengarten, sich nur mit der Pflege seiner theuren Blumen beschäftigend.

Da drang die Kunde von des großen Peter's Tode zu seinen Ohren. Mit dem Czaren war der Feind seines Hauses beseitigt und Romanow hielt es für passend, sich nun wieder dem Hofe zu nähern und die Ehre seines Hauses der Retterin Rußlands zu Füßen zu legen. So erschien er denn plötzlich in Petersburg.

Seine Ankunft daselbst erregte in allen Kreisen Aufsehen. Sah man doch endlich den renommirten „Nelkenritter“ von Angesicht zu Angesicht und Graf Romanow, der von seinen schönen Gesichtszügen keine Spur verloren, wenn auch die stille Trauer um sein Ideal die Wangen gebleicht hatte, wurde augenblicklich als der Sohn des einst so hochgeehrten Grafen Demeter wiedererkannt. Der bleiche Kavalier mit der Nelke im Knopfloche bildete das allgemeine Stadtgespräch und das Gerücht über die ebenso schöne, als eigenthümliche Erscheinung, drang bis an den Hof.

Die Kaiserin, welche ebenfalls von des Grafen Anwesenheit erfuhr, war neugierig, ob er seinem Schwure, nie ohne Nelke zu erscheinen, auch am Hofe treu bleiben würde und konnte kaum den Tag erwarten, wo er bei der von ihm erbetenen Audienz erscheinen sollte.

Es war diese Audienz für den Morgen des Ostertages bestimmt. In Rußland besteht die Sitte, daß sich Freunde und Bekannte an diesem Tage ein feierliches „Christos vos chres!“ (Der Heiland ist erstanden) zurufen und sich dabei geschwisterlich küssen; davon machen weder der gesammte Hofstaat noch selbst die Kaiserin eine Ausnahme.

Graf Romanow Rivenwolder erschien bei der Audienz. Katharina Alexiewna, umgeben von den Großen ihres Reiches,

geschmückt mit allem kaiserlichen Prunke, stand unter dem goldenen Baldachine, auf ihrem Throne.

Die Thüren sprangen auf; der Kammerherr meldete: „Graf Romanow Rivenwolder!“

Der Graf trat vor, blickte nach der üblichen Kniebeugung zur Monarchin auf und verharrte starr in seiner Stellung — er knieete vor dem liefländischen Mädchen mit dem Nelkenstocke, vor Martha, seinem Ideale. In der That war Katharina Alexiewna, die mächtige Beherrscherin aller Reussen, einst das schöne Mädchen von Marienburg, die Ziehtochter des Pastors Gluck, dieselbe endlich, welche dem jungen Grafen vor so vielen Jahren den Nelkenstock gegeben hatte; sie war — obwohl im sechsunddreißigsten Jahre ihres Lebens stehend — noch immer das schönste, begehrenswertheste Weib, mit einer seltenen Anmuth in allen ihren Bewegungen, und Graf Romanow konnte sich von der so wunderherrlich aufgeblühten Rose nicht wegwenden. Tiefe Röthe überzog das sonst so bleiche Gesicht und wie in Verzückung starrte er das Ideal seiner Träume an.

„Nehmen Sie, Graf,“ begann die Kaiserin nach einer Pause und mit einiger Befangenheit über das so plötzliche Auftauchen einer lieblichen Erinnerung aus ihrer frühesten Jugendzeit, „nehmen Sie als Sproße eines alten, der Krone Rußlands so treuen Geschlechtes diesen Orden von meiner eigenen Brust!“ — Nicht ohne leises Beben nahm sie nun aus dem Knopfloche seines Rockes die Nelke und befestigte einen ihrer Orden an deren Stelle — die Nelke jedoch steckte sie zitternd und verwirrt an ihren eigenen Busen.

Romanow wollte sprechen, aber die Kaiserin stammelte „Christos vos chres!“ und der Graf vollzog mit wonnetrunkenem Gefühle den religiösen Akt des Kusses, wobei ihm Katharina lächelnd zuflüsterte: „So hat Romanow empfangen, was ihm die arme Martha schuldig geblieben.“

Tags darauf prangten in den Frisuren aller Damen frische Nelken und dieselben Blumen zierten auch die Knopflöcher der Herren, das Nelkenritterthum war Mode geworden und ist es bis zum heutigen Tage geblieben.

Katharina war als Weib sehr empfänglich für Eindrücke der Liebe; ihrem Herzen war es stets Bedürfniß mit einem geliebten Manne ein zärtliches Verhältniß zu haben und, wenn dieses in die Glut der Sinnlichkeit überging, dann wieder Uebersättigung eintrat,

so verstand sie es, wie keine Andere, den ihr als Liebhaber gleichgiltig gewordenen Mann sich als warmen Freund zu erhalten. Graf Rivenwolder war durch acht Monate lang ihr leidenschaftlich Begünstigter und als die Gluten ihrer Leidenschaft erloschen waren, wußte sie ihn durch ihre liebenswürdige Gemüthlichkeit in ihren treuen Freund zu verwandeln, der selbst ohne Eifersucht dem schönen jungen Polen, Grafen Sapieha, seinen Platz als Favorit in den Armen der immer noch schönen Kaiserin überließ. Dieser Graf, der vom ersten Augenblicke an, als er aus Polen an ihren Hof gekommen war, ihre Augen auf sich gezogen hatte, genoß ebenfalls nicht lange ihre leidenschaftliche Liebe. Als sie seiner als Liebhaber überdrüssig geworden, wußte sie sich auch dessen Freundschaft zu erhalten, indem sie ihn mit der Tochter ihres Bruders, des zum Grafen erhobenen Stawerousky, vermälte.

Ein Guerillero, der sein Liebchen rächt.

In einem Zimmer seines Hauses saß der Korregidor*) der Stadt Cuellar in Spanien, eben mehrere Depeschen lesend, welche ihm übergeben worden waren. Eine davon schien seine Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch zu nehmen, denn — nachdem er sie zweimal betrachtet hatte — dachte er, in seinen Armstuhl zurückgelehnt, einige Minuten über deren Inhalt nach. Sodann griff er nach einer Glocke, die sich neben ihm auf dem Tische befand, und bewegte sie stark und anhaltend.

„Gehe," sagte er zu dem in das Gemach eiligst eintretenden Diener, „gehe, und suche den Guerillaführer auf, dessen Schaar in unserer Stadt einquartiert ist. Bitte ihn, ohne Verzug zu mir zu kommen."

Der Mann ging nach einer Verbeugung und führte eine Viertelstunde später die gewünschte Persönlichkeit ein.

---

*) Magistratsperson, Polizeirichter zweiter Instanz.

„Ah,“ murmelte der Korregidor, „es ist el Empecinado *)!“

„Buenas dias tenga **)!“ grüßte der berühmte Parteigänger, der eigentlich mit dem wahren Namen Johann Martin Diaz hieß.

„Felices ***)!“ antwortete der Korregidor. „Nehmt gefälligst Platz und erlaubt, daß ich ohne Umschweife sogleich an unsere Geschäfte gehe. Ich habe nämlich von den Behörden in Valladolid Befehle erhalten, sogleich eine partida †) verfolgen zu lassen, die seit einigen Tagen in dieser Provinz plündert und raubt.“

El Empecinado's Augen funkelten und seine Hand griff unwillkürlich nach dem Schwerte.

„Ich bin bereit, Herr Korregidor,“ erwiderte er, wie zu sich selbst murmelnd fügte er bei: „Wahrscheinlich wieder einige französische Hußaren!“

„Sie führen doch ihren Beinamen mit allem Rechte,“ rief lachend der Korregidor, „Sie sind höchst ungeduldig. Nein, diesesmal haben Sie es nicht mit französischen Truppen zu thun, sondern mit einem Feinde, den Sie nicht so leicht finden, als überwältigen werden, wenn Sie ihn einmal gefunden haben. Doch — ich will Ihnen erst die Befehle vorlesen, damit Sie nicht länger in Ungewißheit bleiben, um was es sich handelt.“

Nun theilte ihm der Korregidor, mit Weglassung der Förmlichkeiten und der bedeutungslosen Phrasen, mit denen solche Dokumente in Spanien gewöhnlich angefangen und geschlossen werden, den Inhalt der Depesche mit, welcher folgendermaßen lautete:

„Unmittelbar nach Empfang des Gegenwärtigen werden Sie eine genügende Streitmacht unter einem thätigen und mit der Gegend genau bekannten Offizier zur Verfolgung eines Verbannten ausschicken, der unter dem Namen „der Zigeuner“ bekannt ist, und mit etwa zwanzig Mann seinen Weg aus Andalusien in diese Provinz gefunden hat. Ueber die Exzesse dieser Räuberbande sind zahlreiche Klagen eingelaufen. Unter dem Vorwande, die Franzosen zu necken, plündern und mißhandeln sie ihre Landsleute, richten aber besonders ihre Angriffe gegen die curas und Landgeistlichen, von denen sie mehrere höchst

*) Der Ungeduldige.

**) Wünsche guten Tag.

***) Einen glücklichen.

†) Theil einer Bande.

grausam mißhandelten. Sie selbst werden wohl schon darüber Berichte erhalten haben und leicht die Gegend ermitteln, in welcher die Räuber anzutreffen sein werden.“

„Nun, sehen Sie, Sennor Diaz,“ fuhr der Korregidor fort, „bei der Sache ist allerdings nicht viel Ruhm zu erwerben, aber Sie können sich trösten, daß — wie allgemein verlautet — der Zigeuner und seine Leute große Beute bei sich führen sollen, und in jedem Falle werden die Pferde, die aus einer der besten Stutereien in Andalusien sein sollen, für Sie von nicht geringem Werthe sein, da sich Ihnen so viele Freiwillige anbieten, die Sie doch alle beritten zu machen haben.“

Der Korregidor theilte im weiteren Gesprächsverlaufe dem Guerillaführer mit, was er über den Aufenthalt des Zigeunerhäuptlings erfahren hatte.

Empecinado rückte noch an demselben Nachmittage mit seiner, aus siebzig wohlberittenen Männern bestehenden Schaar aus der Stadt Cuellar aus.

In Alt-Kastilien, inmitten der Bergkette Torozos, auf einer kleinen Hochebene, zu welcher nur ein steiler Pfad an der Seite einer Schlucht hinaufführte, stand im Jahre 1808, zur Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, eine venta (Wirthshaus) von alterthümlichem Bau und Aussehen, welche ihrer vereinzelten Lage nach sich sogleich als Lieblingsaufenthalt der Banditen verrieth, die in der Sierra seit undenklichen Zeiten hausten.

Diese venta war aus plumpen, rohbehauenen Steinen aufgebaut, welche ursprünglich weiß gewesen, allmälig aber eine dunkelgrüne und graue Farbe angenommen hatten. Das erste und einzige Stockwerk hatte wohl mehrere große Fensterstöcke, in denen sich theils wirklich Glasfenster befanden, oder die bloß mit hölzernen Läden versehen waren, nichtsdestoweniger konnte doch in das Erdgeschoß weit weniger Luft und Licht eindringen, da es nur ein halbes Dutzend kreisrunder Oeffnungen von etwa einem Fuß im Umfange hatte, welche überdies stark mit Eisenstäben vergittert waren. Die kleine Thüre war knapp so groß, daß ein Reiter hindurch kommen konnte. Ein Stall nahm das ganze Erdgeschoß ein, er hatte viel Aehnlichkeit mit einem Keller, da er sich etwas unter der Bodenfläche draußen befand und seine Decke nur aus

Reihen plumper Pfeiler von Steinstücken bestand. Vom Eingange rechts befand sich eine Treppe, welche auf einen schmalen Gang führte, der das obere Stockwerk in gerader Linie durchschnitt und in zwei Hälften schied, von denen die eine wieder in etliche kleine schmutzige Gemächer getheilt war, in welchen zum Theil der Wirth mit seiner Familie wohnte. Die anderen waren für die Gäste bestimmt, welche eine wollene Decke und eine Matratze von zweifelhaftester Reinlichkeit dem härteren, aber reineren Lager auf dem eigenen Mantel und eichenen Bohlen vorzogen. Die andere und bei weitem größere Abtheilung der venta bestand in einem geräumigen Saal, welcher zu gleicher Zeit als Küche und als Speisesaal, wie auch als Schlafgemach für die meisten Derjenigen diente, die eine Nacht in dieser Herberge verbrachten.

An einem Herbstabende vorgenannten Jahres hatte sich in dem verräucherten Saale eine fröhliche Gesellschaft eingefunden, welche des bevorstehenden trefflichen Mahles harrte. In der Mitte an der einen Seite und unter einem unermeßlich großen Kamine, welcher einige Fuß weit in das Gemach hineinreichte, brannten und prasselten Fichtenklötze, deren Zahl und Glut vollkommen zu einem Autodafé hingereicht hätte. Ueber diesem gewaltigen Feuer hingen an Ketten zwei große schwarze Kessel, welche lustig kochten und einen Geruch verbreiteten, der für ihren wohlschmeckenden Inhalt treffliches Zeugniß ablegte. Vorne am Ofen war ein langer eiserner Spieß dicht mit Hühnern, Schöpsen- und Ziegenfleisch besetzt, diesen Spieß drehte ein kleiner schwindsüchtig aussehender Hund, der in einem hölzernen Faßkäfige saß und unter der doppelten Pein einer sehr unangenehmen Hitze und dieser Gattung Küchen-Tretmühle litt. Man gönnte ihm weder Rast noch Ruhe, denn so oft seine kleinen braunen, fast haarlosen Pfoten in ihrer Anstrengung nachlassen wollten, erinnerte ihn eine drohende Geberde, ja nur allzuoft der Schlag der gewichtigen Hand einer schmutzigen Küchendirne an seine Pflicht.

Gegenüber dem Feuer, jedoch in solcher Entfernung, daß die Hitze nicht lästig werden konnte, stand eine, aus einem halben Dutzend Brettern auf Böcken gebildete Tafel und um diese herum saßen auf Bänken, lahmen Stühlen und aufwärts gestellten Fässern etwa zwanzig Personen, die, in Erwartung des Essens, die Zeit mit dem fleißigen Zuspruche am Weinkruge hinbrachten.

Die meisten dieser Männer trugen eine Kleidung, wie sie zur Zeit gewöhnlich nicht getragen wurde, sie war zierlicher und wohlklei-

dender als die weite ungraziöse Tracht Alt-Kastiliens. Kurze, dicht anliegende Jacken, die mit kleinen glockenförmigen silbernen Knöpfen besetzt waren, niedergekrempte schwarze Hüte mit breitem an der einen Seite aufgezogenen Rande und kurze Beinkleider, am Knie durch farbige Bänder befestigt, bildeten den Anzug eines andalusischen Majo, was, hinzugerechnet den Accent der Meisten aus der Gesellschaft, sofort die Bewohner der südlichsten und sonnigsten Provinz Spaniens verrieth. Nur die leichten Schuhe und Strümpfe, welche zur vorbeschriebenen Kleidung gehörten, fehlten hier, dagegen sah man Stiefeln oder lange lederne Gamaschen, und große Reitermäntel mit weiten Kaputzen hingen an verschiedenen Haken und Pflöcken im Saale herum. An der Wand, theils aufgestellt, theils ordnungslos in den verschiedenen Ecken aufgehäuft, befand sich eine Anzahl vollgestopfter Mantelsäcke und Satteltaschen, ferner eine Menge Waffen, als Säbel, Pistolen und lange Karabiner.

Wäre ein Fremder in den Saal getreten, würde derselbe nach einer flüchtigen und neugierigen Musterung des ganzen seltsamen und malerischen Inneren seine Aufmerksamkeit hauptsächlich zweien von den Männern gewidmet haben, die um den Tisch versammelt waren.

Der Eine von ihnen saß am oberen Ende der Tafel und, trotz der geringeren Etikette, welche unter der Schaar herrschte, bemerkte man doch, daß dieselbe gegen ihn eine gewisse Unterthänigkeit beobachtete, so daß man in ihm gleich den Anführer der ganzen ziemlich räuberartig aussehenden Horde erkannte. Durch äußerliche Abzeichen war jedoch seine Herrschaft nicht zu erkennen, auch durch kein überwiegendes Geistesanzeichen, denn aus der eingedrückten Stirne, aus den tiefliegenden Augen und aus den dicken Lippen sprach nichts als rohe, thierische Begierde. Und doch war dies der gefürchtete Räuberhäuptling, „der Zigeuner“ genannt. Uebrigens lag in seinem Aussehen wenig Zigeunerartiges, etwa mit Ausnahme der geschmeidigen und gelenkigen Glieder, welche die Nachkommen Ismaels gewöhnlich charakterisiren, dann der nußbraunen Farbe seiner Haut, welche sich von der Olivenfarbe seiner Gefährten unterschied, die nicht zu demselben wandernden Geschlechte gehörten.

Die zweite remarkable Figur saß neben dem Zigeuner links. Es war ein etwa sechzehnjähriger Jüngling mit einem mädchenhaft schönen Gesichte und einer höchst graziösen Gestalt, was alles wundersam genug von dem ungeschlachten Führer abstach. Sein Anzug war wohl von

derselben Form, aber von feinerem Stoffe, als der seiner Kameraden; sein Jäckchen aus dem berühmten Tuche von Segovia stand offen und zeigte ein feines weißes Hemd, welches über der Brust mühsam in Fältchen gelegt war; um die Taille war sorgfältig eine reiche seidene Schärpe geschlungen und seine eng anliegenden Beinkleider stießen an den Knieen an weite Stiefeln von Korduan. Ueber die Schultern des Zigeunerjünglings hing in langen Schmachtlocken eine Fülle schwarzen Haares und seine feinen Züge zeigten einen Ausdruck von Entschlossenheit, wie man ihn bei einem so jugendlichen Menschen höchst selten antrifft. Nur zeitweilig mischte er sich in die lärmende Lustigkeit und in die Gespräche, welche an der Tafel geführt wurden, aber er machte gelegentlich eine Bemerkung gegen die Zigeuner oder gegen einen jungen Mann, der neben ihm saß, etwa zwanzig Jahre alt sein mochte und, der Aehnlichkeit nach, offenbar sein Bruder sein mußte.

Die Küchendirne trat nun vom Feuer zurück und meldete:

„Das Essen ist bereit!"

„Zum Essen! Zum Essen!" riefen alsbald ein Dutzend Stimmen. Die Tafel wurde augenblicklich abgeräumt, ein grobes, mit zahlreichen Wein- und Fettflecken versehenes Tuch darüber gebreitet und es standen einige der Männer auf, um beim Auftragen des Mahles zu helfen. Man erlöste den armen kleinen Bratenwender aus seinem Käfige, worauf derselbe unter die Tafel kroch, in der Erwartung, von dem Male, das er mit so großer Anstrengung hatte zubereiten helfen, einige Ueberbleibsel zu erhalten.

Das Fleisch wurde aufgetragen. Eben wollte die Gesellschaft den Angriff beginnen, als ein Mann, der als Stallwache unten geblieben war, eintrat, und dem Zigeuner einige Worte in's Ohr lispelte.

„Es sind wahrscheinlich Maulthiertreiber, die über das Gebirge ziehen," erwiderte laut der Häuptling auf die leise Meldung. Dann fuhr er fort: „Blas hat Pferde oder Maulthiere wiehern hören und in seiner Weisheit bildet er sich ein, sie kämen hierher. — Patricio, geh' doch hinunter und überzeuge Dich, ob etwas zu hören ist. Oder bleibe, ich will lieber selbst gehen. Kommen etwa Reisende vorüber, so lohnt es wohl der Mühe, daß wir unser Essen kalt werden lassen, um nach dem Inhalte ihrer Satteltaschen zu spüren."

Mit diesen Worten stand der Zigeuner von seinem Sitze auf und ging in den Stall hinunter, während seine Genossen über die Speisen gierig herfielen.

Der Tag war düster gewesen, die Nacht finster, und es drohte zu regnen. Indessen blickte durch eine weniger dicke Wolke ein matter Mondesstrahl hindurch, als der Zigeuner und die beiden Stallwachen in's Freie traten.

Etwa hundert Schritte von der venta lief eine breite flache Schlucht hin, welche die Fläche, auf der das Haus stand, von einer grauen, zackigen Bergspitze trennte, die sich gerade gegenüber emporstreckte. Berggipfel standen ebenfalls zu beiden Seiten, und während zur Rechten sich die Schlucht aufwärts zog und unter Felsen und Klippen verschwand, lief sie zur Linken abwärts und es führte, nach mehreren Windungen in der Entfernung, von etwa einer halben englischen Meile eine Gattung Schafweg darüber hin, den die anwohnenden Landleute sehr ungeeignet „die Landstraße über das Gebirge“ nannten.

Der Zigeuner trat an den Rand der Schlucht und horchte aufmerksam durch einige Augenblicke. Die Stille der Nacht wurde jedoch durch nichts unterbrochen als durch den Ton des Windes, der um die Seiten des Abgrundes rauschte und durch die Fichtenwaldung pfiff, die den untern Theil des Gebirges bedeckte.

Nachdem der Zigeuner schweigend einige Minuten gewartet hatte, wendete er sich an die Wache und wollte sie eben mit einem kräftigen Fluche dafür abfertigen, daß sie ihn unnöthigerweise gestört habe, als man in der Ferne das Wiehern eines Pferdes hörte, welchem gleich darauf ein ähnlicher Ton antwortete, der von dem kurzen Wege in der Schlucht unten heraufzukommen schien.

Der Zigeuner fuhr auf, faßte den Ast eines Baumes, der am Rande des Abhanges wuchs, bog sich dann, so weit es nur möglich war, hinaus, und strengte seine Augen an, um zu sehen, was denn eigentlich da vorgehe.

Das Dunkel machte es jedoch unmöglich, über fünfzig Ellen weit etwas zu erkennen. Aus dem verfaulten Stamme einer alten Eiche flog eine Eule hervor und um die Köpfe der drei Räuber schwirrten einige Fledermäuse — sonst zeigte sich kein lebendes oder sich bewegendes Wesen.

Mit einem Male jedoch trat der Mond hinter einer Wolke hervor und so wurde ein schwacher Lichtschein über den Schauplatz geworfen.

Blas stieß seinen Führer an.

„Ein Wolf,“ sagte er, auf Etwas zeigend, das sich unten im Grunde der Schlucht bewegte.

„Wölfe! Ja, und viele; aber keine von denen, die Du meinst," erwiderte der Zigeuner. Sein scharfes Auge hatte da sogleich Bewaffnete erkannt, wo sein Gefährte ein Raubthier vermuthete.

Kein Augenblick war zu verlieren. Es war dem Zigeuner ganz gleichgiltig, ob sich Franzosen oder Spanier der venta nahten, er wußte nur zu gut, daß sich jede Hand gegen ihn und seine Bande richtete. Sogleich einsehend, daß der Feind zu zahlreich sei, um mit Erfolg einen Kampf gegen denselben zu wagen, faßte er rasch den besten Entschluß. Wenige geräuschlose Sprünge brachten ihn zum Stalle, wo er schnell das zunächst an der Thüre befindliche Pferd aufzuzäumen begann und so für seine eigene Sicherheit sorgte. Aber auch der Kameraden vergaß er nicht ganz.

„Zu Roß! Zu Roß!" schrie er, sobald er in den Stall getreten war. „Die Verfolger sind hinter uns!"

Als diese Worte durch das alte Haus schollen, stolperten die, in so schrecklicher Weise gestörten Zecher die gebrechliche Treppe herab — leider zu spät. Als der erste in den Stall trat, jagte bereits der Zigeuner auf einem ungesattelten Pferde, von den beiden, ebenso berittenen Wachen gefolgt, durch das Thor, über das Plateau hin und in die Schlucht hinein. Zehn Sekunden später war der Raum vor der venta von dem Empecinado und seinen Leuten besetzt und die Räuber gewannen kaum so viel Zeit, die Stallthüre zuzuwerfen und sie zu verrammeln, als bereits gegen dieselbe ein Dutzend Säbel und Karabinerkolben donnerten.

„Wenn Ihr Pardon haben wollt, müßt Ihr Euch ergeben!" rief der Empecinado, nachdem auf mehrere Aufforderungen, zu öffnen, keine Antwort erfolgt war. „Ergebt Euch, ich rathe es Euch wohlmeinend, während es noch Zeit ist, denn, wenn Ihr Euch wehrt, so sieht keiner von Euch morgen die Sonne aufgehen."

Dieser Aufforderung folgte allerdings eine Antwort, nämlich ein Schuß aus einem der Fenster, dessen Kugel die Wange des Empecinado streifte.

Mit diesem Schusse begannen die Belagerten ein lebhaftes Feuern, welches die Guerilleros kräftig erwiderten. Wegen des Dunkels der Nacht und der Dicke der Läden, hinter denen die Räuber hervorschoßen, wurden weit mehr Patronen verpufft, als Wunden verursacht. Mittlerweile hieben Einige einen jungen Baum um und stießen ihn gegen die Thür. Da jedoch bei diesem Versuche mehrere Angreifer durch Schüsse aus

dem Hause verwundet wurden, auch die Thüre so fest zu sein schien, daß sie jeder Anstrengung zu widerstehen vermochte, befahl Diaz, abzulassen, denn er wollte das Leben der Seinigen bei einer so armseligen Sache und gegen einen Feind, der ihm sicher nicht entgehen konnte, keineswegs auf's Spiel setzen.

Kaum war man seinen Befehlen nachgekommen, als in einiger Entfernung, aus einer großen Scheune, links von der venta, etwa zwanzig Mann herauskamen, welche drei große, mit Stroh beladene Karren nach sich zogen. An ihrer Spitze stand Mariano Fuentes, dessen Schaar es mit dem Empecinado hielt.

Nun wurden die Karren dicht neben einander an dem Wirthshause aufgestellt, so daß das Stroh an die Fenster des ersten Stockwerkes reichte; sodann steckte man das Stroh in Brand und augenblicklich flackerte hellleuchtend die Flamme in die dunkle Nacht hinaus. Sogleich fing das dürre Holz der Fenster-Laden und Rahmen zu brennen an, die Hitze trieb die Räuber von ihren Posten und beiderseitig hörte das Schießen auf.

Und dennoch gaben die Belagerten kein Zeichen von Unterwerfung. Man verhinderte nur einen verzweifelten Versuch derselben, aus einem Seitenfenster zu entkommen. Ein heftiger Windstoß, der gerade gegen die Fronte des Hauses blies, trieb endlich das brennende, flackernde Stroh massenweise durch die Oeffnungen, wo die Fenster gewesen waren.

Als die Räuber sich inmitten der Flammen sahen, erhob sich ein Schrei des Entsetzens. Gleich darauf wurde die Stallthüre geöffnet und es traten achtzehn Mann heraus, die ihre Waffen ablegten und um Pardon baten.

Empecinado hatte sich in dem Kriege gegen die Franzosen wohl einen schrecklichen Ruf erworben, er war jedoch von Natur aus weder blutdürstig noch grausam. Damals hielt es jeder Spanier für Pflicht und Schuldigkeit, einen Franzosen zu ermorden, sobald sich ihm dazu die Gelegenheit bot, eine Ansicht, welche die Priester, die damals im vollen Genusse jenes Einflusses auf die Menge standen, den sie jetzt so ganz verloren haben, kräftigst unterstützten. Sie erklärten, es sei die Tödtung eines Franzosen eine Gott und den Menschen höchst wohlgefällige Handlung, welche nicht nur keine Absolution nöthig habe, sondern die sogar als Büßung einer wirklich begangenen Sünde anzurechnen sei.

Wären die Gefangenen Franzosen gewesen, würde ihnen sicher

der Empecinado kaum so viel Zeit gelassen haben, ein Gebet zu murmeln, aber so verrieth er keine Neigung, das Blut seiner Landsleute, wenngleich es Räuber waren, zu vergießen, und deshalb zog er es vor, sie nach Valladolid zu bringen.

Bald war ein Theil der Guerilleros beschäftigt, die Arme der Gefangenen mit Stricken auf den Rücken zu binden und die Pferde aus dem Stalle herauszuschaffen, während eine dritte Abtheilung Fuentes folgte, der sich in das Wirthshaus hineinwagte, das er keineswegs niederbrennen lassen wollte, bevor er nicht alle werthvollen Gegenstände des Zigeuners und seiner Genossen herausgeschafft hatte.

Sobald der Empecinado erfahren hatte, daß einer der geflüchteten Räuber der Zigeuner gewesen sei, nahm er an den gefangenen Subjekten wenig Interesse und warf, als sie in Gruppen vor ihm standen, nur einen flüchtigen Blick auf dieselben.

Plötzlich stutzte er. Sein scharfes Auge erkannte trotz des flüchtigen Ueberschauens sogleich die nette Kleidung und das hübsche Gesicht des bereits erwähnten Zigeunerknaben, der nun in anmuthiger Stellung dastand und ruhig wartete, bis die Reihe des Gefesseltwerdens auch an ihn kam.

El Empecinado trat zu dem Jüngling, legte seine Hand auf dessen Achsel und sagte in einem Tone, der keineswegs unfreundlich klang:

„Du bist ja nur ein Kind! Wie kommt es, daß Du Dich in solcher roher Gesellschaft befindest und ein so wildes Leben führst? Bist Du etwa der Sohn des Zigeuners?“

Als der junge Zigeuner seinen Arm berührt fühlte, zuckte er zusammen und blickte dem Frager fest und stolz in das Gesicht. Dann antwortete er:

„Ich bin nicht der Sohn des Zigeuners. Wer bist aber Du, daß Du Männer, die Dir nicht das Mindeste zu Leide thaten, überfällst, als wenn sie wilde Thiere wären, und sie beschleichst, gleich dem feigen Fuchse, der sich scheut, sich bei Tageslicht zu zeigen und zu seinem Muthe das Dunkel der Nacht braucht?“

„Knabe, Du hast eine kecke Zunge und dein Muth flößt mir Bewunderung ein; mancher Andere an meiner Stelle würde sich zu dem Versuche geneigt fühlen, zu erproben, ob die Anwendung des Steigbügelriemens eine so flinke Zunge zur Ruhe bringen kann. Ich aber werde dies nicht thun, ja ich will Dir sogar auf deine Frage ant-

worten. Mein Name und Stand sind bald gesagt. Ich bin ein armer Guerillero, heiße Juan Martino Diaz, die Leute nennen mich aber für gewöhnlich el Empecinado."

Die Züge des Jünglings drückten nicht nur Neugierde, sondern auch etwas Bewunderung aus, als er in das offene, schöne Gesicht des Parteigängers blickte, welcher — obgleich erst im Beginne seiner Laufbahn — bereits seinen Namen in ganz Spanien bekannt gemacht hatte, wie er später als General in ganz Europa bekannt werden sollte. Nach einer kurzen Pause antwortete der Jüngling:

„Und ich — ich bin ein armes Zigeunermädchen, die Leute nennen mich la Morena*) de Malaga."

„Ein Mädchen, per Dios!" rief der Empecinado. Dann rief er einigen Leuten, die mit Stricken herbei kamen, zu: „Halt! — Laß Dir etwas sagen, gitanilla; willst Du deinen Dienst wechseln und statt dem Zigeuner dem Empecinado folgen? — Antworte, und Du sollst dein Pferd und deine Waffen zurückerhalten."

„Die Wahl ist für mich nicht schwer," sagte das Mädchen. „Wer könnte, wenn er die frische Gebirgsluft, den Waldesschatten und den Ritt über die Ebene liebt, im Dunkel eines Kerkers leben!? Sennor, laßt mein Pferd bringen, meinen Degen und meinen leichten Karabiner und — Viva el Empecinado!"

Nun schickten sich die Guerilleros zum Aufbruche an, ließen die venta brennen und hatten bald die Landstraße erreicht, wo etwa zwanzig ihrer Gefährten bei den Pferden zurückgeblieben waren. Ehe sie noch viele Stunden geritten waren, hatte das Zigeunermädchen beim Empecinado die Freiheit ihres Bruders erlangt. Der Guerillero hatte eine so unbegrenzte Verehrung gegen das schöne Geschlecht, daß es ihm unmöglich war einem so rosigen Munde eine Bitte abzuschlagen. So erhielt denn der junge Bandit sein Pferd wieder und durfte in die Schwadron eintreten, die ihren Marsch nach Valladolid fortsetzte, wo sie dann die übrigen Gefangenen der Behörde übergab.

Mehrere Wochen waren seit der Niederbrennung der venta vergangen und das hübsche Zigeunermädchen folgte noch immer dem Juan Martino Diaz, genannt el Empecinado, denn — sie war seine Geliebte geworden. Ihre große Schönheit, ihr männlicher, kühner Charakter, ihre bewunderungswürdige Reitkunst und ihr glänzender Muth

---

*) Maurin.

im Kampfe steigerten täglich die Heftigkeit der Leidenschaft, welche sie dem Guerillaführer eingeflößt hatte. Aber auch seine Liebe fand die wärmste Erwiderung bei dem Mädchen, nur wurden diese Gefühle bisweilen durch eifersüchtige Regungen verbittert, wie sie bei den Frauen ihres Vaterlandes und ihres heißen Temperamentes so natürlich sind, und welche — wir dürfen es nicht verhehlen — durch das Umherstreifen des Empecinado und seinen Ruf als galanter Mann zeitweilig gerechtfertigt waren.

Da kam das Ende des Jahres. Der Empecinado und seine Schaar verließen ihren gewöhnlichen Kampfplatz am Duero und schlugen die Straße nach Salamanca und Ciudad Rodrigo ein, in welch' letzterem Orte einige wichtige, kürzlich einem französischen Kourier abgenommene Papiere abzugeben waren.

Als Empecinado in der Stadt Alba de Tormes ankam, entschloß er sich, seine Leute daselbst unter Fuentes' Kommando zurückzulassen, damit sie ein wenig ausruhen und neue Anwerbungen machen konnten. Er selbst brach mit den Depeschen nach Ciudad Rodrigo auf, nur von der Morena und deren Bruder begleitet, und gelangte mit Einbruch der Nacht in die Vorstadt San Francisco vor den Mauern der Festung. Er stieg vor einer Posada (Einkehrwirthshaus) ab und forderte seine Begleiter auf, da zu bleiben, während er in die Stadt gehe um seine Depeschen abzugeben, worauf er schnell zurückzukommen versprach.

Die Zigeunerin bat dringend, ihn begleiten zu dürfen; sie wußte, es sei dies nicht sein erster Besuch in Ciudad Rodrigo und er habe da Bekannte, was Alles genügend war, um in ihr eifersüchtige Gedanken zu erwecken und sie glauben zu machen, er wünsche allein zu sein, um eine frühere Geliebte zu besuchen.

War nun ihr Argwohn wirklich begründet, oder waren es andere Ursachen, weshalb der Empecinado allein ging — genug — er blieb unerbittlich, lachte über ihre Eifersucht und, als ihm endlich die Geduld ausging, befahl er, daß sie zurückbleibe und eilte in die Stadt. Durch diesen Wortwechsel war geraume Zeit vergangen und so kam es, daß, als er kaum das Haus des Gouverneurs erreicht hatte, der Sperrschuß fiel, augenblicklich die Zugbrücken aufgezogen und die Thore für die Nacht geschlossen wurden.

Die Zigeunerin blieb noch einige Minuten nach dem Kanonenschusse am Fenster der Posada stehen, hoffend, es werde Diaz die Depeschen noch vor dem Thorschlusse abgegeben haben und sich auf dem Rückwege befinden. Als aber noch einmal soviel Zeit verging, als man von einem Gange von der Stadtmauer bis zum Wirthshause brauchte und Empecinado noch immer nicht da war, brach die andalusische Zigeunerin in eifersüchtigste Wuth aus, so daß sie selbst ihren Bruder, der doch an derlei Auftritte hinlänglich gewöhnt war, nicht wenig erschreckte.

„Der Verfluchte! der Verräther!" so zischte sie durch die Zähne, wobei ihr Gesicht bläulich vor Zorn wurde, die Augen schrecklich funkelten und das lange schwarze Haar sich gleich Schlangen auf ihren Schultern zu krümmen begann. Dabei stieß sie einen kleinen dreischneidigen Dolch, den sie, wie viele Andalusierinnen ihres Standes, immer bei sich trug, tief in das hölzerne Getäfel des Zimmers.

„Ich wollt' es wär' sein Herz!" schrie sie knirschend, dann sank sie, erschöpft von der gewaltsamen Aufregung, auf einen Stuhl, legte ihren Kopf auf den Tisch und brach in Thränen aus.

Eine Weile stand ihr Bruder dabei, ohne ihr ein Wort des Trostes zu sagen. Als sie sich wieder etwas beruhigt hatte, brach er das Schweigen und sagte:

„Schwester, es war ein böser Tag und eine schlimme Stunde, als wir uns diesem Manne angeschlossen haben. Was konnten wir anders erwarten als Unglück oder vielmehr: was kann denen Gutes geschehen, welche die Zelte ihres Stammes verlassen und unter Fremden wohnen? — Damals, wo der Zigeuner unser Führer war, da folgten wir wenigstens einem Hauptmann unseres Stammes und unsere Brüder waren bei uns. So aber wird unser Los, besonders das Deinige, Schwester, wie ich befürchte, ein sehr bitteres sein, so lange wir bei dem rauhen Guerillero bleiben. Ueberhaupt kann ich deine Vorliebe für ihn nicht begreifen. Du, die Morena de Malaga, das stolzeste Mädchen ihres Stammes, das selbst den gefürchteten „Zigeuner" zu ihren Füßen sah und dessen Braut nicht einmal sein wollte, bist nach wenigen Tagen die Buhldirne eines Fremden! Begreife das wer kann!"

Die Morena antwortete keine Silbe auf die Vorwürfe ihres Bruders, was diesen ermuthigte, seine Schmähungen gegen den Empecinado, den er keineswegs liebte, fortzusetzen. Er hielt die sich eben darbietende Gelegenheit als sehr günstig für die Flucht und Rückkehr zu

seinen früheren Kameraden; aber er wollte nicht fliehen ohne seine Schwester, deren energischer Charakter, wenngleich sie viel jünger war als er, dennoch großen Einfluß auf ihn gewonnen hatte.

Aber auch die weiteren Schmähungen des jungen Zigeuners entlockten dem Mädchen keine Erwiderung; sie blieb vielmehr unbeweglich wie eine Statue und verhüllte ihr Gesicht mit ihren Händen und langen Haaren, so daß der Bruder endlich jede Hoffnung aufgab, sie für seinen Plan zu gewinnen. Unwillig darüber begab er sich zur Ruhe.

Plötzlich — es war ein Uhr nach Mitternacht — wurde der Zigeuner aus seinem tiefen Schlafe aufgeweckt.

Die Morena stand vor seinem Lager, mit bleichen Wangen, und aus ihren Augen strahlte ungewöhnlicher Glanz, als sie zu ihm sagte:

„Steh' auf und sattle die Pferde!“

Wohl begriff der Zigeuner nicht, was dieser unerwartete Befehl bedeuten sollte, er war aber an Gehorsam gewöhnt und eilte sogleich in den Stall; nach wenigen Minuten waren ihre Pferde, wie das des Empecinado, bereit. Auch vergaß der junge Zigeuner nicht, auf den Sattel des letzteren, den Mantelsack seines Kapitäns, der, wie er wohl wußte, vierhundert Goldunzen enthielt, zu schnallen.

Als er die Pferde aus dem Stalle führte, erschien die Morena, stieg auf und ritt rasch davon. Ihr Bruder folgte, etwa hundert Schritte hinter ihr, und hielt es, bei der Stimmung, in welcher er sie sah, nicht für gerathen, ihr mitzutheilen, daß er sich das Pferd und das Gold des Kapitäns angeeignet habe.

Schon waren die Thore von Ciudad Rodrigo seit ein paar Stunden geöffnet, als der Empecinado nach der Vorstadt hinausschritt, in der er seine beiden Gefährten zurückgelassen hatte. Er verwunderte sich nicht wenig, als er sie, sammt seinem Pferde und Mantelsacke, verschwunden sah. Der Wirth konnte ihm auch keine nähere Auskunft geben, als daß sie die Straße nach Alba de Tormes eingeschlagen hätten, und daß er der Meinung gewesen sei, sie kehrten zur Schwadron zurück.

Empecinado's Eifersucht kannte keine Grenzen, als er sich so von der Geliebten verlassen und seines Goldes beraubt sah. Sein Argwohn richtete sich augenblicklich auf seinen Kameraden Mariano Fuentes, denn er erinnerte sich, daß derselbe häufig und freundlich, oft leise, mit dem Mädchen gesprochen hatte. Zudem war Fuentes

ein netter hübscher Mann, vielleicht sogar mehr als Diaz selbst geeignet, bei Frauen Gunst zu finden. So zweifelte der Verlassene gar nicht daran, daß sein falscher Freund seine Abwesenheit benutzt habe, um ihm die Geliebte zu entführen, ja, daß er etwa mit der Absicht umginge, seine ganze Schaar von ihrer Pflicht zu verlocken.

Vor Wuth schäumend kehrte er in die Stadt zurück, meldete dem Gouverneur was geschehen war und begehrte ein Pferd und eine Ordonnanz. Als er beides erhalten, ritt er, vor der Posada nochmals vorbei, auf dem Wege nach Alba fort und ließ dem Pferde keine Ruhe, bis er die Stadt erreicht hatte.

Daselbst fragte der Empecinado sogleich nach dem Quartiere des Fuentes und, als er dies erfahren hatte, galoppirte er dahin. Er sprang an der Thüre vom Pferde, ließ das Thier unbekümmert allein auf der Straße stehen und stürzte mit dem gezückten Dolche von Albacete*) in das Zimmer, in welchem sich eben Fuentes mit seinem Wirthe und mehreren anderen Personen aufhielt.

„Verräther!“ donnerte Empecinado mit vor Wuth beinahe unverständlicher Stimme. „Schurke und Verräther! Wo ist die Gitana?!“

„Martin Diaz, ich bin kein Verräther!“ erwiderte Fuentes fest und mit bewunderungswürdiger Ruhe. „Wenn etwas mit dem Zigeunermädchen geschehen ist, so mußt Du am besten wissen, was aus ihr geworden, da Du und nicht ich sie mit Dir genommen hast.“

Die ruhige und gemäßigte Antwort auf seine wüthende Anrede, zerstreute schnell den Verdacht des Guerillaführers. Er ließ den Dolch fallen, sank in die Arme seines Kameraden und bat ihn um Verzeihung wegen des Argwohns, den er einen Augenblick gegen ihn gehegt hatte. Sodann erzählte er ihm den Vorfall der vergangenen Nacht mit dem Beisatze:

„Ich werde alles Andere unbeachtet lassen und mich ausschließlich mit der Verfolgung meiner ungetreuen Geliebten beschäftigen.“

Fuentes bekämpfte aber energisch diesen Vorsatz.

„Die Expedition, die Du vorhast,“ sagte er, „würde unserm herrlichen Don Quixote alle Ehre machen und nicht dem berühmten Empecinado. Wie kannst Du glauben, bei dem gegenwärtigen, so

---

*) Diese Stadt ist wegen der Vortrefflichkeit ihrer Dolche ebenso berühmt, wie Toledo seiner Schwertklingen wegen.

verwirrten Zustande unseres Landes Flüchtlinge, die einen so großen Vorsprung haben, einzuholen, umsomehr als Du gar nicht weißt, welchen Weg dieselben einschlugen?"

Diese Gründe, wie auch jene der übrigen Anwesenden, welche dem erbitterten Parteigänger vorstellten, es sei mit seiner Ehre nicht vereinbar, seinen rein persönlichen Beweggründen die Sache seines Vaterlandes aufzuopfern, bewirkten, daß er seinen Vorsatz aufgab. Empecinado, ein Mann von echtem Patriotismus, verließ mit seiner Schaar am folgenden Morgen Alba und kehrte an den Duero zurück.

Um diese Zeit erregten endlich die Erfolge des Empecinado und seiner Guerillas die ernsteste Aufmerksamkeit der französischen Generale.

Guerillas nannte man in diesem spanischen Revolutionskriege leichte Kriegerschaaren, welche in vielseitigster Weise dem Feinde Schaden thaten, dabei aber durch ihre eigenthümliche, auf den Gebirgskrieg berechnete Taktik gegen dessen Angriffe gesichert waren. Der spanische General Juan Martin Diaz, genannt El Empecinado, war der Erste, welcher in der Nähe von Madrid eine solche Schaar errichtete, General Romana führte sie dann allgemeiner ein.

Die Guerillas trugen wesentlich dazu bei, das Vertrauen des Volkes auf endlichen glücklichen Erfolg zu erhalten, und so erstarkte die moralische Kraft der Nation und belebte immer mehr den Muth zum Widerstande gegen den übermüthigen Feind. Besonders wichtig war es, daß die Guerillas überall und nirgends waren, daß sie mit Blitzesschnelle die für die spanische Sache günstigen Nachrichten verbreiteten und so die lügenhaften Uebertreibungen von Niederlagen der Spanier oder die versuchten Entstellungen und Verschweigungen der Wahrheit von Seite der Franzosen gründlich vereitelten. Ja es konnte bald kein Brief befördert, keine Ration für einen Tag abgeschickt werden, ohne daß sie in die Hände der Guerillas fiel, wenn sie nicht durch eine stärkere Bedeckung geschützt waren, als man füglich entbehren konnte. So wurde es endlich dringend nothwendig, gegen die gefährlichste aller solcher Schaaren einen entscheidenden Schlag zu führen, um die anderen zur Unterwerfung zu bringen.

Kaum hatten die Franzosen erfahren, daß sich der gefürchtete Empecinado in der Ebene des Duero befinde, als die in Altkastilien lagernde französische Kavallerie dahin beordert wurde, wo sie, in kleine Detachements getheilt, die Guerillas nach allen Richtungen hin jagen sollte.

Einige Zeit hindurch gelang es Empecinado, seinen Verfolgern zu entschlüpfen, außer wenn er sich stark genug fühlte, sich mit ihrer Anzahl zu messen, denn dann griff er sie an, und besiegte sie unfehlbar; endlich aber traf er in der Nähe von San Domingo de la Calzada mit 300 Mann leichter Reiter zusammen und mußte, trotz tapferster Gegenwehr, in den Sierras von Burgos eine Zuflucht nehmen.

Die Franzosen wagten es nicht, ihm dahin zu folgen, sondern zogen vielmehr in der Gegend am Duero herum, so daß die Guerillas den Zufluchtsort im Gebirge nicht verlassen und sich in keine Stadt wagen durften. In Castrillo wurden die Mutter und Verwandten des Empecinado in das Gefängniß geworfen, eben solche Strenge übte man gegen die Freunde des Fuentes in Roa aus. Ferner verbreitete man eine Menge von Proklamationen, in denen 5000 Dollars Demjenigen geboten wurden, welcher Empecinado todt oder lebendig einliefern würde.

Empecinado, Fuentes und deren Schaar hielten eines Morgens im Gebirge des Embral de Lerma an einer Stelle an, welche eine Aussicht nach der Straße von Madrid gewährte. Auf derselben sahen sie eine Anzahl von etwa fünfundzwanzig Reitern herankommen, welche so unterschiedlich und fantastisch gekleidet waren, daß man sie, da sie sehr gut beritten und bewaffnet waren, für Räuber halten mußte.

Fuentes ritt mit einigen seiner Leute auf Rekognoszirung aus und kam bald darauf mit den Fremden zurück, welche alogieros und auf dem Wege von Andalusien nach den Bergen von Santander, ihrer Heimat, waren.

Der Name Alogieros stammt von aloja, einem erfrischenden, aus Wasser, Honig und Gewürze bereiteten Getränke, mit welchem die jungen Burschen der Provinz Santander ihre Heimat verlassen und nach Andalusien auswandern, um es dort zu verkaufen. Nachdem sie mehrere Jahre sehr sparsam gelebt, haben sie gewöhnlich so viel zusammengebracht, daß sie in ihrer Heimat etwas anfangen können und dann denken sie an die Rückkehr. Da es nöthig ist, daß sie sich vor den Räuberbanden, welche die Straßen in Spanien unsicher machen, möglichst schützen, so treten sie stets in eine Gesellschaft von zwanzig bis dreißig zusammen, versehen sich ein Jeder mit Waffen und andalusischen Hengsten. Auch kleiden sie sich als Sandalos (andalusische Stutzer ersten Ranges) und richten es so ein, daß sie am Sonnabende oder am Tage vor einem großen Feste in die Nähe ihrer Heimat kommen. Nach der Morgenmesse ziehen sie dann triumphirend ein, um die Augen ihrer

Verwandten und Geliebten mit ihren schönen Pferden und zierlichen Kleidern zu blenden. Diese, eigentlich nur die Eitelkeit einiger junger Leute befriedigende Gewohnheit führte anderseits großen Nutzen für das Land herbei, denn daraus entstand die unter dem Namen der „Zucht vom Buron-Thale“ bekannte vortreffliche Pferderace, welche das Resultat der Kreuzung zwischen dem feurigen andalusischen Hengste und den ausdauernden Stuten Nordkastiliens ist.

Die Alogieros nun stiegen ab, aßen und tranken mit den Guerilleros und beantworteten deren Fragen, was sie auf dem Wege gesehen und wie der Krieg in Andalusien stehe.

„Unter Andern,“ sagte der Eine plötzlich, „wißt Ihr schon, daß in der Serrania de Ronde eine Bande von Reitern unter der Aufführung des berüchtigten Räubers, den man den Zigeuner nennt, viele gräuliche Exzesse begeht? Der Kerl ist ein rothhändiger Bösewicht, der wohl bisweilen die Franzosen angreift und sich auf den Vaterlandsvertheidiger hinausspielt, damit jedoch nur sein eigentliches Gewerbe bemäntelt, denn er ist ein Räuber und Mörder.“

Fuentes horchte neugierig auf. Dann fragte er:

„Weißt Du etwas von einem Zigeunermädchen, das ihn vordem begleitete? Man nannte sie die Morena de Malaga.“

„Ob ich von ihr weiß,“ erwiderte der Fremde. „Wie mir scheint, wurde sie vor etlichen Monaten gefangen genommen, als der Zigeuner einen Ausflug nach Kastilien machte, von welchem er nur mit zweien seiner Genossen zurückkam, da alle übrigen in Gefangenschaft gerathen waren. Etwa eine Woche vor unserer Abreise erschien plötzlich die Morena wieder in Andalusien und suchte den Zigeuner auf, der des Stammes, zu welchem sie gehört, Hauptmann ist. Auf irgend eine Weise hatte dieser Schurke gehört, sie sei während ihrer Abwesenheit die Geliebte eines Offiziers gewesen und zwar desselben, der mit seiner Schaar den Zigeuner überfallen und zur Flucht getrieben hatte. Die wilde Natur des Mannes wurde dadurch aufgeregt, denn schon lange hatte er das Mädchen zur Frau gewünscht und sie hatte seine Anträge stets zurückgewiesen. Kaum hörte er, daß sie sich seinem Lager nähere, ritt er ihr eine Meile weit entgegen. Er blieb nicht lange aus und als er zurückkam, hatte er ein Felleisen voll Gold auf seinem Sattel. Am darauffolgenden Tage fand ein Ziegenhirt die Leichname der Morena und ihres Bruders, welche im Bette eines ausgetrockneten Baches lagen. Es war kein Zweifel, daß man die Beiden heimtückisch ermordet hatte

denn es zeigte sich keine Spur, daß sie sich vertheidigt hätten; die Morena hatte einen Stich in der linken Brust und ihr Bruder, der wahrscheinlich zu entfliehen versucht hatte, war von hinten erschossen worden."

Man denke sich die Empfindungen des Empecinado, als er diese Erzählung von dem heimtückischen Verbrechen des Zigeuners und dem traurigen Schicksale des unglücklichen Mädchens mit angehört hatte. Er liebte sie so sehr und vermißte sie noch immer schmerzlich, obgleich sie ihn so leichtsinnig verlassen.

Als der Erzähler geendigt hatte, stand der Empecinado rasch auf und ging mit schweren Schritten eine Strecke am Rande des Berges hin. Zurückgekommen, zeigten seine Züge keine Veränderung, höchstens daß er ein wenig bläßer wie früher war und man auf seiner Lippe einen Blutstropfen zu gewahren glaubte.

Als sich die alogieros zur Abreise anschickten, sagte der Guerillaführer zu ihnen:

„Freunde, noch einen Becher Wein, auf euer Wohl!"

„Viva el Empecinado!" antworteten jubelnd die Gebirgsbewohner.

„Wenn Ihr in eure Heimat kommt," sagte nun der berühmte Parteigänger, und seine Leute hielten seine Stimme für rauher, als sie gewöhnlich war, „so erzählt doch euern Landsleuten, daß Ihr mit dem Empecinado gegessen und getrunken habt, daß er und seine Leute keine Räuber sind, wie es die Franzosen gerne glauben machen wollen, sondern brave Männer, die für die Unabhängigkeit des Vaterlandes kämpfen und jeden Privathaß, jede Privatliebe diesem einen, heiligen Zwecke opfern. Mögen unsere Freunde nicht verzagen, unsere Feinde nicht jubeln! Es muß der Krieg ein Ende nehmen! Kommt einmal dieser Tag, dann werden wir weder unsere Liebe noch unsere Rache vergessen haben!"

Mit dem Jahre 1815 kehrte noch einmal der Friede auf die pyrenäische Halbinsel zurück; es hatte die spanische Vaterlandsliebe, unterstützt von brittischer Tapferkeit, Napoleons des Ersten Legionen über die Pyrenäen zurückgetrieben. Welcher entsetzliche Bürgerkrieg noch in den nächsten Jahren Spanien durchwühlen sollte, davon hatte man vorläufig noch keine Ahnung. Die Antwort des Königs Ferdinand auf des Kardinals von Bourbon Frage, wann der König auf die Ver-

fassung schwören wolle, und welche kalt lautete: „Daran habe ich noch nicht gedacht!“ sollte erst später ihre volle Wirkung üben.

Es war an einem Sommernachmittage im vorgenannten Jahre, als in dem Schanklokale eines kleinen Gasthauses an der Straße von Madrid nach Andalusien etliche Personen anwesend waren. Die Gesellschaft bestand aus dem Wirthe selbst, einem jovialen, dickbäuchigen kleinen Manne, der ein glänzendes Vollmondsgesicht hatte, aus welchem unerschöpfliche Gutmüthigkeit sprach. Dessen eigenen Namen wußte thatsächlich Niemand, da derselbe seit Langem vergessen und durch einen Spitznamen, El gordo (der Dicke), ersetzt worden war. Die Anderen schienen offenbar gewöhnliche Gäste des Hauses, wohlhabende Bauern oder Handwerker aus einem benachbarten Dorfe zu sein und sie hörten Alle mit größtem Interesse den Erzählungen aus dem letztbeendeten Kriege zu, welche soeben ein Reisender zum Besten gab, welcher darauf wartete, daß sich die Hitze des Tages gelegt haben würde, um weiter seinen Weg fortsetzen zu können. Auf einem hölzernen Schenktische lag ein Weinschlauch, dessen Inhalt in die geräumigen Kehlen der durstigen Zuhörer hinab lief, wobei ihnen der ebenso dürstende Erzähler reichlich Beistand leistete.

Der Reisende zeigte sich als einen Mann, der die Jugendzeit schon hinter sich hatte, er besaß einen kräftigen Körperbau und durchaus uneinnehmende Züge. Obgleich er nichts militärisches in Haltung und Gang an sich hatte, wollte er doch — seiner Angabe nach — den ganzen Krieg hindurch gedient haben und stellte sich als den Helden jeder der überraschenden Waffenthaten dar, welche er mit verschwenderischer Ruhmredigkeit seinen Zuhörern auftischte.

Eben war er mitten in einer solchen erstaunungswürdigen Geschichte, als ein Reiter an der Thüre des Wirthshauses stille hielt, abstieg und fragte:

„Kann ich für mich und mein Roß einige Erfrischungen erhalten?“

Als dies der geschäftige Wirth bejahte, führte der Fremde sein Pferd in den Stall, blieb daselbst, bis das Thier seinen Hafer verzehrt hatte und trat eben in das Haus, als Eierkuchen und Speck aus der Pfanne genommen und auf ein Tischchen gestellt wurden, worauf bereits ein Krug mit Wein und ein Laib Brot sich befanden. Diesem einfachen Imbisse sprach der Reisende mit großem Appetite zu.

In Spanien pflegen die Reisenden während der größten Sonnenhitze nicht auf der Straße zu bleiben, sondern sie brechen frühzeitig auf

und reisen spät, während sie den Tag über sechs bis sieben Stunden ruhen. Was aber den Neuangekommenen anbelangte, so schien er eine Eisennatur zu haben, welcher Hitze und Kälte, Regen und Sonnenschein völlig gleichgiltig war. Etwa vierzig Jahre alt, hätte er für jünger gelten können, denn sein stark gebräuntes Gesicht war noch jugendlich und in seinem schwarzen Haare zeigte sich nicht ein einziges graues Härchen. Er war in Civilkleidern, elegant aber einfach, nur ein unbeschreibliches Etwas in seinem ganzen Wesen verrieth den Soldaten und den an das Befehlen gewöhnten Mann.

Nachdem der Wirth seinen neuen Gast bedient hatte, kehrte er zur Gesellschaft zurück, die er einige Minuten verlassen hatte. Die Zunge des Erzählers war durch den guten Wein so geläufig gemacht worden, daß er, trotz seiner Erklärung, er könne nicht länger bleiben, sich dennoch vom Wirthe verleiten ließ, noch eines seiner Abenteuer zum Besten zu geben. Dieses war aber so wunderbar, daß selbst die Bauern, welche es anhörten, mit ziemlicher Ungläubigkeit die Köpfe schüttelten und der Fremde mehr als einmal die Augen von seinem Teller aufschlug und auf den Prahler einen halb lächelnden, halb verächtlichen Blick warf.

Endlich brachte der Erzähler sein Mährlein zu Ende, bestieg sein Pferd und verließ das Wirthshaus, welchem Beispiele die Landleute bald folgten, so daß der Fremde mit dem Wirthe allein zurückblieb.

El Gordo schenkte nun das Glas seines Gastes voll und betrachtete denselben musternd.

„Sennor," sagte er dann, „Sie haben heute einen heißen Ritt gehabt. Sie würden vielleicht besser gethan haben, wenn Sie, wie der Herr, der eben aufbrach, früher sich zur Weiterreise angeschickt und geruht hätten. In unserer Gegend sind die Bäume selten und ein wenig Schatten ebenso selten."

„Vielleicht habt Ihr Recht," erwiederte der Fremde, „ich würde dann auch mehr von den Abenteuern des Reisenden gehört haben, welche, nach Allem zu schließen, wohl des Anhörens werth gewesen wären."

„Oh, mich freut es immer, wenn er bei mir einspricht, denn, um ihn erzählen zu hören, kommen die Landleute dutzendweise hierher. Für mich ist dies sicher ein Gewinn."

„Wer ist er denn eigentlich? Diente er wirklich im Kriege?"

„Er diente und diente auch nicht, das heißt er stand an der

Spitze einer Guerillaschaar und hatte mit den Franzosen zeitweise ein Scharmützel, wenngleich ich zweifle, daß er dergleichen aufsuchte. Es gefiel ihm mehr ein recht anständiger Raub nach dem Kampfe; wenn sich derlei nicht traf, so plünderte er jene, die ihm gerade in den Wurf kamen, mochten das Spanier, Franzosen oder Andere sein. Wie ich hörte, erzählt man von ihm in Andalusien schreckliche Dinge. So viel ist aber gewiß, daß er während des Krieges mehr als einmal von unseren Truppen davongejagt wurde. Als jedoch der Friede eintrat, war Alles voll Freude und Glück, man erließ Amnestien und er wurde, wie andere Spitzbuben, ein ehrlicher Mann. Jetzt reist er im Lande umher, man sagt aber, daß seine Reisen den Einnahmen Seiner Majestät des Königs eben keinen Vortheil brächten."

„Sein Name?" fragte hastig der Fremde, dessen Aufmerksamkeit durch die Schilderung des Wirthes sehr erregt worden war.

Ueberrascht von dem lebhaften Interesse, das der Fremde für den geschilderten Mann verrieth, stutzte der Wirth und hielt eine Zeitlang inne. Dann sagte er:

„Ich habe nie seinen wirklichen Namen nennen gehört; er hat immer „der Zigeuner" geheißen, denn er ist ein solcher und soll sogar der Hauptmann eines Stammes sein."

Kaum hatte der Wirth ausgesprochen, als der Fremde rasch einen Dollar auf den Tisch warf, nach dem Stalle eilte und — ehe noch der Wirth Zeit gehabt, das Geld in die Hand zu nehmen — schon auf seinem feurigen Rappen davonsprengte.

El Gordo watschelte zur Thüre und sah dem Fremden eine Weile nach.

„Seltsam! Seltsam!" murmelte er kopfschüttelnd. „Von Norden kam er her, nach dem Norden reitet er wieder zurück — wer mag das sein? — Na, mich geht's weiter nicht an. Ein braver Mann ist er, er hat mich doppelt und dreifach bezahlt."

Die Sonne goß eben ihre letzten Strahlen herab, als der Fremde den „Zigeuner", der mindestens eine Stunde Vorsprung gehabt hatte, endlich von Ferne erblickte, wie er gerade die Ebene verließ und den Berg, über den die Straße führte, hinanritt. Nach einem scharfen Trabe von noch zehn Minuten hatte er den Mann eingeholt, den zu erreichen er sich so sehr bemüht hatte und nun ließ er sein Pferd im Schritte gehen.

„Ihr seid der Zigeuner?" fragte der Fremde mit einem Tone, in dem nicht das mindeste Beunruhigende lag.

„Allerdings nennt man mich so," war die verlegene Antwort.

„Du Mörder und Bösewicht!" donnerte der Fremde, „denkst Du noch an die arme Morena de Malaga? — Bereite Dich zum Tode, von dem es für Dich keine Rettung gibt — ich bin El Empecinado."

Der Zigeuner erbebte vor dem so gefürchteten Gegner, aber es verließ ihn sein Instinkt von List und Verrath keineswegs. Die Zügel in die rechte Hand nehmend, was mit einer raschen aber ruhigen Bewegung geschah, zog er mit der Linken einen Dolch aus seinem Gürtel, mit dem er nach dem Empecinado stechen wollte. Aber dieser war auf seiner Hut, ergriff — bevor noch der Stoß treffen konnte — den Arm des Zigeuners und drückte ihn mit solcher Kraft, daß sich die Finger des Räubers unwillkürlich öffneten und das Mordinstrument auf den Boden fallen ließen.

Im nächsten Augenblicke schon kreuzten sich die Degen und ein lebhafter Kampf begann.

Der Zigeuner war keineswegs ein muthiger oder tapferer Mann, indessen hatte er sich schon in so vielen Gefahren befunden, in seinem Leben so viele gefährliche Abenteuer bestanden, daß er sich einen gewissen Grad von Keckheit erworben, weshalb er in diesem Augenblicke für Empecinado ein nicht zu verachtender Gegner war.

Aber, während er Alles aufbot, Empecinado's wüthende Hiebe und Stöße zu pariren, dabei auf Gelegenheit wartend, diese wirksam zu wiederholen, übersah er eine andere, weit schrecklichere Gefahr, die ihm drohte.

Der Zweikampf fand auf einem Wege statt, der breit und eben an der Seite des Gebirges hinlief. Zur Linken stieg der Berg schief zu einer bedeutenden Höhe hinan, zur Rechten aber befand sich ein steiler Abgrund von fast dreihundert Fuß Tiefe.

Es war der Plan des Empecinado, seinen Gegner nach diesem schrecklichen Abgrunde zu drängen und dieser ging in die Falle, indem er unbewußt die Zügel straffer anzog und so sein Pferd zum Zurückweichen zwang.

Da — mit einem Male — gab Empecinado seinem Pferde die Sporen, ließ es vorwärts springen und führte zugleich einen wüthenden Hieb nach dem Kopfe des Zigeuners. Letzterer parirte ihn mit Mühe; in diesem Augenblicke jedoch glitt ein Hinterfuß seines Pferdes an dem schlüpfrigen Rande des Abgrundes aus.

Erst jetzt erkannte der Zigeuner die Gefahr. Sogleich sprang er mit außerordentlicher Entschlossenheit und Gewandtheit aus dem Sattel — kaum hatte er die Erde berührt, so überschlug sich sein Pferd, stürzte in die Tiefe hinab und zerschlug sich an den Steinen und Felsblöcken.

Noch immer war die Lage des Zigeuners keine beneidenswerthe, denn, als er aus dem Sattel sprang, stand sein Pferd dicht am Abgrunde, so daß er nicht auf den ebenen Weg herüberspringen konnte. Es gelang ihm weiter nichts, als daß er sich mit den Händen am Rande des Abgrundes anklammerte und, hätte er eine Fußstütze gefunden, würde er sich haben emporarbeiten können. So aber mußte er sich blos auf seine Hände verlassen und er krallte sich mit diesen in einige, auf dem mageren Boden wachsende Grasbüschel ein. Diese rissen bald aus — er griff nach andern — auch diese hielten nur wenige Sekunden fest — der Unglückliche erkannte endlich, daß seine Stunde gekommen sei — Todesschweiß bedeckte seine Stirne.

Währenddem hatte der Empecinado sein Schwert in die Scheide gesteckt und saß bewegungslos auf seinem Pferde. Ernst und finster blickte er den Zigeuner an, dessen Züge, verzerrt durch die Angst und Furcht, einen schrecklichen Ausdruck annahmen.

„Herr! Erbarmen!“ rief er keuchend aus, „Erbarmen! Möge Gott mit seinen Heiligen Euch beistehen in der letzten Stunde des Todes!“

In dem Tone, mit welchem der Räuber diese Worte sprach, lag etwas so Gräßliches, daß ein Fuß des Empecinado bereits den Steigbügel verließ und er eine Bewegung machte, um abzusteigen und seinem Gegner beizustehen.

Aber — es war schon zu spät — wenn er auch wirklich die Absicht hatte zu helfen — es nützte nichts mehr.

„Fluch Dir!“ schrie der Zigeuner.

Das letzte Grasbüschel hatte unter seinen blutenden Fingern nachgegeben.

Der Empecinado lauschte und vernahm in der Stille des lauen Sommerabends einen schweren Fall.

Nun riß er sein Pferd herum und ritt langsam von dannen. Er hatte früher die Absicht gehabt, nach Andalusien zu reisen, da er aber den Zweck seiner Reise soeben erfüllt hatte, lag kein Grund mehr vor, dieselbe fortzusetzen.

Empecinado widmete sich von da an neuerdings dem Wohle des Vaterlandes. Er war unter denen, welche den König Ferdinand VII. freimüthig warnten, die Konstitution anzutasten; als sich ganz Spanien gegen die Tyrannei erhob, schloß er sich an General Mina an und kommandirte dessen Guerillas, aber endlich wurde die Freiheit besiegt und im August des Jahres 1825 starb Empecinado, der berühmte Vertheidiger des spanischen Thrones gegen Napoleon, der Kämpfer für die Konstitution bis zum letzten Momente, zu Roa in Altkastilien des ruhmlosesten Todes — am Galgen!

„Morena, nun komm' ich zu Dir!" waren seine letzten Worte.

Kaiserin Eugenie als Liebesprotektorin.

Schlittschuhlaufen! Das war im Jänner des Jahres 1857 das Losungswort der Pariser. Das in Paris eingetretene Thauwetter hatte die Schlittschuhläufer nicht im mindesten beeinträchtigt, denn es hatte das Eis der Teiche im Boulognerwäldchen nicht zu schmelzen vermocht; außerhalb der Stadt war die Temperatur ein bis zwei Grad unter Null geblieben.

Bisher hatten sich in Paris nur einige junge Leute, Studenten und Gamins diesem Vergnügen ergeben, erst im vorgenannten Jahre kam der Eissport so recht in die Mode und der größte Antheil an diesem Umstande gebührte den zahlreichen Russen, welche in Paris weilten.

Als nun gar Kaiser Napoleon und Kaiserin Eugenie das Schlittschuhlaufen kultivirten, da sah man die ganze vornehme Welt sich auf dem Eise herumtummeln. Die Folge davon war, daß sämmtliche Schlittschuhe ausverkauft waren; ein einziger Händler in der rue Saint Denis, der seit zehn Jahren sechstausend Paare besaß, die er nie losbringen konnte, hatte in zwei Tagen nicht nur diese verkauft, sondern ließ schnell aus Holland noch 12.000 Paare kommen, welche ebenfalls

im Nu weg waren. Die Kaiserin besonders fand viel Geschmack an diesen reizenden Uebungen; sie hatte früher nie das Eis betreten, in zwei Tagen lernte sie das Schlittschuhlaufen und glitt mit sehr viel Anmuth auf dem Eise dahin. Ihr Lehrer, der Maler Josef Stevens, ein ausgezeichneter Schlittschuhläufer, hatte die Ehre, der Kaiserin beim Eislaufe die Hand zu reichen.

Unter den distinguirtesten Schlittschuhläufern sind zu nennen: Graf und Gräfin von Morny, Fürst und Fürstin Metternich, Prinz Murat, Marquis und Marquise Galifet, Gräfin Walewska, Fürstin Poninska, Baronin von Reyneval, Frau von Ariloff, Fürst Trubetzkoi, Baron Pourtalês, Gräfinnen Labedoyère, d'Imecourt und die junge reizende Herzogin von las Marismas.

Letztere, eine Blondine, deren reiches, in Wellen gelocktes Haar über Nacken und Schultern herabwallte, glich im Profil einer Engländerin, ihre Haltung war charmant und über ihr ganzes Wesen der Reiz der Jugend ausgegossen. Sie trug stets auf der Eisbahn einen russischen Hut mit Pfauenfedern geschmückt, eine sehr kurze Jacke von schwarzem Sammt mit edlem Pelzwerk verbrämt, ihr hochaufgeschürztes Unterkleid ließ ein feines Bein sehen, das mit hohen Stiefletten bekleidet war, und auf dem Eise glitt sie dahin wie eine Luftfee, das Köpfchen etwas nach rückwärts geworfen und die Zuschauer mit dem stolzen Lächeln eines verwöhnten Kindes, das seines Sieges gewiß ist, anblickend. Die reizende Physiognomie belebten Geist und Caprice, und sie schien halb zu schlummern und dabei sich über die Bewunderer zu moquiren, während die Trägerin behaglich über die Eisfläche dahinflog.

Neben all' den hohen Schlittschuhläufern zog auch eine eigenthümliche Persönlichkeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, ja erlangte eine Art Berühmtheit — Herr Hartogs, ein deutscher Jude, der auf den Boulevards durch seinen rothen Bart und seine Familiarität gegenüber von Leuten, die er nur einmal gesehen hatte, bekannt war. Er hatte sich ein eigenes Costüme für den Eislauf machen lassen: eine Jacke mit Astrachan verbrämt, eine Astrachanmütze und ein knapp anliegendes Beinkleid. Als merkwürdiges Gegenstück trug dagegen der Marquis Galifet kurze Kniehosen und roth und schwarz gestreifte Strümpfe.

Eines Tages, als sich Kaiser Napoleon III. und seine Gemalin Eugenie auf dem Eise befanden, wurde eine Schnalle von den Eisen des Kaisers locker. Dieß sah Herr Hartogs, stürzte hinzu und brachte

Alles in Ordnung. Diese Gelegenheit benützte er, seiner Manie zu fröhnen und mit dem Kaiser zu sprechen. Seit dieser Zeit fehlte er nie, so oft der Kaiser die Eisbahn besuchte, um gleich bei der Hand zu sein, falls es an etwas mangeln sollte. Ueber diese vertrauliche Geschäftigkeit sagte eines Tages der Kaiser lächelnd zu ihm: „Sie sind in der That mein Adjutant auf der Eisbahn.“ — Ueber diesen neuen Titel, der ihm geworden, entzückt, ließ er sich Visitkarten machen, auf denen zu lesen stand: „Hartogs, aide de camp de la glace de S. M. L'Empereur.“

Hartogs ging aber noch weiter. Er dachte, daß der Kaiser, die Kaiserin und alle die hohen Herrschaften beim Schlittschuhlaufen Verschiedenes bedürfen würden und man daher auf Alles Bedacht haben müsse. Sein Bruder begleitete ihn deshalb mit einem Schlitten, in dem sich eine Handapotheke, ein Flaschenkeller mit vorzüglichen Weinen, Biscuit, Zigarren u. s. w. befanden; alles das bot Herr Hartogs je nach Bedarf und, wie sich von selbst versteht, unentgeltlich an. Seit er „aide de camp de la glace“ geworden, erschien er auf den Boulevards nur in seinem Schlittschuhläufer-Kostüme und an seiner Uhrkette prangte, als Zeichen seiner Würde, ein kleiner Schlittschuh von Gold.

Unter allen, für die Eisbahn nöthigen Utensilien befand sich ein einziges nicht, und daß dieses fehlte, gab die Ursache eines später erfolgten Dramas ab.

Die reizende Herzogin von las Marismas fiel und verwundete sich an der Hand. Ein Arzt erklärte, daß drei Blutegel nöthig wären. Aber wo nimmt man drei Blutegel her!? — Man denkt an Herrn Hartogs, eilt zu ihm — aber er hat keine solchen. Seine Apotheke bietet wohl Arnika, aber der Arzt will Blutegel haben.

Die Nachricht verbreitet sich auf dem ganzen Teiche.

Da fliegt ein junger Mann herbei, Herr Alfons de Maupertuis, kniet an der Seite der jungen Herzogin nieder und überreicht ein Fläschchen mit Wasser, in dem sich einige Blutegel befinden.

Mit dieser Szene nahm das Drama seinen Anfang.

Ein Jahr war vergangen. In der Sylvesternacht träumte wohl Niemand in Paris davon, daß Freiherr von Hübner, am Neujahrstage 1858 vom Kaiser in einer Weise beglückwünscht werden würde, daß von dem Gruße der Erdball wiederhalle. Herr von Hübner tanzte



Kaiserin Eugenie als Liebes-Protektorin.

in den Tuilerien mit der schönen Kaiserin, Prinz Napoleon mochte bereits an die Prinzessin Clotilde von Sardinien denken, Prinzessin Mathilde spielte Whist mit Lord Cowley, während deren Gemal, Fürst Demidoff, im Karltheater zu Wien die schöne Probst belorgnettirte. Die Hundertgarden belagerten die Buffets und der Kaiser schaute sehr gleichgiltig drein, gerade als hätte er entsetzliche Langeweile und brauche ein kleines Kriegelein.

Marschall Canrobert unterhielt sich mit der Herzogin von las Marismas.

„Wie gefällt Ihnen die Krinoline, welche ich trage?“ fragte die schelmische Huldin den Marschall.

„Ganz vortrefflich,“ erwiderte der Marschall lächelnd; „für mich hat diese Tracht etwas besonders Anziehendes. Sie erweckt in mir die Erinnerung an einen Gegenstand, der mir einst sehr werth gewesen und das Ziel meines irdischen Strebens umschloß.“

„Halten Sie ein!“ rief die Dame, „oder kommen Sie schnell zum Schluß Ihrer Rede; Sie stellen meine Neugierde auf eine zu harte Probe. Ich brenne darnach, den Gegenstand zu kennen, der Sie mit solchem Feuer zu erfüllen vermag und durch meine unschuldige Krinoline in Ihr Gedächtniß zurückgerufen wird. Geschwind, Herr Marschall, nennen Sie den Gegenstand.“

„Es ist — mein ehemaliges Zelt als Oberbefehlshaber in der Krim,“ erwiderte trocken der Marschall. „Einer Dame in der Krinoline darf nur noch ein Fähnlein auf das Haupt gesetzt werden, und ich würde glauben, mein Zelt sei lebendig geworden und zu mir hergewandelt nach Paris.

Da — plötzlich — fiel die reizende Herzogin in Ohnmacht.

Unmöglich konnte der Humor des Marschalls Schuld daran sein.

Es entstand eine bedeutende Verwirrung und die Kaiserin, besorgt um ihren Liebling, beschäftigte sich höchsteigenhändig mit der Bewußtlosen. In Folge des ihr unter die Nase gehaltenen Riechfläschchens schlug sie jedoch bald ihr strahlendes Auge zu ihrer freundlichen erhabenen Gebieterin wieder auf und — geschützt von einer Arrieregarde hochbauschiger Krinolinen — verließ sie den Saal.

Die Kaiserin rief nun Herrn Alphons de Maupertuis herbei, berührte mit ihrem Lilienfinger seine goldbetreßte Sammtrobe an der Stelle des Herzens und lächelte so freundlich, daß der junge

Mann bei den dazu gesprochenen Worten so roth wurde, wie die Schabrake des Marschalls Canrobert.

Was hatte dies Alles zu bedeuten? — Wir wollen es den freundlichen Lesern sogleich erklären.

Herr Alphons von Maupertuis war neunzehn Jahre alt und liebte — seit der verhängnißvollen Blutegelgeschichte — die Herzogin von las Marismas, Ehrenfräulein der Kaiserin.

Kaiserin Eugenie liebte das Fräulein, welches, einem der edelsten Geschlechter Spaniens entsproßen, eine vater- und mutterlose Waise und gänzlich ohne Vermögen war, wie eine zärtliche Mutter ihr Kind. Die junge Herzogin war fast ihre ausschließliche Gefährtin, sie vertraute dieser allein die kleinen Leiden des menschlichen Lebens, welche auch jene Personen erdulden müssen, die auf einem mächtigen Throne sitzen, sie unterhielt sich mit ihr über die Vergangenheit, schwärmte mit der Innigkeit einer weichen Seele von der nebelumhüllten Zukunft, kurz — die Kaiserin war mehr Freundin und Schwester des jungen Mädchens, als deren Gebieterin.

Nicht lange nach jener gewissen Blutegelgeschichte, bemerkte Eugenie, daß das Gesichtchen ihrer jungen Freundin blässer wurde, daß sich in das glänzende Augenpaar Thränen schlichen, daß die schelmische, rosige Laune einem auffälligen Trübsinn gewichen war, der nur zeitweilig, an Tagen, wenn Feste bei Hofe waren, verschwand, um dann desto heftiger wiederzukehren. Es schien ein geheimer Kummer am Herzen der Herzogin zu nagen, obwohl dies von ihr, allen sanften und theilnahmsvollen Fragen der Kaiserin gegenüber, in Abrede gestellt wurde.

Eugenie suchte mit diplomatischer Feinheit das Räthsel zu lösen und erfuhr endlich, daß die Herzogin mit großer Leidenschaft Herrn Alphons de Maupertuis liebe. Das Geheimniß wurde von der Kaiserin strenge bewahrt, denn die gelehrige Schülerin, welche später dem Ministerrathe Frankreichs präsidirte, hatte von ihrem Gatten auch die Kunst des Schweigens in vollster Virtuosität gelernt. Sie erfuhr auch bald, daß Alphons ebenfalls die Herzogin bis zur Raserei liebe.

Wohin sollte dies aber nun kommen? Alphons de Maupertuis war erst neunzehn Jahre alt und, so hoch er auch wirklich in der Gnade des Kaisers stand, er hatte dennoch keine eigentliche Stellung. Demgemäß thürmten sich Schwierigkeiten mannigfacher Art, welche selbst das Machtwort eines Monarchen nicht immer zu beseitigen vermag, den Liebenden in den Weg. Die Kaiserin sah mit blutendem

Herzen ihren Liebling unglücklich, ohne Rettung verloren. Auch sprach die Correspondenz des Liebespaares, in welche die Kaiserin selbst Einsicht nahm, den festen Entschluß aus — sich einander anzugehören oder zu sterben. Das war eine kritische Lage und, während Napoleon die italienische Frage, die Schrecken des Krieges, die Orkane der Revolution nicht schlafen ließen, ängstigte sich seine Gemalin über das Schicksal der beiden Liebenden.

Da kam die Sylvesternacht des Jahres 1858. Nicht die Glückwünsche des diplomatischen Corps, nicht die in die Welt hinausgeschleuderten Donnerworte des Cäsars an der Seine, nicht der beißende Witz des Marschalls Canrobert über die Crinoline der Herzogin würden die letztere zu Boden gedrückt haben. Nein, es waren dies sehr wenige Worte Napoleon's, die derselbe zu Herrn Alphons de Maupertuis sprach, als dieser beim Herannahen des Kaisers sich ehrfurchtsvoll verneigte. Diese wenigen, so entsetzensvollen Worte lauteten:

„Herr von Maupertuis, machen Sie sich reisefertig; Sie werden morgen nach Algier gehen.“

Der junge Mann verneigte sich wieder, der Kaiser schritt weiter und die Herzogin von las Marismas fiel in Ohnmacht.

Es war aber auch schrecklich. Nun sollte zwischen den Herzen der Liebenden das Meer liegen und — wie leicht stirbt unter der heißen Sonne Afrikas eine junge Liebesblume, besonders wenn man neunzehn Jahre alt ist und Hauptmann wird. Wie leicht haucht man ferner nicht eine Seele aus in den glühenden Wüsten Afrikas, unter dem Schatten riesiger Palmen, unter dem Kugelregen kriegentflammter Kabylen?

„Monsieur Alphons de Maupertuis wurde zum Kapitän im 15. Linienregimente befördert.“

Diese Meldung des „Moniteur“ war der einzige Abschiedsgruß, den die Geliebte von ihm empfangen konnte. Die Kaiserin nahm sich mit Wärme ihres Hoffräuleins an, tröstete deren zarte Seele soviel sie vermochte, aber — nichts half. Die zarte Lebensknospe entblätterte sich immer mehr, die Wangen wurden immer bleicher, das Auge blickte immer hohler und die Aerzte befürchteten eine baldige Auflösung des jetzt so gemüthskranken Edelfräuleins.

Die gütige Kaiserin ließ kein Mittel unversucht, ihren Schützling zu retten und faßte den Vorsatz, den hohen Gemal in das Geheimniß der Liebe der Herzogin einzuweihen, eine Aufgabe, die keineswegs zu

den leichten gehörte; denn Napoleon war ernster und verschlossener als je. Es war der Moment, wo er die italienische Frage studierte.

Indessen studierte die Kaiserin ebenfalls eine Frage, deren Lösung vorläufig darin bestand, daß Alphons de Maupertuis zum Oberstwachtmeister bei einem Cavallerieregimente, dessen Garnison Ajaccio war, befördert wurde. Die Nachricht vom Avancement des Geliebten wurde von der Herzogin, wenigstens äußerlich, sehr gleichgiltig aufgenommen; aber Maupertuis war desto entzückter, er konnte die Größe seines Glückes kaum fassen und sah sich im Gedanken bereits als Marschall von Frankreich und Herzog von einem Dingsda.

Mittlerweile war der Krieg ausgebrochen, die Leidenschaften der Nationen entflammten sich, die Sehnsucht der Liebe verstummte vor den Donnern von Montebello. Dort kämpfte Alphons und erhielt vom Marschall Fleury, nebst einer Belobung seiner Tapferkeit, das Kreuz der Ehrenlegion.

Kaiserin Eugenie selbst überbrachte der Herzogin diese frohe Nachricht und, dieselbe umarmend und küssend, sagte sie:

„Dein junger Ritter kämpft, indem er dem Kaiser gehorcht, um deiner Liebe würdig zu werden; der lorbeergekrönte Sieger wird die Hand der Herzogin von las Marismas zu verdienen wissen.“

Wie lächelte die junge Dame, wie fühlte sie sich glücklich, so lange die Kaiserin von dem Geliebten sprach, aber — als sie allein war — da verhüllte sie das schöne Gesicht ahnungsvoll in die welk gewordenen Hände und vergoß die bittersten Thränen.

Endlich verkündete der Donner bei den Invaliden der Weltstadt an der Seine den Sieg von Magenta. Wie viele Tausende von Herzen jubelten und jauchzten, aber an die gebrochenen Herzen, an die klaffenden, brennenden Wunden, an den zertretenen Gottessegen dachte im Momente des Siegesrausches Niemand. Lagen denn nicht auf der Wahlstatt von Magenta die Helden zu Tausenden? Bleichte nicht die glühende Sonne ihre Gebeine, trank der zerstampfte, lechzende Boden nicht ihr Blut?

Und authentische Berichte verkündeten, daß, zerstampft von Rosseshufen, in der Brust zum Tode getroffen, unter den Gefallenen, Alphons de Maupertuis sich befunden habe.

Bitterlich weinte Kaiserin Eugenie, als sie diese Nachricht erhielt, indessen trocknete sie schnell ihre Thränen, denn sie mußte nach Notredame, um der Freude Frankreichs im heißen Gebete Ausdruck zu geben.

Der unglücklichen Herzogin wurde der Tod des Geliebten verheimlicht, es schien jedoch, als ob ihr Herz, erfüllt von den unheimlichsten Ahnungen, an tausend Wunden verblute. Die Wangen färbten sich nichtsdestoweniger immer mehr — der Tod verbirgt sich nicht selten unter frischen Rosen.

Es war aber endlich nicht mehr möglich die Herzogin zu täuschen, es mußte schließlich die Kaiserin selbst die schwierige Aufgabe übernehmen, das unglückliche Mädchen von dem Schicksale des Geliebten zu unterrichten. Sie vernahm mit sanfter Ergebenheit die schreckliche Gewißheit dessen, was sie wachend und träumend so oft geängstigt hatte; sie sank auf die Knie, küßte die Hände der gütigen, erhabenen Freundin und blieb dann mit ihrem Schmerze allein. Die Kaiserin trocknete ihre Thränen und hoffte, die Zeit werde das tiefe Weh wohl lindern.

Und abermals erdröhnte der Donner der Kanonen bei den Invaliden — es galt dem Siege bei Solferino.

Und während alles Volk in den Straßen jauchzte und jubelte, bewegte sich ein stiller Zug nach dem Père la Chaise; es verkündete der grüne Kranz mit flatternden weißen Bändern auf der Bahre, daß eine Jungfrau in der Blüte des Lebens hinübergegangen in's bessere Leben. Ehrfurchtsvoll entblößte die Menge ihr Haupt, es erstarrten die Jubeltöne. — Man trug die Herzogin von las Marismas, das Edelfräulein der Kaiserin, die eleganteste Schlittschuhläuferin von Paris, deren Herz in Liebesgram gebrochen war, zu Grabe.

Und abermals fuhr Kaiserin Eugenie mit weinendem Herzen und lächelndem Munde nach Notre-Dame, um Gott für den Sieg der französischen Waffen zu danken.

Wenige Tage später überbrachte ein blutjunger Oberst der Kaiserin von Frankreich eine Siegestrophäe. Es hatte ihn Kaiser Napoleon selbst abgesendet, zur Belohnung seiner ausgezeichneten Tapferkeit auf dem Schlachtfelde.

Als denselben die Kaiserin erblickte, schrie sie:

„Alphons de Maupertuis!“

Dann sank sie in Ohnmacht.

Es war dem „Moniteur“ wieder einmal etwas sehr Menschliches begegnet. Alphons de Maupertuis war bei Magenta, nur leicht verwundet, in Gefangenschaft gerathen, später wurde er ausgewechselt, kämpfte in der Schlacht von Solferino, zeichnete sich aus, aber um den schönsten Preis hatte ihn das Schicksal betrogen.

Die Prinzessin von Dänemark und ihr Geliebter.

Am Ufer des Meeres, einige Stunden von Kopenhagen — Dänemarks Hauptstadt — entfernt, liegt ein stilles, verstecktes Plätzchen, wo sonst die königliche Familie eine bescheidene ländliche Wohnung besaß. Dahin gelangt man nur auf steilen Pfaden, nachdem man eine angenehme, malerische Gegend durchwandert hat. Ein kleiner Park und blumige Rasenplätze umgaben das Haus, welches einen freien Blick über das Meer hin gewährt. Im Parke führte eine Thüre an die Küste des Meeres. Seit der Regierung König Friedrichs V., besonders seit den Ereignissen des Jahres 1808, wo sich Dänemark mit Frankreich verbunden und Schweden den Krieg erklärt hatte — vernachlässigte die königliche Familie diese einsame Wohnung über dem prächtigen Schlosse Gottorp, diesem dänischen Versailles; sie wurde nur von einem alten Hausmeister, dessen Familie und einem alten Gärtner, einem treuen Diener gleich ihm, bewacht.

Es war im Juli des Jahres 1813, als ein unerwartetes geheimnißvolles Ereigniß den Frieden und die Stille des Ortes störte.

Es kam nämlich in einer schönen Sommernacht eine von zwei kräftigen Ruderern gelenkte Barke über die Wellen daher und legte vor dem Hause an. Aus dem Schifflein stieg ein junger Mann, der glänzende Hofkleidung trug, sich jedoch in einen weiten dunkeln Mantel gehüllt hatte. Als er an das Land gestiegen war, wechselte er einige leise Worte mit den Ruderern, welche ihn hergebracht hatten, dann eilte er rasch auf dem, zur Parkthüre führenden Wege hin, welches Ziel er binnen wenigen Minuten erreichte.

Nun klopfte er an die Thüre, welche sich alsbald öffnete und ihn hineinschlüpfen ließ. Aus dem Aussehen des jungen Mannes, an der geheimnißvollen Manier seiner Ankunft und Meldung, an der Art, wie er eingelassen wurde, war leicht zu erkennen, daß dies nicht das erste Mal gewesen, daß er sich hier eingefunden und daß stets die Nacht sein Geheimniß und seine Schritte verhüllt habe.

Sobald er eingetreten war, schritten Soldaten, die sich bisher hinter den Hecken und unter den Bäumen versteckt gehalten hatten, leise hinter ihm her und bis an die Eingangsthüre, durch welche er verschwand. Dann zogen sie sich wieder schweigend zurück. Einige Augenblicke später erglänzte ein Licht an den Fenstern des Hauses, welches bisher ganz dunkel gewesen. So verging eine Stunde, in der nichts gehört wurde, als das Rauschen der in der Ferne tosenden Wogen.

Plötzlich ließ sich ein neues Geräusch hören und bald konnte man die Hufschläge zweier Pferde vernehmen, die sich in großer Schnelligkeit dem Haupteingange des Hauses nahten. Eine Dame zu Pferde, vor ihr ein ebenfalls berittener Diener in Livree, kamen vor dem Hause an.

Die Dame trug einen Reitanzug, ihre Schultern waren von einem Atlasmantel verhüllt und das Gesicht von einem langen schwarzen Schleier verdeckt. Die Gestalt war edel und majestätisch.

Nun klopfte der Diener an der Thüre an, dabei einige Worte sprechend, worauf sogleich der junge Mann, welcher vor einer Stunde so geheimnißvoll in das Haus gekommen war, auf der Schwelle erschien und die Dame hineinführte. Die Ehrfurcht, welche er selbst ihr bewies und mit welcher sie von den Leuten im Hause behandelt wurde, deutete auf den hohen Rang der Unbekannten hin.

Kaum war die Dame eingetreten, als die Soldaten — welche Alles gesehen hatten, ohne selbst bemerkt worden zu sein — aus ihrem Verstecke hervortraten. Der Offizier, welcher sie kommandirte, theilte sie in zwei Haufen, ließ von dem einen den rückwärtigen Theil des Parkes beobachten, während er selbst mit dem andern blieb, um Jemand zu erwarten.

Dieser Jemand kam auch bald an, und zwar in Begleitung zweier anderer Männer, welche, gleich ihm, die schwarze Kleidung der Richter trugen. Erst besprach er sich leise mit dem Offizier, dann schickte er sich an, in das Haus hinein zu gelangen. Aber vergeblich klopfte er mehrere Male an die Thüre, Niemand antwortete, Niemand öffnete.

„Im Namen des Königs! Oeffnet!“ erscholl es endlich, nach abermaligen fruchtlosen Bemühungen, laut.

Als noch keine Antwort erfolgte, gab er dem Offizier Befehl, die Thüre mit Gewalt öffnen zu lassen. Eben als dies geschehen sollte, wurde sie geöffnet und der Mann begab sich mit dem Offizier und den Soldaten in das Innere der Behausung.

Bei Ankunft des Fremden entflohen die Dienstleute voll Schrecken.

Die Eindringenden, welche Niemand fanden, an den sie sich hätten wenden können, gingen durch den Park auf das Haus zu, welches der Offizier durch seine Soldaten umstellen ließ. Zugleich befahl er sowohl den Draußenbleibenden als denen, die er mitnahm, Niemand durchzulassen und auf Jeden zu schießen, der zu entfliehen versuchen würde.

Während so strenge Befehle ertheilt wurden, ging der Mann, welcher die Unternehmung zu leiten schien, allein, und zwar im völligen Dunkel, in das Haus hinein. Langsamen Schrittes durchwanderte er die öden Gemächer, bis er am Ende eines langen Korridors eine halb offene Thüre bemerkte, durch welche ein Lichtschimmer fiel.

Er ging darauf zu, trat in das Gemach und bemerkte eine schwarzgekleidete Dame, welche am Fenster stand und mit ängstlicher Besorgniß nach dem Meere hinzublicken schien. Bei der Annäherung des Fremden wurde sie verlegen und unruhig.

„Madame," sprach sie der Unbekannte an, „ich bin der Rath Baron Steigelmann und komme im Namen des Königs, meines Herrn, und in Folge der Beschwerde Ihres Gemals, des Prinzen Christian Friedrich, um Ihro königliche Hoheit über Ihre Anwesenheit in diesem Hause zu befragen und darüber ein Protokoll aufzunehmen. — Sie sind nicht allein hier. Vor Ihnen ist ein Mann angekommen, welcher Sie erwartete; den Mann haben sichere und treue Diener eintreten sehen, sie können es bezeugen."

Die Prinzessin Charlotte Friederike — dies war die Dame — antwortete verlegen:

„Sie irren sich, mein Herr Rath. Durchsuchen Sie das Haus und den Park und Sie werden sich überzeugen, daß das Mißtrauen des Prinzen Christian, meines Gemals, ein gänzlich ungerechtes ist."

Kaum waren diese Worte aus ihrem Munde, als von der Meeresgegend her mehrere Schüsse fielen. Von Entsetzen ergriffen stand der Rath da, die Prinzessin erbleichte, wurde von krampfhaften Bewegungen geschüttelt und sank dann, ohne ein Wort zu sprechen, in Ohnmacht.

Diese Scene fand um ein Uhr des Nachts statt.

Am andern Morgen waren in Kopenhagen am Hofe und unter dem Publikum die widersprechendsten Gerüchte verbreitet, obgleich die Behörden das strengste Schweigen beobachtet hatten. Es verlautete, daß die Prinzessin Charlotte Friederike in schuldiger Verbindung

mit einem jungen Kammerherrn der Königin gestanden, und ihr Gemal, welcher für sie immer die innigste Liebe gehegt, an dem schuldigen Paare die ihm angethanene Beleidigung gerächt habe.

Auch vor der gerichtlichen Untersuchung, welche folgte, und vor der Entscheidung, welche später die Scheidung aussprach, hörten jene Gerüchte nicht ganz auf und es sind die Umstände bei dieser Angelegenheit für die Meisten unbekannt und dunkel geblieben.

Was vor und nach dem Ereignisse geschah, dessen wir im Eingange erwähnt haben, wollen wir nun erzählen.

Prinz Christian Friedrich von Dänemark vermälte sich am 21. Juni 1806 mit der Prinzessin Charlotte Friederike von Mecklenburg-Schwerin, über welche Verbindung sich der ganze Hof freute, als dieselbe mit großer Pracht gefeiert wurde.

Die ersten Jahre dieser Ehe waren glücklich, es standen die beiden Gatten im schönsten Lebensalter und schien ihnen Alles nach Wunsch zu gehen. Die Prinzessin war einfach erzogen und gefiel sehr dem alten Könige Christian VII., erwarb sich auch durch ihren Geist, ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit in Kopenhagen bald zahlreiche Freunde und Anhänger. Aus aller Munde ertönte ihr Lob, nichts verrieth, daß sich die Umstände so bald ändern sollten und daß — einige Jahre später — die Dame werde ihren Gemal und ihre Familie verlassen müssen, um eine Zuflucht im fremden Lande zu suchen, wo sie einen Fehltritt zu verbergen hatte.

Am 13. März 1808 starb König Christian VII. nach einer langen, nicht ruhmlosen Laufbahn, denn er hatte in seinen Staaten die Preßfreiheit eingeführt und dafür von Voltaire ein Beglückwünschungsschreiben empfangen, sowie später mit Muth und Energie die ungerechten Angriffe der Engländer in den Jahren 1799 und 1807 ertragen. Sein Sohn, der schon seit 14. April 1787 als Mitregent die Zügel des Staates gehalten hatte, folgte ihm als Friedrich VI. nach. Wie sein Vater hatte er in dem Kriege mit den Engländern große Energie gezeigt und sich die Achtung der Nation erworben.

Am 6. Oktober 1808 gebar die Prinzessin Charlotte einen Sohn, was am Hofe große Freude erregte; aber dieser glückliche Umstand, bestimmt das Glück und den Frieden der beiden Gatten zu sichern, brachte leider nur eine schnell vergängliche Freude. Prinz Christian, seiner Stellung und seinem Charakter zufolge sehr thätig, mußte sich häufig von seiner jungen Gemalin entfernen. Als die Engländer im

Jahre 1807 Kopenhagen beschossen und Dänemark mit einer vollkommenen Invasion bedroht war, hatte er sich nach Norwegen begeben, um die Vertheidigung dieser Provinz zu leiten.

Während dieser zahlreichen Reisen nun, litt der Ruf seiner jungen Gemalin sehr bedeutend. Man sprach ganz offen von Liebesintriguen und nannte den Kammerherrn der Königin, Baron von Morsen als ihren Günstling.

Anfangs schienen diese Gerüchte ihren Grund nur in Verleumdung zu haben, denn es gab ihnen keine bestimmte Thatsache einen festen Halt. Morsen selbst setzte ihnen die bestimmteste Verneinung, ein untadelhaftes Verhalten und die gewissenhafteste Erfüllung aller seiner Pflichten entgegen. Er widmete die freie Zeit, welche ihm sein Amt ließ, seiner alten Mutter — der Witwe eines hohen Staatsbeamten — deren einzige Stütze er war und die, einige Stunden von Kopenhagen entfernt, in einem Dörfchen wohnte. Morsen hatte sich ferner stets durch seinen gebildeten Geist und sein edles Herz ausgezeichnet.

Sobald Prinz Christian Kenntniß von den Gerüchten erhielt, die in Bezug auf seine Gemalin umliefen, faßte er den Vorsatz, das Band, das ihn mit ihr vereinigte, zu zerreißen. Aber — trotzdem er Morsen Tag und Nacht folgen und die Prinzessin strenge beobachten ließ, blieben doch alle seine Schritte vergeblich. Er fing bereits an, die Gerüchte für Verleumdung zu halten und zu glauben, es wäre seine Gemalin mit Unrecht beschuldigt worden, als eine Person in seinem Haushalte, welche ihm einen großen Dienst zu erzeigen glaubte, ihm über die traurige Wahrheit die Augen öffnete.

Graf Offkett nannte sich der edle Mann, welcher dem Prinzen versicherte:

„Der Polizeichef, der die Schuldigen zu beobachten hat, ist in großem Irrthume befangen und erfüllt mit allzuwenig Umsicht den ihm ertheilten Auftrag; von Morsen bleibt jedesmal, wenn er seine Mutter besucht, nur ein oder zwei Stunden bei derselben, dann begibt er sich von ihr weg, meist' zu Wasser, nach einer kleinen Wohnung, wo ihn die Prinzessin erwartet.“

„Oh, Graf,“ sagte der Prinz, „Sie sprechen da sehr kalt eine ungeheuere Anklage aus!“

„Ich weiß es,“ war die Antwort, „und würde solches gewiß nicht thun, wenn ich mich nicht persönlich überzeugt hätte, daß

die Umstände, die ich berichte, wahr sind. Eure königliche Hoheit können dies ja bei erster Gelegenheit leicht ermitteln."

Nun wurden der Polizei diese Anzeigen mitgetheilt und sie brachten den Chef auf den rechten Weg. Bald überzeugte man sich von deren Richtigkeit und es wurde sofort beschlossen, die eben erwähnten Umstände konstatiren zu lassen, um die Scheidung zwischen den beiden Gatten aussprechen zu können.

Rath Steigelmann erfüllte die ihm aufgetragene Mission und als er dann nach Kopenhagen zurückkehrte, erzählte er das Geschehene dem Prinzen und reichte auch dem Könige einen umständlichen Bericht ein. In Folge dessen ernannte der König eine Kommission, welche die Prinzessin und die Zeugen verhören und über den zu fassenden Entschluß entscheiden sollte.

Natürlich waren die Sitzungen dieser Kommission geheim, nahmen aber nichtsdestoweniger die allgemeine Aufmerksamkeit sehr in Anspruch. Aber nie umgab ein dichteres Dunkel die Untersuchungen und die Entscheidung der Justiz. Alles in dieser Angelegenheit hat das Ueberraschende und das Interesse eines Romanes.

Als die Soldaten, die den hintern Theil des Parkes unter dem Befehle eines Sergeanten bewachen sollten, auf ihrem Posten angekommen waren, bemerkten sie am Meeresufer eine Barke, die zwei Schiffer bewachten, welche auf Jemanden zu warten schienen.

Die Soldaten, den Sergeanten an der Spitze, gingen zur Barke hinan.

„Woher kommt Ihr?" fragte der Sergeant. „Wen habt Ihr hierhergebracht?"

„Wir kennen den Herrn nicht," war die Antwort. „Er spricht nie mit uns, außer wenn er uns den bedungenen Lohn reicht."

Der Sergeant sah ein, daß er von diesen Leuten nichts zu erfahren im Stande sein werde, aber, daß ihre Anwesenheit an diesem Orte und zu dieser Stunde nicht natürlich sei, das dachte er sich vom Anfang an und so ließ er denn die beiden Männer festnehmen. Da das Meer zu steigen begann, so banden die Schiffer ihre Barke fest und folgten den Soldaten, welche sich darauf, nach dem erhaltenen Befehle, an der Mauer des Parkes versteckten. Nur einer blieb als Schildwache bei der Barke stehen.

„Bei der ersten Gelegenheit wirst Du uns zu Hilfe rufen," sagte ihm beim Abschiede der Sergeant.

Als nun die Prinzessin und der junge von Morsen im Hause angekommen waren, hörten sie an das Parkthor klopfen, was sie in größte Angst versetzte. Unmöglich konnte ein Besuch zu solcher Stunde Gutes bedeuten.

Das Liebespaar horchte aufmerksam und hörte bald den Ausruf des Barons Steigelmann.

„Im Namen des Königs! Macht auf!“

Sie erstarrten Beide vor Schrecken.

„Wir sind verloren!“ rief die Prinzessin.

„Oh, Hoheit, fürchten Sie nichts!“ erwiderte Morsen. „Ich kam zu Wasser an, mich hat Niemand hereingehen gesehen und es wird mich auch Niemand fortgehen sehen.“

Er entfernte sich allsogleich, kletterte — weil er befürchtete im Innern der Wohnung überrascht zu werden und weil er nicht bis an die Thüre am Ende des Parkes gehen wollte — über die Seitenmauer des Parkes und befand sich bald im Freien. Da ihn die Soldaten an der äußeren Thüre erwarteten, sahen sie ihn nicht; Morsen machte einen Umweg und begab sich, ohne beunruhigt zu werden, nach dem Orte, wo die Barke lag. Bei seinem raschen Laufe und der Aufregung, in der er sich befand, bemerkte er nicht eher die Schildwache, als bis er nur wenige Schritte von ihr entfernt war.

„Wer da?“ schrie der Posten, sein Gewehr anlegend.

Morsen zog den Degen und verwundete den Soldaten, welcher im Zusammenbrechen noch ausrief:

„Zu Hilfe!“

Der Flüchtige machte, ohne einen Augenblick Zeitverlust, die Barke los, sprang hinein, ergriff ein Ruder und entfernte sich vom Ufer.

Unterdessen kam der Sergeant mit den Soldaten herbei und trotz dem Dunkel bemerkten sie, daß sich die Barke immer weiter und weiter vom Ufer entferne.

Nun wurden abermals die Schiffer hergenommen.

„Kennt Ihr die Person? Ist es dieselbe, die Ihr hergebracht habt?“ lautete die Frage.

Die Schiffer lugten aus. Nach einer Weile antworteten sie:

„Wir sehen nichts.“

„Feuer auf die Barke!“ befahl der Sergeant, welcher Anordnung sofort Folge geleistet wurde. Es waren dies die Schüsse, welche die Prinzessin in Ohnmacht sinken ließen.

Rath Steigelmann kümmerte sich nicht um diesen Umstand, sondern durchsuchte das Haus auf das Sorgfältigste, desgleichen den Park. Dann befahl er dem Offizier, während der Nacht an Ort und Stelle zu bleiben, Wachen längs der Küste aufzustellen und später von Allem Bericht zu erstatten. Sodann stieg er in seinen Wagen und kehrte noch in derselben Nacht nach Kopenhagen zurück, woselbst er mit Tagesanbruch ankam.

Die Prinzessin verbrachte die Nacht an dem Fenster des kleinen Palastes stehend.

Die Soldaten verließen die Küste nicht; da aber die Nacht sehr finster war, und das Meer große Wogen schlug, konnten sie die Barke nicht lange sehen; sie glaubten in der Entfernung von etwa fünfhundert Klaftern ein größeres Fahrzeug zu erkennen, welches zu laviren schien und sich erst später entfernte. Als in der Frühe die ersten Sonnenstrahlen erschienen, erblickten sie gar nichts mehr, aber die See war noch unruhiger als in der vorigen Nacht.

Das Merkwürdigste war, daß man von dem jungen Morsen nichts mehr hörte; es wußte Niemand, was aus ihm geworden sei. Wäre er unter den Kugeln gefallen, welche ihm die Soldaten nachgesendet hatten, würde das Meer seinen Leichnam an das Ufer geworfen haben, wäre er nur verwundet worden, hätte die Polizei sicher den Ort ermittelt, wo er eine Zuflucht gesucht. Seine Mutter hatte ihn seit zwei Tagen gar nicht gesehen und seine Freunde wußten ebenfalls nichts von ihm.

Lange blieben die Nachforschungen der Kommission fruchtlos, endlich jedoch führte ein unvorhergesehener Umstand zur Entdeckung der Wahrheit und diese war nicht die seltsamste der ganzen seltsamen Geschichte.

Es brachten nämlich Fischer zu einem Trödeljuden in Kopenhagen reiche Kleidungsstücke, die zweifelsohne einem Mann vom Hofe angehört hatten, ferner einen Degen, eine goldene Kette und verschiedene Schmucksachen zum Verkaufe. Der Jude wollte sich, bevor er das Geschäft abschloß, die Sache erst überlegen.

„Kommt morgen wieder,“ sagte er zu den Fischern.

Unterdessen betrachtete er die Kleidungsstücke genauer und entdeckte an denselben — Blutspuren. Nun fürchtete er, es möchten die Leute durch ein Verbrechen in den Besitz dieser Gegenstände gekommen sein und er zeigte die Sache bei der Polizei an.

Als nun die Fischer am nächsten Tage bei dem Juden erschienen, wurden sie verhaftet.

Man fragte sie, wie sie in den Besitz dieser Gegenstände gekommen und deutete ihnen trocken an, man glaube, sie hätten sich dieselben durch einen Mord verschafft.

Aber die Fischer erzählten Folgendes:

Als sie eines Nachts im Meere fischten, sahen sie eine Barke auf sich zukommen, in der sich nur ein Mann befand, der sehr ungleich ruderte. Als die Barke nahe genug herangekommen war, hörte der Mann auf, zu rudern, und versuchte zu rufen, aber es schien seine Stimme sehr schwach zu sein. Endlich kam die Barke an das Fischerboot ganz heran, und die beiden Fischer stiegen in dieselbe hinein.

Da überzeugten sie sich, daß der Mann verwundet und mit Blut überdeckt war. Deshalb nahmen sie ihn und brachten ihn in ihr eigenes Boot, um ihm Hilfe leisten zu können; aber er starb nach zwei Stunden unter schrecklichen Schmerzen.

Im Sterben dankte er ihnen für ihre Bemühungen, bat sie bei Allem, was ihnen theuer sei, seinen Leichnam in das Meer zu werfen, aber derart, daß er nicht herausgefischt werden könne, und schenkte ihnen die Kleidungsstücke, so wie die Schmucksachen, die er an sich trug.

Gewissenhaft erfüllten die Fischer den letzten Willen des Unbekannten, zogen ihm die Kleidungsstücke aus, wickelten ihn in ein altes Segel, welches sie im Boote hatten, banden schwere Steine an seinen Kopf und an seine Füße und versenkten ihn so in das Meer.

Diese einfache Erzählung genügte den Richtern nicht. Sie ließen die beiden Schiffer, welche Morsen geführt hatten, kommen, und fragten sie: ob sie die Kleidungsstücke, welche man ihnen da vorlege, erkennten.

Nach genauer Prüfung erklärten sie dieselben für die des Unbekannten, den sie in ihrer Barke gerudert. Darauf zeigte man die Kleidungsstücke auch mehreren Personen vom Hofe. Alle erklärten, dieselben hätten Morsen angehört, so daß sich aus diesen Zeugenaussagen ergab, daß der junge Kammerherr durch jene Kugeln getödtet worden sei, die ihm die Soldaten vom Meeresufer aus nachgeschickt hatten. Nun entließ man die Fischer.

In Kopenhagen machte der Tod des Geliebten der Prinzessin enormes Aufsehen. Man tadelte wohl die verbrecherische Hand-

lung, konnte jedoch dessen bewunderungswürdige Verschwiegenheit nur loben. Morsen hatte stets in der Tiefe seines Herzens die Liebe verborgen gehalten, welche Andere aus Eitelkeit zur Schau getragen haben würden und sein Tod war — wie sein Leben — muthvoll und verschwiegen gewesen.

Als Prinzessin Charlotte nach Kopenhagen zurückkam, bewohnte sie eine von der königlichen Familie gesonderte Wohnung und blieb lange Zeit in düstere Wehmuth versunken.

Die Kommission begab sich zu ihr, um sie mit aller ihrem Range gebührenden Rücksicht zu verhören. Prinzessin Charlotte leugnete fest, aber artig, alles das, was man ihr zur Last legte; sie erklärte die ihr vorgehaltenen verschiedenen Umstände auf einfachste Weise und sagte schließlich:

„Wünscht man eine Trennung von meinem Gemale herbeizuführen, so werde ich mich derselben nicht widersetzen, so schmerzlich eine solche auch für mich sein muß.“

Darauf schrieb sie an ihren Gemal einen gemäßigten Brief, in welchem sie ihre Vertheidigung auseinandersetzte und ihn an die ersten Jahre ihrer Ehe erinnerte.

Der Prinz antwortete in einem sehr artigen Briefe, worin er erklärte, daß nach dem, was vorgegangen sei, es seine Ehre verlange, daß der Prozeß fortgesetzt werde.

Endlich erstattete die Kommission einen Bericht, in welchem sie die Thatsachen vollständig entwickelte und — ohne direkt die Prinzessin schuldig zu nennen — sich für die Trennung der Ehe aussprach, einen Ausspruch, den der König vollkommen billigte. Nun wurde die Sache vor das höchste Gericht gebracht, welches, nach eingehender Prüfung aller Vorlagen, die Scheidung dekretirte.

Am 22. Februar 1814 gab der König diesem Ausspruche seine Sanktion. Prinzessin Charlotte erwartete wohl diesen Ausgang, nichtsdestoweniger vergoß sie viele Thränen, als sie die Nachricht davon erhielt.

Sie verließ Kopenhagen und begab sich nach Rom. Dort lebte sie fortan in der größten Einfachheit in der Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern, beschäftigte sich selbst eifrig mit der Malerei, in welcher sich ihr ausgezeichnetes Talent binnen wenigen Jahren entwickelte. Namentlich bevorzugte sie die französischen Künstler und besuchte häufig das Haus der verschiedenen Direktoren der französischen Akademie in Rom.

Alle, die sie gekannt haben, rühmen ihr gutes Herz und ihre liebenswürdigen Eigenschaften, und als sie starb, wurde sie allgemein betrauert. Ihr Begräbniß war, wie ihr Leben, sehr einfach gewesen; Künstler in großer Anzahl, Schriftsteller, Gelehrte, ausgezeichnete Fremde und Arme, denen sie eine stets bereitwillige Wohlthäterin gewesen, begleiteten sie zur letzten Ruhestätte.

Einige treue Freunde errichteten ihr ein einfaches Grabmal, auf dessen Marmor man in italienischer und französischer Sprache die Aufschrift las:

„Hier liegt I. K. H. die Prinzessin
Charlotte Friederike von Dänemark,
geborne Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin,
gestorben zu Rom am 13. Juli 1840
in ihrem 56. Jahre.
Betet für sie!“

Ihr erstes Lächeln.

In dem schönen Madrid zog vor wenigen Jahren eine höchst seltsame weibliche Erscheinung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.

Sennora Luisa war eine schlanke Andalusierin, hatte sehr schöne ausdrucksvolle Augen, die Stirne weiß wie Elfenbein, das Haar fein und üppig, Hände von blendender Weiße, eine elegante und zierliche Taille, aber — ihr Gesicht konnte Niemand sehen, denn — sie trug eine Sammetmaske, welche ihre Züge vollkommen überdeckte und diese so der Neugierde der Einwohner entzog. Seit der Zeit, wo sie nach Madrid gekommen — es war dies im Alter von zehn Jahren gewesen — hatte sie die Maske vor dem Gesichte, man sah nicht das liebliche Lächeln ihres reizenden Mundes — wenn sie derlei besaß — und ihre ganze Gestalt drückte Kummer und Melancholie aus.

Von allen Personen kannte nur eine das Angesicht der Dame, ja diese wohnte sogar stets ihrer Toilette bei, und das war ein altes häßliches Weib von sechzig Jahren, die Camerièra oder Kammerzofe,

welche eine große Liebhaberin des Xeres war, die stärksten Zigarren nicht verschmähte, dabei aber eine merkwürdige Verschwiegenheit hatte, so daß die jungen, vornehmen und reichen Kavaliere ganz vergeblich trachteten, sie durch in ihre Hand gedrückte Goldstücke zu verführen, um etwas über das Aussehen der Sennora zu erfahren.

„Begehrt von mir was Ihr wollt, Caballeros,“ sagte sie bei solchen Gelegenheiten, „nur dieses Geheimniß nicht; denn ich schwur auf das Evangelium zur lieben Frau von Compostella, daß ich darüber niemals den Mund öffnen würde.“

„So höre doch, Jola,“ fragte der duca de Alameda, „ist deine Herrin hübsch oder häßlich?“

„Auch das darf ich nicht verrathen.“

„Ist sie blaß oder roth?“

„Das weiß ich nicht.“

„Warum ist sie denn stets so traurig?“

„Darüber müßt Ihr sie selbst befragen.“

So wußten denn die neugierigen Caballeros so viel wie früher, trotzdem sie die schönsten Dublonen gespendet hatten.

Was Donna Luisa anbelangt, so lebte sie keineswegs von der Welt zurückgezogen, vielmehr glänzte sie in den ersten Zirkeln durch ihren brillanten Geist, durch ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit. Da sie auch stets die Schwachen vertheidigte, die Hilfsbedürftigen unterstützte, so war sie ein Muster der Tugend und eine Zierde der Gesellschaft.

Woher kam die Sennora? Das wußte Niemand zu sagen, selbst die ältesten Plauderer der Stadt, konnten keine Auskunft darüber geben. Man wußte nur, daß die Mutter der Sennora Luisa vor vielen Jahren mit ihrer kleinen Tochter aus der Havannah nach Madrid gekommen war und daß Beide in größter Zurückgezogenheit lebten. Nach ihrer Ankunft hatten sie dem Chef des hohen Senats ihre Aufwartung gemacht und derselbe hatte der Dame bewilligt, daß die Kleine die Sammtlarve beständig tragen durfte. Sofort erhoben sich die widersprechendsten Gerüchte. Während einige erklärten, Luisa sei die Tochter eines hohen Souverains von Europa, welcher die Aehnlichkeit mit ihrem Vater nur die Wahl ließ, entweder zeitlebens eine Maske zu tragen oder in ein Kloster zu gehen, eine weibliche masque de fer also, behaupteten wieder Andere, das arme Fräulein habe ein Blutmal auf der Wange, das die Folge eines großen Verbrechens sei, das in Gegenwart der Mutter einige Monate vor der Geburt der Tochter

begangen worden sei; die Meisten jedoch stimmten damit überein, es sei Luisa's Gesicht so verunstaltet, daß ihr Anblick ein wahres Schreckbild gewähre.

Was die Sennora selbst betrifft, ließ sie diesen Gerüchten freien Lauf und selbst nach dem Tode der Mutter trug sie die undurchdringliche Sammtmaske, welche die Welt immer neugieriger machte.

Das Auffallendste an der ganzen Sache war jedoch, daß Sennora Luisa am dreizehnten Jänner jeden Jahres ihre ganze Dienerschaft versammelte, Jola mit inbegriffen, und sie folgendermaßen ansprach:

„Heute ist der dreizehnte Tag des ersten Monats Jänner. Verlasset mein Hôtel auf vierundzwanzig Stunden, begebt Euch zu meinem Majordomo, der Euch Geld auszahlen wird, damit Ihr Euch nach eurem Wunsche unterhalten könnet, und es darf Niemand wagen, vor morgen Mittag Schlag zwölf Uhr den Hammer des Hôtels zu berühren."

„Aber," warf Einer der Diener ein, „wenn Ihr erkranken solltet, Sennora? Nein, wir können Euch nicht Alle verlassen; erlaubt wenigstens, daß wir in einiger Entfernung bleiben, für den Fall, als Ihr unserer Dienste bedürfen würdet."

„Geht, und gehorchet meinem Willen!" sagte die Dame. „Es gibt Zeiten, wo die Seele sich in der Einsamkeit sammeln und erheben muß, daher ich jeden Einwurf eurerseits für eine Beleidigung halten müßte."

Die Dienerschaft entfernte sich in ehrerbietigem Schweigen und überließ ihre gütige Herrin der Einsamkeit. Wenn man dann sah, wie die betreßte Dienerschaft sich beim köstlichen Alikantewein gütlich that, hieß es in ganz Madrid: „Heute ist wieder der dreizehnte Jänner der Sennora Luisa!" Man äußerte zahllose Vermuthungen, man bezeichnete die Dame als eine Tochter des Satans und behauptete, daß sie an diesem Tage sicher, auf einem Besen reitend, in die kalabresischen Berge galoppire, um ihrem diabolischen Herrn Vater einen Besuch abzustatten.

Da kam ein Abend, im Winter, wo Sennora Luisa im Hause des Ministers José Marquis de Corvera einen Besuch machte. Es richteten sich sogleich die Augen Aller auf die junge Dame, besonders ein junger Edelmann, Don Juan de Ortega, ließ keine ihrer Bewegungen aus den Augen.

Donna Luisa, ausgezeichnet einfach gekleidet, trug eine schwarze Sammtrobe, die mit der Maske in Stoff und Farbe übereinstimmend war, ferner die landesübliche Spitzenmantille und auf dem reizenden

Köpfchen ein herrliches Diadem von Agatstein, das ihr zu dem üppigen wallenden blonden Haare ungemein gut stand. Die schönen, weißen, wie aus Marmor gedrechselten Arme bargen sich zur Hälfte in dunklen Handschuhen und der niedlichste Fuß war in einen weiß atlasnen Schuh versteckt.

In den Zirkel eintretend, verneigte sie sich voll Anmuth vor der Gesellschaft und nahm Platz neben der Frau vom Hause auf dem Sopha. Nun sprach sie mit viel Geist über Malerei, Literatur, Kunst und Wissenschaften, und zwar mit allumfassender Kenntniß, mit Verstand, ohne Affektation und Pedanterie.

Der junge Kavalier, welcher schon bei ihrem Eintritte seine ganze Aufmerksamkeit ihr zugewendet hatte, hörte ihr voll Entzücken zu; ihm schien, als habe nie eine Stimme melodischer getönt, nie ihn mehr der Geist eines weiblichen Wesens gefesselt, als jener der schönen maskirten Dame. Endlich näherte er sich ihr während zwei Tänzen, und sagte:

„Sennora, Sie tanzen wohl?"

„Nein, Sennor, ich tanze nicht."

„Und warum das? Hat der Tanz denn keine Poesie?"

„O ja, aber für mich hat er eine Gefahr."

„Und diese wäre?"

„Es könnte, während ich mich mit meinem Tänzer bewege, sich meine Maske herablösen."

„Und was würde das für ein Unglück sein?"

„Man bekäme mein Gesicht zu sehen."

„Nun gut, weshalb verbergen Sie es aber?"

„Diese Frage ist sehr — sonderbar."

„Entschuldigen Sie dieselbe, Sennora, ich komme von den balearischen Inseln und bin erst ein paar Tage in Madrid."

„Dann muß ich allerdings Ihr Erstaunen entschuldigen. Erfahren Sie denn, daß ich diese sammtene Scheidemauer zwischen mir und der Welt nur aus gewichtigen Gründen geschlossen halte."

„Es müssen höchst wichtige Gründe sein, welche eine so junge Dame bewegen konnten, in der Blüte der Jahre, in denen die Blumen der Freude hervorsprießen, der Heiterkeit, dem Glück und der Liebe zu entsagen."

„Der Liebe!" wiederholte die junge Dame mechanisch.

„Natürlich — der Liebe. Die Liebe muß das Lächeln einer

Dame hervorbringen und — wie ich hörte — sollen Sie, Sennora, noch niemals gelächelt haben."

„Leider — niemals."

„Und wollen Sie denn ewig derart leben!?" rief der junge Mann feurig. „Werden Sie sich niemals vermälen?"

„Schwerlich, denn — wer wird eine maskirte Frau lieben, wer wird dieselbe ehelichen wollen, da sie ihre Gesichtszüge wie eine Verbrecherin verbirgt?"

„Oh, Sennora, Ihre Schlußfolgerung ist eine unrichtige. Sie besitzen die feine Anziehungskraft des Geistes, die zarte Intelligenz des Liebreizes, die keuschen Empfindungen des Herzens; mit diesen Schätzen kann sich eine Dame immerhin über den Mangel der Schönheit hinaussetzen."

„Ja," sagte Luisa, ihre blütenweiße Hand auf den Arm ihres Befragers legend, „wie aber — wenn die Dame häßlich wäre? Ich meine, nicht etwa blos jene Häßlichkeit besäße, welche nur aus der Unregelmäßigkeit der Züge besteht, sondern — widerlich, abschreckend!"

„Oh, das ist nicht möglich!" schrie Don Juan de Ortega.

„Und doch ist es so," erwiderte Donna Luisa, mit der Hand nach ihrer Maske greifend, wie um sich zu überzeugen, daß selbe fest schließe.

„Sennora, das ist kaum glaublich!"

„Haben Sie denn niemals unter den, von der menschlichen Gesellschaft verlassenen Ständen, unter den Bettlern, Vagabunden, in den schmutzigen, düsteren Straßenwinkeln, hinter den schwarzen Eisengittern der Gefängnisse, bleiche Gesichter blicken sehen, fahl, hager und monströs? Mit triefenden Schielaugen, nervös verzogenem Munde, langen gelben Zähnen, wie diejenigen eines wilden Thieres? Mit einem Worte Gesichter, wie man den hungerigen Vampyr malt?"

„Freilich, wohl bietet sich uns öfter ein solcher Anblick."

„Nun denn; wenn ich seit Jahren die Analyse meiner Züge, meines Teints, die Muskelbewegung meines Gesichtes der öffentlichen Musterung und dem allgemeinen Abscheu entzog, so geschah dies aus dem Grunde, weil ich wußte, daß meine monströse Häßlichkeit mit jener dieser elenden Geschöpfe, die man zeitweilig begegnet, nicht zu vergleichen sei."

„Ach, sollte das wohl möglich sein?"

„Es ist wirklich so."

„Ach, Sennora, wie dem auch sei, wie auch Ihr Gesicht aussehen mag, so hatte doch noch keine Frau gefährlichere Waffen, um Liebe einzuflößen, als Sie. Wer wird bei so viel Anmuth des Geistes unempfindlich bleiben?“

Donna Luisa stand bei diesen Worten sichtbar bewegt auf; sie fühlte, welchen gefährlichen Feind sie vor sich habe.

„Wie? Sie wollen uns schon verlassen?“ fragte Don Juan mit einer Stimme, in welche sich das zärtlichste Bedauern mischte. „Und wann werde ich Sie wiedersehen?“

„Mich? Nun, in der großen Welt, das heißt, wenn Sie dort erscheinen.“

„Ich geize nicht nach der Oeffentlichkeit; Sie würden mir eine beglückende Ehre erzeigen, wenn ich Ihnen meine Verehrung in Ihrer Behausung darbringen dürfte.“

„Wozu das? Huldigungen, welche man einer verschleierten Frau bezeigt, sind Gebete vor einer Nische, in der kein Heiligenbild steht — übrigens, wenn Sie den Muth haben, die Langeweile meines Salons zu ertragen, so werde ich mich geehrt fühlen, Sie zu empfangen.“

Darauf machte Donna Luisa eine tiefe Verbeugung und verschwand zwischen dem Gewoge der Tanzenden.

Nach dem Balle konnte sich Don Juan de Ortega eines süßen schwärmerischen Gefühles nicht erwehren; immer dachte er an die Dame in der Sammtmaske, an ihre zauberhafte Stimme, an die edlen Bewegungen, an die geistvolle Sprache; Wuchs, Haltung, Hand und Hals von bewunderungswürdiger Weiße und Zartheit, alles dies zusammen genommen, ließ es als undenkbar erscheinen, daß die Larve häßliche oder gar abschreckende Züge berge und — der nachtheiligen Gerüchte, welche in Madrid über die Dame verbreitet waren, ungeachtet — gestand es sich Don Juan selbst, daß er in sie verliebt sei.

Am nächsten Morgen vertraute er seinen Herzenskummer seinem besten Freunde, dem Conte de Pedrorena, noch heute einer der ersten Elegants von Madrid.

„Wie kannst Du,“ entgegnete Don José, „an Luisa denken, sie soll häßlich sein und Furcht einflößen.“

„Wer hat sie gesehen, um das so fest zu behaupten?“

„Wohl Niemand, aber die Sage ist glaubwürdig, denn — warum trägt sie eine Larve? Und dann — ihre Gewohnheiten riechen

ja auf Meilenweite nach dem Schwefelpfuhle; so weiß man von ihr, daß sie jährlich am dreizehnten Jänner mysteriöse Ceremonien begeht."

„In der That, man erzählte mir davon."

„Wirst Du auch dieses Geheimniß nach deiner Verheiratung muthig ertragen? Uebrigens handle nach deinem Belieben, edler Paladin, geschieht Dir dann ein Unglück, so ist nur dein eigener Eigensinn daran schuld."

Der dreizehnte Jänner kam heran. Don Juan war fest entschlossen, ehe er in seiner Leidenschaft für die maskirte Dame weiter gehe, sich thatsächlich zu überzeugen, ob die Gerüchte wahr seien, welche im Umlaufe waren. Vertraut mit den Lokalitäten, die er öfter besucht hatte, bewaffnet mit einem Dolche, den er in seiner Brusttasche verborgen trug, drang er über ein nachbarliches Dach in Luisa's Wohnung ein, indem er mittelst eines Diamanten die Scheiben der Fenster öffnete.

Schon seit langen Stunden herrschte im Hôtel das größte Schweigen, welches nur durch das Ab- und Zugehen der Dame unterbrochen wurde.

Don Juan verbarg sich in der Fensternische des Zimmers, in welchem sich Luisa für gewöhnlich aufhielt und erwartete mit größter Aufmerksamkeit, was nun erfolgen würde.

Donna Luisa erschien bald darauf. Sie kniete ehrfurchtsvoll nieder, machte das Kreuzeszeichen und betete leise; dann stand sie vom Boden auf, öffnete einen Schrank, den der junge Mann bisher nicht bemerkt hatte, und zog aus demselben Männerkleider hervor, die mit Blut befleckt waren.

Die Sammetmaske blieb stets auf Luisa's Gesichte. Sie nahm eine devote Stellung ein und sprach laut:

„Ihr Unglücklichen, die Ihr als Opfer der Eifersucht gefallen seid, Ihr, welche Ihr eure Herzen von derselben Flamme verzehren ließet und welche Ihr für dieselbe Schönheit ergriffen waret; Ihr, welche meine Mutter nicht zu eurem blutigen Streite angeeifert hatte, ist es Euch zur Sühnung genügend, daß die häßliche Tochter die Reize der Mutter, welche ihr das Leben gab, vergessen mache?"

Don Juan hielt den Athem an, um kein Wort des Monologes zu verlieren.

„Schönheit, unheilvolle Schönheit meiner Mutter!" fuhr Luisa fort, „Schönheit, welche einem lächerlichen Liebhaber, einem eifersüchtigen

Gatten das Leben kostete! Du wirst durch mein häßliches Gesicht, dem jeder Frauenreiz mangelt, gebüßt. — So erfülle ich den Wunsch der Verstorbenen."

Kaum waren diese Worte von ihren Lippen, als Don Juan seinen Hut fallen ließ.

Die maskirte Dame stieß einen Schrei aus.

„Oh, Vergebung — Vergebung!" rief Don Juan, „aber — ich liebe Sie."

„Was wollten Sie hier, mein Herr?" fragte Luisa, nachdem sie sich erholt hatte.

„Was ich hier will? — Ich bitte Sie um Ihre Hand."

Die junge Dame erbebte.

„Meine Hand?" rief sie. „Ich soll Ihre Frau werden? Aber — meine Häßlichkeit?"

„Was liegt daran?" war Don Juan's Antwort. „Ich liebe an Ihnen keineswegs die Frauenschönheit, sondern die Schätze Ihres Gemüthes und Ihres Geistes, Ihr vortreffliches Herz."

„Da Sie denn Alles gehört haben, so mögen Sie auch die Ursache meiner jährlichen Absperrung am dreizehnten Jänner erfahren. Meine Mutter Eliza war die Gattin des Generalkapitäns und Gouverneurs der Havanna, Don Manuel de Guesta, und ihre Schönheit erregte allgemeine Bewunderung. Eines Abends jedoch überschritt der Enthusiasmus eines ihrer Verehrer, des Marquis von Cevallos, alle Schranken. Am andern Morgen fand zwischen meinem Vater und dem Beleidiger ein Duell statt, dem in Folge eines unglückseligen Geschickes Beide zum Opfer fielen. Meine Mutter war aus Gram über dieses entsetzliche Ereigniß krank geworden und lange Zeit schwebte sie am Rande des Grabes. Ihre Genesung gab mir das Leben. Als ich heranwuchs, sprach sie zu mir: „Theures Kind, die physische Schönheit, wie die Häßlichkeit eines Weibes sind traurige Erbgüter der Natur. Wäre ich weniger schön gewesen, würde mein Gatte an mir nur den Geist und die moralischen Eigenschaften geliebt haben, er wäre daher weder eifersüchtig noch ungerecht gewesen. — Wenn Du, mein liebes Kind, deine Häßlichkeit verbirgst, wer weiß, ob dann nicht ein Mal ein Mann deine geistigen Eigenschaften lieben wird, wer weiß ob er sich nicht über deine körperlichen Unvollkommenheiten hinaussetzen wird. Niemals soll deshalb dein Gesicht das Hinderniß zu deinem Glücke bilden." — Und seit dem Augenblicke trage ich die schwarze Sammet-

maske. Nun schwören Sie mir, daß Sie diese Larve berücksichtigen werden und — ich will Ihre Frau werden."

Don Juan trat zu einem herrlichen geschnitzten Christusbilde von der Meisterhand des berühmten Bildhauers Calixo *) und sprach:

„Bei dem heiligen Erlöser schwöre ich, meinem Gelübde treu zu bleiben, welches Sie von mir fordern und das ich hiermit leiste, so sonderbar es mir auch erscheint, und ich werde es niemals brechen, selbst in meiner Todesstunde nicht."

Donna Luisa sandte einen Blitz aus ihren Augen, in welchem eine Welt von Glück lag, ihr Busen wogte heftig; sie reichte dem jungen Mann die Hand und sagte:

„Gehen Sie, bestellen Sie die Hochzeit."

Im nächsten Monate, Mitte des spanischen Karnevals, fand die Vermälung der Donna Luisa de Guesta mit Don Juan de Ortega, statt. In der Kirche unserer lieben Frau hatte sich eine zahllose Menschenmenge eingefunden, um die Braut zu sehen, welche ein weißes Atlaskleid und eine schwarze Sammetmaske trug. Von dem glücklichen Bräutigame waren die ersten Familien der Hauptstadt geladen worden, die Alameda's, los Rios, Noguerela's, Estrada's, und wie sie alle heißen, aus denen die Königin Isabella die Würdenträger des Reiches gewählt hatte, und, da die Vermälung im Karneval stattfand, schloß das Fest ein glänzender Kostümeball. Noch um Mitternacht waren alle Säle des Hôtels Ortega überfüllt und die Geladenen strotzten von Gold, Juwelen, Seide und Blumen.

Don Juan hatte den Tanzsaal verlassen, um einige Aufträge zu geben; wie erstaunte er jedoch, als er nach seiner Zurückkunft neben seiner Frau, welche ein Kostüme von weißem Moire mit einer Larve aus Utrechtersammt trug, eine ganz ähnliche Gestalt erblickte.

Mit ängstlicher Genauigkeit prüfte er beide Gestalten, aber die Dominos waren so verhüllend, daß er seine geliebte Luisa nicht unterscheiden konnte.

Die letzten Töne des Orchesters waren verklungen und die Gesellschaft verschwunden; Don Juan blieb kalt, schweigsam, unbeweg-

*) Ein herrlicher Kunstschatz desselben Meisters, ebenfalls ein Christus am Kreuz, befindet sich in der Lazzaristenkirche, nächst der Mariahilferlinie, zu Wien.

sich, mit den beiden sich so ähnlichen Gestalten zurück, die Marmorstatuen glichen, welche ewiges Stillschweigen beobachten. Er wollte die Händchen, die niedlichen Füßchen sehen, allein erstere waren behandschuht, letztere bargen sich unter den langen Roben.

„Oh," rief er aus, „welche von Beiden ist meine Luisa!? Wie grausam ist der Scherz, dem ich zum Opfer werde!"

Aber die beiden Masken bewegten sich nicht.

„Mein Gott, mein Gott!" fuhr Don Juan fort, „welche von Euch ist denn mein Weib!? Antwortet, und foltert mich nicht länger."

Vergebens faltete er die Hände — es bewegte sich keine der Verhüllten.

„Nun," sagte Don Juan, „was auch meine Bestimmung sein mag, ich werde meinen Schwur nicht brechen; wohl könnte ich eure Larven lichten und dann würde ich mein Weib erkennen, aber es behüte mich der Himmel vor einer solchen Gewaltthat; mir werden eure Gesichter geheiligt bleiben, ich will Euch nur folgen, um Euch zu schützen!"

Jetzt machten ihm die beiden Masken zugleich ein Zeichen, ihnen zu folgen und verließen den Saal. An der Eingangshalle stand ein Wagen, in welchen sie einstiegen. Don Juan folgte. Die Equipage hielt am Hôtel Guesta stille.

Alle Drei traten nun in den von tausend Wachslichtern erleuchteten Saal, in welchem die ganze Dienerschaft in ehrfurchtsvoller Stellung, in glänzender Livree, getheilt in zwei Reihen, versammelt war.

Der älteste Diener, der Majordomo, trat auf den neuen Gebieter zu und sagte nachdrücklich und feierlich zu Don Juan:

„Gnädiger Herr, meine edle Gebieterin ist für immer der Gaben der Schönheit beraubt; da ihr edler Gemal sie nicht an den Gesichtszügen erkennen kann und darf, so wünscht sie, daß er sie durch die geheime Stimme der Sympathie erkennen möge. Es wird gewiß der Instinkt des Herzens den Gatten richtig leiten. Indem Don Juan de Ortega zwischen diesen beiden Frauen eine Wahl trifft, hat die Ehe weiter kein Hinderniß, denn Donna Luisa ist ihrer Macht sicher. Sollte sich der edle Sennor indeß irren, werden sich die Gatten trennen, denn meine Gebieterin wird daraus ersehen, daß nichts auf der Erde die persönlichen Reize zu ersetzen vermag."

Nachdem er diese Worte gesprochen, schwieg er, und bezeichnete die beiden verhüllten Gestalten mit den Fingern.

Don Juan betrachtete nun die Damen aufmerksam. Kein Unterschied zeigte sich, dieselben Formen, derselbe Stoff der Verhüllung, der Maske, es war die ängstlichste Genauigkeit eingehalten worden.

„Gütiger Himmel!“ rief er, „stehe mir bei!“

Da — plötzlich bemerkte er, daß sich die Falten des einen Dominos mehr hoben, ersichtlich kämpfte unter der Umhüllung eine stürmisch bewegte Brust. Je mehr er zauderte — und er that dies absichtlich — desto mehr nahm das reizende Gewoge zu, was nur dem Scharfblicke eines Geliebten auffallen konnte.

Von einem unwiderstehlichen Gefühle geleitet, näherte sich Don Juan dieser Gestalt.

„Du bist mein angebetetes Weib, meine Luisa!“ rief er aus.

Im selben Augenblicke öffnete die nichtbezeichnete Dame die Larve und man erkannte in ihr eines der reizendsten Landmädchen der spanischen Campagna.

Es hatte der Gatte richtig gerathen, die Liebe hatte ihre Zauberkraft bewährt.

Don Juan küßte seiner Gattin zärtlich die Hand und sagte:

„Künftig werde ich meine Frau nur an ihrer Herzensgüte, an ihrem Geiste, überhaupt an ihren moralischen Eigenschaften erkennen.“

„Der letzte Wille meiner seligen Mutter ist erfüllt,“ sprach Donna Luisa. „Sie wollte, man möge mich wegen meiner Seele, nicht wegen meiner Hülle lieben.“

„Oh,“ rief Don Juan, „deine Seele ist himmlisch schön!“

„Wer weiß, ob sie Dir die Kraft verleihen wird, meine Häßlichkeit zu ertragen?“

„Daran ist kein Zweifel.“

„Nun, wir wollen sehen. Nimm die Maske weg, wenn Du den Muth dazu hast.“

Mit bebenden Händen löste Don Juan die Bänder und ließ die Larve fallen, welche ihm bisher das Antlitz der Gattin entzogen hatte.

„O ewiger Gott!“ schrie er, in die Kniee sinkend.

Denke man sich einen lächelnden Himmel, nach einer Gewitternacht, eine duftende Rose, die der Knospe entsteigt, einen glänzenden Diamant, der aus dem Schachte befreit wird, und man hat einen schwachen Begriff von der anbetungswürdigen Schönheit der jungen Frau.

Als sie mit beiden Armen den Gatten umschlang und ihre Physiognomie mit dem reizendsten Ausdrucke ihn anlächelte, rief Don Juan in unnennbarem Entzücken aus:

„Oh, Du mein holder, süßer Engel, wie schön Du bist, wie so reizend dein Lächeln ist!“

„Mein Geliebter,“ erwiderte Donna Luisa, „sei nachsichtig mit mir, ich will es später schon noch besser machen, vergiß nicht, daß dies mein erstes Lächeln ist!“

Die Todes-Erbschaft.

I.

Die Erbfeinde.

Der junge Marquis Heinrich von Foudras war seiner Zeit einer der schönsten Männer Frankreichs, seine Siege über die Herzen der Frauen galten für sehr zahlreich, indeß blieb er selbst frei von Liebe und es hieß, er sehne sich gewiß nach tieferen Gefühlen, als jenen, welche rasche Eroberungen von Koketten zu bieten vermögen.

Heinrich von Foudras hatte auf den großen Besitzungen, die sein Vater in Nivernais besaß, eine einfache strenge Erziehung genossen, sich dann an den Hof begeben, ein Regiment erhalten, und erschien seitdem nur selten und auf kürzeste Zeit am heimatlichen Herde. So erreichte er sein dreißigstes Lebensjahr und dachte nun alles Ernstes daran zu heiraten, einestheils um seinem Herzensdrange zu genügen, anderntheils um seinem greisen Vater einen Erben seines Namens zu geben. Zu jener Zeit geschah es, daß er nach Nivernais zu seinem sterbenden Vater beschieden wurde, aber, kaum dort angelangt, besserte sich der Zustand des Kranken, und der junge Marquis verweilte noch einige Zeit auf dessen Besitzungen, woselbst er in den herrlichen Wäldern das Vergnügen der Jagd ausgiebig pflegte.

Eines Tages hörte er plötzlich in seiner Nähe den durchdringenden Schrei einer weiblichen Stimme. Im Galopp der Richtung des Schalles folgend, kam er bald an eine Lichtung und bemerkte, daß eine junge Dame auf scheuem Pferde mit entsetzlicher Schnelligkeit dahergebraust kam. Zwei Diener folgten ihr in einiger Entfernung, ließen kräftige Hilferufe hören — welche nebenbeigesagt das flüchtige Pferd noch mehr anfeuerten — und strengten sich vergeblich an, die Gebieterin zu erreichen.

Marquis Foudras sprang von seinem Pferde, brach durch das Gestrüpp hinaus auf den Weg und, als das scheue Thier an ihm vorbeirannte, griff er mit aller Kraft in den Zügel. Wohl bäumte sich das Pferd, aber es gehorchte sogleich der Eisenfaust seines Besiegers, die Dame glitt aus dem Sattel und fiel ohnmächtig in die Arme ihres Retters, der sie nun mit Aufmerksamkeit betrachtete, wobei er ihr alle mögliche Hilfe zu leisten suchte.

Das Fräulein schien kaum fünfzehn Jahre alt, hatte ein lilienzartes Gesicht, schwarzes prächtiges Haar und die dunklen Wimpern ihrer geschlossenen Augen stachen schön von ihren blassen Wangen ab. Daß sie hohen Rang bekleide, wiesen ihre reichen Kleider und ein silbernes Wappen, das sich auf deren Reitpeitsche befand. Er konnte es nicht entziffern, da im selben Augenblicke die Bedienten anlangten.

Der Eine von ihnen, ein ehrwürdiger Greis, sprang von seinem Pferde, ergriff die Hand des jungen Mannes und, selbe küssend, sagte er:

„Tausend Dank, Herr Marquis, daß Sie uns das Leben dieses lieben Kindes erhalten haben!“

„Wie? Sie kennen mich?“ fragte Heinrich überrascht.

„Ich habe allerdings die Ehre den Herrn Marquis zu kennen; ist doch der Herzog, Ihr Herr Vater, unser Nachbar.“

„Und der Name Ihres Herrn ist?“

„Graf von Frémy.“

Der junge Marquis warf den Kopf stolz zurück und rief aus:

„Demzufolge ist dieses Fräulein......“

„Fräulein Hortense, das einzige Kind des Herrn Grafen.“

„Ich hoffe,“ sagte der junge Mann, im Begriffe sich zu entfernen, „daß der Unfall keine weiteren Folgen für die Dame haben wird und bitte, dem Fräulein meine Theilnahme zu melden.“

„Oh, mein Herr," rief der alte Diener, „Sie wollen uns doch nicht schon verlassen?"

„Warum sollte ich denn bleiben?"

Und neuerdings versuchte er sich zu entfernen. Dieses sein auffallendes Benehmen muß seine Erklärung darin finden, daß die Herzoge von Foudras und die Grafen von Frémy durch einen Haß, der sich in ihren Geschlechtern seit Jahrhunderten fortgepflanzt und zahlreiche blutige Thaten hervorgebracht hatte, von einander geschieden waren. Auch der junge Marquis war in solchen feindseligen Gefühlen erzogen worden, was hinlänglich den Grund erklärt, warum er bestrebt war, sich zu entfernen.

Und dennoch blieb er, denn — eben als er sich in den Sattel schwingen wollte — öffnete Hortense unter einem tiefen Seufzer ihre himmlischen Augen. Sie erröthete, als sie den jungen Fremdling bemerkte, konnte sich aber trotz versuchter Anstrengung nicht erheben.

Wie von einer innern Macht getrieben, näherte sich der Marquis dem reizenden Mädchen, welches durch ihre Diener von der Gefahr unterrichtet worden war, wie auch die Hilfe des Fremden erfahren hatte.

„Ich danke Ihnen tausendmal, mein Herr," lispelte sie mit freundlichem Lächeln. „Ich danke Ihnen — mein Tod wäre von meinem armen Vater sehr beweint worden."

Der Marquis ergriff die kleine weiße Hand seiner Erbfeindin und drückte sie so lebhaft an seine Lippen, daß sie dieselbe unter einem Ausrufe der Ueberraschung schnell zurückzog.

„Mein Herr," fuhr Hortense fort, „Sie retteten mir das Leben, ohne Sie würde ich diese grünen Auen, den freundlichen Strahl der Sonne nicht mehr sehen — ach, sagen Sie mir doch Ihren Namen, damit ich ihn meinem Vater nennen kann und wir denselben für ewig im Gedächtnisse behalten."

Eine Weile heftete der Marquis sein plötzlich traurig gewordenes Auge auf das schöne Antlitz der durch ihn Geretteten. Wie ein Blitz durchzuckte ihn die Seltsamkeit dieses Zusammentreffens; er fühlte, daß ihn noch nie in der Nähe eines Weibes eine derartige Empfindung beschlichen habe, daß aber zwischen ihm und ihr, wenngleich sie sich an Rang und Vermögen ebenbürtig waren, dennoch ein unübersteiglicher Abgrund: die Erbschaft eines jahrhundertlangen Hasses bestand.

Wie verwünschte er jetzt den Namen, auf den er so stolz war, denn er fühlte wohl, daß er jetzt schon sein zerstörtes Lebensglück und seine verlorene Liebe zu beklagen habe.

Während eine derartige Fluth von Gedanken sein Gehirn durchkreuzte, wartete Hortense mit Spannung auf den Namen ihres Retters und dieser murmelte ihn endlich mehr zwischen den Zähnen, als daß er ihn deutlich aussprach, das Mädchen dabei furchtsam anblickend, um die Wirkung desselben zu erproben.

„Marquis von Foudras!“ murmelte Hortense sichtbar erbleichend.

Der Marquis bestieg sein unruhiges Roß, grüßte sehr höflich die Dame und ritt, wie vom Sturm getragen, davon.

Lange sah ihm Hortense gedankenvoll nach und erst die Frage des alten Dieners, ob sie nicht heimreiten wolle, schreckte sie aus ihrer Träumerei empor.

„Mein Feind, er?“ lispelte sie. „Oh nein, das ist unmöglich!“

Sie befahl ihren Dienern, sowohl über den Unfall, als über die Begegnung mit dem Marquis zu schweigen, da sie — wie sie vorgab — ihren Vater nicht erschrecken wolle, und gab dann das Zeichen zur Rückkehr.

Während der, auf dieses Abenteuer folgenden Nacht kämpften abwechselnd Familienhaß und Liebe in dem Herzen des jungen Marquis einen schweren Kampf. Anfangs dachte er daran, Frankreich zu verlassen und in ferne Gegenden zu entfliehen, wenn auch seine Schmerzen niemals enden sollten, dann wieder faßte er den Entschluß, sich zu den Füßen seiner holden Erbfeindin zu werfen, ihr seine plötzliche glühende Leidenschaft zu bekennen und sie um Gegenliebe anzuflehen. Erst als der Morgen anbrach und das Tageslicht in seine übernächtigen Augen fiel, erst da wurde er ruhiger, seine Blicke trafen die Bildnisse seiner herzoglichen Ahnen, welche im fahlen Lichte der Morgendämmerung aus ihren altersgeschwärzten Rahmen drohend auf ihn herabzublicken schienen, und da kam es ihm vor, als verschwinde seine unbesonnene Leidenschaft mit dem nächtlichen Dunkel und er sagte bei sich selbst:

„Thor, der ich war! wie konnte ich jemals die Feinde meines Namens lieben wollen!“

Er vermeinte, nun sei eine erschreckliche Last von seiner Seele abgewälzt. Darin täuschte sich jedoch Heinrich von Foudras.

Als der Abend erschien, bestieg der junge Marquis sein Pferd und eilte allein, ohne Jagdgefolge, an jene Stelle, wo er gestern die liebliche Erbfeindin erblickt hatte. Wie erfreut und beglückt war er als er die junge Dame wirklich wieder dort erblickte. Auf dem Rasen sitzend, zerpflückte sie mit ihren weißen, feinen Händen eine wilde Blume, wobei sie zerstreut umherblickte. In einiger Entfernung hielt der alte ehrwürdige Diener des Hauses Frémy mit zwei Pferden.

Als Heinrich das Mädchen erblickte, lenkte er vom Wege ab in das Dickicht und verbarg daselbst sein Pferd. Dann schlüpfte er unbemerkt und geräuschlos durch die Baumgruppen und das Laubwerk bis in die Nähe der Dame von Frémy, die er bleich und leidend aussehend, aber durch diesen Ausdruck des Schmerzes noch reizender fand. Er ahnte, daß dieser Kummer ihm gelte, daß er geliebt sei, und in der Freude seiner Empfindung dachte er nicht daran, welches Elend diese Leidenschaft über Beide herabschwören könne.

Er betrachtete mit Entzücken das Mädchen, verhielt sich aber schweigsam, denn die Liebe machte ihn befangen und schüchtern. Er näherte sich der Dame nicht und stand wie ein blöder Schäfer verstummt in seinem Verstecke, wartend, bis sich Hortense entfernt hatte.

So vergingen mehrere Wochen, während welchen der Marquis die junge Gräfin belauschte, wenn sie der Drang ihres Herzens nach jenem Orte trieb, wo sie Heinrich zuerst erblickt hatte. Dieser letztere dagegen schlich auch manchmal Abends verkleidet in den Park von Frémy und kehrte beglückt und hoffnungsvoll zurück, wenn er durch die schattigen Gänge ein weißes Kleid schimmern sah.

Endlich mußte jedoch der Augenblick kommen, wo diese wachsende Liebe überschäumen und ihr Schweigen brechen mußte. Und so saß eines Tages Hortense am Fuße einer Eiche, die Kronen der weißen Maßliebchen zerpflückend, augenscheinlich um aus denselben die Zukunft herauszulesen. Da der alte Diener sich mit den Pferden entfernt hatte, blieb die junge Dame allein, trübe und in Gedanken versunken.

Von unendlicher Sehnsucht getrieben, trat der Marquis aus seinem Verstecke hervor, was das in süßer Zerstreuung versunkene Mädchen um so weniger bemerkte, als der männliche Tritt auf dem weichen Moose unhörbar war.

Erst als der mit Leidenschaft ausgerufene Name „Hortense“ ihr Ohr traf, blickte sie verwundert auf und stieß beim Anblicke des Marquis einen Schreckensruf aus.

„Sie hier?“ rief sie dann erröthend. „Was könnten Sie mir sagen wollen? Warum kommen Sie?“

„Sie fragen warum?“ antwortete Heinrich von Foudras, tief bewegt durch den zitternden Ton ihrer Stimme. „Ach, ich erscheine ja fast täglich hier, um Sie zu sehen, um Sie in stiller Anbetung zu betrachten . . . . .“

Aber der Marquis konnte den Satz nicht vollenden, da sich Hortense schnell erhoben hatte und ihm mit ihrem Blicke Schweigen gebot.

„Ich kann den Sinn Ihrer Worte errathen, Herr Marquis,“ sagte sie, „deshalb bin ich entschlossen, Sie nicht weiter anzuhören. Ein Kavalier Ihrer Art wird die Bitte eines Mädchens verstehen, welches ihm sagt, daß Ehre und Pflicht seine Entfernung gebieten.“

„Es geschehe wie Sie wünschen, ich werde schweigen und gehen; aber ich möchte nur ein einziges Wort sprechen, von dem das ganze Glück meines künftigen Lebens abhängt.“

„Sprechen Sie.“

Der Marquis sprach nun höchst leidenschaftlich und bewegt:

„Wollen Sie mir erlauben, da Sie jetzt wissen wie sehr ich Sie liebe, daß ich es versuche, die letzten Spuren des unseligen Hasses, welcher unsere Familien auf immer trennt, auszulöschen? Wollen Sie mir dann die Hoffnung geben . . . .“

„Welche Hoffnung?“ unterbrach ihn Hortense.

„Die Hoffnung Ihrer Liebe!“ stammelte der junge Mann.

Zitternd erwiederte Hortense:

„Erfüllen Sie zuerst Ihr Werk der Versöhnung — dann lassen Sie mich durch den Mund meines Vaters Ihnen antworten.“

Welch’ entzückendes Bekenntniß lag in diesen Worten. Es wurde vom Marquis gar wohl verstanden und schon wollte er, trotz des Verbotes, darauf antworten, als die junge Gräfin von Frémy ein kleines Silberpfeifchen an den Mund setzte und demselben einen scharfen, langgezogenen Ton entlockte. Im selben Augenblicke erschien der, durch diesen Ruf aufmerksam gemachte alte Diener mit den Pferden, worauf sich der Marquis tief gegen die Dame von Frémy verneigte und in das Dickicht zurücktrat.

Als er den Blicken Hortensia’s entschwunden war, schaute ihm diese noch eine Weile nach, preßte die beiden Hände an ihr Herz, als

wolle sie dessen ungestümes Pochen beschwichtigen und ein Zug von beseligter Wonne malte sich auf ihrem Antlitze. Kein Zweifel konnte obwalten — sie liebte den jungen Marquis.

II.

Die blutigen Flecken auf dem Stammbaume.

Am folgenden Tage erschien Heinrich in den Gemächern seines Vaters, des Herzogs von Foudras. Er hatte, da er Offizier war, seine Paradeuniform angelegt, als wenn er bei Hofe erschiene. Nachdem ihn einer der Diener des Vorgemaches beim Vater angemeldet hatte, wurde Heinrich bei demselben eingelassen.

Das Boudoir des Herzogs war ein schönes Gemach von ovaler Form, die Wände zeigten sich bekleidet mit Tapeten von gepreßtem Leder, und an der kuppelförmig aufsteigenden Decke befanden sich werthvolle Frescobilder. An einem der Wandfelder war ein Familienstammbaum, auf Pergament sauber gemalt und kostbar eingerahmt, befindlich, ringsherum hingen Ahnenbilder, welche die Herzogskrone und eine Verzierung von doppelten Wappenschildern trugen.

In einem reich gepolsterten Lehnstuhle saß der greise Herzog von Foudras, dessen hagere Gestalt und welke Glieder in den Falten eines kostbaren Schlafrockes tief begraben waren. Seine Züge wiesen, trotz des Umstandes, daß er sehr altersschwach und durch den Vollgenuß seines Lebens herabgekommen war, dennoch eine hoheitsvolle Würde, und der kahle, glänzende Schädel deutete unbeugsame Festigkeit an; die schneeweißen Augenbrauen waren noch immer buschig und machten seinen Blick scharf und drohend. Die Augen glänzten jedoch, fast jugendlich, wie glühende Kohlen aus dem bleichen, von Runzeln durchfurchten Angesichte hervor.

Als sich der Marquis seinem Vater genähert hatte, ergriff er dessen Hand und zog selbe mit zeremonieller Höflichkeit an seine Lippen.

„Guten Morgen, mein Sohn,“ sagte der Herzog. „Es freut mich Dich zu sehen. Aber was bedeutet heute diese Uniform? Steht etwa dein Regiment an den Thoren meines Schlosses und beabsichtigst Du Dich an dessen Spitze zu stellen?“

„Nein, nein, mein Vater!“ erwiderte gezwungen lächelnd der Marquis. „Da ich jedoch zu Ihnen in einer wichtigen Angelegenheit

komme, so vermeinte ich auch die äußere Form der Höflichkeit beobachten zu müssen."

„Daran thust Du sehr wohl!" rief der Greis erfreut. „Wenigstens gehörst Du nicht zu jenen undankbaren Söhnen, die sich der väterlichen Macht entziehen, sobald sie Männer geworden sind. Nun, sage mir, um was es sich handelt."

„Um mein Lebensglück, Vater."

„Um dein Glück? Was fehlt Dir zu deinem Lebensglücke? Bist Du nicht jung, reich, wirst Du nicht nach meinem Tode Herzog von Foudras, stehst Du nicht bei Hofe in Gunst?"

„Allerdings alles dieses, mein Vater. Nichtsdestoweniger mangelt dennoch etwas zu meinem Glücke. Hören Sie mich an, Vater. Ich bin der flüchtigen Liebschaften müde ...."

„Oh!" rief der Herzog sehr erstaunt. „Mein Sohn, dann machst Du mir wenig Ehre; in deinem Alter hatte ich eine kräftigere Natur."

„Ganz wohl, mein Vater. Aber ich sehne mich bereits darnach, das Glück des Familienlebens, die Süßigkeiten treuer Liebe kennen zu lernen, mit einem Worte — ich möchte heiraten."

„Auch nicht so übel, dieser Gedanke. Es würde mich sogar freuen, unserem Stammbaume einen neuen Zweig entsprießen zu sehen. Du hast es übrigens leicht, eine Gemalin zu finden, denn es werden alle Erbinnen Frankreichs darauf stolz sein, meinen Namen zu führen —"

„Ganz gewiß. Aber, mein Vater, wenn es Ihnen etwa nicht — gefiele, mir diejenige, die ich liebe, als Gattin zu gewähren?"

„Das ist unmöglich. Ich bin fest überzeugt, daß mein Blut, welches in deinen Adern fließt, keine Mißheirat zuläßt. Aber daß Du liebst, das ist mir etwas ganz Neues."

„Oh, mein Vater," rief der Marquis lebhaft, „ich liebe heiß und innig, für mein ganzes Leben."

Herzog Foudras, der Libertin, blickte seinen Sohn mit spöttischem, ungläubigem Lächeln an. Dann sagte er langsam:

„Für dein ganzes Leben? Nun, ich wäre begierig diese holde Schäferin kennen zu lernen. Wer ist sie denn? — Ah, Du zitterst gar? Du nennst sie nicht?"

„Mein Vater," erwiderte der Marquis, sich mit seinem ganzen Muthe waffnend und so ruhig, als es ihm sein aufgeregtes Innere gestattete, „diejenige, die ich liebe, ist die einzige Tochter eines Grafen."

„Nun, das wäre ja so übel nicht.“

„Deren Vater ist Ihr Nachbar.“

„Wie? Etwa gar Gräfin Clotilde Fleury? Nun, diese Partie hätte meinen vollsten Beifall.“

„Nein — mein Vater — es ist Gräfin — Hortense Frémy.“

Nur mit Beben hatte der Marquis den Namen genannt und war überzeugt, daß nun ein entsetzlicher Zornesausbruch seines Vaters folgen werde. Aber es geschah dies nicht. Ruhig erhob sich der Herzog, wobei er sich auf seinen schweren, goldverzierten Stock stützte, dann ergriff er den Arm seines Sohnes, um ihn an den Stammbaum zu führen, und wies auf das schimmernde Pergament.

„Mein Sohn,“ sagte der Herzog, „Du siehst diese Wappen und Zeichen, Du kennst diese zweigreichen Aeste, welche die Verbindungen unserer Familie bezeichnen?“

„Ich kenne dieselben.“

„Dann ist es mir um so unbegreiflicher, daß Du so wenig mit der Geschichte unseres Hauses bekannt bist. Nun, gleichviel, ob Du sie niemals wußtest oder nur vergessen hast, ich will deinen Gedanken darüber zu Hilfe kommen. Sprich, was kannst Du hier sehen? Ich werde es Dir sagen, da Du schweigst. Es war im Jahre 1542, als sich Ludwig Graf von Frémy, dessen abschreckendes Aeußere der Wildheit seiner Sitten gleichkam, in Fräulein Agathe von Foudras, die „weiße Rose“ beigenannt, verliebte. Er begehrte sie zum Weibe, als aber der Herzog, mein Ahn, ihm seine Tochter versagte, sann Graf Frémy auf Rache. Als der Herzog eines Tages auf die Jagd gezogen war, überfiel Graf Frémy dessen Schloß, welches, da alle Edelleute und Diener dem Herzoge gefolgt waren, dem Haufen seiner Knechte keinen Widerstand leisten konnte, und raubte Agathe, welche er auf seinem Pferde davonführte. Nach einigen Stunden sendete er sie dem Vater — entehrt zurück.“

„Agathe hatte zwei Brüder, von denen einer bereits im Mannesalter stand und, wie Du, Marquis von Foudras genannt wurde. Dieser forderte den Räuber zum Zweikampfe; trotz der gerechten Sache jedoch wurde er von dem Nichtswürdigen erschlagen. Du siehst hier einen rothen Fleck, den ersten dieser Art, und dieser bedeutet den gewaltsamen Tod des Bruders der „weißen Rose.“ — Jahre waren darauf vergangen, Graf Ludwig von Frémy hatte sich vermält und einen Sohn bekommen. Einstweilen war der jüngere Bruder Aga-

thens zum Manne herangereift und er kämpfte gleichfalls mit dem Grafen, war jedoch glücklicher als sein Bruder — er tödtete den Feind. Aber der Haß, welchen die Väter auf die Mitglieder der beiden Familien vererbt hatten, schlummerte nicht. Der Sohn des Grafen Ludwig schlug sich mit einem der Söhne dessen, der seinen Vater getödtet hatte, Robert von Foudras erlag, und so siehst Du den zweiten blutigen Fleck hier im Wappenzeichen des Stammbaumes."

Wir wollen unsere Leser mit der eintönigen Aufzählung aller Rachethaten, welche vom Vater auf den Sohn übergingen und wie eine Todeserbschaft in beiden Familien angesehen wurden, nicht langweilen, genug, der Herzog enthüllte mit belebten Augen, mit fast jugendlich kräftigem Feuer in der Rede, eine lange und unheimliche Geschichte voll unersättlichen Hasses.

Als der Greis geendet hatte, fragte der Marquis mit dem milden Tone engelgleicher Versöhnung:

„Und was verschuldete Hortense von Frémy, was verschuldete ich, wenn wir Beide für die unheilvolle Zwietracht unserer Vorfahren verantwortlich gemacht werden sollen?"

„Wer spricht von Hortense?" rief ungeduldig der Herzog. „Wie darf jetzt, nachdem Du mich gehört hast, ihr Name noch ferner aus deinem Munde kommen!"

„Weil er in meinem Herzen steht."

„So reiße ihn heraus."

„Niemals, mein Vater. Ich muß Dir leider dieses Opfer meiner Liebe verweigern."

„Deine Liebe, Heinrich von Foudras," erwiederte unwillig der Herzog, „ist ebenso schmachvoll als entehrend. Du willst Dich mit Hortense, einer Urenkelin jenes schändlichen Ludwig von Frémy vermälen, willst einen Hochzeitsstrauß pflücken, der zehnmal feucht vom Blute deiner Ahnen ist? Meinst Du etwa durch die Hochzeitslieder den Schrei der Rache und des Hasses zu ersticken, den jeder Mann unseres Geschlechtes ausstößt beim Anblicke eines Nachkommen aus jenem verfluchten Hause?"

„Aber Hortense ist ja schuldlos!" sprach mit flehender Stimme der junge Marquis.

„Schweige!" herrschte der Greis seinem Sohne zu. „Schweige augenblicklich, oder ich bezweifle in Dir das echte Blut meiner Familie. Ich muß und will den Namen, den ich führe, der durch ganze Ge-

nerationen hindurch ruhmvoll erhalten blieb, auch rein und fleckenlos bewahren. Ich gebiete Dir daher im Namen des väterlichen Ansehens und der Ehre unseres Hauses, daß Du dem Plane, welchen Du hegst, für immer entsagst. Du wirst noch heute mein Schloß verlassen, wenn Du nicht Gehorsam leistest, und ich will Dir dann fluchen, so lange ich lebe, Dir noch fluchen im Grabe."

Diese Worte hatte der Herzog mit immer steigender Heftigkeit gesprochen und zuletzt sank er, von wilden Empfindungen überwältigt, in einen Sessel.

Da beugte der edle Heinrich seine Kniee vor dem greisen Vater und, während sein Antlitz die Blässe des Todes überkam, lispelte er:

„Segne mich, mein Vater — ich will gehorchen und gehen."

Die düsteren Züge des Herzogs wurden nun von Freude überstrahlt. Er sagte gerührt:

„Es ist gut, mein Sohn, gehorche und gehe. Ich segne Dich und Gott möge Dich geleiten!"

Dann erhob sich der Marquis und küßte ehrfurchtsvoll seines Vaters Hände. Dann verließ er das Zimmer und in seinem Innersten ertönte es:

„Wenn mich Gott erhört und geleitet, mein Vater, dann erlöst er mich durch einen frühen Tod."

Nach Verlauf von zwei Stunden hatte der Marquis ein Reisekleid angelegt, sein Pferd bestiegen und das Schloß verlassen.

Bevor er sich jedoch aus der Gegend entfernte, sandte er durch einen vertrauten Diener einen Brief an Hortense von Frémy, folgenden Inhalts:

„Mein Fräulein!

Uns trennt ein unerbittliches Schicksal. Ohne Sie wiedergesehen zu haben ziehe ich fort, denn es würde mir ein Wiedersehen den traurigen Muth nehmen, Sie je zu verlassen. Ja, ich ziehe fort, und, ach! — für immer. Doch meine Liebe, mein letzter Gedanke soll nur Ihnen gehören und, hier getrennt, erwarte ich Sie einst im Himmel! Leben Sie wohl, oh noch einmal — leben Sie wohl! — Es ist dies das einzige, trübselige Wörtchen, das mir Kraft gibt, den Tod zu erwarten, ohne ihm selbst entgegen zu gehen! Warum trägt auch unser Stammbaum so blutige Flecken??

Heinrich von Foudras."

Ein Jahr später war die bleiche, schmerzgebeugte Hortense die Gattin des Grafen von Voleil. Heinrich sah die Geliebte nicht wieder.

III.

Ein Wiederfinden ober der Leiter.

Seit den letzterwähnten Ereignissen war ein Vierteljahrhundert in's Meer der Ewigkeit geflossen, als eines Morgens vor dem Hôtel des Herzogs Heinrich von Foudras, dem Erben der Titel und Güter seines verstorbenen Vaters, in der Straße Saint Honoré eine prachtvolle Equipage hielt, dazu bestimmt, den Herrn Herzog auszuführen. Eben wollte er seine Appartements verlassen, als ihm ein Diener einen Brief überreichte, den der Herzog, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die kleine, fast unleserliche Aufschrift geworfen hatte, zerstreut öffnete. Kaum hatte er jedoch die ersten Worte gelesen, so rief er aus: „Ist es möglich!?" was er mehrmals zitternd und in äußerster Bestürzung wiederholte, während sein Auge, wie festgebannt, auf dem ärmlichen Papiere haftete und sein Antlitz eine wahre Todesblässe überflog. Das Schreiben, welches ihn in so stürmische Aufregung versetzte, lautete:

„Herr Herzog! Ich wünschte Sie vor meinem Tode noch einmal zu sehen. Eilen Sie, meine Stunden sind gezählt.

Comtesse Hortense Voleil.

„Unbegreiflich!" murmelte der Herzog, während das Unglücksbillet seinen Händen entsank. „Gräfin Hortense von Voleil, die ich seit so vielen Jahren vergeblich suchte, muß ich wiederfinden — jetzt und — sterbend!"

Er raffte den Brief von der Erde auf und überlas ihn nochmals, verwundert darüber, daß in demselben keine Adresse angegeben sei. Mit Angst und Ungeduld zog er die Glocke, um den eintretenden Diener nach dem Ueberbringer des Schreibens zu fragen. Man entgegnete ihm, es sei ein Bote gewesen, der noch immer auf Antwort warte. Der Herzog gab die Weisung, den Mann hereinzulassen. Es war einer der Kommissionäre an den Straßenecken, wie der Kupferblechschild an seiner Brust nachwies.

„Wer übergab Ihnen diesen Brief?" fragte der Herzog höchst ungeduldig.

„Eine Dame, Monseigneur."

„Und wissen Sie ihren Namen?"

„Nein, den weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß sie in einem Hause wohnt, in welchem ich alle Abende meine Geschäftsrequisiten zur Aufbewahrung zurücklasse und daß ich nicht gerne Aufträge für sie besorge, da die gute Frau zu schlecht zahlt. Sie schuldet mir sogar noch vier Livres und zwei Sous, aber ich möchte mich schon mit der Hälfte begnügen, wenn ich sie nur bekäme."

„Ihr haltet diese Dame für arm?"

„Für grausam arm, Monseigneur, wenngleich der Portier behauptet, sie sei vormals eine sehr reiche und sehr vornehme Frau gewesen. Jetzt freilich ißt sie, wie ich glaube, die allerschmalsten Bissen — versteht sich, wenn sie solche hat."

„Und wo wohnt sie?"

„Rue des Vieux-Augustins, Nummer 47, Monseigneur. Soll ich auf Antwort warten?"

„Nein, denn ich werde selbst zu jener Dame gehen und Ihr sollt mir als Führer dienen. Vorher jedoch nehmt dies für eure Mühe und — daß Ihr es nur wißt — von heute an gebietet die arme Dame über Millionen."

Mit diesen Worten reichte der Herzog dem Boten einen Doppellouisdor, so daß dieser seinen Augen kaum traute und in stumpfsinniger Freude das reiche Geschenk in seiner schwieligen Hand wog und drehte. Der Herzog ging nun hinab, bedeutete dem Kommissionär sich auf den Bock neben den Kutscher zu setzen und der Wagen fuhr rasch davon.

Das Haus, welches die Schreiberin des Briefes bewohnte, war schmal, hoch und von sehr ärmlichem Aussehen; nur zwei elende schlotternde Fenster durchbrachen in jedem Stock das schlecht verklebte und in Spalten auseinander klaffende Mauerwerk. Derartige Stockwerke hatte das Haus sechs an der Zahl.

„Zeigen Sie mir den Weg," sagte der Herzog zu dem Boten.

Der Kommissionär gehorchte und als der Herzog den unsaubern, dunklen Vorgang betrat, welcher in einer Wendeltreppe endete, fühlte er sein Herz ängstlich schlagen. Dieser Gang war von einer widerlich stinkenden Luft erfüllt.

„Ach," dachte der Herzog mit Wehmuth, „also hier lebt jene Frau, welche, ohne die schreckliche Laune des Schicksals die meinige geworden wäre!? Wie konnte das nur so kommen!?"

Der Kommissionär stieg die Wendeltreppe hinan, immer höher und höher; es kam bereits die vierte Treppe und man war noch nicht am Ziele. Von da an wurde die Treppe bei jedem Schritte schmaler und steiler, es schwankten die gebrechlichen Stufen mit den ekligen Kothspuren unter seinen Tritten. Das fette schlüpfrige Seil, welches statt eines Geländers mit emporlief, war durch den langen Gebrauch dünn wie ein Bindfaden geworden.

Immer langsamer folgte der Herzog seinem Führer, bei jedem Schritte stützte er sich an die Mauer, um nicht vor Schwindel, Ekel und Ermüdung herabzufallen.

Da hörte die Treppe plötzlich auf.

„Sind wir schon am Ziele?“ fragte der Herzog.

„Nein, noch nicht.“

„Aber, es scheint mir unmöglich zu sein, noch höher zu steigen.“

„Um Vergebung, gnädigster Herr, leicht ist es nicht, sechs Treppen hinaufzusteigen, unmöglich indessen auch nicht. Belieben, Monseigneur, nur, mir zu folgen.“

Dabei zeigte er auf eine steile, wurmstichige Leiter, welche an der Mauer lehnte und die mit einer halbgeöffneten Fallthüre in Verbindung stand.

„Dorthin ist die Dame aufgeflogen,“ meinte witzig der Kommissionär, indem er die Leiter hinanstieg.

Der Herzog folgte dem Führer und kletterte auf der Leiter nach, bis man in einen Raum gelangte, der mehr einem bloßen Boden, als einer Dachstube glich. Es war eine Art Flur, lang und von einem sehr steilen, fast spitzwinkeligem Dache überragt. Die Zimmerdecke bestand aus Balken und Dachziegeln, der Fußboden aus Ziegelsteinen, welche ganz zertrümmert waren. Von den nackten Wänden lief das Wasser herunter und eine schmale Lucke ohne Fenster ließ dem Regen und Winde mehr Spielraum hereinzudringen, als dem Tageslichte, welches den ekelhaften Raum nur spärlich erhellte.

In einer Mauerecke, auf schlechter Bettstelle, lagen einige zerlumpte Decken, und unter ihnen bewegte sich in Fieberschauern eine menschliche Gestalt.

Der Herzog war an der halbzertrümmerten Thüre stehen geblieben und blickte schaudernd in den ungastlichen Raum, den sein erstauntes Auge eine geraume Weile nicht durchmustern konnte, so düster war es in demselben.

„Meine gute Dame,“ sagte der Kommissionär, durch das Goldstück achtungsvoll gestimmt, „ich bin schon zurück.“

Die Gestalt auf dem elenden Lager versuchte sich aufzurichten, was ihr jedoch in Folge allzugroßer Schwäche nicht gelang, und eine sanfte Stimme, welche im Herzen des Herzogs wehmüthig wiedertönte und alle Zauber der Erinnerung weckte, fragte nun:

„Haben Sie den Herrn gefunden, zu welchem ich Sie schickte?“

„Ja, gute Dame.“

„Und was antwortete derselbe?“

„Nichts — er ist gleich mit mir hergekommen.“

„Hierhergekommen!?“ rief die Dame, mit dem Ausdrucke höchsten Staunens. „Und wo ist er?“

„Hier, Frau Gräfin!“ antwortete der Herzog tief erschüttert und trat hervor.

„Ach!“ rief die Sterbende, „gesegnet sei Gott für dieses Wiedersehen!“

Der Herzog von Foudras trat nun an das Bett und heftete seinen prüfenden Blick auf die Gräfin. Diese war etwa vierzig Jahre alt und schien viel gelitten, viel geweint zu haben; es verriethen ihre bleichen und entstellten Züge, daß sie dem kalten, unerbittlichen Elende tief in's Auge geblickt haben mußte. Dennoch umspielte das verwelkte Antlitz noch immer die einstige strahlende Schönheit Hortense von Frémy's. Ihre schwarzen Haare hatten nichts von ihrer Fülle verloren, die großen Augen, wenn auch geröthet von häufigen Thränen, bewahrten noch immer ihren wahrhaft göttlichen Ausdruck.

„Ja, Herr Herzog,“ nahm Hortense wieder das Wort, „Gott hat Sie mir gesendet . . . Sie, Heinrich, auf den allein ich hienieden noch hoffte.“

Thränen erstickten ihre Stimme, auf einen Wink des Herzogs entfernte sich der Kommissionär und Heinrich von Foudras stand allein in dem elenden Dachstübchen, an dem erbärmlichen Lager, auf welchem die unglückliche Frau ruhte. Er wartete bis sie zuerst sprechen würde, denn er fürchtete, daß seine zitternden Worte tonlos von seinen Lippen verfliegen möchten.

Als ihm nun die Gräfin die Hand reichte, durchbebte ihn ein Schauer, denn dieselbe — einst warm und entzückend — war nun feucht und kalt. Die Gräfin Voleil sammelte jetzt ihre ganze Kraft, athmete tief und hohl, als wolle sie ein wenig Luft und Leben in die

erschöpfte Brust ziehen, sodann begann sie dem Herzoge die lange und traurige Geschichte ihrer Erlebnisse seit dem beiderseitigen Abschiede zu erzählen.

IV.

Das Weib eines Entehrten.

Zu jener Zeit, als sich Hortense von Frémy mit dem Grafen von Voleil vermälte, hatte sie in kindlicher Duldung sich dem strengen Willen ihres Vaters unterworfen, hatte demselben ohne Widerspruch und Klage gehorcht, denn ihrer Brust fehlte jener göttliche Talisman, der dem Unterdrückten Muth, dem Schwachen Kraft verleiht — die Hoffnung. Wohl liebte das arme Mädchen den jungen Marquis von Foudras, aber sie mußte fest überzeugt sein, daß eine Verbindung mit ihm zu den Unmöglichkeiten gehöre, umsomehr als der Geliebte selbst sich im Kampfe gegen die Familienvorurtheile für überwunden erklärt hatte. Nichtsdestoweniger wuchs ihre Liebe im Stillen riesengroß und blieb der süße Traum, welcher ihr so schmerzvolles Leben verschönerte.

Uebrigens war Graf Albert von Voleil ein ganz guter Edelmann, leider nur einer jener schwachen Menschen, welche wie ein Rohr im Winde unausgesetzt zwischen ganz entgegengesetzten Eindrücken schwanken, bis sie zuletzt einem dieser Eindrücke, gleichviel ob derselbe gut oder schlecht sei, mit wahnsinniger Hartnäckigkeit anhängen. Er hatte sich in solcher Weise der Umsturzpartei angeschlossen und war nach Entdeckung des Komplottes genöthigt gewesen, mit seiner Gemalin die Flucht in's Ausland zu ergreifen, wobei seine reichen Güter zurückblieben. Dieser schleunige Wechsel seiner Glückslage beugte ihn tief; er suchte Zerstreuung und ergab sich den rücksichtslosesten Vergnügungen. Da er einige tausend Louisdors in die Verbannung gerettet hatte, sah er sich nur allzubald von einem Schwarm jener gemeinen Späher und Glücksritter umgeben, die sich überall da einfinden, wo es Beute für sie gibt. Sie nannten sich alle Edelleute von seiner Partei, seine Gefährten im Unglück und in der Verbannung, welche Lügen alle der Graf glaubte und ganz entzückt von der Hingebung dieser Betrüger an ihn war. Es war ganz vergeblich, daß ihn seine Gattin vor derlei falschen Freunden warnte, er lachte und tändelte deren Befürchtungen hinweg und schenkte ihren Mahnungen keinerlei Gehör.

So geschah es denn, daß Graf Voleil im Kreise dieser schändlichen Genossen seine Tage und größtentheils auch die Nächte am Spieltische hinbrachte. Er wurde von der launenhaften Glücksgöttin nicht begünstigt und wäre er dies je gewesen, so hätten jene Herren, welche schon früher nur allzuviel und zu lange in den Pariser Spielhöllen ihr Wesen getrieben hatten, durch ihre erworbenen Künste in der „Aufbesserung des Glückes“ — der Franzose bezeichnet derlei nämlich höchst treffend mit dem Ausdrucke: „corriger la fortune“ — schon dafür gesorgt, daß er binnen Kurzem keinen Louisd'or mehr im Sacke behalten hätte. Seine Goldrollen verschwanden daher mit rapider Schnelligkeit, was ihn jedoch nicht verhinderte fortzuspielen.

Eines Abends, als er aus seinem Schubfache Geld hervorholen wollte, um weiter zu spielen, fand er — Nichts mehr; Tags vorher war auch der letzte Louisd'or verschwunden.

Nun war der Graf bettelarm. Er begab sich nichtsdestoweniger zu seinen Gefährten, ohne seine Gattin, welche keinen Bissen Brot im Hause hatte, auch nur eines Blickes zu würdigen. Die Spielgenossen, denen er sein Mißgeschick klagte, zollten ihm tiefstes Bedauern und Mitleid und — da sie Männer vom besten Tone waren — gaben sie ihm (nicht Geld etwa, Gott bewahre!) guten Rath und vortreffliche Lehren, auf welche Art er diese gänzliche Unordnung in seinen Geldverhältnissen beseitigen könne. Was man ihm an die Hand gab und welche Lehren man ihm ertheilte, drückt sich am besten durch den Vers aus:

„Anfangs dumm und ungeschickt
Ist es ihm als Schelm geglückt!“

Freilich wohl empörte sich anfangs das hochadelige Gemüth des Herrn Grafen über die ihm gar bald klar werdenden Vorschläge, allein, da ihn seine würdigen Freunde mit allerhand Sophismen beruhigten, waren seine Bedenken baldigst überwunden.

„Ein guter General,“ sagte ihm das Haupt der Gauner, „bethört auf dem Schlachtfelde durch List und Verschlagenheit den gleichfalls listigen Feind. Er befiehlt dem Glücke, beherrscht den Zufall und ist Sieger. Thut denn der Spieler, wenn er falsch spielt, etwas anderes, als daß er sich die Launen des Glückes unterwirft und durch die Gewißheit des Sieges die gefährlichen Wechselfälle unmöglich macht?“

Und auf derlei Maximen horchte Graf Voleil sehr begierig und nahm sie allmälig selbst an. Er bedachte zuletzt, daß es ganz recht sei, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und Andern das zu nehmen,

was man ihm selbst genommen habe. Von da an übte er sich in den betrügerischen Künsten der Spieler von Fach und erlangte in denselben eine außerordentliche Fertigkeit.

Da ihm sein schlechtes Handwerk einigen Gewinn brachte, so sah sich Hortense bald wieder von einem halben Wohlstande umringt. Wir bemerken hier ausdrücklich, daß sie keinerlei Ahnung von dessen Ursprunge hatte. Das Wohlleben dauerte so lange, bis die Polizei des Ortes, aufmerksam gemacht durch die Klagen einiger jungen vornehmen Leute, welche man arg ausgeplündert hatte, jene Spielhölle, in welcher der Graf nebst Konsorten ihr Wesen trieben, reinigte und die ganze Genossenschaft — ob adelig oder nicht — gefangen setzte.

Zu diesen Entehrten gehörte auch Graf Albert von Voleil. Man machte ihm den Prozeß und seine adeligen Landsleute errötheten vor Scham, als sie erfuhren, bis zu welcher Gemeinheit einer der Ihrigen herabgesunken war. Graf Voleil wurde zu mehrjährigem Gefängnisse verurtheilt.

Hortense, welche über die Ehrlosigkeit ihres Gatten empört und tief beschämt war, kehrte unter einem falschen Namen nach Frankreich zurück. Sie kam nach Paris und verschaffte sich durch Arbeit ihren Unterhalt. Ihr Vater war arm gestorben und sie selbst viel zu stolz, um das Mitleid der Welt anzuflehen. Arbeitsam, verborgen in einem abgelegenen Stadttheile, es verschmähend den Namen des Grafen von Voleil zu führen, lebte Hortense, wenn auch nicht glücklich, doch ruhig und zufrieden, als ihren größten Schatz den Brief des jungen Marquis von Foudras bewahrend, dessen Bild strahlender als jemals in ihrem Herzen glühte.

So vergingen mehrere Jahre. Da — oh es war ein unheilvoller Tag — da begegnete einst Hortense einem in schmutzige Lumpen gekleideten Mann. Die unglückliche Frau schrie laut auf und sank ohnmächtig nieder — jener Mann, der sie sogleich erkannte, war Graf Voleil. Als sie die Augen aufschlug, lag er vor ihr auf den Knieen und schien sehr zärtlich für ihren Zustand besorgt. Dann geleitete er sie in ihre Wohnung und hier, in dem ärmlichen Stübchen der Handarbeiterin, fand eine erschütternde Scene des Wiedersehens statt. Der Graf bekannte tief zerknirscht sein Unrecht, erwähnte aller Leiden, allen Ungemaches, das er erduldet, schilderte seine endlose Reue und flehte um Verzeihung — er war arm, unglücklich, hilf- und obdachlos.

Mit dem schönen, unerschöpflichen Mitleid, welches Gott in das

Herz des Weibes legte, lauschte Hortense seinen Worten. Sie glaubte, sie verzieh ihm. Und so kehrte ihr Gemal, mit dem sie das Wenige theilte, was sie besaß, zu ihr zurück.

Anfangs schien Alles glücklich enden zu wollen; Graf Voleil bewies eine überströmende Dankbarkeit, er führte nur tugendreiche und salbungsvolle Sprüche im Munde, schien in seinen Sitten geläutert zu sein, verließ nie das Haus und sprach oft davon, wie er Arbeit suchen wolle, um den kleinen Haushalt seiner Gattin zu unterstützen. Aber trotz aller Heuchelei, offenbarte sich in seinen Worten und in seinem Wesen immer noch der alte Schlemmer und es kamen unzweideutige Spuren der Nachwirkung eines früheren unedlen Lebens dann zum Vorscheine.

Ueber solche Anzeichen erschrack die Arme und verweinte oft ihren Schmerz im Stillen. Aus diesem Grunde blieb sie auch, wenngleich sie neuerdings ihr Leben mit dem ihres Gatten vereinigt hatte, doch sehr zurückhaltend gegen denselben und hielt ihn in stolzer Ferne. Trotzdem Hortense ihrem vierzigsten Lebensjahre nahe stand, war sie noch immer sehr schön und diese ihre Schönheit, wenngleich selbe unter den vielerlei Leiden und Entbehrungen etwas gebleicht war, hatte dennoch sehr viel verführerischen Reiz beibehalten. Die keusche Sitte ihres ganzen Wesens, der unaufhörlich blühende Gedanke an ihre einzige Liebe, umwob sie mit einem reizenden Dufte. Es rundeten sich ihre Formen, ihre wie ermüdet herabgesenkten Augenlider gaben ihren Blicken jenes stille, berauschende Schmachten, welches oft den Genuß der Liebe begleitet und die Sehnsucht nach ihr neuerdings entzündet, es glich auch die durchsichtige Bläße ihrer Wangen minder der einer tugendhaften kummervollen Frau, als der eines Weibes, das vor Liebe ermattet niedersinkt. Demzufolge vermochte wohl kein Weib den Wüstling, Grafen Voleil, mehr zu reizen, als eben seine Gattin. Dazu kam noch die Erbitterung, daß sich seine Vergangenheit feindlich zwischen ihn und sie stelle und er beschämt erkennen mußte, er sei ihrer unwerth geworden.

Derlei Gefühle empörten seinen Stolz und es paarte sich mit seiner unsauberen Liebe noch das peinigende Gefühl, daß er von seiner Gattin verachtet werde. So steigerte sich denn seine wüste Leidenschaft bis zur Wuth. Um seine Gattin zu besiegen, bediente er sich jener tausend Künste und Ränke, welche er in seinem früheren wüsten Leben kennen gelernt hatte. Anfangs verstand ihn Hortense gar nicht, dann

aber schwur sie, von den Umarmungen dessen, der ihr Jugend, Zukunft, Glück, mit einem Worte Alles geraubt hatte, frei zu bleiben. Sie stieß ihn empört, voll Abscheu zurück und erklärte ihm, daß sie ihn der Pflicht und des Mitleids halber aufgenommen habe, jedoch eher sterben, als seine Zärtlichkeiten dulden wolle. Der Graf schien auch zu entsagen, gelobte jedoch heimlich, nur eine gute Gelegenheit abzuwarten, um — komme was da wolle — seinen Zweck zu erreichen. Und eine solche Gelegenheit fand sich nur zu bald.

In Hortensens ärmlicher Behausung war ein kleines Gemach für ihren Gemal eingerichtet worden, das früher als Speisezimmer diente. Darin war ein leichtes Tragbett aufgestellt. Die Kommunikation mit dem Schlafzimmer der Gräfin verwehrte ein fester Riegel, den sie nie vergaß, des Nachts vorzuschieben. Mit diesen Umständen bekannt, baute darauf Graf Voleil seinen Plan. Als seine Gemalin einstens das Haus verlassen hatte, löste er mittelst eines Messers die kleinen Schrauben, welche die Einfassungen des Riegels hielten los und ersetzte sie durch Wachs.

Die Nacht brach herein. Hortense, zurückgekehrt, nichts Böses ahnend, verriegelte sich, ihrer Gewohnheit gemäß, in ihrem Zimmer, betete erst zu Gott und entschlief sodann.

Plötzlich wurde sie aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Es schien ihr, als husche ein Schatten in ihr Gemach und lege sich neben sie. Sie glaubte zu träumen. Einstweilen fühlte sie aber, wie sich ein kräftiger Arm um sie schlang, während eine Hand, lose und diebisch, ihr über Wange und Schulter schlich. Sie wollte schreien — ein glühender Athem wehte sie an und heiße, auf ihren Lippen brennende Küsse, erstickten ihre Ausrufe.

Es entspann sich nun ein wilder Kampf, aber dieser ermattete sie immer mehr und endlich wand sie sich in den Armen ihres Gatten, als wie in den Ringen einer ehernen Schlange. Die Verzweiflung gab ihr endlich so viel Kraft, daß sie sich seinen Küssen entringen konnte.

„Zu Hilfe!“ rief sie nun mit durchdringender Stimme.

„Schweig, Unglückliche!“ flüsterte ihr der Graf zu.

„Zu Hilfe!“ schrie sie nochmals.

„Schweige oder ich tödte Dich!“

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!“

Da preßte der Schändliche ihren Hals zusammen und der letzte Schrei der Unglücklichen erstarb in einem dumpfen Röcheln.

Zwei lange Stunden vergingen.

Graf Voleil erhob sich jetzt leise von der Seite seiner Frau, von der er nicht wußte, ob sie lebend oder todt sei, zündete eine kleine Lampe an und durchsuchte alle Schränke. Er packte alles zusammen, was ihm von Werth schien, vergaß nicht Hortensen's kleine Ersparnisse, das geringe, mühevoll angeschaffte Silberzeug, halb werthlose Schmucksachen, kurz — nichts entging den diebischen Krallen des Schurken. Sodann schlich er aus dem Hause, in welchem er die heiligste, edelmüthigste Gastfreundschaft, auf so niederträchtige Weise vergolten hatte.

Am nächsten Morgen erwachte Hortense aus tiefer Ohnmacht. Nachdem sie ihre Erinnerungen gesammelt hatte, glaubte sie dem Wahnsinne nahe zu sein und sie dankte dafür dem Schöpfer, daß er sich ihres Unglücks erbarme und ihr wenigstens Vernunft und Gedächtniß raube. Indessen, obgleich das Verbrechen jener Nacht ihren Körper gebrochen hatte, erstarkte dennoch ihr Geist wieder. Ein hitziges Fieber hatte sie befallen und sie schwebte durch zwei Monate am Rande des Grabes.

Da gewahrte sie, daß sie — Mutter werden würde und nun beschloß sie — obwohl sie sich tausendmale nach dem Tode sehnte — für ihr Kind zu leben. Sie litt unendlich, ihre Gesundheit war untergraben und selbst die Arbeit ihr zur Last. Das wenige Geld, das sie besessen, hatte ihr ihr Gatte geraubt, sie verkaufte ihre Möbeln und Kleider und mußte endlich, als ihr nichts mehr blieb, auf jene Bodenkammer flüchten, in welcher sie der Herzog von Foudras zuletzt fand. Schon seit mehreren Wochen war ihr Zustand so leidend, daß sie vom Lager sich nicht erheben konnte und sie verdankte es nur dem Mitleide einiger Nachbarinnen, daß sie überhaupt noch lebte.

Und so wäre die edle Tochter des Grafen von Frémy, das unglückliche Weib des ehrlosen Voleil unter tausend Schmerzen erlegen, wenn nicht eine Eingebung des Himmels ihr zu Hilfe gekommen wäre, als sie nämlich in einem verzweifelten Augenblicke, wo sie ihre ganze Kraft versiegen fühlte und glaubte, es sei besser zu sterben, als so zu leiden und ihr Kind einem Leben voll Kummer zu überliefern, zufällig wieder den Brief des Marquis Heinrich von Foudras in die Hände bekam, welchen sie noch immer, getreu ihrer Liebe, wie ein Heiligthum hüthete.

„Gelobt sei Gott!“ rief sie aus. „Wenigstens ist nun mein Kind gerettet!“

Bis zu diesem Momente war die Erzählung Hortensen's gediehen. Der Herzog hatte ihr mit tiefer Rührung zugehört und ihr durch Händedruck und Thränen angedeutet, wie sehr er ihr Unglück empfinde. Darauf erzählte er auch ihr, wie seine Schicksale gewesen, wie er jeden Tag, jede Stunde der Erinnerung an sie geweiht habe, wie er alle Länder durchsucht, um sie zu finden und wie nur der Glaube, sie sei bereits verstorben, seinen Nachforschungen ein Ziel gesetzt, sein Herz jedoch mit ewiger Trauer erfüllt habe.

Es war ein schönes erhabenes Bild den schon bejahrten vornehmen Herrn über das unsaubere Lager gebeugt zu sehen und ihn zu der auf demselben ruhenden verwelkten Frau von seiner Jugendliebe sprechen hören, zu einer Frau, welche für ihn noch immer schön und lächelnd, wie auf den Fluren ihrer beiderseitigen Heimat, war.

Das herzergreifende Bild unterbrach ein entsetzlicher Schmerzensschrei aus Hortensen's Brust. Der Herzog erkannte die Gefahr des Augenblicks und sendete eilig den Kommissionär, der ihn noch immer am Fuße der Treppe erwartete, um die berühmtesten Aerzte der Stadt herbeizuholen.

Alsbald kamen sie, die düstere Kammer war nun von hilfreichen Menschen beiderlei Geschlechtes erfüllt und nach Verlauf von zwei Stunden hallte der erste Schrei eines neugebornen Kindes durch diese Stätte des Jammers.

Aber die weinende Mutter gab den Säugling nun nicht mehr dem hohläugigen Elende zum Raube, sondern legte es bittend in die Hände der Liebe. Hortense versuchte sich aufzurichten, sie streckte die Arme aus, um die Frucht ihres Leibes segnend zu umfassen — doch eine Schwäche, die sie nicht zu überwältigen vermochte, lähmte ihre Glieder, kalter Schweiß trat auf ihre Stirne, ein leichter Seufzer entfloh ihren halbgeöffneten Lippen und sie sank in die Kissen zurück.

„Leben Sie wohl, mein theurer Freund,“ so flüsterte sie mit brechender Stimme, die Hand des Herzogs ergreifend, „leben Sie wohl und .... auf Wiedersehen! Ich weiß es, Sie werden die Todeserbschaft, die ich Ihnen mit meinem Töchterlein hinterlasse, besser in Ihrem Herzen wahren, als jene, welche unsere beiden Familien seit Jahrhunderten trennte und welche Ursache an unseren Leiden

gewesen. Nochmals, leben Sie wohl, theurer Heinrich, ich empfehle Ihnen meine kleine Hortense!“

Darauf schloßen sich ihre Augen, um sich nicht mehr zu öffnen.

„Sie ist todt!“ sagte einer der Aerzte. „Aber das Kind wird leben.“

Der Herzog befahl nun, einen Priester zu holen, und als der Diener des Herrn erschien, um neben der Leiche die Pflichten seines heiligen Berufes zu erfüllen, da drückte der Herzog seine Lippen auf die Stirne der Entschlummerten und verließ — das Kind im Arme — das Todtenbett.

Heute ist Hortense, die schöne Adoptivtochter des greisen Herzogs von Foudras, die Erbin seines kolossalen Vermögens, Trägerin eines der ersten Namen des neuen Napoleonischen Kaiserreiches, die Gattin eines der ersten Würdenträger am Hofe Napoleon's des Dritten.



Ein Anbeter der Königin Viktoria.

Man schrieb das Jahr 1843.

In Paris, Straße Taitbout Nr. 14, 2. Stock, zwischen fünf und halb sechs, öffnet sich die Thüre, noch bevor der Glockenzug berührt wird, und ein flinker und höflicher Diener nimmt dem Eintretenden mit einer Bereitwilligkeit den Mantel, Hut und Stock ab, welche anzeigt, mit welchem Vergnügen von den Hausbewohnern der Besuch angenommen wird. Beim Durchgang durch ein Vorgemach und einen prunkvoll eingerichteten Salon gelangt man in ein anderes Appartement, wo die Familie und einige Freunde die Speisestunde erwarten. Ein herrlicher Paolo Veronese, beleuchtet von einer Lampe, jenen sehr ähnlich, womit die Pariser Goldschmiede ihre schimmernden Edelsteingeschmeide erhellen, steht am Ende des Zimmers; diesem Gemälde gegenüber, zwischen zwei Fenstern, befindet sich ein Schrank, welcher eine Dosensammlung im Werthe von mindestens 200.000 Franks enthält. Die Dosen jeder Form, jeglichen Geschmackes, jeder Epoche, von Gold, Schildpatte, aus

Porzellan, Achat, werthvollem Holze, reichlich mit Diamanten, Rubinen, Smaragden besetzt, geschmückt mit Portraits, Landschaften und schönen Gruppen, wurden dem Besitzer von Monarchen, Ministern, berühmten Personen als Tribut der Anerkennung für seine unübertrefflichen Leistungen als Sänger und Schauspieler gezollt, denn der Mann war — Luigi Lablache. Er hat nie ein Geschenk, ein Andenken oder eine Erinnerung, außer in Form einer Dose, erhalten. Ungeachtet dessen hat er die reichsten und schönsten bei öffentlichen Versteigerungen gekauft, von welchen er meinte, daß sie mehr kosteten und er einen Mehrbietenden zu fürchten hatte.

Die Honneurs im Salon macht Madame Nannina Thalberg, älteste Tochter Lablache's, eine Frau von hoher Schönheit, (in erster Ehe an den ausgezeichneten Maler Bouchot, in zweiter an den berühmten Pianisten Thalberg vermält), und zwar mit aller Anmuth, während ihr Gatte in einem Winkel des Salons am Piano das letzte Räthsel auf diesem Instrumente zu lösen sucht. Heinrich, Nikolaus, Mimi (Marie) — diese jetzt Primadonna der italienischen Oper in Petersburg — so wie der älteste Sohn Friedrich (wenn derselbe mit Gattin und Kindern London verlassen kann) vervollständigen die Familie.

Der rühmlich bekannte Maler Cottereau, der Dichter Giannone, Accorsi, der beste Freund des unglücklichen Donizetti, der liebenswürdige und verdienstvolle Professor Charofalini, Doktor Moroncelli (Bruder des Begleiters von Silvio Pellico) und Andere, sind die gewöhnlichen Gäste des berühmten Sängers.

Man bespricht sich, lacht, verhandelt über alle möglichen Gegenstände, macht Musik, aber aus besonderer Bescheidenheit und hoher Selbstverleugnung werden die Worte Musik, Gesang und Theater von den Hausbewohnern nie in Anregung gebracht.

Was Madame Therese Lablache (früher berühmte Sängerin Pinotti), als Hausfrau anbelangt, so ist sie überall und nirgends; sie überwacht mit Umsicht und unermüdet die Vorbereitungen zur Tafel, empfängt die Theaterzettel, reicht den Freunden die Hand, ertheilt den Dienstleuten Anordnungen, dem Koche ihren Rath. Dieser einsichtsvollen Frau hat Lablache zum größten Theile sein Vermögen zu danken, das sie mit ihrer eigenthümlichen Umsicht zu vermehren und zu erhalten verstand. Würde Lablache-Don Bartolo-Geronimo-Leporello eine schwerfällige und brummige Frau gehabt haben, wären

bis heute Rossini, Cimarosa und Mozart ohne den würdigsten und besten ihrer Dolmetsche geblieben.

Es schlägt sechs Uhr. Sogleich ertönt die metallige und donnernde Stimme des großen Künstlers über die Stiege. Er erstattet seinen Dank dem Portier für die Uebergabe der Journale und Briefe, aber eine Kanonade ist weniger erschütternd, als diese Explosion.

Nun tritt Lablache in den Salon. Man empfängt ihn wie im Theater — mit lärmenden aufrichtigen Zurufungen; er tritt ein, ohne auf etwas anderes zu sehen oder zu hören, mit dem Hut auf dem Kopfe und mit lächelnder Miene, er ist ganz voll von seiner Lieblings-Idee, beide Taschen seines Paletots sind so angefüllt, daß man sagen könnte, nicht ein, sondern drei Lablache's treten ein; so oft er die Hand aus den weit geöffneten Cisternen zieht, kommt eine Statue, ein Becher, eine Vase, eine Medaille, eine Conchilie oder eine andere Seltenheit zum Vorscheine, die er im Hôtel Bouillon oder irgendwo gekauft hat.

„Oh, wie schön ist dies! Herrlich! Wahrhaftig! — Schön, sehr schön!“ rufen durcheinander Kinder und Gäste.

Madame Lablache lächelt und erhebt die Augen gegen Himmel.

„Nun, Therese?“ fragt der Künstler, „was sagst Du dazu?“

„Eine neue Dose!? Um's Himmels Willen, wohin werden wir sie legen? Wir werden noch einmal in den Louvre ziehen müssen!“

„Sie liegt am Tische, Madame!“ erwidert Lablache und öffnet die Thüre des Speisezimmers. „Teufel!“ ruft er, beinahe mit Widerwillen sich von der Betrachtung seiner Kleinigkeiten entfernend, „gehen wir zu Tische — die Makkaroni werden ungeduldig werden.“

Zu bemerken hierbei ist, daß alle Neapolitaner in Paris mehr oder weniger gezwungen sind, den nationalen Leckerbissen die Ehre des Essens angedeihen zu lassen, welche unverdienter Weise mit dem Titel italienischer Makkaroni bezeichnet werden. Die wirklichen Makkaroni aß man aber in Paris nur im Hause Lablache und da beinahe immer; ja sehr häufig mußte der arme Koch, der alten Vestalin sehr ähnlich, welche niemals das heilige Feuer ausgehen läßt, am Ende eines Ballfestes, noch um vier Uhr Morgens, die Butter zerlassen und Parmesankäse reiben.

Es gab nichts Fröhlicheres, Angenehmeres und Unterhaltenderes, als eine Tafel im Hause Lablache's. Dieser kosmopolitische Künstler, der so viele Länder gesehen, so viele ausgezeichnete Personen gekannt, so viele Sprachen spricht, versteht oder nachahmt, erzählt in seiner Fa-

milie erheiternde Geschichten, kurze Sprüchleins und eigenthümliche Anekdoten, welche heutigen Tages für zwanzig Journalisten hinreichen würden, um beim Lesepublikum ihr Glück zu machen. Von dem Tage an, als er noch auf einer Bank hingestreckt die Schnüre der Marionetten in San Carlino zog, bis an jenen Tag, wo ihn Könige und Kaiser freundschaftlich auf die Achseln klopften, wie viele Ereignisse, welche Begebenheiten! Nie hörte man Neuigkeiten mit so vieler Anmuth, Fröhlichkeit, Grazie, Geist, Eleganz in der Sprache erzählen. Und doch hätte man dies dieser echten, ja selbst etwas grotesken Buffofigur nicht angesehen. Denken Sie sich, freundliche Leser und Leserinnen, einen Jupiterkopf auf dem Rumpfe eines Milo, umgeben von einem Walde grauer Haare (er hatte diese schon in jüngeren Jahren bekommen, und zwar aus Schreck, da er einst als Jupiter auf einer Wolke auf die Bühne niederschweben sollte, wobei ein Draht riß und er sich nur mit Mühe vor dem tödtlichen Sturze retten konnte,) dazu die Stimme eines Stentors, das Ganze belebt von Neapels Geist, und Sie haben Lablache vor sich. Man wird schwerlich je mehr seines Gleichen sehen.

Beim Serviren des Nachtisches fängt die Konversation an Heftigkeit zuzunehmen an; meistens trägt dazu bei Herr Difiore, ein alter Auswanderer, Zeitgenosse Cimarosa's, Cirillo's und Pagano's, ein Mann von tiefer Einsicht und starkem entschiedenem Geiste. In dem Augenblicke verstärken sich die Fragen, die Antworten vermengen sich, alle erheben die Stimmen mit einem donnernden Crescendo. Nun ertönt Lablache's Stimme, wie das Gekrach des Donners oder der Knall des Blitzes oder das Sausen des Sturmwindes; nun in die Schranken der Gewalt gehalten, bleibt die Stimme des Sängers gedämpft und gedeckt. Wer in diesem Augenblicke in den wunderschönen und von Domeniko Ferri auf so bizarre Manier gemalten Speisesaal träte, würde sich auf eine angenehme Weise an den Fuß des Vesuvs im Momente eines Ausbruches versetzt glauben.

Nach Tische, wenn weder Theater, noch Konzerte statthaben, unterhält sich Lablache mit einer Spielpartie, oder er musizirt, das heißt, er phantasirt auf der Bratsche, einem Instrumente, das er mit Virtuosität spielt.

Auch heute begab er sich auf sein Zimmer, um seiner Lieblingsneigung zu fröhnen. Er war so in sein Instrument vertieft, daß er den eintretenden jungen Mann nicht bemerkte, welcher sich ohne alle Um-

stände in ein Fauteuil warf und da mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte.

„Bravo, Maestro!“ rief derselbe, hingerissen von einer lieblichen Melodie, welche Lablache gerade beendigt hatte.

Lablache sah sich halberschrocken um, als er aber den Sprechenden gewahrte, reichte er ihm freundlich die Hand entgegen.

„Ah, Ihr seid's, Giovanni; bald hätte ich Euch nicht erkannt, so lilienbleich seid Ihr wieder heute. Was treibt Ihr? Ich kenne Euch doch als soliden Mann, aber eure Gesichtsfarbe läßt glauben, Ihr wäret seit gestern noch nicht zur Nachtruhe gekommen.“

Der also Angesprochene erröthete wie ein Mädchen. Es war ein junger Mann im Alter von zwanzig und einigen Jahren, mit blondem Barte und blauen Augen, unabhängig, unermeßlich reich, der Herzog von Carrino, ein Schüler des Lablache.

„Was fehlt Ihnen also?“ fuhr der Künstler in seinem Inquisitorium fort. „Sind Sie etwa krank oder haben Sie die Solfeggien, die ich Ihnen gab, nicht singen können?“

„O nein, Maestro,“ erwiderte der Herzog mit weicher Stimme, „ich habe mir sogar Ihre „Méthode complête du chant“ von Canaux gekauft und Ihre Aeußerungen über die Gesangskunst, die Sie doch selbst in so hohem Grade der Vollkommenheit ausüben, mit größtem Interesse gelesen.“

„Oder haben Sie etwa zu Ihren Millionen noch ein paar ererbt, und wissen nicht, wie Sie sich derselben entledigen sollen?“

„Nichts von Allen dem.“

„Aber Langeweile haben Sie dennoch, ich sehe es. Langeweile haben, wenn man der reichste Kavalier Italiens ist! Wenn man so jung ist! Wenn man Alles haben kann, was nur irgendwie erreichbar ist!“

„Und dennoch bietet mir mein Reichthum kein Glück. Ich war soeben in London und habe dort ebenfalls keine Befriedigung gefunden.“

„Was gibt es dort Neues?“

„Nichts besonderes. Die Königin ist ja hier, in Paris, auf Besuch bei Louis Philipp. Ich habe sie nicht sehen können, was mich doch zumeist interessirt hätte. Man spricht so viel von ihrer hinreißenden Anmuth und Liebenswürdigkeit. Prinz Albert soll sehr glücklich sein.“

„Das ist er auch. Es hat ihm übrigens Mühe genug gekostet, den

Gegenstand seiner Wahl zu erlangen. Trotzdem er der Vetter der Königin ist, gab es doch zahlreiche Hindernisse. Der verstorbene König Wilhelm der Vierte, ihr Oheim, hatte Alles aufgeboten, den Plan zu vereiteln. Nicht weniger als fünf andere Heiratsprojekte waren für die junge Prinzessin in Aussicht genommen und Wilhelm, obwohl er den Gegenstand im Beisein der Prinzessin nie erwähnte, gab sich besondere Mühe, eine Ehe zwischen ihr und dem Bruder des Königs der Niederlande*), Prinzen Alexander, herbeizuführen. Aus diesem Grunde strengte er sich an, den Besuch des Herzogs von Coburg im Jahre 1836 zu hintertreiben, freilich vergebens, denn der Herzog kam mit seinen beiden Söhnen nach England herüber und blieb fast vier Wochen im Kensington-Palaste bei der Herzogin von Kent, Viktoria's Mutter. Im Jahre 1837 starb König Wilhelm und am 20. Juni folgte ihm Viktoria auf dem britischen Thron. Im Jahre 1839 machte Prinz Albert von Coburg, in Begleitung seines Bruders, die folgenreiche zweite Reise nach England. Die drei Jahre, welche seit dem letzten Besuche in England verflossen waren, hatten seine persönliche Erscheinung sehr gehoben. Groß und männlich in Gestalt und Haltung, war Albert nebstbei in der That vorzüglich schön; doch zeigte sich in seinen Mienen ein Ausdruck der Milde und in seinem Lächeln eine besondere Anmuth mit einem Zuge tiefen Nachdenkens und Verstandes in seinem klaren blauen Auge und auf seiner breiten Stirne, wodurch der Eindruck, den er auf Jeden machen mußte, noch durch einen Reiz erhöht wurde, der die bloße Regelmäßigkeit oder Schönheit der Züge weit übersteigt."

„So verliebte sich denn die Königin in ihn?"

„Natürlich. Am 14. Oktober hatte Viktoria Lord Melbourne, der an der Spitze des damaligen Whig-Ministeriums stand, mit ihrem Entschlusse bekannt gemacht, dem Prinzen Albert definitiv ihre Hand anzubieten, und Tags darauf wurde er in das Zimmer der Königin beschieden. Was Viktoria anbelangt, befand sie sich, bei ihrer erhabenen Stellung in der Welt, in einer eigenthümlichen Verlegenheit. Es wurde nothwendig, daß sie dem Prinzen Albert die Genehmigung und Bevorzugung seiner Bewerbung hinlänglich zu erkennen gebe. Es war dies eine delikate Aufgabe für eine junge Dame, welche die Königin jedoch mit vielem Takte löste. Auf einem der Hofbälle ergriff sie die Gelegenheit, dem Prinzen Albert ihr Bouquet darzureichen, welcher Wink

*) Nun verstorben.

bei dem galanten Manne nicht verloren war. Da seine bis an den Kragen zugeknöpfte, fest anschließende Uniform ihm nicht erlaubte, den glückverheißenden Selam an der wärmsten und würdigsten Stelle aufzubewahren, zog er sofort sein Federmesser, schlitzte sich die Uniform in der Herzgegend auf und deponirte hier das unschätzbare Bouquet. Aber es wurde noch ein zweiter Wink für nöthig erachtet. Der Prinz drückte sein Dankgefühl für den Empfang, der ihm in England zu Theil geworden, aus. Da richtete die Königin die Frage an ihn: „Wenn Euer Hoheit das Land gefällt, wären Sie wohl geneigt, bei uns zu bleiben?“ — „Ich würde den beständigen Aufenthalt am Hofe mit meinem Leben bezahlen!“ war die charakterisirende Antwort. — Als nun Viktoria den Prinzen um die Mittagsstunde des 15. Oktober zu sich bitten ließ, begann sie ein kurzes Gespräch, nach welchem sie ihm mit einem aufrichtigen Ergusse von Herzlichkeit und Liebe erklärte, daß er ihr Herz gewonnen habe, und daß es sie überglücklich machen würde, wenn er ihr das Opfer brächte, das Leben mit ihr zu theilen, denn sie sagte, sie müsse es als ein Opfer ansehen, und das einzige, was sie beunruhige, sei der Gedanke, daß sie seiner nicht würdig sei.“

„Wie? Eine solche Liebeserklärung machte sie ihm?“

„Sie mußte wohl; denn die Stellung einer Königin verlangt es gebieterisch, daß ein Heiratsantrag von ihrer Seite ausgehe, und es muß dies allen denen peinlich vorkommen, die ihre Anschauungen über diesen Punkt aus dem Privatleben nehmen und es als ein Vorrecht und ein Glück der Frauen betrachten, daß ihre Hand gesucht werden muß und nicht angeboten zu werden braucht.“

„Und was sagte der Prinz dazu?“

„Die freudige Offenheit, mit der sie ihm Alles sagte, bezauberte ihn und er war ganz davon hingerissen. Am 10. Februar 1840 fand die Vermälung statt.“

„Und ist der Prinz ein populärer Mann?“

„Er ist es nicht und wird es nie werden, woran wohl seine Vorliebe für Unabhängigkeit, sowie die Furcht vor seinem „deutschen“ Einfluß, seine Vorliebe für die kontinentalen, ihm näher oder ferner verwandten Machthaber das Meiste beiträgt.“

„Aber er ist dennoch glücklich, während ich — bei allen meinen Reichthümern es nicht bin.“

„Himmel! Sie haben etwa gar eine Leidenschaft gefaßt?“

„Wie käme ich dazu? Ich habe mich an Niemand, als an Sie

angeschlossen und aufrichtig gesprochen, ich suche kein Mädchen, keine Frau, ich suche — ein Ideal zum Anbeten von Ferne, einen Cherub, etwas Unerreichbares —"

„Aha, ich begreife. Sie lieben ohne Hoffnung?"

„O nein, das noch nicht, aber — ich wünschte dergleichen. Haben Sie noch niemals derartig geliebt, Maestro?"

Lablache schlug eine donnerähnliche Lache auf.

„Nicht, daß ich wüßte!" erwiderte er. „Mein Leben war absonderlich, aber nicht durch Seelenleiden getrübt. Als ich achtzehn Jahre zählte — damals war ich noch sehr schlank und mager — vermälte ich mich mit der Tochter des Komikers Pinotti in Neapel, sie ist bis heute mir das einzig liebe Weib geblieben, Sie wissen, ich habe mich stets als ehrlicher Gatte und Vater benommen, ich kenne den Firlefanz schwärmerischer Anbetung nicht."

„Glücklicher Mann!"

„Der bin ich als Mensch und — auch als Künstler. Denken Sie sich, man hat mich niemals ausgepfiffen. Doch halt — keine Lüge — einmal doch, und zwar auf die auffallendste Weise in Wien, im Jahre 1823, bei meiner ersten Anwesenheit daselbst. Ich hatte nämlich einen Diener, Namens Pietro. Der Kerl bestahl mich schamlos; so oft ich mich aus meiner Wohnung, im sogenannten Bürgerspital, neben dem Hofoperntheater, entfernte, fehlte mir etwas. Endlich jagte ich ihn stehenden Fußes davon. Er steckte das Geld, welches ich ihm noch auszahlte, ein, nahm davon einen Thaler und zeigte mir ihn höhnisch lachend mit den Worten: „Damit werde ich Sie heute Abend auspfeifen."

„Welche Frechheit!"

„Und in der That, gerade als mich diesen Abend die biederen Wiener wüthend beklaschten, durchgellten zur allgemeinen Verwunderung des Publikums pfeifende Töne das ganze Haus."

„Schändlich! Und Sie — was thaten Sie?"

„Ich — ich trat gelassen vor die Rampe und sagte zu meinen Gönnern: „Achten Sie nicht darauf, es ist mein Schuft von Diener, den ich heute davongejagt habe." — Man lachte dazu und klatschte noch wüthender. Auch hatte ich in Wien sonst noch Glück. König Ferdinand I. von Neapel, der sich ebendort aufhielt, ließ mich Tags darauf rufen, gratulirte mir zu meinen Erfolgen und ernannte mich zum Kammersänger mit ansehnlichem Gehalte. König Ferdinand war sogar einmal in Wien mein Arzt."

„Der König Ihr Arzt? Wie so?“

„Es war Hofkonzert in der kaiserlichen Burg. Als ich an das Piano trat und singen wollte, brachte ich keinen Ton aus der Kehle; ich nieste beständig und war sehr heiser. Der König von Neapel winkte mir und sagte dann: „Willst Du gleich gesund werden?“ — „Ach, gäbe es der Himmel!“ — „Ich weiß ein unfehlbares Mittel.“ — „Retten Sie mich, Euer Majestät!“ Dabei nieste ich ohne Aufhören. — „Nun gut, so höre. Nimm schwarzen Rettig, schneide ihn in dünne, ganz gleiche Stücke, bestreue sie mit Zucker und lasse durch zwei Stunden den Saft herausziehen. Von diesem Safte nimmst Du dann einen Theelöffel voll Abends vor dem Schlafengehen und einen des Morgens beim Aufstehen.“ — „Ferner, Euer Majestät?“ — „Weiter nichts, denn dann ist Alles in Ordnung.“ — „Ich danke unterthänigst.“ — Ein paar Tage darauf sang ich im Theater beim Kärntnerthore mit der reinsten, vollsten Stimme von der Welt. Nach dem ersten Akte ließ mich König Ferdinand in seine Loge rufen. Triumphirend fragte er: „Nun, was sagte ich? Du benutztest gewiß mein Mittel?“ — „Oh freilich; ich ließ mir schwarzen Rettig holen, zerschnitt ihn, that viel Pfeffer, Salz, Oel und Weinessig dazu, dann . . . . . aß ich ihn als Salat.“ — „Spitzbube!“ zürnte der König, aber er mußte darüber herzlich lachen.“

Während Lablache diese Anekdote erzählte, hatte der junge Herzog die auf dem Tische befindlichen Albums durchblättert. Plötzlich sprang er auf.

„Ah, mio caro!“ rief er. „Welch' ein himmlisches Album!“

Und wirklich — der Herzog hatte Recht. Das Album war das reizendste, was sich denken ließ: in Sammt und Gold eingefaßt, mit gepreßten Blumen geschmückt und die Schließe aus Gold mit den prachtvollsten Emailverzierungen; vier Rubine, deren Glanz die Augen blendete, zierten die Ecken.

Als der Jüngling das Album öffnete, drang der süßeste Duft von Myrthen- und Veilchenbouquets daraus hervor. Das erste Blatt enthielt zwei Lieder Schiller's: „Der Jüngling am Bache“ und „An Emma!“ Darunter las man, von einer Damenhand geschrieben, die Worte: „Al mio maestro di musica.“

„Oh, von wem haben Sie dieses Album?“ rief der Herzog in fieberhafter Erregung.

„Von einer Schülerin.“

„Und diese deutschen Lieder?“

„Sind ihre Komposition."

„Wie? Ein so außerordentliches Talent ist sie?"

„Hm! Das liegt schon so in der Familie. Ihre Stimme ist prachtvoll, ich habe mein Lieblingslied, das englische „Home, sweet home," mit dem herrlichen Schlusse: „Oh süße Heimat, nimm mich auf!" noch von Niemandem reizender singen gehört, sie hat einen wunderbaren Mezzo-Sopran. Nebstbei ist sie eine ausgezeichnete Klavierspielerin. Ihre Mutter zählte unter die Klaviervirtuosen, ihre Tante war eine gute Gesangskomponistin, ihr Onkel ein braver Flötist und der zweite Onkel ein vortrefflicher Violoncellist. Nebstbei ist sie selbst eine ausgezeichnete Kupferstecherin, Zeichnerin und Malerin, ja selbst geistvolle Schriftstellerin. Nebenbei erwähne ich, daß sie wie eine Göttin reitet und mit Virtuosität Billard spielt."

„Was ist sie für eine Landsmännin?"

„Eine Engländerin."

„Sie muß also sehr reich sein."

„Sie meinen, weil sie so viel Geld für Lehrer auszugeben hatte? Nun, reich ist sie, das ist wahr, aber nicht alle Meister lehrten sie um Geld ihre Kunst. Ich, zum Beispiel, that es der Ehre und ihres Talentes wegen, als ich am italienischen Theater in London engagirt war. Eines Tages fragte mich einer meiner Freunde, ob ich wohl Unterricht im Singen gäbe und wie viel ich für die Stunde verlangte. Eine Guinee, war die Antwort. Es galt, wie man sagte, den Sohn eines Lords zu unterrichten, man war mit dem Preise zufrieden, Tag und Stunde wurden festgesetzt und ich begab mich rechtzeitig dahin. Man führte mich in ein Zimmer, in welchem sich eine große Gesellschaft befand, weshalb ich glaubte, mich in der Zeit geirrt zu haben. Man versicherte mir jedoch, es sei dies keineswegs der Fall, ersuchte mich, Platz zu nehmen und sprach vom Wetter und dergleichen. Nach einer Viertelstunde fragte ich, welcher Person ich denn eigentlich Unterricht ertheilen solle. Die Frau vom Hause erwiderte höchst anmuthig: „Oh, vom Unterrichtgeben ist nicht die Rede; die Damen hier und ich selbst wünschten nur, Sie in der Nähe zu sehen und mit Ihnen zu sprechen, deshalb fragten wir, wie hoch Sie sich die Stunde bezahlen ließen." Und dabei griff die Dame nach ihrer Börse, um eine Guinee hervorzuholen. Diese echt englische Unartigkeit brachte selbst mein kolossales Phlegma in den Harnisch. Ich winkte abwehrend mit der Hand, sagte: „Ich gebe Gesangsunterricht, lasse mich aber nicht für Geld sehen," und schritt

stolz zur Thüre hinaus. — Eine reizende Dame hatte von dieser Insolenz erfahren und mich sofort einladen lassen, ihr selbst Unterricht im Gesange zu geben. Ihr konnte ich es unmöglich abschlagen, so sehr mich das Benehmen der Lady disgustirt hatte, und so wurde sie meine Schülerin."

„Und wie heißt sie?"

Lablache überlegte eine Weile. Endlich sagte er:

„Ich darf deren Namen nicht nennen."

„Und warum nicht?"

„Weil ich es versprochen habe. Ich darf die Namen meiner Schülerinnen, ohne deren Erlaubniß Niemand entdecken, am wenigsten einem jungen Manne, wie Sie."

„Dieses Geheimniß reizt mich noch mehr. Ist sie schön?"

„Ah, Freund, was das anbelangt — Schönheit ist Geschmackssache. Aber Eines kann ich behaupten, ihr Auge ist das Schönste, was ich je gesehen und ich glaube kaum, daß es ein Weib von herzgewinnenderer Anmuth geben kann. Ihr Wuchs ist nicht groß und sie hat bekanntlich die kleinsten Füße in England. Unlängst stickte ihr ihre Tante ein Paar Pantoffeln, die so zart und klein sind, daß sich keine Lady fand, welche sich getraut hätte, diese Mignon slipers anzuziehen."

„Und ihr Haar?"

„Ist blond."

„Ihre Augen?"

„Blau."

„Um Gottes Willen, ist sie verheiratet?"

„Ja, seit ein paar Jahren."

„Entsetzlich! Ich gäbe für ihren Besitz mein Leben!"

„Ginge auch nicht, wenn sie frei wäre."

„Lächerlich!"

„Ihre Verwandten würden eine solche Verbindung nicht zulassen."

„Was? Keine Heirat mit einem Herzoge, der Millionen besitzt?"

„Und wenn er hundertmal so reich wäre, wie Sie. Die Hindernisse sind unübersteiglich."

„Räthselhaft. Aber sehen wird man sie doch können? Nur einmal, nur ein einziges Mal."

„Wenn ich das bewerkstellige, werden Sie mir schwören, sich ihr niemals zu nähern, sich mit der stillen Anbetung zu begnügen?"

„Ich schwöre es und reise morgen nach London, um sie zu sehen."

„Das haben Sie nicht nöthig — sie hält sich eben in Paris auf."

„Ach, wann können Sie mir ihren Anblick verschaffen?"

„Jetzt gleich — begleiten Sie mich in das Konzert, sie wird heute dort sein."

Die Freunde machten sich auf den Weg. Als sie den von Menschen überfüllten Saal betraten, erschien soeben eine junge blonde Dame in einer reich dekorirten Loge. Ihr Anzug war höchst einfach und der Kopfputz bestand blos aus einer Guirlande blauer Kornblumen.

„Welch' reizende Erscheinung!" rief der Herzog. „Diese muß es sein!"

„Sie ist es auch," erwiderte Lablache.

Der junge Herzog verwandte den ganzen Abend keinen Blick von der Dame und sog ihr süßes Bild in langen Zügen in sein Herz.

Am nächsten Vormittage begab sich der Herzog von Carrino nach den Tuilerien. Eine große Menschenmenge drängte sich da heran. Freudenrufe erschollen allenthalben, in der Mitte seiner Familie erschien der König von Frankreich, Louis Philipp, an seinen Arm schmiegte sich eine zarte Dame, welche sich eben als Gast in Paris befand.

Der Herzog erbleichte — es war sein Ideal.

„Großer Gott!" rief er. „Die Schülerin des Maestro Lablache, die unbekannte Komponistin von Schiller's Liedern!"

„Was ist Ihnen, mein Herr?" ließ ihn laut ein Gardekapitän an. „Sie treten mir ja auf dem Fuß herum."

„Verzeihen Sie!" entgegnete der Herzog mit zitternder Stimme, „ich bin zerstreut. Können Sie mir vielleicht den Namen jener Dame nennen, die Ihr König am Arme führt?"

„Die im rosenfarbigen Kleide und dem weißen Kreppchute?" fragte der nun besänftigte Kapitän.

„Ja, dieselbe."

„Mein Herr — lüften Sie doch Ihren Hut, sie sind ja schon dicht bei uns — diese Dame ist — Viktoria, Königin von England."

Einige Monate waren seitdem verflossen.

Es war Ball in der großen Oper zu Paris. Ein kleiner weiblicher Rosadomino, oder vielmehr ein kleiner Dämon, welcher soeben vier Engländer geneckt, fünf Deputirte sekirt, Herrn Balzac bis zum Rasendwerden neugierig gemacht, zwölf Rendezvous gegeben hatte, fühlte



Ein Anbeter der Königin Viktoria.

plötzlich einen Arm sich mit einer ungemeinen Schnelligkeit unter den seinigen schleichen. Es war der Arm eines Mannes. Der kleine Rosadomino kehrt sich um und sucht zu errathen, wer der neue Galan sei, der sich an ihn gehängt. Aber vergebens! Eine ungeheure Larve bedeckte dessen Gesicht; die Larve war übrigens das Ungestaltetste an ihm, denn sonst war er recht hübsch beschaffen, schlank und jugendlich, auch schien er sich recht geistreich auszudrücken; er hatte zwar noch nichts gesprochen, aber was thut's, er wird gleich sprechen, und dann wehe ihm; denn er wird einen schweren Kampf mit dem kleinen Kobold zu bestehen haben.

„Deine Maske ist abscheulich!" sagte sie zu ihm. „Auch soll sich ein junger Mann comme il faut gar nicht maskiren."

Bei diesen Worten wollte sie den Unbekannten demaskiren, was dieser jedoch abwehrte, wobei er ihr etwas unsanft die Hand drückte.

„Ei, ei, wir sind etwas unzart, mein Junge. Du hast wahrscheinlich Ursache, Dich nicht erkennen zu geben. Auch mag wohl deine Larve schöner sein, als dein Gesicht."

Die männliche Maske stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Ah, Du seufzest? Du liebst, nicht wahr? Und man hat dein Herz betrogen? — Was willst Du, mein armer Freund; Du hast einmal die Bestimmung."

„Yes!"

„Ah, Du bist ein Engländer? Das hättest Du mir sagen sollen. Good morning, sir; how do you do? Very well *)? Ich kann sonst nichts als dieses; unser Gespräch wird interessant werden."

„O my dear Viktoria!" **)

„Viktoria? Das ist der Name der Königin von England? Wärst Du etwa gar Prinz Albert?"

„Prince Albert!" rief der Unbekannte wüthend aus, und drückte konvulsivisch die Hand des Rosadomino's. „Prince Albert! have you seenhim? Where is Prince Albert? I must kill him! *)"

Darauf stieß der Mann die Umstehenden auf die Seite und nahm die Stellung eines Boxers an.

---

*) Guten Morgen, Herr. Wie geht es Ihnen! Sehr gut?

**) Oh meine theure Viktoria!

***) Prinz Albert! Haben Sie ihn gesehen? Wo ist Prinz Albert? Ich muß ihn umbringen!

„Bravo!“ riefen die Umstehenden, „das ist eine gute Charge!“

„Köstlich!“ sagte der Rosadomino.

Unter der Gruppe von Menschen, welche diese Scene herbeigezogen hatte, befand sich Lablache, welcher am Arme des renommirten Irrenarztes, Dr. Brière de Beaumont, ging.

Der Doktor betrachtete den Boxer genauer, in ihm wurde ein Argwohn rege, er trat vor und riß dem Unbekannten die Larve herunter.

„Giovanni!“ rief Lablache tief erschüttert.

„Ich irrte mich nicht,“ sagte kaltblütig der Irrenarzt, „es ist ein Kranker meiner Heilanstalt, einer der zahlreichen Anbeter der Königin von England; ein Italiener, der sich für einen Engländer hält, dem Prinz Albert die Braut entrissen. Ich begreife nicht, wieso er entweichen und auf diesen Ball herkommen konnte!“

Im Foyer entstand nun großer Lärm; einige Postillons wurden ohnmächtig, mehrere Milchmädchen schrien laut auf.

Gleich darauf wurde Herzog Giovanni von Carrino, der wahnsinnige Rival des Prinzen Albert, weggeführt.

Der Musiklehrer der Maria Medicis.

I.

Die Wette zweier Väter.

Wem von unsern freundlichen Lesern und Leserinnen wäre das hochberühmte Fürstengeschlecht der Medicäer unbekannt? Wer wüßte nicht, daß fast alle Häupter dieses Hauses durch Klugheit, Milde und Freigebigkeit sich auszeichneten, daß sie sich als Gönner und Beschützer der Künste und Wissenschaften weit über die Grenzen Italiens hinaus einen unsterblichen Namen erworben haben. Und doch waren sie Anfangs nur einfache Bürger, welche Gewerbfleiß und Glück zu Reichthum und Macht führte.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts regierte in Toskana Großherzog Franz von Medicis, der eben so milde als fromm, in die Fußtapfen seiner Vorfahren trat und die Künstler und Gelehrten beschützte, der seinen Ruhm in deren Freundschaft und in der Anerkennung ihres Strebens durch Belohnung ihrer Verdienste fand. Er hatte die Freude an den einfachen stillen Genüssen von seinem edlen Vater Cosmus geerbt und liebte insbesondere, wie jener, der die Blumen mit eigener Vorliebe gepflegt und dem man die Kultur der ersten Zwergobstbäume in Toskana dankt, die Vervollkommnung der Maulbeer- und Seidenraupenzucht.

Dem Großherzoge zur Seite stand mit ebenso thätiger als einsichtsvoller Hilfeleistung ein alter Offizier, der schon bei Cosmus großen Einfluß auf die Gartenkunst und Pflanzenindustrie genommen hatte, und der für Vater wie Sohn ein ebenso angenehmer als schätzenswerther Gehilfe ihrer Lieblingsbeschäftigung war. Michele Seppio, so nannte sich der Mann, bekleidete die Stelle eines Hofintendanten, wohnte im Palaste und seine Häuslichkeit erfreute eine liebliche Tochter, Giulietta mit Namen, um deren Erziehung er sich jedoch nicht sonderlich kümmern konnte, so sehr er sie auch liebte, denn die Gartenpflege und der Landbau nahmen, neben den übrigen Dienstpflichten, den Alten vollständig in Anspruch. Ein Glück war es, daß des Großherzogs Tochter, Prinzessin Maria, an der rosigen Julie Gefallen fand und dieselbe in ihre Umgebung zog, so, daß sie mit der hohen Dame alle Unterrichts- und Erholungsstunden theilte.

Prinzessin Maria hatte als Lehrer der Musik und Literatur vom Großherzoge einen adeligen jungen Mann, des Regenten Pathenkind, erhalten. Ottavio Marchese Rinuccini wurde von dem Fürsten wie ein Sohn geliebt und bildete im Palazzo Pitti gleichsam ein Glied der Familie. Ottavio galt in der Residenz nicht nur für den liebenswürdigsten Kavalier des Reiches, sondern hatte als Dichter, Musiker und Opernkomponist sogar ein, seine Jugend weit überragendes Renommée erlangt. Ottavio liebte die Prinzessin, wie eine Schwester, und beide junge Mädchen, herrlich blühend, wie die Rosen im Garten, rein und unschuldsvoll, wie die Lilien, hegten für ihren Lehrer eine unbefangene und herzliche Zuneigung.

An einem schönen Sommermorgen lustwandelte Franz I. in seinem Parke. Plötzlich stand er vor Seppio, der gerade einen Baum pfropfte, unfern welchem sich ein Laubgang befand, unter dem Otta-

vio und Giulietta, in ein eifriges Gespräch vertieft, auf und ab wandelten.

„Freund Seppio," sagte scherzend der Fürst, auf das junge Paar deutend, „möchtest Du nicht auf deine Tochter besser Acht geben?"

„Hm," meinte der Alte trocken, „vielleicht wäre es gut für meinen gnädigen Fürsten, wenn er die seine hüten wollte."

„Was verstehst Du damit, alter Narr?"

„Hoheit, wir scherzen wohl Beide. Unsere Prinzessin ist wohl gehüthet und meine Tochter thut Nichts, was ich nicht weiß. Beide kenne ich so gut, als die Birnzwergbäume, die ich für Dero höchst seligen Vater pflanzte und bin ich, was diese Sorge anbelangt, ganz ruhig."

„Das geht Dir nicht vom Herzen; mir kommt vor als ob etwas Spott im Tone deiner Rede läge. Sprich frei heraus — ich vergesse nicht, daß Du mein treuer Diener und mein ältester Freund bist."

„Nun, Hoheit, wenn Sie es durchaus so wollen — ich habe so meine eigenen Gedanken. Mir scheint die Zeit herangerückt, wo es klug wäre den beiden Mädchen Männer zu geben. Ganz ehrlich herausgesagt, der schöne Kavalier da, welcher meiner Giulietta so eifrig vorschwatzt, beunruhigt mich nicht wenig."

„Ich sagte Dir ja so eben —"

„Weiß schon, Hoheit, was Sie meinen, aber lassen Sie mich erst ausreden. Giulietta pflückt jeden Morgen die schönsten Blumen, um sie Ottavio zu geben."

„Also ist doch sie es —"

„Corpo di Christo! Dazu ist sie zu stolz; derlei Mädchen, wie meine Tochter, reichen Männern keine Blumen, aber ich sehe diese Blumensträuße stets — nach der Musikstunde bei unserer jungen Herrin."

„Wie? Du wagst es zu denken —"

„Hoheit, Gott bewahre mich vor solchem Verdachte; aber Ottavio Marchese Rinuccini ist ein zu stolzer Edelmann, um meiner Tochter Unterricht um ihrer selbst Willen zu geben. Seine schönen Verse sind kein Futter für arme Leute, wie wir es sind."

Der Fürst lächelte, denn er hielt nicht so strenge auf Etikette und verzieh dem alten Kapitano manche allzufreimüthige Aeußerung.

„Sei nur ruhig, Alter," sagte er. „Du bist nun gewarnt und ich — ich werde meine Tochter verheiraten."

„Ist der ihr bestimmte Bräutigam jung?"

„Freund, die jungen Ehemänner sind nicht immer auch die besten. Der Mann, den ich meiner Tochter bestimmt habe, ist sehr reich und man schildert ihn als einen außergewöhnlichen Geist und großen Schalk. Nun, die Heiterkeit ist ein großer Schatz."

„Gott sei gelobt! Ich bin jetzt außer Sorgen. Eines nur fürchte ich, daß, wenn meine Julie fortwährend die Vertraute eines Dichters bleibt, der mit so hoher Bewunderung beständig von Prinzessin Maria spricht, und wie sollte dies nicht Jedermann — daß also meine Tochter endlich dieselben Gedanken für ihn hegen lernte. Wohl habe ich sie von frühester Jugend angewöhnt, kein Geheimniß vor mir zu haben, indeß —"

„Das sind Einbildungen, mein Freund; Maria hatte noch keinen anderen Vertrauten, als ihren Vater —"

Ein komischer Seufzer Seppio's unterbrach den Fürsten. Ueber diese Ungläubigkeit verdrossen, fuhr Franz fort: „Du wirst von deiner Tochter betrogen, Alter; sie schiebt einen Namen vor, den sie verehren sollte. Lange schon merkte ich das und wollte Dir nur nichts sagen, um Dich nicht zu betrüben."

Seppio, der die Lehre, welche ihm eben gegeben worden, nicht zu begreifen vermochte, ließ sein Gartenmesser fallen und rief: „Gebt mir den Beweis dafür, gnädigster Herr, gebt mir den Beweis!"

„Gut, ich will ihn Dir liefern."

„Bis jetzt, Hoheit, glaubte ich, daß beide Mädchen, noch ganz unschuldig und unbekannt mit den Leidenschaften, blos von dem unwiderstehlichen Reize der Jugend und des Geistes dieses Ottavio eingenommen, der auch wieder, unschuldig wie diese Blüten selbst, unbewußt von der Schönheit seiner Schülerin gefesselt worden. Es ist eine natürliche, aber gefährliche Neigung. Eure Hoheit glauben also, ich werde hintergangen? Nun gut, diese Ungewißheit soll aufhören. Ich mache Euer Hoheit den Vorschlag, daß wir die Herzen unserer Töchter eines nach dem andern prüfen. Zuerst soll Prinzessin Maria auf verschwiegene Weise ein zärtliches Briefchen von Signor Rinuccini erhalten. Es gibt da nur zwei Fälle — entweder übergibt sie es in ihrer Herzensreinheit dem Vater, oder sie weigert sich, den Schuldigen noch ferner zu sehen. Hat diese Probe gewünschten Erfolg, muß dann meine Tochter einer andern unterworfen werden."

Der Großherzog zog seine Stirne in finstere Falten. Nach einigem Nachsinnen sagte er: „Das ist ein erbärmliches Mittel, indeß —

ich will darauf eingehen. Aber, wahrlich, Du beträgst Dich gegen mich, wie gegen einen Kameraden."

„Hoheit," sagte betrübt der alte Intendant, dem Fürsten mit Achtung und Inbrunst die Hand küssend, „Sie werden nie an meiner Verehrung und Liebe für meinen gnädigen Gebieter zweifeln."

In dem Augenblicke nahten sich Giulietta und Rinuccini dem Ende des Laubenganges und da sie sich von den Herren bemerkt sahen, traten sie an dieselben heran.

„Gnädigster Herr," begann Ottavio, „ich bewunderte mit der Kleinen da so eben Ihre herrlichen Baumanlagen."

„So?" fragte kopfschüttelnd Seppio und warf einen forschenden Blick auf sein blühendes Töchterlein. „Davon habt Ihr Euch unterhalten, von nichts Anderem?"

Giulietta erröthete tief und schüttelte beinahe unmerklich das Köpfchen.

„Ich muß Euch etwas sagen, Ottavio," sagte nun der Fürst, indem er den jungen Kavalier bei Seite zog; „es hat eine holde Dame mir das Herz geraubt und das möchte ich ihr in schönen Versen bekannt geben. Ihr seid Dichter, macht mir doch schnell ein paar zärtliche Strophen, die ich dann abschreiben will. Bewahrt aber mein Geheimniß."

Ottavio war durch den seltsamen Auftrag nicht wenig überrascht, er beeilte sich jedoch dem Wunsche des Fürsten nachzukommen und schrieb ein höchst zärtliches Sonnet, das er seinem Gebieter überbrachte.

Ungefähr nach einer Stunde steckte Franz das Sonnet Ottavio's in einen Blumenstrauß für seine Tochter, so daß es ihr sogleich in die Augen fallen mußte.

Am nächsten Morgen vermied er es dem Intendanten zu begegnen, als es aber doch zufällig geschah, erinnerte ihn der Alte an das Uebereinkommen.

„Nun, Hoheit, wie ist's denn mit den Versen?"

„Sie wurden mir diesen Morgen von meiner Tochter eingehändigt."

„Ha!" rief der alte Krieger, „dann ist die Probe nun an meiner Tochter. Wie wird diese die Prüfung bestehen? Sie erzählte mir freilich, daß Ottavio mit ihr nur von der Prinzessin spreche, daß die Blumensträuße, die er von ihr verlangt nur für Marien gehören — Corpo di Christo! etwa hält sie mich zum Besten? Da will ich

sie sogleich mit inquisitorischen Fragen sondiren und wenn ich einen Trug finde —"

„Nein, Seppio," unterbrach ihn der Fürst verlegen, „frage deine Tochter um nichts; ich verbiete es Dir."

Seppio wollte eben erwidern, aber da fielen seine Blicke auf die verstörten Züge des Großherzogs und wie ein Blitzstrahl fuhr es ihm durch die Seele.

„Vergebt, theurer Herr!" rief er, sich dem Fürsten zu Füßen werfend, „vergebt einem alten Diener, den sein Eifer vielleicht unbescheiden werden ließ. Lieber will ich mich der Gefahr aussetzen, Eurer Hoheit zu mißfallen, als meine Pflicht verletzen."

Franz entfernte sich, ohne ein Wort weiter zu sprechen und Seppio ging an seine Arbeit, innerlich stolz auf sein kühnes, aber richtiges Urtheil. Als er zu Giulietta in's Zimmer trat, sagte er nichts, aber er umarmte sie zärtlicher als jemals.

Ottavio Rinuccini war früh zur Waise und von dem Fürsten mit väterlicher Sorgfalt überwacht worden. Er war aber auch bestrebt, sich dessen würdig zu zeigen. Kaum achtzehn Jahre alt, komponirte er mit Peri bereits die zwei ältesten Opern, die man kennt, man verdankt ihm ferner die Einführung der Melodramen, zu denen er größtentheils die Musik selbst komponirte und sie den Schauspielen der Alten nachahmte. Er vereinte ferner mit der feurigen Phantasie des Dichters eine wahre Kindesreinheit — ein Charakterzug, der häufig sich dem wahren Genie verbindet — und das war ein Glück für Prinzessin Maria, denn sie war nicht mehr so jung, daß ein junger, schöner, begeisterter Lehrer für sie passend gewesen wäre. So aber war Ottavio's Bewunderung für seine Schülerin zu innig, zu poetisch, zu geistig sogar, um daß sie hätte gefährlich werden können. Wohl liebte er sie mit aller Glut seines dichterischen Herzens, aber so wie man Kinder, Frauen, Engel aus dem Paradiese liebt, denn, wenn er in Mariens Nähe war, so fühlte er, als ob seine Seele sich mit der ihrigen vereine und zurückkehre in das süße Kindesalter; der Dichter meinte noch fünfzehn Jahre alt zu sein und fühlte sich unaussprechlich glücklich.

Am Morgen des Tages, welcher auf jenen folgte, wo der Fürst von Ottavio das Sonnet begehrt hatte, trat der Großherzog während der Musikstunde plötzlich in das Gemach seiner Tochter. Der Lehrer fühlte sich außerordentlich geschmeichelt, wenngleich er schon oft

diesen Vorzug genossen, da sich der Fürst gerne bei jeder Gelegenheit mit dem geistreichen jungen Manne unterhielt. So wie der Großherzog in das Zimmer trat, bemerkte er, daß keine der Gesellschaftsdamen der Prinzessin anwesend war, und daß Ottavio, welcher mit Maria sprach, erröthete. Unmuthig biß sich Franz I. in die Lippen, setzte sich und hörte zu, wie Schülerin und Lehrer die Mandoline spielten. Nicht lange darauf wurde er jedoch durch die Meldung gestört, daß die Gesandten König Heinrich IV. von Frankreich gekommen seien, um vor ihrer Abreise seine Befehle entgegen zu nehmen und daß sie ihn um Audienz bäten. Der Großherzog entfernte sich ärgerlich.

Noch spielte Ottavio fort, aber sein Spiel wurde immer langsamer und, die Augen auf Marien gerichtet, gab er nur noch einzelne, langgehaltene Töne an, bis sie zuletzt alle hinsterbend verklangen und seine Hand mit dem verstummten Instrumente herabsank.

„Signor, Ihr verfallt schon wieder in eure gewöhnlichen Träumereien,“ nahm die Prinzessin verdrießlich das Wort; „Ihr vergeßt ja ganz, daß Wir auch da sind.“

„Daran denke ich nur allzuviel,“ seufzte Ottavio.

„Ihr seid unhöflich, Meister. Und gerade wollte ich Euch eine angenehme Neuigkeit mittheilen. Damit Ihr Strafe für eure Mißlaune erhaltet, sollt Ihr sie nicht erfahren.“

„Oh redet nur, Hoheit, sprecht doch mit mir. Wie süß klingt stets eure Stimme in meinem Ohre! Wenn ich Euch sehe, lebe ich, wenn ich Euch höre, freue ich mich! Oh, wäre ich doch eine der Blumen, die für Euch blühen, die für Euch sich unter dem Blick eurer holden Augen entfalten und Abends an eurer Seite sterben! Oh, vermöchte ich doch denselben eine Sprache zu geben, die nur Ihr allein verstündet, damit sie Euch ein Geheimniß erklärten — aber ach! sind sie nicht stumm, wie ich selbst es sein muß? Sie verwelken still und unbeklagt, wie euer ergebner Diener.“

„Was sagt Ihr da, Ottavio! War doch euer letzter Strauß außerordentlich beredt; Ihr pflücktet die Blumen im Garten der Musen und lehrtet sie eine schöne Sprache, die ich wohl nicht ganz verstand, aber was sie andeutete, war recht liebenswürdig.“

Ottavio, der nicht wußte, daß der Großherzog sein Sonnet in die Blumen für die Prinzessin verborgen hatte, ahnte den Sinn der Rede nicht und deutete sie ganz anders.

„Also die Neuigkeit, die ich Euch verkünden wollte;“ fuhr Maria

fort, indem sie sich mit naiver Koketterie in einem großen venetianischen Spiegel beschaute, „Meister Ottavio, was würdet Ihr dazu sagen, wenn ich Königin würde?“

„Ich weiß es kaum; seid Ihr nicht ohnedies schon die Königin meines Herzens und meiner Gedanken!“

„Recht schön; wenn aber eure Königin auch noch einen wirklichen Hermelinmantel und ein Diadem auf der Stirne trüge, würde sie Euch da nicht noch schöner erscheinen?“

„Vor meinem Geiste tragt Ihr ohnedies stets eine Krone, die von der Liebe mit Blumen umwunden ist.“

„Das ist wahrhaftig eine Ahnung, Ottavio, denn ich werde mich verheiraten.“

„Barmherziger Himmel!“ rief der Musikmeister todtenbleich.

„So, es freut Euch nicht einmal mein Vertrauen? Nun, daraus sehe ich, daß Ihr mich gar nicht sonderlich liebt, denn mein Glück betrübt Euch ja fast, wie ich sehe.“

„Euer Glück!?“ rief Ottavio entsetzt.

„Ihr seid recht undankbar, Meister. Seht nur, um Euretwillen habe ich diesen geheimen Plan meines Vaters Euch verrathen; weil ich stets gewohnt bin, Euch Alles mitzutheilen, habe ich ein Geheimniß ausgeplaudert, das ich sicher besser in verschwiegener Brust gewahrt hätte. Nun ist es wohl zu spät.“

„Kindlicher Engel, begreift Ihr denn nicht, was in meiner Seele vorgeht? Bedenkt Ihr nicht, welche Verzweiflung mich ergreift bei dem Gedanken, Euch dann zu verlieren, nicht mehr in eurer Nähe weilen zu dürfen? Wenn Ihr von hier fortgeht, wird da nicht bald ein Anderer das Bild eures armen Musikmeisters aus eurem Andenken verwischen, wird nicht dieser Andere eure Liebe erringen und Ihr ihm das süße Geständniß eurer Liebe ablegen?“

„Oh, nicht im mindesten. Der König von Frankreich mag mich lieben, soviel er will, das denke ich übrigens versteht sich von selbst. Dafür will ich ihm blos zu gefallen suchen und dann sind wir quitt.“

„Ihr spottet. Aber Ihr habt Recht und ich, ich bin ein Thor.“

„Wer denkt daran, Eurer zu spotten? Ihr seid ein Prahlhans, Rinuccini, ich kenn' Euch nur zu gut — es war nur Maria von Medicis, die Ihr liebtet, Ihr werdet sie um der Königin von Frankreich willen bald vergessen haben.“

„Niemals, niemals! Die süßen Stunden der Ruhe und Selig-

keit, die so flüchtig vorübereilten, sie kehren nimmer wieder; die holden Träume, welche mir Paradiesesbilder vorgaukelten, sie sind durch jähes Erwachen für immer verscheucht worden!“

„Haltet ein, Rinuccini! Fahrt Ihr noch weiter in solchem Tone fort, so erhaltet Ihr von mir nicht die Erlaubniß, daß Ihr mich als Königin, mit dem liliengestickten Mantel, mit der goldenen Krone auf dem Haupte und von glänzendem Hofstaate umgeben im Louvre einziehen sehen dürft.“

„Wie?“ rief Ottavio entzückt, „Ihr erlaubt mir, Euch zu folgen?“

„Im Gegentheile, ich verbiete es Euch! — So, jetzt seht Ihr doch, wie vortrefflich eure Schülerin sich in die Rolle einer Königin zu schicken versteht. Aber — in allem Ernste — wollt Ihr mir noch ferner gefallen, so dürft Ihr keine so traurigen Deklamationen mehr halten. Ich will offen mit Euch reden. Seht, Ottavio, von allen Männern liebe ich, nach meinem Vater, Euch am meisten und warum, weil Ihr in meinen Augen der Liebenswürdigste seid — das heißt, manchmal seid Ihr dies, nicht immer. Ich liebe Euch am meisten, weil neben Euch alle Andern mir häßlich erscheinen, weil, wie Ihr, Keiner das Schwert zu führen versteht, weil Ihr Einer der tapfersten und edelsten Kavaliere seid. Noch gestern sprach ich mit Giulietta darüber, die Euch eben so herzlich liebt und mir in jeder Meinung über Euch beistimmt. Ja, ja, gar oft plaudern wir von Euch miteinander und ich weiß, daß auch Ihr mit der Freundin von mir sprecht denn sie vertraut mir Alles. Seid Ihr nun zufrieden und wollt Ihr mich nicht mehr betrüben?“

Ottavio lauschte mit namenlosem Entzücken der so kindlich offenherzigen Liebesbeichte der Prinzessin. Dann aber stammelte er: „Und der französische Hof — euer Gemal, der allerchristlichste König —“

„Der allerchristlichste — erst seit Kurzem, Meister. Ihr müßt mir jedenfalls helfen, die nordischen Barbaren ordentlich zu poliren. Auch soll Meister Giacomo Peri Euch und mir in dem Geschäfte beistehen, denn auch ihn will ich mit mir in die neue Heimat nehmen, damit Ihr Beide die schöne Poesie dorthin bringet und Schauspiele, von Gesang und Instrumentalmusik begleitet, dort einführet. Ihr müßt zusammen, zur Feier meiner Vermälung, etwas Aehnliches wie eure Daphne oder Ariadne komponiren und man wird Euch Beifall und Dankbarkeit zollen. Ihr könnt mir glauben, Maria wird stolzer auf die Vor-

beeren des Meisters Ottavio Rinuccini als auf die König Heinrichs von Bearn sein."

Ottavio sank der Prinzessin zu Füßen und drückte auf die, ihm willig gelassene Hand einige heiße ehrfurchtsvolle Küsse.

Maria konnte sich über ihre innere Aufregung keine Rechenschaft geben. Tief bewegt sagte sie: „Also werdet Ihr euer ganzes Leben lang an meiner Seite bleiben? Nun ja, eigentlich habe ich keinen Freund als Euch und als Beweis meiner innigsten Zuneigung werde ich Euch dem Könige vorstellen und ihm sagen, wie sehr ich Euch gewogen bin."

Ottavio, der schon im holden Wahne lebte, so geliebt zu sein, wie er die Liebe begriff, stürzte freilich bei diesen Worten aus dem Himmel seiner Gefühle auf die Erde herab, indeß blieb er dennoch hoch entzückt auf den Knieen vor der holden Prinzessin liegen und sah, wie zu einem Heiligenbilde auf, während Mariens Rosenlippen ihn freundlich und milde anlächelten.

Maria entzog dem Kavalier sanft die Hand, denn sie sah ihren Vater kommen und fühlte taktvoll, daß eine solche Stellung nur vor zwei Augen sich entschuldigen lasse.

„Mein Vater kömmt, erhebt Euch!" flüsterte sie und setzte sich dann auf ihren gewöhnlichen Platz.

„Heute hat die Stunde sehr lange gedauert," sagte der eintretende Fürst trockenen Tones, „Marie, Ihr scheint eine große Musikerin werden zu wollen. Kavalier Rinuccini, seid für fernerhin bedankt für eure Mühe und Ihr, Maria, bereitet Euch zur Abreise; eben habe ich die Gesandten des Königs Heinrich verabschiedet und den Heiratskontrakt unterschrieben — Ihr seid Königin von Frankreich."

„Theurer Vater," erwiderte Maria von Medicis, „Ihr seid sehr eilig, mich zur Königin von Frankreich zu erheben. Nun, Signor Rinuccini haltet Euch also bereit, uns zu folgen, besorgt alles Nöthige zur Reise, denn Wir ernennen Euch zu unserm Oberststallmeister."

Der Edelmann-Musiker verbeugte sich tief.

„Deine Eile, liebes Kind, ist etwas vorschnell," bemerkte der überraschte Fürst. „Ich kann Ottavio's Dienste nicht entbehren und ihm keinen Abschied geben."

Aber Prinzeßchen Maria war nicht an Widersprüche gewöhnt

worden und wie Franz I. über Toskana regierte, wurde er wieder von seinem Töchterlein regiert, dem er nie etwas zu versagen vermochte.

„Ich werde den Heiratsvertrag brechen, wenn mein Wille nicht geschieht," erklärte sie ganz bestimmt und der Herr Papa mußte sich fügen. Er dachte sich: „Bald ist sie nicht mehr unter meiner Obhut und dann mag Seine allerchristlichste Majestät König Heinrich der Vierte selbst für seine Ehre wachen."

Noch an demselben Abende empfing Maria von Medicis die Glückwünsche des ganzen Hofes und um Mitternacht wurde sie mit aller Pracht dem französischen Gesandten, im Namen seines Gebieters, angetraut.

Schon bei dieser Ceremonie zog der Marchese Ottavio Rinuccini wegen seines Titels, seines angenehmen Aeußern, seiner Liebenswürdigkeit und Schönheit, wie durch die sichtliche Bevorzugung der neuen Königin, sich den Neid und Haß der französischen Edelleute zu, da es sie verdroß, daß ihnen ein Italiener vorgezogen wurde, und bald bemerkte der Großherzog, daß er nicht klug gethan, dem jungen Edelmanne die Begleitung seiner Tochter zu gestatten. Seine Unruhe darüber war so groß, daß er ihn unter irgend einem Vorwande vorausſendete, um die Königin in Lyon zu erwarten.

II.

Das Melodram der Königin.

Wir übergehen die Beschreibung aller Feierlichkeiten und Herrlichkeiten, welche zu Ehren der erlauchten Vermälung des vielgeliebten Heinrich IV. mit Maria von Medicis stattfanden und wollen nur erwähnen, daß in allen Orten, welche die Königin auf ihrer Reise nach Paris berührte, Triumphbogen aus Blumen und Reisig ihrer harrten, daß unzählige Taubenpaare mit Rosabändern an den Füßen ihr entgegen flatterten, daß gar mancher Bürgermeister in einer gut einstudirten Rede stecken blieb, daß die Straßen mit Blumen besäet, die Häuser mit Fahnen und Teppichen behangen waren und alle Glocken läuteten.

Zu Paris angelangt, warf sich König Heinrich in einen goldenen Waffenschmuck, um seine junge Gemalin zu empfangen. Beinahe

hätte ihm Maria in's Gesicht gelacht, denn sein Kopf, auf einer mächtigen beinahe fußbreiten Spitzenkrause sitzend, nahm sich aus wie das Haupt des heiligen Johannes des Täufers auf der Schüssel der Herodias. Der ganze Hof erschien gleichfalls in dieser feierlichen Stellung, die Männer so steif wie ihre lächerlich großen Krausen, die Frauen so unbehilflich wie ihre Wulste, welche sie zu diesen Feierlichkeiten um mehrere Finger dicker, als gewöhnlich hatten machen lassen und in denen die zierlichen französischen Damen wie verzauberte Prinzessinnen aussahen, die nicht weiter als bis zum Gürtel aus einem Thurme heraussteigen dürfen. Die Königin Maria trug einen veilchenblauen Sammetmantel, an dessen Schleppe nicht weniger als sechs Pagen angespannt waren.

In den ersten Tagen folgten sich ununterbrochen Hoffeste, Bälle, Turniere, Feuerwerke, Jagdpartien, man begnadigte einige Spitzbuben, die gehenkt werden sollten, der berühmte tugendhafte Sully erhöhte die Steuern, ließ aber aus Springbrunnen Wein für den Pöbel quellen und so war Alles froh und zufrieden.

In all' diesem Treiben fühlte sich einzig Ottavio Rinuccini, der um seinen Oberststallmeisterrang so sehr Beneidete, einsam und traurig. Er sah Marien, die nun mehrige Königin des Landes, welche ihn eigentlich nach Frankreich gezogen, nur selten, wenn sie öffentlich erschien, sein Geist fand nirgends Anklang, da die Franzosen im Allgemeinen die Italiener haßten und auch, was Bildung anbetraf, weit hinter den Florentinern, in deren Stadt die Wissenschaften und Künste ihren Sitz aufgeschlagen hatten, zurück waren. So sehnte sich denn der Dichter und Musiker heraus aus dem Hofgewühle, wo ihn die Majestät der Herrscherin einschüchterte, und zurück in die balsamduftenden Haine seines herrlichen Vaterlandes. Wenig Trost gewährte es ihm, daß ihn der König zu seinem Kammerherrn ernannte und es beglückte ihn dies nur, weil es ihm den Beweis gab, daß Maria seiner nicht vergessen hatte, was ihm neuen Muth einflößte, sich über den stets höher steigenden Neid zu erheben.

An einem Hofe, an dessen Firmamente neben der königlichen Sonne, die zweite, in Gestalt einer jungen Gemalin aufsteigt, erscheint gewöhnlich alsbald eine Schaar glänzender Mücken und Insekten, welche den neuen Glanz umsummen und sich in dessen Strahlen wärmen wollen. Gerade so war es auch, als die reizende Maria von Medicis im schönsten Jugendgepränge am Horizonte Frankreichs erschien.

Unter den Schmetterlingen, die sich zu dem leuchtenden Gestirn zu erheben suchten und das Verbranntwerden nicht achteten, befand sich der kühnste Tagfalter von allen, Graf Philipp von Chabert. Reich, streitsüchtig, ausschweifend, gewohnt bei Frauen Glück zu machen, daher keine derselben für tugendhaft haltend, beschloß er die Gunst der Königin zu erobern und folgte ihr daher auf Tritt und Schritt, beobachtete sie stets mit lüsternen Augen und fing jeden Blick auf, den sie auf irgend Jemand im Hofstaate warf. Bald hatte er bemerkt, daß das Auge der Königin mit Wohlgefallen an Rinuccini hing, daß sie sich ihm wohlwollend zuwandte, wenn er, durch den Dienst gerufen, in deren Nähe kam und daß beim Anblicke seiner traurigen Miene ein wehmüthiges Lächeln ihre Lippen umspiele. Dies war genug für ihn, um Vorsätze zum Verderbniß dieses ungelegenen Eindringlings zu fassen.

Im Louvre war ein Saal unter Ottavio's Anleitung zu einem Schauspielsaale eingerichtet worden, damit daselbst das Melodram, welches er, auf Mariens Bitte bei ihrer letzten Unterredung im Palazzo Pitti zu Florenz, mit Eifer und Liebe im Vereine mit Peri geschrieben und komponirt hatte, aufgeführt werden sollte, um an die Feste, welche die Vermälung Heinrichs hervorrief, angereiht zu werden. Chabert ging nun oft in diesen Saal und überhäufte Ottavio mit den beleidigendsten Kritiken, Anmerkungen und Fragen, damit er daraus Anlaß zum Streite nehme. Des Künstlers Charakter war jedoch ein zu friedlicher, und er derart mit seinen Gefühlen und Planen beschäftigt, daß er erst sehr spät bemerkte, wohin dies Alles zielte. Aber nicht sobald hatte Ottavio die Ueberzeugung davon gewonnen, hatte er auch schon die schlagfertige Waffe zur Hand und er zeigte sich in seinem Spotte und seinen Neckereien dem Grafen Chabert so überlegen, demüthigte ihn so sehr durch sein festes Benehmen, daß der Graf wuthentbrannt es sich gestehen mußte, wie er auf keine Verwirklichung seiner hochfliegenden Pläne rechnen dürfe, so lange Rinuccini zwischen ihm und der Königin stehe. Es war ihm einleuchtend, daß der Florentiner unmöglich mit solcher Sicherheit gegen seine Angriffe auftreten könnte, wenn er nicht der Gunst, des Vorzugs und des Schutzes der Königin so gewiß wäre.

Eines Tages war Ottavio im Saale, wohin er die Schauspieler berufen, um die erste Probe des neuen Stückes abzuhalten, und wo schon eine Menge der nöthigen Kostüme zur Prüfung bereit lagen, als Philipp von Chabert mit einigen Edelleuten eintrat.

Sofort begrüßte er den Künstler mit einigen Spottreden und — plötzlich einen hölzernen Säbel auf der Erde erblickend — hob er denselben auf, damit einige Hiebe in der Luft nach Ottavio's Seite führend, wobei er lachend ausrief:

„Also dies sind eure Turnierwaffen, Ihr Possenreißer? Messire Apollo, wahrhaftig dieses Schwert paßt prächtig für Euch.“

„Eure Feinde, Graf,“ erwiderte Ottavio trocken, „bedürfen Euch gegenüber keiner anderen.“

„Haha! Ich glaube gar, der Florentiner hat Lust Held eines Trauerspiels zu werden!“

„Euch, Graf, scheint nur die komische Muse gewogen zu sein. Höheres vermöchtet Ihr wohl schwerlich zu erringen.“

„Signor Gracioso,“ sagte nun Chabert voll Aerger, „ich werd' Euch mit leichtem Herzen den Garaus machen.“

„Sehr schön, wenn ich nur nichts dagegen einzuwenden hätte. So habe ich aber gar keine Lust, mich mit Euch zu schlagen.“

„Oho, Ihr fürchtet Euch also!“ rief Chabert.

„Allerdings fürchte ich, Euch euer Lebenslichtchen auszublasen und wäre das nicht Jammerschade? Die Welt verlöre einen sehr hohen Geist, die Damen einen sehr theuren Liebling. Es müßte ganz Frankreich Trauer anlegen.“

„Mein Herr!“ schrie Chabert wüthend und riß seinen Handschuh von der Hand, „Ihr seid ein“ —

„Possenreißer. Das habt Ihr ja so eben gesagt und ich möchte nicht ungern mit Euch Turnier spielen, und zwar mit den Waffen der Possenreißer, wie Ihr Euch auszudrücken beliebtet. Dabei wiederhole ich, daß Ihr nur zu Lustspielrollen geboren seid. Edle Herren,“ fügte er hinzu, sich gegen des Grafen Begleiter wendend, „es soll ein Spiel werden, das sich lustig endet, Graf Chabert ist euer Freund und daher würde es mir leid thun, ihm absonderlich Uebles zuzufügen.“

Darauf nahm Ottavio mit der ihm angebornen Anmuth das hölzerne Schwert vom Boden auf und sagte: „Zieht, Herr Graf, und laßt uns die Klingen kreuzen!“

Chabert ließ seinen Degen in der Scheide, aber Ottavio rief flammenden Auges: „Bei Gott, Graf, zwingt einen Italiener nicht, daß er euer schönes Gesicht mit einem Stücke Holz zerfetze; zieht!“

Der ernste Spaßmacher drang sofort auf den Grafen ein, und dieser mußte, um sich gegen die Hiebe zu vertheidigen, seinen Degen ziehen.

„Marte animo! das heißt, halte deinen Degen besser!“ rief Ottavio.

Bestürzt und staunend sahen die Edelleute dem Kampfe zu, denn Rinuccini durchlöcherte wie der Blitz mit dem hölzernen Schwerte den Waffenrock seines Gegners wenigstens an zehn Stellen, ehe noch dieser ein einziges Mal mit seinem Degen den Stoß aufzufangen verstand und als er gar mit der platten Latte dem Grafen noch einen Hieb über die Lenden versetzte, da konnten Alle das lauteste Gelächter nicht mehr zurückhalten.

„Meiner Treu,“ schrien sie durcheinander, „Graf, bekamst genug Schläge, Du kannst davon erzählen.“

Der Graf, schäumend vor Wuth, vertheidigte sich wie ein echter Raufer, aber er vermochte Rinuccini nichts anzuhaben. Als endlich schon Chabert's Kleid in Fetzen an ihm herabhing, bückte sich Ottavio schnell und schlug mit der Schneide seines hölzernen Schwertes so mächtig auf die Finger seines Feindes, daß sie vor Schmerz den Degen zur Erde fallen ließen.

„Es ist genug Blut geflossen,“ sagte in gravitätischem Tone Ottavio und wischte mit der ernsthaftesten Miene der Welt das Holz an seinem Aermel ab.

Der Saal widerhallte von dem unbezwinglichen Gelächter aller Anwesenden.

Ottavio trat nun voll Würde und Anmuth auf den, vor Schande und Zorn athemlos und mit hochgeröthetem Gesichte dastehenden Grafen zu und sagte ruhig: „Herr Graf, Ihr habt mich einen Possenreißer genannt und ich glaube mein Handwerk zu verstehen. Ihr jedoch seid ein Edelmann und ich lieber ein Künstler. Einer eurer Ahnen war mit bei Bovines, einer der meinen zog mit Alarich in Rom ein. Schlagt also ein und laßt uns, nach diesem lustigen Kampfe, lieber Freunde sein.“

Graf Chabert zog sein finsteres Gesicht zu einer freundlichen Fratze und that nach Begehr des Siegers. Ottavio erntete viel Lob und Beifall und es schien der Streit auf immer geschlichtet.

Das Abenteuer kam natürlich dem Könige Heinrich zu Ohren; es ergötzte ihn dasselbe außerordentlich. Er ließ Ottavio zu sich bescheiden, klopfte ihn vertraulich auf die Schulter und sagte: Ventre Saint-gris! Ihr seid ein tapferer Kämpe; es ist klug, wenn man Euch sich zum Freunde macht!“

„Sire," erwiderte schnell Rinuccini, „mir thut nur leid, daß ich zur Zeit, als es unklug war zu den Eurigen zu gehören, nicht an eurer Seite sein konnte!"

Unter den Hofleuten fanden einige Liguisten dieses Kompliment höchst unpassend, aber Heinrich war entzückt darüber, nahm Rinuccini bei der Hand und führte ihn zu seiner Gemalin, ihm reiches Lob spendend, worüber Maria von Medicis tief erröthete. Aber sie reichte ihrem einstigen Lehrer nicht die Hand, was diesen sehr betrübte. Wäre er minder reinen Gemüthes gewesen, würde ihn diese Scheu hoch erfreut haben, denn sie bewies, daß Maria seit ihrer Verehelichung begriffen hatte, mit welcher Liebe ihr Ottavio zugethan sei.

Fortan schenkte der König Heinrich dem Marchese seine volle Gunst, gab ihm ein prächtiges Pferd und gebot ihm an der morgigen Jagd im Walde von Saint-Germain, welche zu Ehren der Königin veranstaltet wurde, Theil zu nehmen.

III.

Der Räuber Josuah.

Die Jagd fand statt. Ottavio folgte dem Zuge zerstreut und gedankenvoll. Ihn lockte weder das Halloh der Jäger, welche ein aufgescheuchtes Wild verfolgten, noch der Zuruf der Edelleute, die mit ihren Pagen an ihm vorübereilten, wobei sein muthiges Pferd sich bäumte, daß es zurückbleiben mußte; sein Auge forschte durch Gebüsche und Dickicht hindurch nur nach Maria und wenn ihr Schleier, wie ein duftiger Morgennebel von den ersten Strahlen durchglänzt wird, im Dunkel des Waldes schimmerte, oder er das Flattern ihrer blonden, vom Hauche des Windes bewegten Locken bemerkte, dann fühlte er sich zufrieden, ja fast glücklich. Wohl kam er einige Male in ihre Nähe, aber sagen konnte er ihr doch nichts, denn Dame Etikette verfolgt ihre Anhänger bis in die Wüsteneien und der Hofzwang legt immer und überall der Freiheit und dem Herzen drückende Fesseln an.

So bemächtigte sich denn gar bald Rinuccini's in diesen düsteren kalten Wäldern eine tiefe Schwermuth. Nur mechanisch hielt er die Zügel seines Rosses in der Hand und ließ sich von demselben über

Gestrüpp und Seitenwege tragen, denn er hatte längst die ganze Jagd vergessen, während das kluge Thier nach dem weitentfernten Schalle des Hüfthorns horchte und zu dem Troße zu gelangen strebte.

Plötzlich stand Rinuccini's Pferd stille. Eine Gestalt zeigte sich — Graf Philipp von Chabert hielt vor ihm.

„Ihr habt Euch verirrt," sagte der Graf. „Ihr dürft dem Himmel danken, der mich Euch begegnen ließ, sonst möchtet Ihr den Jagdzug schwerlich mehr erreichen."

„Nun, es liegt mir außerordentlich wenig daran, ob ich mich verirrt habe oder nicht."

„Dann wißt Ihr nicht, daß die abgelegenen Stellen dieses Waldes zum Asyle für sehr gefährliche Menschen dienen, die man aus dem Soldatendienste entlassen hat, so daß sie jetzt von dem leben müssen, was sie den Reisenden rauben, die sich verspäten oder die sie irgendwo, entfernt von aller menschlichen Hilfe treffen. Hütet Euch daher, die Nacht hier zuzubringen, mag das Wetter auch noch so schön sein. Es ist bereits spät und so rathe ich Euch, mir auf einem Fußpfade, den ich kenne und welcher uns schnell mit dem Jagdgefolge vereinigen soll, zu folgen."

Ottavio willigte ein und bald gelangte man an einen Kreuzweg. Der Graf schlug die Richtung nach einem Hohlwege ein, aber dieser war so ungleich, von Wurzeln durchwachsen und von Zweigen überhangen, daß sich die Herren oft bücken und oft absteigen mußten, um mit ihren Pferden durchzukommen. Der Graf plauderte recht angenehm, aber der Weg schien dennoch von endloser Länge, so daß die Nacht eingebrochen war, ohne daß man noch das Ziel erreicht hatte.

„Ich fürchte beinahe," sagte nun Ottavio, „wir haben uns auf's Neue verirrt."

„Das befürchte ich auch," erwiderte der Graf. „Aber ich werde mich am nächsten Kreuzwege schon wieder auskennen. Nun, wir werden ein bischen spät auf's Schloß kommen, das wird Alles sein."

Trotzdem der ganze Wald und Weg in nächtiges Dunkel gehüllt war, schien es Ottavio, als ob vor und neben ihnen menschliche Gestalten einher schlichen.

„Bah," erwiderte Chabert auf seine Bemerkungen, „das ist höchstens verscheuchtes Wild, welches seinem Lager zueilt."

Endlich kamen sie auf eine kleine Anhöhe, welche mit einzelnen Bäumen bepflanzt war.

„Ich will doch einmal auf diesen Kastanienbaum steigen," sagte der Graf. „Er ist augenscheinlich der höchste und man kann vielleicht von seinem Gipfel aus irgend einen Lichtschimmer erblicken, so daß wir uns nach demselben richten können."

„Laßt mich hinauf, ich bin das Klettern gewohnt," sagte Ottavio, drückte sein Pferd an den Stamm, stellte sich in den Sattel und schwang sich behende auf die untern Zweige. Er kletterte durch das Laubwerk nach oben und rief von da Philipp zu. Als er keine Antwort erhielt, stieg er wieder herab. Da bemerkte er, als er mehr zur Erde kam, daß sein Pferd verschwunden war. Er lockte und rief — vergeblich — Alles blieb stumm und stille. Da sprang er auf den Boden — sogleich fühlte er sich von vielen Armen umschlungen und gefesselt, so daß jede Vertheidigung unmöglich wurde. Dann stellte man ihn wieder aufrecht und eine rauhe Stimme kommandirte: „Marsch!"

Ottavio war sehr erstaunt über sein Abenteuer, und in der festen Ueberzeugung, man habe den Grafen ebenso geräuschlos, als hinterlistig ermordet, ließ er sich widerstandlos weiter führen, jedoch auf Mittel sinnend, wie er sich befreien könne. Er beschloß, im Falle dies unmöglich und er dem Tode nicht zu entrinnen vermögen würde, Marien zu vergessen und nur an Gott zu denken.

Eine Viertelstunde mochte nun schon vergangen sein, als man sich um einen Felsenvorsprung drehte und Ottavio sah hinter demselben plötzlich sieben bis acht Kerle um ein großes Feuer herum sitzen, welches mit seinem röthlichen Flackern deren wahrhaft scheußliche Gesichter unheimlich beleuchtete.

Nun legten die Wächter ihren Gefangenen auf die Erde und banden ihm auch die Füße. Wenige Schritte neben ihm bemerkte Ottavio ein frisch aufgeworfenes Grab und es kostete ihm kein Kopfzerbrechen, um zu errathen, daß dasselbe für ihn bestimmt sei.

Gleich darauf trat auch einer der wildesten Männer auf ihn zu, zückte den blinkenden Dolch auf ihn und redete ihn mit rauher Stimme an:

„Gnädiger Herr, Ihr müßt sterben. Bereitet Euch also zum Tode vor."

Rinuccini wollte antworten, aber er verstummte schnell, denn neben ihm zeigte sich — Graf Philipp von Chabert.

„Elender Italiener," schrie derselbe, „endlich wird die Königin von deiner lästigen Zudringlichkeit befreit werden! Ihr Befehl ist es, daß Du für deine Verwegenheit den Tod findest. Blöder Thor, Du

hieltest mich für so jämmerlich, daß ich eine tödtliche Beschimpfung vergessen und mich zur Freundschaft mit einem Feinde erniedrigen könnte? So erfahre denn, daß ich die Stunde der Rache nur verschob, um Dich desto sicherer zu treffen."

Ottavio drehte verächtlich den Kopf zur Seite und würdigte den Elenden keines Wortes.

Der Hauptmann der Räuber zählte unterdessen Geldstücke in seiner Hand ab.

„Graf Chabert," sagte der Bandit endlich, „Ihr seid nicht sonderlich großmüthig. Neulich, als ich Abends den Edelmann verwundete, der sich mit Euch schlagen sollte, habt Ihr es mir ebenso gemacht; statt der versprochenen hundert Pistolen gabt Ihr mir nur achtzig. Hört, ich bin nicht gewohnt auf Abschlag zu arbeiten."

„Tapferer Josuah," entgegnete der Graf, „sei zufrieden und traue meinem Versprechen, daß ich später diese Summe verdoppeln werde. Ich geb' Dir Alles, was ich im Augenblicke bei mir habe."

„Aber so war es ja nicht abgemacht. Der Teufel kann diesen Hofleuten trauen. Ich, meines Theils, handle stets reell, ich bin ein alter Soldat, der bei Arques und Ivry gewesen und baue auf ein Ehrenwort."

„Ist's Dir zu wenig, so laß' das Geschäft fahren, ich kann es allein verrichten."

„Ich glaub's, wo der Fuchs gefangen und geknebelt ist, aber so haben wir nicht gewettet."

„Höre, alter Junge, der Possenspieler ist die Summe, die Du von mir erhieltest, nicht einmal werth. Schaffe ihn aus dem Wege, Du hast deshalb keine Verfolgung zu befürchten."

„Kerl, Du bist für einen alten Soldaten, für einen Banditen doch entsetzlich einfältig," bemerkte ruhig Rinuccini.

„Was deklamirst Du da, Komödiant?"

„Ich meine, daß Du Dich wie ein Kind foppen läßt. Erstlich bin ich gar kein Possenreißer, sondern ein reicher begünstigter Edelmann, habe die Ehre Kammerherr des Königs und Oberststallmeister der Königin zu sein und meine Haut ist mindestens zweihundert Pistolen werth. Zweitens, meinst Du etwa, die Königin Maria von Medicis, die mich vor so kurzer Zeit mit nach Paris geführt hat, wird mich schon heute zu Dir auf die Schlachtbank schicken? Pfui, schäme Dich, Alter, daß Du so leichtsinnig bist und Dich nicht vorher genau erkundigtest,

was es am Hofe mit mir, dem Marchese Ottavio Rinuccini, für eine Bewandtniß hat. Uebrigens solltest Du das Alles schon längst wissen, und wenn Du es nicht weißt, nicht gehört hast, um welcher Ursache Willen mich dieser Elende haßt, so zeigt sich daraus, daß Du in sehr schlechter Gesellschaft lebst. Da sind die Banditen bei mir zu Hause ganz andere Kerle. Uebrigens mache, was Du willst; wagst Du es aber deine Hand an den ältesten Freund der Königin zu legen, so lasse Dich wenigstens dafür ausgiebig bezahlen."

„Er ist ein Betrüger!" schrie Chabert, „er will sein elendes Leben loslügen."

„Wenn aber das wahr wäre, was er sagt, Graf; wie dann?" erwiderte der Bandit.

„Hättest Du dann nicht den Muth, zuzustoßen?"

„Oh gewiß hätte ich ihn. Ich habe noch nie mein gegebenes Wort gebrochen und man nannte mich nur deshalb Josuah, weil ich kühn genug wäre, selbst die Sonne mit bewaffneter Hand aufzuhalten. Mir kann man nichts vorwerfen, aber es müssen dafür auch Andere die Waare nach ihrem Werthe bezahlen; das ist doch eine billige Forderung. Ist der Mann kein Possenreißer, sondern der, für den er sich ausgibt, so bin ich vom Grafen betrogen worden und der Handel ist null und nichtig. Wer könnte mir da Unrecht geben?"

„Er lügt und betrügt Dich," schrie Graf Chabert, dem es nicht recht wohl zu Muthe ward. „Ich sage Dir, er ist ein Possenreißer, der sich loszuschwindeln sucht, damit er wieder auf seine Jahrmärkte und Kirchweihen ziehen kann."

„Tölpel," rief Rinuccini, „hältst Du Josuah für so dumm, daß er nicht einsieht, daß Bänkelsänger und Possenreißer nicht mit den Majestäten auf die Jagd gehen?"

Als Josuah noch immer zögerte rief der Graf: „Feigling, achtest Du dein gegebenes Wort für nichts?"

„Was, Ihr, Graf, nennt mich einen Feigling? Das ist etwas stark. Ich kenne Euch doch lange genug, um zu wissen, wie es mit eurer Courage steht. Habt Ihr mich doch schon zu manchem Geschäftchen gebraucht, das damit in engster Beziehung stand. Ich bin ehrlich, ich habe versprochen, den Herrn für eine gute Summe aus der Welt zu schaffen; erfüllt nun Ihr auch eure Versprechungen."

„Ich gab Dir Alles, was ich hatte."

„Das ist wieder eine Lüge," sagte Ottavio. „Nach der Jagd

soll im Schlosse Saint-Germain gespielt werden. Graf Chabert würde seine Seele verspielen, wenn er eine hätte und dieselbe Jemand wollte. Glaubst Du, Josuah, daß er sich ohne bedeutende Summen auf den Weg gemacht hat?"

„Es ist erlogen, ich würde auf mein Wort gespielt haben."

„Auf dein Wort?" entgegnete Ottavio verächtlich. „Das würdest Du nicht zu verpfänden wagen, weil es jedermann verachtet, nicht einmal der Räuber Josuah glaubt Dir mehr, Schuft. Ich wiederhole es Euch, Josuah, dieser Mensch ist mit Geld bespickt; ich weiß es."

Wie auf einen Zauberschlag näherten sich nun die Räuber alle dem Grafen.

„Höre, Josuah," sagte der Graf, welcher wohl schon an das habsüchtige Zögern seines Genossen gewöhnt war, dem aber die Klugheit Ottavio's ernstlich bange zu machen anfing; „höre, wenn ich noch Geld bei mir hätte, was läge daran? Ich will Dir Alles geben, will die zweihundert Pistolen verdoppeln und ohne einen Heller in der Tasche nach Hause gehen, aber sei zufrieden und thue deine Schuldigkeit."

„Da habe ich dann nichts mehr einzuwenden," murmelte der Bandit, prüfte die Schneide seines Stahles, um sich von dessen Schärfe zu überzeugen, und wendete sich mit fast komischer Entsagungsmiene zu Ottavio. Das lächelnde Gesicht desselben wurde vom Feuer, auf das die Räuber eben frisches Holz gelegt hatten, hell erleuchtet und da überraschte es den Räuberhauptmann, daß sich ein Zug von ausnehmender Heiterkeit auf dem Gesichte des Schlachtopfers zeigte.

„Was lachst Du, Possenreißer?" fragte Josuah, dem es unlieb war, Ottavio so mit kaltem Blute morden zu müssen, barsch und um ihn aufzureizen.

„Ich lache über Dich, Josuah, weil Du nichts von deinem Handwerke verstehst und als ein armer Schelm gehenkt werden wirst."

„Wie? Ihr untersteht Euch, mich zu verspotten!?"

„Ich wollte Dir nur einen guten Rath geben, nimmst Du ihn an, ist's gut, brauchst Du ihn nicht, mir auch recht."

„Redet!" erwiderte der Halsabschneider und hielt den Grafen auf, der nicht schnell genug seine Rache abthun zu können vermeinte. „Aber beeilt Euch, ich habe nicht viel Zeit mehr."

„Warum begnügst Du Dich mit vierhundert Pistolen," sagte nun Ottavio, „wenn Du mit Ehren das Dreifache verdienen kannst?

Dieser Ehrlose hat Dich betrogen, betrüge auch Du ihn. Vierhundert Pistolen hast Du zwar in Händen, aber er hat noch ein Pferd, goldgestickte Kleider, einen Sattel, einen Mantel, vielleicht sogar mehr Geld, als er sagt. Wahrhaftig, Ihr seid nur Lehrlinge."

Die sämmtlichen Räuber fanden diesen Gedanken köstlich, aber Josuah gebot Stille.

„Ueberlegt es Euch," fuhr Ottavio fort, „die Königin beschützt mich und nach meinem Tode würdet Ihr wie Wölfe eingefangen werden. Laßt Ihr mir hingegen das Leben, so könnt Ihr ohne Gefahr den Leuten des Königs in die Hände fallen, ohne daß Euch ein Leid geschehen wird; nie soll der Henker Macht über Euch bekommen, das schwöre ich, und Marchese Ottavio Rinuccini hält sein Wort."

„Nein, diese Heuchelei ist doch ein Bischen stark!" rief der Graf in boshaftem Tone.

„Weißt Du, Josuah," fuhr Ottavio fort, „warum ich umgebracht werden soll? Weil ich den Grafen gezwungen habe, sich öffentlich mit mir zu schlagen. Er, bewaffnet mit einem guten Degen von Stahl, ich, nur mit einem elenden Schwerte von Holz. Trotzdem habe ich seinen Rock wie ein Vogelnetz durchsichtig gemacht, ohne daß er mich ein einziges Mal berühren konnte. Nun hat ihn dies in den Hofkreisen lächerlich gemacht und seinen Rauferruf vollständig vernichtet. Er hofft nun, sich durch die Gunst der Königin wieder zu heben, sieht aber in mir das einzige Hinderniß dagegen."

Die Räuber lachten.

„Zum Teufel," rief Josuah, der einst Fechtmeister gewesen war. „So einen Spaß möchte ich doch einmal sehen."

„Wenn Du willst, kannst Du das gleich. Du darfst nur meine Bande lösen und ich verspreche Dir im Voraus den ganzen Nachlaß des Grafen. Gib uns nur jedem einen Degen. Schau hin, wie er die Augenbrauen in Falten zieht — ich sage Dir's im Voraus, er wird davonlaufen, das ist so eine Bewegung, die er nicht bezwingen kann."

Auf die Stirne des Grafen trat kalter Schweiß, denn er bemerkte, daß sich hinter ihm vier Räuber aufstellten.

„Auch gebe ich noch überdies," fuhr Ottavio mit erhöhter Stimme fort, „und zwar auf der Stelle der ganzen Bande achthundert Pistolen."

„Eitle Ausflucht!" rief der Graf. „Alles, was Dir gehörte, ist ja ohnedies bereits Josuah zugesagt."

„Das schadet nicht; wenn ich sterbe, wird er nichts haben und nichts finden. Ich war, bei meiner Gefangennehmung, klug genug, mein Geld im Walde zu verbergen. Dann wird es für Alle verloren sein."

„Dumme List!" schrie der Graf. „Wenn er frei sein wird, lacht er Euch alle aus. Wo sollte er denn so viel Geld her haben?"

Ottavio sagte darauf: „Ich liebe das Spiel nicht und entziehe mich demselben, wo ich kann. Da man mich aber, wie ich erfuhr, geizig genannt hat, so nahm ich mir vor, heute Nacht achthundert Pistolen zu verlieren, um meinen guten Ruf wieder herzustellen. Josuah, ich traue einem so alten Krieger, wie Du bist, keine Hinterlist zu, befreie mir nur Hände und Füße und ich will Dir die genannte Summe ohne Bedingung übergeben. Du, ein alter Soldat, wirst nicht gegen die Ehre handeln."

„Josuah!" schrie der Graf. „Wirst Du deinen alten Freund um der Habsucht Willen verrathen?"

„Alle Donner!" rief Josuah, „glaubst Du, daß ich aus Vergnügen dieses Handwerk treibe?"

„In Zukunft, Josuah, wirst Du in meinen Diensten stehen," sagte Ottavio, „und jeden Monat sollst Du meines Schutzes gewahr werden, ob Du für mich etwas zu thun hast oder nicht."

Josuah schwankte noch, aber seine Kameraden ließen ein lautes Murren hören, und zwei derselben durchschnitten mit ihren Messern rasch die Bande des Gefangenen.

„Jetzt, Herr Graf," rief Ottavio dem vor Schreck fast versteinerten Chabert zu und dehnte seine Glieder, „einer von uns wird sich nun auf ewig in das offene Grab da legen. Zuerst wollen wir aber nach dem Gelde sehen."

Ottavio ging eilig zu seinem Pferde, das er in der Nähe angebunden fand, hob den Sattel ab, schraubte den metallenen Knopf desselben auf und nahm aus einem kaum bemerkbaren Fache die erwähnte Summe in Gold. Indem er sie an Josuah übergab, sagte er: „Das ist ein italienischer Sattel, äußerst bequem auf der Jagd und Reise. Man kann, wie Du siehst, Kostbarkeiten, die man nicht gerne in der Rocktasche hat, sehr kommode darin verbergen. Nun aber, Josuah, will Dir auch der Possenreißer eine Komödie vorspielen. Leih' mir deinen Degen; die Waffen eines muthigen Mannes bringen Glück und gib diesem Grafen mit der Heldenmiene den seinen."

Sogleich stellten sich die Räuber im weiten Kreise umher, um

den Kämpfenden in ihrer Mitte Raum zu geben. Einige von ihnen nahmen vom Feuer die brennenden Holzstücke weg, um die Szene mit Fackeln zu beleuchten. Josuah rieb sich vergnügt die Hände.

Es war ein höchst malerisches Bild. Rings umher die tiefe Nacht, nur die Felswand schimmerte roth im Widerscheine des Feuers und hier und da glänzten die äußersten Spitzen der Blätter vom Lichte getroffen. Dann die in Lumpen gehüllten Räuber, deren wilde Lustigkeit der Flammenschein belebte, in ihrer Mitte die beiden Edelleute in Halskrausen, sammtnen Jacken und atlassener Fußbekleidung, mit rachsüchtigen Blicken sich zum Kampfe rüstend, es bot dies Alles ein bizarres, aber fesselndes Gemälde.

Ottavio entkleidete sich bis an den Gürtel und forderte den Grafen auf, dasselbe zu thun. Dann stellte er sich dergestalt, daß Graf Chabert zwischen der Grube und ihm war.

„Messires,“ sagte er dann, „Graf Chabert wird, verfolgt von mir mit leichten Stößen, bis an die Grube weichen, welche er die Güte hatte für mich graben zu lassen, und ich werde ihn dann kerzengerade hineinlegen.“

Als der Graf sich diesem so furchtbaren Gegner bloßgestellt sah, erwachte in ihm der Muth der Verzweiflung. Die Haare zurückstreifend stellte er sich in Positur und fing mit sicherem Arme, raschem Blicke und festen Fußes die Hiebe auf, so daß einige Augenblicke lang die Degen ohne Vortheil für einen der Gegner sich klirrend kreuzten.

Aber gar bald that Ottavio einen Schritt vorwärts, Chabert wich um einen Fuß rückwärts und plötzlich schien seine Brust mit kleinen blutenden Ringen wie besäet. Er wich und wich und sein Blut entströmte aus immer neuen Wunden, wobei ihn des Florentiners Geschicklichkeit verhinderte, sich von der ihm angewiesenen Richtung zu entfernen. Vergeblich verdoppelte Graf Chabert seine Kräfte und nahm zu jeder möglichen List seine Zuflucht, er vertheidigte sich mit funkelndem Auge, aufgeschwollenen Halsadern und einem eisenharten Arme wirklich in ausgezeichnetster Weise, da rief Ottavio plötzlich: „Habt Acht!“

Chabert stand an der Grube Rand. Im selben Augenblicke bohrte ihm der Italiener den Degen tief in die Magenhöhlung, machte einen kurzen Halt, stieß ihn kräftig zurück, damit er nicht vorwärts falle, und — die Zuseher bemerkten nur mehr einen Kämpfer; der

Andere war ins Grab hinabgerollt und in dessen schauriger Tiefe verschwunden.

Ottavio beugte sich nun über die Grube und horchte. Aber weder ein Seufzer, noch irgend ein Ton klang heraus. Nun warf er seinen Degen weg und erwartete, was die Räuber über ihn beschließen würden.

Josuah trat nun an ihn heran, verneigte sich tief und sagte: „Edler Herr, Euch will ich gerne dienen mein Leben lang. Noch nie sah ich etwas Schöneres, und nur der Satan oder Sankt Georg könnten es mit Euch aufnehmen. Ihr müßt es unserer Unkenntniß Eurer herrlichen Eigenschaften verzeihen, wenn wir Euch bisher nicht mit der Euch gebührenden Ehrfurcht behandelten.“

Nun kam Einer um den Andern der Schufte heran, verbeugte sich vor dem Sieger bis auf die Erde, wozu Ottavio eine heitere Miene annahm, die ihm indeß nicht so sehr Ernst war.

Als der Letzte der Räuber ihm gehuldigt hatte, zog sich Ottavio wieder an, wobei Josuah die Dienste eines Kammerdieners versah, empfing aus den Händen des Räuberhäuptlings seinen Degen zurück und schwang sich, während Josuah die Steigbügel hielt, auf sein Roß. Josuah bestieg das Pferd des Grafen, geleitete den Sieger bis an den Ausgang des Waldes und, ehe er sich von ihm trennte, küßte er ihm noch die Hand und schwor ihm ewige Anhänglichkeit.

IV.

Verabschiedet.

Zur Zeit, wo Ottavio Rinuccini an Frankreichs Hofe seine zweite Heimat fand, herrschte nicht das Leben, wie es den begeisterten italienischen Dichter und Musiker befriedigen konnte. Ferner gab es zwischen den kalten schweren Steinmassen von Paris und in der kahlen Umgebung kein stilles grünes Plätzchen, wo er von seiner Liebe zu Maria träumen konnte. Wenn der Hof nach irgend einem der Schlösser der Umgegend zog, um dort ein Jagdfest oder dergleichen zu feiern, wurden für diese Reise so viele Vorkehrungen getroffen, es schlug die Etikette einen Jeden der Theilhabenden in so feste Bande, daß die

Sehnsucht nach innigerem Zusammensein gewaltsam unterdrückt werden mußte, und dergestalt bildete sich in Rinuccini's Herzen ein nagender Wurm, welcher in gefährlichster Weise die schöne äußere Hülle zu zerstören drohte.

Umsonst versuchte es der Dichter-Musiker, sich der schmerzvollen Krankheit des Heimwehs zu entziehen, nicht einmal die Sorbonne — jene gelehrte Akademie, welche Weltruf erlangte — konnte dem Jünglinge Ersatz geben, denn die Herren Akademiker von Paris unterschieden sich gewaltig von denen in Florenz; diese letzteren hatten den aufstrebenden Genius freundlich in ihre Mitte genommen, die ersteren dagegen hatten den höhnenden Eigendünkel, daß nur ihre Wissenschaft die echte sei, daß kein Land der Erde sich mit ihrer Bildungsstufe vergleichen, nur Franzosen sich auf den Höhepunkt aller Kenntnisse erheben könnten. Ottavio dagegen fand ihre Gedanken trocken, unbedeutend und kleinlich, ihren Schutz so anmaßend und quasi unverdiente Gnaden spendend, daß er sie floh, statt sie ferner zu suchen. Alles, was ihm in der Heimat Glück und Wonne verliehen hatte, fehlte ihm hier: der blaue Himmel und die reiche Vegetation. Der Umgang mit Menschen, welche dort als Wiegengabe die hehre Poesie erhalten, das lachende herzogliche Schloß mit seinen blumigen, lebensvollen Gärten, dann der Regent selbst, der seinen Unterthanen mit freundlichem Sinne für alles Schöne und Edle so zugänglich war, endlich Maria, die reine unschuldige Gespielin seiner Kindheit, diese holderblühende Jungfrau, welche alle ihre Freuden und kindlichen Leiden mit dem Freunde und Lehrer theilte, was ein schöpferisches Paradies voll Hoffnungen und Wünschen in seine Seele gepflanzt hatte. Alles das war nun dahin, ersetzt durch ein schmerzenreiches Gefühl trauriger, einsamer, unerwiederter Liebe. Was hatte Alles Ottavio gehofft und gewünscht, worauf hatte er sich gestützt? Solche Fragen waren ihm nie in den Sinn gekommen. Als Marien's Bild in sein Herz eingezogen war, als ihn das einzige Gefühl beseelte, daß sie allein sein Inneres beherrsche, da hätte er sich selbst fragen sollen, was wird das Ende dieser Liebe sein, wird diese von Recht und Herkommen gebilligt? Alle diese Vernunftfragen stellte er sich nicht. Man kann ihn deßhalb nicht allzusehr tadeln; die Paladine jener Zeit überlegten nicht, sondern überließen sich blindlings ihren Neigungen, berechneten nicht, wie planlos sie sich innigen Gefühlen weihten, fast mit dem Wahnsinne eines Petrarka und Tasso, die ihnen doch hätten zum warnenden Beispiele dienen sollen. Aber, nie

um die Zukunft bekümmert, im leichtesten Sinne nur dem Augenblicke lebend, konnten selbst Vorstellungen, Vernunftgründe und Zahlen-Berechnungen keinen sonderlichen Eindruck auf sie machen.

Ottavio Rinuccini hatte glücklicherweise noch eine Zerstreuung, die ihn zeitweilig zu fesseln vermochte — die Arbeit an seinem neuen Theaterstücke und dessen schnellste Zusammensetzung, mit welcher er Marien Freude zu bereiten hoffte. Die Bühne wurde mit den herrlichsten Dekorationen ausgestattet, man hatte italienische Schauspieler zur Darstellung berufen und als Alles auf das Beste einstudirt war, setzte man den Tag der Aufführung fest.

Dieser Tag war erschienen. Maria von Medicis saß an der Seite ihres Gemals, umgeben vom glänzenden Hofstaate, der höchsten Blüte des Adels, und Alles war von dem neuen Melodrama, dem ersten dieser Art, entzückt und begeistert und ließ den Regen des Beifalls auf den Autor und die Darsteller niederrauschen. Der Gegenstand des Melodrams war Eurydice und der Dichter hatte ihn absichtlich gewählt, um in der allegorischen Form seine eigenen Klagen dem liebenden Orpheus einhauchen und selbe dergestalt zu den Ohren Marien's zu bringen, welche — wie er sicher meinte — dieselben schnell erkennen mußte. König Heinrich würde sich sehr wenig geschmeichelt gefühlt haben, hätte er gewußt, daß unter der Figur des Pluto der Dichter ihn selbst schildern wollte.

Ottavio hatte die Rolle des Orpheus sich selbst vorbehalten. Sang er zu Eurydicens Füßen, schielten seine Augen nach der Seite der Zuschauer, wo die echte Göttin seines Herzens an der Seite des hausbackenen Gemals saß und ohne Aufhören lachte und schäckerte. Je mehr sie nun den Schein höchster Gleichgiltigkeit annahm, desto weher wurde dem Dichter-Musiker ums Herz, desto trübseliger wurde sein Spiel, desto melancholischer klangen seine Worte, desto düsterer wurde sein Blick; was indessen Maria nicht zu rühren schien, denn er erhielt nicht das mindeste Zeichen von Aufmerksamkeit, sondern mußte sehen, wie Maria eifrigst bemüht war, den berühmten Sully zu unterhalten, welcher ernste Cato sein Möglichstes that, sich als Höfling der Königin angenehm zu machen.

Die Vorstellung war beendet. Rinuccini wurde zum Monarchen beschieden, der ihn belobte und beglückwünschte. Mit schmachtender Miene sah der Dichter nach der Königin, um auch von ihr ein

freundliches Wort zu erhaschen, ihr Auge blieb nicht nur stumm und ohne Ausdruck für ihn, sondern sie äußerte auch leicht hingeworfen:

„Man mag sagen was man will über diese Komödie, aber ich finde sie höchst larmoyant, Frau Eurydice zu schmachtend und Herrn Pluto von pinselartiger Gutmüthigkeit.“

Da wendete sich Ottavio, unendliche Verzweiflung im Herzen, von ihr ab und hätte er sich nicht schnell zurückgezogen, würden die mit vergeblicher Gewalt unterdrückten Thränen unaufhaltsam hervorgebrochen sein und ihn verrathen haben.

Wie wenig begriff Ottavio Marien's Herz! Aus dem lieblichen, lachenden Kinde war ein Weib geworden, das — in Folge der tiefen, ernsten Gedanken, welche in ihrer Seele seit der Vermälung aufgetaucht waren — nun mit Einemmale Ottavio's Liebe vollkommen verstand. Aber diese neu gewonnene Erfahrung dessen, was in der feurigen Seele ihres neapolitanischen Freundes vorging, verursachte, daß sie in seiner Nähe sehr befangen und sich in ihrer Stellung als Königin gedrückt, gedemüthigt fühlte. Es erregten daher schon die ersten Betrachtungen eine Traurigkeit und Bitterkeit in ihrem Gemüthe, welche sie durch zur Schau getragene übergroße Heiterkeit zu verbergen suchte, was natürlich Rinuccini's Trübsinn noch vermehrte. Die Vernunft erhellte ebenfalls ihre Seele mit schmerzvoller Klarheit, die königliche Würde redete mit mächtiger Stimme zu ihr und so riß sie eine Blume ihrer Jugenderinnerungen um die andere aus ihrem gequälten Herzen, dabei alle Erinnerungen tödtend, um sich selbst zu entfliehen. In ihrem Herzen, wie in dem Ottavio's lesend, erkannte sie in der eigenen Brust dieselbe Liebe in ihrer ganzen glühenden Wirklichkeit und verschloß sie darin als ein Heiligthum, in welchem Niemanden zu lesen erlaubt wurde. Maria reifte, wie alle Medicis es thaten, gar bald in der Kunst der königlichen Würde und, sich so über die Erde erhebend, würdigte sie dieselbe keines Blickes mehr. Für Heinrich, ihren Gemal, empfand sie ein freundschaftlich ruhiges Wohlwollen und als sie nach den Flitterwochen erfuhr, daß er ihr untreu sei, fügte sie sich höchst gleichmüthig darein, denn das Wenige, was sie von der Ehe kennen gelernt hatte, war hinreichend gewesen, sie für immer zu erkälten.

Rinuccini benahm sich, wie ein echter Liebender, höchst unklug und ungeschickt. Kam er in die Nähe der Königin, suchten seine Augen stets die ihrigen, er blieb immer der Letzte in ihrer Nähe, er legte die Hand auf die Stellen, welche die ihrige berührt hatte; deshalb aber

wurde er auch, ohne daß er es ahnte, der Gegenstand für die Aufmerksamkeit der Höflinge. Das Abenteuer mit dem Grafen Chabert, der, wie man allgemein wußte, sich dem Dienste der Königin als Ritter geweiht hatte, war wohl sofort bekannt geworden, indeß war es eine Galanterie, die in der Sitte jener Zeit lag, und eine solche Hingebung erregte keine Eifersucht. Man betete irgend eine weibliche Majestät an, schlug sich um ihretwillen, aber man suchte nicht ihre Gegenliebe. Deshalb war Rinuccini auch nicht den Hofherren verhaßt, sondern seiner italienischen Geburt und seines Titels wegen, der seit Katharina von Medicis, blutdürstigen Andenkens, in Frankreich mit Widerwillen genannt wurde. Da man nun den Nationalhaß nicht gegen die königliche Person aussprechen durfte, ließ man seinen Groll an Ottavio aus, und der einzige Trost, den ihm eine Annäherung an Marien gewährt hätte, fehlte ihm gänzlich. Wohl zwanzigmal stellte er sich ihr in den Weg, sie beachtete ihn gar nicht; er widmete ihr eine Sammlung Gedichte und erhielt keine Antwort; er erwartete sie in einem Laubengange des Schloßgartens, durch welchen sie kommen mußte, sie nahte gedankenvoll und träumerisch, aber sowie sie Ottavio erblickte, kehrte sie um. Endlich, als ihm diese Kälte und Ungewißheit unerträglich wurde, bat er schriftlich um die Gnade einer Audienz. Diese wurde ihm gewährt.

Maria von Medicis empfing zwei Tage darauf Ottavio in einer Gallerie des Louvre, als sie, auf dem Haupte die Krone tragend und von ihrem ganzen Hofstaate umgeben, aus der Messe kam.

Streng, die Blicke auf das Gebetbuch geheftet, schritt Maria einher. Ottavio war von ihrem Anblicke zu Tode erkältet, von ihrer majestätischen Miene darniedergeschmettert. Die Worte erstarben auf seinen Lippen, bleich und stumm, mit gesenkten Augen stand er wie ein Verbrecher da.

„Marchese Ottavio Rinuccini“, sagte die Königin, ohne ihn anzusehen, „Wir haben in euer Begehr gewilligt. Tragt nun eure Bitte vor, die, Wir zweifeln nicht, der Gewährung würdig sein wird.“

„Seid barmherzig und gütig, o Königin“, rief Ottavio verzweifelnd, „denn ich bin unaussprechlich unglücklich!“ Gewaltsam unterdrückte Thränen erstickten seine Stimme.

„Ihr seid unglücklich?“ fragte die Königin. „Wer konnte Euch denn also betrüben? Redet, damit Wir Mittel finden mögen, Euch

beizustehen. Es ist der Schutz der Königin allen Denen zugesichert, welche mit Ihr das Vaterland verlassen haben."

„O, wie sehr fühle ich", erwiderte Ottavio, „daß Ihre Majestät niemals meine Leiden mildern können wird. Ottavio gilt Euch in seinem Elende nichts mehr und das Leben, das er Euch weihte, zertretet Ihr unter euren Füßen".

Die Stirne der Königin wurde mit einer tiefen Röthe bedeckt; sie athmete heftig, biß sich in die Lippen und sagte endlich würdevoll:

„Vermeinet nicht, Marchese, es sei uns die Anhänglichkeit Unserer getreuen Unterthanen gleichgiltig. Die eurige kenne ich sehr wohl und werde sie zu belohnen wissen. In der erhabenen und gefahrvollen Stellung, zu welcher mich die Vorsehung berufen, bin ich meine Aufmerksamkeit Allen schuldig, das einstmalige Familienleben existirt nicht mehr für mich und das, was in Florenz möglich war, ist es nicht mehr hier. Wir haben unsere Kindheit viel zu lange dauern lassen, mein lieber Musiklehrer, die Königin macht Euch keine Vorwürfe, aber Maria muß vergessen. Ihr steht allein, ohne Freunde, ohne Verwandte, Ihr habt um meinetwillen Alles verlassen, so laßt mich denn Euch dafür Ersatz geben — eine Familie, ein Weib, das stolz auf Euch sein wird —".

„O, vollendet nicht eure grausame Rede. Nie wird eine Frau, und wäre sie eine Königin, ein Wort der Liebe von meinen Lippen hören. O, ich fühle es, Königin, von jetzt an ist jedes Band zwischen uns zerrissen, da Ihr meine endlose Hingebung verschmäht."

„Ihr seid ungerecht, Ottavio. Gilt die Nachsicht, womit ich Euch anhöre, nichts in euren Augen? Berücksichtigt doch dieses Zeichen der Theilnahme oder besser, vergeßt es und erinnert mich nie daran, sonst könnte ich es bereuen müssen. Lebt wohl, Ottavio; diejenige, die Ihr liebtet, ist nicht mehr und ihr letzter Wille an Euch ist die Bitte um Achtung für ihren Rang, für ihren Charakter, für ihre Ruhe."

Da sank der edle Dichter langsam und mit frommer Verehrung zu den Füßen der Königin und — mühsam das Schluchzen unterdrückend — preßte er lange die angebetete Hand an seine Lippen, die er nimmer wieder berühren sollte. Noch lag er in dieser hingebenden Stellung, Maria's Blick haftete mitleidig auf ihm, da öffnete sich eine Tapetenthüre und — der König trat in die Gallerie.

„Ei, so früh schon, Madame?" fragte er erstaunt.

„Kommt, Sire," sagte Maria, Ottavio erhebend, ohne ihm

jedoch ihre Hand zu entziehen, „kommt und helft mir diesen armen Diener trösten.“

„Wenn es Euch, trotz eurer Mühe, anscheinend nicht gelingt, ist es unnütz, daß ich noch etwas thue.“

„Sire,“ erwiderte Maria würdevoll, „dieser Edelmann, dem mein Vater vor Allen am Meisten gewogen war und den ich auch sehr liebe, da er mein Musiklehrer gewesen, er kann sich nicht an die Weise unseres Hofes gewöhnen, es ziehen ihn seine Arbeiten, seine Freunde, sein Vaterland mächtig von hier fort; deshalb ist er gekommen, um seinen Abschied von mir zu erbitten — in diesem Augenblicke sagt mir mein theurer Lehrer Lebewohl. Dankt also, Ottavio, Seiner Majestät dem Könige für die Gnade, mit der er Euch beehrte, und bittet um seine Einwilligung zu eurer Entlassung.“

„Gewiß, Madame, wir wollen es nicht verweigern.“

„Wann gedenkt Ihr also abzureisen, Marchese Rinuccini?“ fragte die Königin.

„Morgen!“ erwiderte Ottavio mit dem gepreßten Tone der Resignation.

Maria grüßte ihn mit einer Handbewegung, stützte sich auf den Arm ihres erlauchten Gemals und entfernte sich aus der Gallerie.

Ottavio, von tiefster Verzweiflung erschüttert, sank bewußtlos zur Erde. Von da an fiel sein Name in Vergessenheit.

V.

Ein hoher Flüchtling.

Das Jahr 1639 ging zu Rüste. Es war ein kalter Dezembertag, der Schnee fiel in solcher Menge, daß aus den, ohnehin gegen neun Uhr Abends so stillen Straßen der Stadt Antwerpen weder ein Geräusch von Wagen noch von Tritten zu einer Familie gelangte, welche am Kamine saß, um das Weihnachtsfest zu feiern.

Die Hausfrau Helene hatte ihre Kinder eines Vergnügens beraubt, denn sie hatte ihnen erklärt, sie dürften nicht zur Mitternachtsmesse in die Domkirche gehen. Darüber hatten die Jüngsten einige Thränen vergossen, mit dem bekannten, glücklichen Temperamente ihres

Alters jedoch die schmerzlichen Gefühle bald wieder vergessen und waren eben daran, ein prächtiges Kartenhaus aufzubauen. Bereits hatte das gebrechliche Gebäude eine ansehnliche Höhe erreicht, und der kleine Sohn, Peter Paul, nach seinem Vater benamset, folgte mit glänzenden Augen und halbgeöffnetem reizenden Mündchen der Hand seiner Schwester Konstanze Albertine, welche immer neue Karten daraufsetzte, während Elisabeth, die um drei Jahre ältere Schwester, eine große Puppe ankleidete und Klara Eugenia, die bereits siebzehn Jahre alt war, eine reiche Stickerei für den Schreibtisch ihres Vaters vollendete.

Die verschiedenen Gruppen wurden von einer silbernen Lampe und einigen dicken, gelben Wachskerzen beleuchtet, welche vor der Mutter Helene auf einem großen Tische standen. Letztere saß nahe am Kamine, in einem großen Lehnstuhle und der reiche Beschlag desselben, wie auch die hohe Rückenlehne gestalteten ihn zu einer Art häuslichen Thron. Und Helene war auch wirklich die Königin dieser ganzen zärtlichen und gehorsamen Familie, wie der zahlreichen Diener, welche jeden Augenblick, den Hut unter dem Arme und mit ehrerbietigen Geberden, kamen, um deren Befehle zu empfangen.

Heute war auf der Dame sonst so ruhigen Stirne eine gewisse Unruhe und Besorgniß zu lesen, mehrmals sah sie ungeduldig nach der an ihrem Gürtel hängenden Uhr — ein Geschenk der Taufpathin ihrer Kleinen, der Erzherzogin Isabella Klara Eugenia, Regentin der Niederlande, — und als diese die zehnte Stunde anzeigte, konnte sie ihre Unruhe nicht bemeistern. Ein goldenes Pfeifchen von ihrem Gürtel lösend, pfiff sie dreimal darauf. Sofort erschien Frau Petronilla Maes, die Wirthschafterin.

„Wo ist Albert, mein ältester Sohn?“ fragte die Hausfrau.

Die Antwort erfolgte so stotternd, daß sie ebensogut für ein Nein als für ein Ja gelten konnte, denn Frau Petronilla liebte die Kinder, wie eine Mutter, hatte dieselben selbst aufgezogen und suchte deren leichte Vergehen so viel als möglich zu beschönigen oder zu verheimlichen.

„Frau Petronilla,“ sagte Helene strenge, „er mag kommen zu was immer für einer Stunde, so sagt Ihr ihm, daß ich ihn sehen und sprechen will. Es ist leider nicht das erste Mal, daß er nach der ihm bewilligten Zeit erst nach Hause kommt und unsere häuslichen Feste versäumt. Es darf sich ein junger Mann seines Alters nicht so

von den Pflichten gegen seine Familie losmachen, er muß vor Allem die Gesellschaft seiner Mutter, seiner Schwestern und seines Bruders suchen; man ist im achtzehnten Lebensjahre noch nicht so ganz Mann, um dergleichen vergessen zu dürfen."

Dann fuhr sie, wie in Gedanken versunken, fort:

„Ist es denn nicht genug, daß sein edler Vater, durch seine Kunst, seine diplomatischen Geschäfte von mir abgezogen, mir nur einige wenige Stunden widmen kann!? Der Sohn aber, der soll wenigstens bei mir bleiben, mich trösten und mir die Leere und Langweile ausfüllen, welche ich fern von meinem theuren Gatten fühle. Ah, — da kommt er gewiß — es rollt dumpf ein Wagen durch die Straße — das Gefährte hält — man öffnet das Thor — ja, es ist mein theurer Mann! Er hat sich erinnert, daß ihn zu Hause ein Familienfest erwartet und er verließ das Gelage beim Statthalter, um bei uns zu sein."

Sie stand freudigen Herzens auf, um dem Gatten entgegen zu gehen — es öffneten sich die Flügelthüren — Helene blieb mitten im Zimmer stehen — es trat eine Dame, im Alter von über sechzig Jahren, herein, welche sich auf den Arm eines kleinen, verwachsenen Ungethüms stützte. Den seltsamen Erscheinungen folgten zwei junge, schwarzgekleidete Mädchen.

„Entschuldigt meinen Besuch zu so ungehöriger Zeit," sprach die Unbekannte mit fremdländischer Betonung, „aber ich muß noch heute mit Mynher Rubens sprechen. Aus diesem Grunde bestand ich, trotzdem er nicht zu Hause ist, darauf, eingelassen zu werden."

Der Eintritt fremder Personen, welche ankamen, als eben die Familie zur Feier des Weihnachtsabendes beisammen war, kam der Hausfrau — es war Helene Formann, die schöne Gattin des berühmten Malers und Gesandten Peter Paul Rubens — höchst ungelegen, aber sie ließ nichts davon merken und trat ihren Ehrenplatz auf dem Lehnstuhle der Unbekannten ab, welche sehr ermattet zu sein und zu frieren schien. Nichtsdestoweniger nahm sie Helena's freundliche Bemühung mit einer an Hochmuth grenzenden Gleichgiltigkeit an.

Nachdem die Fremde das kleine Ungethüm, einen häßlichen Zwerg, wie sich solche damals die hohen Damen häufig hielten, auf ihre Knie gezogen und den ihr folgenden Frauenzimmern befohlen hatte, der Wirthschafterin nachzugehen, schürte sie selbst das Feuer im Kamine

an und erquickte sich an der wohlthuenden Wärme. Endlich sagte sie zu dem Zwerge in italienischer Sprache:

„Muccino*), nicht wahr, es thut wohl, sich am Kamine zu wärmen, wenn man drei Tage auf dem Meere gefahren ist und einen vollen Tag im Wagen zugebracht hat? — Poverino, deine Hände sind ganz roth und dick von der Kälte geworden, Dir scheint nicht wohl zu sein?“

Der Zwerg ließ sein Köpfchen schmachtend auf die Achsel der Dame sinken.

„Per Christo!“ rief diese, „er wird ohnmächtig! Frisches Wasser, gebt mir etwas frisches Wasser, gute Frau! Das arme Geschöpf hat den Strapazen der Reise nicht widerstehen können! Ruft doch nach Hilfe! Oeffnet das Fenster da! O Santa Madonna benedetta! Er schlägt die Augen wieder auf! Nun, mio tesoro, wie geht's Dir?“

„Mich hungert!“ ächzte der Zwerg, die Hand auf den Magen legend.

„Ja, ja, der Hunger quält ihn. Hört Ihr nicht, gute Frau, Langely ist hungrig. Laßt ihm leichte Speisen geben, aber schnell — eilt doch — Ihr seht ja, er wird wieder ohnmächtig werden!“

Der Ton, mit welchem die Fremde zu Helenen sprach, die an Ehrerbietung und Gehorsam von allen ihren Umgebungen und an Hochachtung selbst der vornehmsten Personen gewöhnt war, verletzte sie ebensosehr, als die Art, wie sie über ein Haus verfügte, in das sie getreten war, ohne einmal ihren Namen zu sagen. Indessen lag in den Geberden und dem Blicke der Dame etwas so Imponirendes, daß Helene gleichsam wider Willen zum Gehorsam gezwungen wurde. Sie ließ Alles bringen, was die Fremde verlangte.

Nachlässig verzehrte der Zwerg die ihm gebrachten Leckerbissen, dann setzte er sich wieder auf den Schooß der Dame, wo er einschlief. Die Kinder mußten ihr Kartenhaus ganz im Stillen weiterbauen, denn beim geringsten Ausruf der Freude oder Ueberraschung gebot ihnen ein Blick oder Zeichen der Fremden zu schweigen.

Der Abend verging Helenen in verdrießlicher Stimmung, die Abwesenheit ihres Gatten und Sohnes versetzte sie in immer üblere Laune, was der Unbekannten vollkommen gleichgiltig schien; sie schlummerte bisweilen ein, fuhr dann aus dem Schlafe auf und fragte wie

*) Kätzchen.

viel Uhr es sei, schürte manchmal das Feuer und nahm dann in Helenen's Lehnstuhl eine bequemere Stellung an.

Endlich schlug die Mitternachtsstunde. Da rief Helene ihre Kinder zu sich, nahm ein Gebetbuch und las die Verse der Bibel, welche von der Geburt des Heilandes in Bethlehem handelten.

Während sie so las, trat ihr Sohn Albert, ein schöner achtzehnjähriger Jüngling, ein, und kniete still hinter seinen Geschwistern nieder. Auch die Fremde hatte sich der Gruppe angeschlossen und betete mit der Familie.

Nach dem Gebete nahm Helene aus den Händen der hinter ihr stehenden Frau Petronilla einen silbernen Teller mit vergoldeten Kuchen, in deren Mitte eine kleine Statue des Jesukindes stand. Jedem ihrer Kinder gab sie einen solchen Kuchen; auch der Zwerg, den die fremde Dame auf den Armen trug, streckte die Hand aus, um seinen Theil zu erhalten. Auch dieser Forderung mußte Helena nachgeben, und — während sich auf ihrem Gesichte deutlich Unzufriedenheit zeigte — redete sie ihren älteren Sohn desto strenger an.

„Gott hat ohne Zweifel," sagte sie, „absichtlich einen Fremden hergeführt, der deinen Theil des Weihnachtskuchens erhalten soll, denn Du bist seiner nicht würdig, weil Du lieber an den Tischen Anderer sitzest, als daß Du hier, bei Mutter und Geschwistern, die Stunde der Geburt unseres Heilandes abwartest. Geh' in dein Zimmer, Du sollst heute das einzige von meinen Kindern sein, das keinen Kuß von seiner Mutter bekommt."

„Ach, theure Mutter, vergib' mir!" rief Albert Rubens, thränenden Auges, „es wäre dies eine allzuharte Strafe. Wohl bin ich schuldig; sprich aber ein Wort der Verzeihung und lasse mich das Weihnachtsfest nicht mit Trauer beginnen."

Als Helene sich abwendete und nicht antwortete, bat der junge Mann auf seinen Knieen. Die anderen Kinder umringten Helene und flehten Alle:

„Mutter! Mutter! Verzeihe dem Albert!"

„Mein Kind," sprach nun die Fremde würdevoll, „sei nicht so trostlos und trockne deine Thränen. Stehe auf, gehe zu deiner Mutter — sie wird Dir verzeihen, wenn ich sie darum bitte."

„Fordert das nicht von mir," erwiderte Helena, über diese Anmaßung erbittert, „denn ich wäre genöthigt, euer Begehren abzu-

schlagen. Wenn ich einmal in Betreff meiner Kinder einen Beschluß fasse, so habe ich gewiß früher die Folgen wohl überdacht."

„Wie?" rief die Fremde, „Ihr könnt der Reue eures Sohnes widerstehen, welcher mit Thränen in den Augen die Hände nach Euch ausstreckt und um Verzeihung bittet?"

„Da er den Fehler begangen, soll er auch die Strafe tragen."

„Ach, gute Frau!" seufzte die Fremde, „auch ich habe einen Sohn, der mich das Bitterste erfahren läßt, was das Leben einer Mutter kennt. Er hat mich sogar von sich gestoßen, läßt mich in der Verbannung sterben und weigert sich, die Briefe zu lesen, welche ich in der Verzweiflung an ihn schreibe. Gewiß hat er dadurch eine schwerere Schuld auf sich geladen, als es euer Sohn gethan und dennoch — seht! — wenn er riefe: „Komm', meine Mutter, komm'!" so würde ich Alles vergeben und vergessen und so glücklich sein, als es eine Mutter zu sein vermag. Vergebt also eurem Sohne, der Euch um Verzeihung bittet."

In demselben Augenblicke trat ein stattlicher Mann, im Alter von sechzig Jahren ein, mit schön getragenem Haupte, imponirendem Gesichte, das ein stattlicher Schnur- und Knebelbart zierte, von edelmännischer und ausgezeichneter Haltung, die Brust geschmückt mit großer goldener Halskette, an der Seite prangte ein prachtvoller Degen, ein Ehrengeschenk des Erzherzogs Albert, Regenten der Niederlande. Es war dies Peter Paul Rubens, der unsterbliche Historienmaler.

Sobald er die Fremde erblickte, ging er auf dieselbe zu, entblößte vor ihr sein Haupt und ließ sich auf ein Knie nieder.

„Ihro Majestät bei mir!" so rief er bebend aus.

„Ja, mein lieber Rubens," erwiderte die Fremde, „Maria von Medicis, die Königin von Frankreich und Navarra, die Witwe des Königs Heinrich IV., die Mutter des Königs Ludwig XIII. und Schwiegermutter dreier Könige kommt zu Euch — als Bittende."

„O meine huldreiche Gönnerin! mein Vermögen und mein Leben liegen zu eueren Füßen!"

„Zuerst," sagte Maria, sich an die verlegene Helena wendend, „zuerst möchte ich euer Ehegemal um Verzeihung für den jungen Mann bitten. Gewiß wird sie ihn in meiner Gegenwart umarmen; es wäre zu grausam, wenn er ein so leichtes Vergehen durch den Gram büßen sollte, ohne einen Kuß von seiner Mutter sich schlafen legen zu müssen."

Albert Rubens stürzte in die Arme seiner Mutter, welche ihn zärtlich an ihr Herz drückte.

„Weiters, mein lieber Rubens," fuhr Maria fort, „bitte ich Euch um eine Zuflucht und um einige Bissen Brod auf einige Tage für mich, meinen Zwerg Langely und die beiden jungen Mädchen, welche in meinem Dienste geblieben sind."

„Ihro Majestät möge über Alles verfügen, was ich besitze."

„Mein edler Rubens, ich werde Eurer noch zu anderen Diensten bedürfen. Wenn Gott den Plänen, die ich entworfen habe, Gedeihen schenkt, so wird unsere Gallerie im Palais Luxembourg zu Paris nicht unvollendet bleiben. — Aber, es ist schon sehr spät in der Nacht und eine arme Reisende meiner Art bedarf der Ruhe. Gute Nacht! Morgen ein Weiteres!"

Die Königin verließ das Zimmer, indem sie Langely führte, gefolgt von Helene, welche sie in ihr eigenes Gemach geleitete und darauf selbst die Ruhe suchte.

Am nächsten Morgen wurden von Seite Helenens alle Diener uud Dienerinnen ihres Hauses aufgeboten, um durch den Glanz ihrer Gastfreundschaft die wenig freundliche Aufnahme der unglücklichen Königin vom vorigen Abende wieder gutzumachen.

„Ich bin," sagte Maria, den Eifer Helenens zügelnd, „ich bin nur eine arme zufluchtslose Verbannte und seit lange an Entbehrungen gewöhnt. Jetzt besteht mein Luxus, mein Glück einzig darin, daß ich in einem guten Bette schlafe, wie dies heute Nacht geschehen, daß ich mich von guten Freunden umgeben weiß und weder Dolch noch Gift zu fürchten habe. Alles dies habe ich bei Euch gefunden, dafür, edle Frau, segne Euch Gott! Erweiset mir jedoch noch einen anderen Dienst, und zwar den — verhindert, daß irgend etwas meine Anwesenheit in eurem Hause verrathe. Wenn man mich hier wüßte, würden mich die Spione Richelieu's bald umringen. Gestattet mir nur einen Platz an eurem Tische, ein Gemach in eurem Hause, laßt aber sonst Niemanden meinen Namen bekannt werden."

Mittlerweile hatte Helene die Königin aufmerksam betrachtet und es überkam sie ein tiefer Schmerz, als sie die Spuren bemerkte, welche Alter und Unglück auf diese königliche Stirne gedrückt hatten. Maria zählte gegen siebzig Jahre, aber die Falten in ihrem Gesichte, das schneeweiße Haar, die gebückte Gestalt und eine ganz eigenthümliche Blässe, durch welche ihr Blick einen ganz besonderen Ausdruck erhielt,

ließen ihr Aussehen um zehn Jahre älter erscheinen. Jedoch ertrug sie ihr Unglück mit Würde, man vergaß bei ihrem Anblicke ihre politischen Fehlgriffe und dachte nur an den hohen Rang, von welchem sie herabgestürzt und an die unwürdige Armuth, in der sie zu leben gezwungen war.

Auch Rubens, der hinzugetreten war, konnte sich der Thränen nicht enthalten, als Maria sich an ihn wendete, seine Hand ergriff und sagte:

„Mein Unglück hat Euch also nicht von mir abgewendet, Rubens!?“

„O, Majestät, ich war nie feig oder undankbar!“

„Ich weiß dies, Rubens; deshalb kam ich auch zu euch, um euern Dienst in Anspruch zu nehmen, mein edler Maler! Hört mich also. Mein Sohn, der König von Frankreich, liebt mich und der Kardinal Richelieu hält mich in der Verbannung, fern von Frankreich, weil er eben jene Liebe fürchtet, weil er vor dem Einfluß erbebt, den ich auf Ludwig ausüben würde, könnte ich meinen Sohn nur eine Stunde wieder sehen. Oftmals habe ich an ihn geschrieben, meine Briefe gelangten jedoch nie in seine Hände, da sie Richelieu so trefflich zu unterschlagen wußte. Ludwig XIII. ist deshalb der Meinung, es hege seine Mutter weder Sehnsucht noch Liebe für den Sohn, welcher seine Pflichten gegen sie vergessen hat. Er kennt meine Thränen, meine Armuth sicher nicht, er glaubt etwa, ich befände mich in aller Ruhe bei meinem Schwiegersohne, König Karl I. von England, dessen Krone und Leben, wie ich fürchte, von seinem, zur Rebellion geneigten Volke bedroht sind. Ludwig weiß nicht, daß ich mit Zurücklassung der Trümmer meines Vermögens aus seinem Lande fliehen mußte, er weiß nicht, daß seine Mutter, ohne Euch, Rubens, nicht wissen würde, wohin sie ihr Haupt legen sollte. Höret mich also, mein treuer Freund — dies Alles soll er aus eurem treuen und muthigen Munde erfahren, durch Euch, einem Manne, der von dem Kardinal Richelieu nichts zu fürchten und nichts zu hoffen hat; im Schutze eueres Namens und eueres Talentes könnt Ihr diesen Schritt versuchen, Rubens. Wollt Ihr das? Der Kardinal selbst wird es gewiß nicht wagen, ein Wort von Euch in Zweifel zu ziehen; der König hingegen wird aus Achtung vor eurem Charakter seine Augen geöffnet erhalten und dies wird die Macht meines Feindes brechen. Hier gebe

ich Euch einen Brief an meinen Sohn, Rubens — nehmt und überbringt ihn und Gott möge Euch geleiten und schützen!"

„Ihro Majestät geringste Wünsche sind Befehle für mich," erwiderte feurig Rubens. „Bereits morgen werde ich auf der Straße nach Paris sein und dann dort euer Schreiben dem Könige Ludwig XIII., eurem Sohne, überreichen."

„So geht denn, Rubens, und mit Gott; einstweilen werde ich hier ungeduldig euerer Rückkehr warten. — Aber, was bedeutet denn der Hufschlag in euerm Hofe? — Sieh' da, die Livrée des Statthalters der Niederlande; man überbringt mir ohne Zweifel eine Botschaft von de Mello."

Gleich darauf wurde ein Schreiben an die Königin hereingebracht. Dasselbe lautete:

„Frau Königin!

Wir thun Euch kund und zu wissen, daß der Aufenthalt in der Stadt Antwerpen Euch kein passendes Asyl gewähren kann und Ihr besser thätet, wenn Ihr Euch nach Köln begäbet.

Wir bitten Gott, daß er Euch in seinen heiligen und mächtigen Schutz nehme.

Ich, der Statthalter der Niederlande.
Don Francisca de Mello."

Maria von Medicis stand eine Weile sprachlos da.

„Der Feige beugt sich ebenfalls vor dem Kardinal Richelieu!" rief sie dann aus. „Aber ich hoffe, daß die Stunde der Vergeltung nicht ferne ist. Rubens, mein treuer Freund, Ihr seht, ich habe keine andere Hoffnung mehr, als Euch! Reiset also schnell, denn — die Königin von Frankreich gesteht es Euch erröthend — noch ein Monat und der letzte Diamant ist verkauft, ich werde um Almosen betteln oder verhungern müssen."

„Da man Ihro Majestät die Stadt Köln zum Aufenthalt anweiset, so gewähret mir eine Bitte. Wie Ihro Majestät weiß, ist mein Vater, Johann Rubens, mit Anna von Sachsen, Gemalin des Prinzen von Oranien, in einem intimen Liebesverhältnisse gestanden, so daß er in den ersten Tagen des März 1571 gefangen genommen, zu Dillenburg eingekerkert und mit der Todesstrafe belegt wurde. Einzig und allein durch das Benehmen seiner hochherzigen und tugendhaften Frau, Maria Pypelincx, meiner gottseligen Mutter, wurde er gerettet. Diese Letztere, ein Musterbild weiblichen Edelmuthes,

brachte es dahin, daß er aus dem Gefängnisse befreit und einfach in Siegen internirt wurde. Meine Mutter blieb aber in Köln und bewohnte dort das schöne gastfreundliche Jabach'sche Haus, wo sie mich, Euren unterthänigen Diener, im Jahre 1577 gebar. Die Nebengebäude desselben stehen noch heute zur Verfügung der Familie Rubens und ich bitte Euch, selbe zum Aufenthalte zu wählen; mein Sohn Albert soll noch heute mit Ihro Majestät dahin abreisen und Euch geleiten."

„Mit Freuden nehme ich euer Anerbieten an und werde mich sogleich bereit machen."

Einige Stunden nachher fuhren zwei Wägen von Rubens' Hause in Antwerpen ab. Der eine brachte Maria von Medicis, mit dem Zwerge Langely und den beiden Kammermädchen, unter Begleitung Albert's, dem sein Vater eine ziemlich bedeutende Summe Geld zur Bestreitung der Bedürfnisse der Königin übergeben hatte, nach Köln, der zweite Wagen führte den Maler-Diplomaten Peter Paul Rubens nach Paris.

VI.

Der Maler Rubens als Diplomat.

Peter Paul Rubens' diplomatische Fähigkeiten wurden von so manchem oberflächlichen Beurtheiler nach der Hand in Zweifel gezogen. Am Besten charakterisirt ihn eine kleine Anekdote. An einer Tafel fragte ein großer Herr den Maler Casanova, gerade als von Rubens die Rede war: „Ist Rubens nicht der Gesandte, der zur Unterhaltung malte?" worauf Casanova erwiderte: „O nein, es ist der Maler, der zur Unterhaltung den Gesandten machte."

Rubens, ein wirklich prachtvoller Maler, den Wenige erreicht, noch weit Wenigere — und diese nur in einzelnen Theilen — übertroffen haben, der „Fürst der niederländischen Schule", wie er stets mit vollem Rechte genannt wird, ein mit allen Fächern des Wissens vertrauter, mit einem schönen Aeußeren, einer hinreißenden Beredsamkeit, einem Alles umfassenden Genie, den liebenswürdigsten geselligen Talenten und Tugenden, sowie mit einem tiefdringenden Scharfblicke, durch Natur und eigene Ausbildung reichlich ausgestatteter

Mann, war vor Vielen dazu berechtigt und auserſehen, auch auf dem politiſchen Schauplatze eine bedeutende Rolle zu ſpielen. Erzherzog Albert erkannte ſeine Talente in dieſer Hinſicht und empfahl daher, auf dem Todtenbette noch, ſeiner Gemalin, der Infantin Iſabella Clara Eugenia, ſich in wichtigen Fällen Rubens' Rath zu bedienen. So wurde er denn ſeit dem Jahre 1627, wo er mit Königs Karl I. von England Geſandten, ebenfalls einem Maler, Namens Nikolaus Gerbier, zu Delft eine Friedensunterhandlung zwiſchen Spanien und England anknüpfen ſollte, zu politiſchen Verhandlungen gebraucht. 1630 ſchloß er mit dem engliſchen Kanzler Cottington einen Frieden zwiſchen Spanien und England ab, wofür er von beiden Monarchen königlich belohnt wurde. Schon früher hatte ihn der König von England, der ihn als Menſchen, Künſtler und Diplomaten in gleich hohem Grade achtete, auf eine ehrenvolle Weiſe zum Ritter geſchlagen. Somit iſt außer allem Zweifel, daß Maria von Medicis ſich ſeiner nicht nur als Freund, ſondern auch als gewiegten Unterhändlers bediente.

Rubens kam in Paris ſcheinbar in der Abſicht an, ſeinen Freund, den Geſandten der Niederlande, zu malen und kaum war ſeine Ankunft bekannt, als bereits Jedermann den Mann ſehen wollte, welcher gleichen Ruhm als Künſtler, wie als Diplomat erworben hatte; ja ſelbſt König Ludwig XIII. äußerte den Wunſch, es möge Rubens vor ihm erſcheinen. Es läßt ſich denken, daß derſelbe nicht zögerte, eine ſolche Gelegenheit zu benützen.

König Ludwig XIII. ſtand bereits nahe am Ende ſeiner Lebenstage; Alles verrieth ein vorzeitiges Alter, welches von einem geheimen Uebel hervorgebracht wurde, gegen welches die Wiſſenſchaft der Aerzte nichts vermochte. Er ſchlich bleich, gebückt und wankend umher, er ſchien ſein Sammetwamms mit Ermattung zu tragen. Die Fenſter waren ſorgfältig mit dichten Vorhängen verhüllt, damit zu ſeinen ſchwachen, blinkenden Augen nur ein Halbdunkel gelange. Von ſeinem Ohr ſollten vielerlei Vorkehrungen auch das leiſeſte Geräuſch abhalten; ſeine Zimmer gingen nicht nur auf einen Hof im Louvre, wohin nie Wagen oder Menſchen kamen, ſondern von den erſten Stufen der Treppen an dämpften auch ſchon mit Wolle ausgeſtopfte Teppiche die Schritte der wenigen Perſonen, welche zu dem Monarchen gelaſſen wurden. In dieſem Theile der Wohnung durften ſogar die Diener und Pagen nicht anders als in Pelzſtiefeln gehen.

Beim Anblicke aller dieser Vorkehrungen, welche die Wohnung des Sohnes Heinrich's IV. in ein dunkles stummes Grab verwandelten, fühlte sich Rubens höchst schmerzlich berührt. Beinahe wäre er entsetzt zurückgewichen. Aber der unangenehme Eindruck steigerte sich noch, als er des Monarchen heisere und schwache Stimme hörte, welche wie die eines alten, gebrechlichen Weibes klang.

Als Rubens eingeführt wurde, lag König Ludwig auf einem dunkelfärbigen Ruhebette, von dem er — als er den großen Maler erkannte — schnell aufstand und dem Ankömmling entgegeneilte, wie es Leute thun, welche von gräßlichster Langeweile geplagt werden und denen sich zufällig eine Gelegenheit zur Zerstreuung bietet.

Mit Neid betrachtete der König den, trotz seines vorgerückten Alters noch so rüstigen und heiteren Maler und beklagte sich, daß er dagegen von allen Leiden des Alters heimgesucht sei.

„O, Majestät!" entgegnete Rubens, sofort den Anlaß benützend, um seiner diplomatischen Mission zu genügen, „dafür bietet das Wohlbehagen im häuslichen Glücke hinreichende Mittel."

„Schweigt, Rubens," erwiderte der König, „und sprecht mir nicht von der Familie. Erstens hat ein König keine Frau; diejenige, welche man Königin von Frankreich nennt, Anna von Oesterreich, blieb mir stets eine Fremde. Selbst die Kinder am Hofe sind keine Kinder. Mein Sohn, ein Knabe von drei Jahren, sagte erst gestern, auf meinen Knieen spielend: „Sire, sterbet Ihr bald, daß ich mich Ludwig der Vierzehnte nennen kann!?" Meinem Bruder Orleans mangelt es nur an der nöthigen Kraft, um mich zu entthronen, er fehlt gewiß bei keiner Verschwörung gegen mich."

„Aber Euere Mutter, Sire . . . . ?

„Meine Mutter? . . . Ja, diese liebte ich zärtlich, Rubens, ich liebe sie noch. Das Andenken an sie füllt stets meine Augen mit Thränen. Ist jedoch meine Mutter nicht mein erbittertster Feind? Hat sie ein einziges Mal versucht, sich mit mir auszusöhnen? Hat sie einen einzigen Brief an mich geschrieben?"

„Sire, man hinterging Euch, das schwöre ich Euch bei meiner Seligkeit — seit neun Jahren streckt Euere verbannte, flüchtige Mutter die Arme flehentlich nach Euch aus und ruft: Erbarmen! Es ist seit neun Jahren kein Monat vergangen, in welchem sie nicht ein Schreiben an Euch absendete und alle diese Briefe sind wahrscheinlich von Eueren Ministern unterschlagen worden, da selbe nicht an Euch

gelangten. Endlich — hier bringe ich Euch selbst einen Brief von ihr, den sie in meinem Hause schrieb, in das sie allein, ohne alle Mittel kam, um einen Zufluchtsort zu suchen. Aber auch von da vertrieb sie ein Befehl des Statthalters der Niederlande und sie mußte nach Köln flüchten."

Ludwig XIII. hörte Ruben's Worte mit unbeschreiblichem Erstaunen an. Endlich rief er aus:

„Meine Mutter! Meine arme Mutter!"

„Und, Sire, es geht kein Vorwurf über ihre Lippen. „Mein Sohn! Mein Sohn! Ach, daß ich Dich noch einmal umarmen könnte!" — Das ist Alles, was sie erbittet. Wollen Eure Majestät geruhen, den Brief zu nehmen und ihn zu lesen."

Der König nahm den Brief, küßte ihn ehrerbietig und fing an zu lesen; aber bald unterbrachen ihn seine Thränen.

„Meine Mutter! Meine arme Mutter!" rief er schluchzend und las dann den Brief zu Ende. Als dies geschehen war, fuhr er zu sprechen fort:

„Meister Rubens, die Königin, meine Mutter, muß in vier Tagen in Paris sein; ich muß sie in meine Arme schließen und sie um Verzeihung bitten, nichts soll uns mehr von einander trennen. O, sie ist eine zärtliche Mutter, ich folgte leider verderblichen und bösen Rathschlägen, als ich sie von mir entfernte."

In dem Augenblicke meldete einer der Pagen, die im Vorzimmer standen:

„Seine Eminenz der Herr Kardinal von Richelieu!"

Fast unmittelbar darauf trat auch der Minister ein und gleich bei seinem ersten Schritte auf die Schwelle des königlichen Gemaches wendete sich sein rascher Blick abwechselnd auf Ludwig XIII., den Brief, den dieser noch in der Hand offen hielt und auf Rubens. Sofort wußte er, um was es sich handle.

Sich tief verbeugend, dabei aber eine fast eben so große Aufregung heuchelnd, wie die des Königs war, sagte er:

„Sire! Ich erhielt eben so traurige Nachrichten, daß ich mich gedrungen fühle, diese sogleich zu melden und Abhilfe zu schaffen. Eben recht, daß Meister Rubens zugegen ist, er wird — da er aus den Niederlanden kommt — uns wohl sagen können, ob jenes gemeldete Unglück wirklich besteht. Man schreibt mir nämlich so eben, daß Ihre Allerchristlichste Majestät die Königin Mutter, Maria von Medicis,

von England abgereist sei, und sich, nachdem sie genöthiget worden, Antwerpen auf einen Befehl des Don Francisco de Mello zu verlassen, sich in Köln befinde. Ist dem also, so laßt Euch nicht in Unterhandlungen mit solchen Elenden ein, welche die Achtung vor der Mutter des Allerchristlichsten Königs aus den Augen setzen. Krieg gegen dieselben, Sire!"

„O, mein guter, würdiger Kardinal!" erwiderte der König, welcher mit Erstaunen Richelieu so sprechen hörte.

„Wenn," fuhr dieser fort, „die Königin Mutter England verlassen hat, so muß sie einen würdigerern Ort finden, und auf der Stelle der Aengstlichkeit der rohen Flamänder und der arroganten Spanier entzogen werden. Fehlt es ihr an etwas, so muß sie augenblicklich von königlichem Luxus umringt werden."

„Ihre Allerchristlichste Majestät, die Königin Mutter," erwiderte Rubens, „verlangen weit weniger als das; es genügt ihr, den königlichen Sohn wieder zu sehen."

„Und sie wird ihn bald wiedersehen," rief Richelieu mit Emphase, „schneller sogar, als sie es hofft. Ich gestehe, daß dies der geheime Zweck aller meiner Gedanken und Bemühungen ist, wenngleich dieses nicht leicht ist, und ein unkluger Versuch verderbliche Folgen haben würde. Der Schein ist gegen die Königin und das Volk kann sich noch nicht von ihrer Unschuld überzeugen. Eure Majestät weiß, daß das Volk meint, Königin Maria sei dem Morde Heinrichs des Vierten, Eures glorwürdigen Vaters, nicht fremd und das Gift des Concini*) habe nicht einmal den Sohn der Königin, den König von Frankreich, geschont."

Rubens machte eine Geberde der Entrüstung und des Abscheues.

„O, Meister Rubens," fuhr Richelieu gleißnerisch fort, „edle Herzen, wie das eurige und das meinige, wissen wohl, was sie von solchen Lügen zu halten haben. Am Ende kann man auch der Volksneigung trotzen, man ruft weniger: „Es lebe der König!" weiter ist es nichts. Die Großen indessen, die fügen sich nicht so schnell. Haben sich doch Viele von ihnen gegen die Königin Mutter kompro-

*) Johann Baptist Concini, bekannter unter dem Namen „Marschall d'Ancre", welcher aus Florenz mit Maria Medicis nach Paris gekommen war, schwang sich durch seine Heirat mit der königlichen Kammerfrau Leonore Dori Galigai zum allmächtigen Günstling auf, bis er auf Befehl Ludwig's XIII. ermordet wurde. Ueber ihn demnächst Ausführliches.

mittirt, indem sie gegen dieselbe bei den Unruhen von Pont de Cé dienten; diese nun werden in der Rückkehr der Königin einen Beweggrund zur Besorgniß und zum Mißtrauen sehen, denn sie hat geschworen, sich an ihnen zu rächen und man weiß gar wohl, daß Ihro Majestät die Königin treu ihre Schwüre hält. Die andern dagegen werden diese Rückkehr für ein Zeichen zur Empörung halten. Es drückt sie die feste Hand des Königs, der sie im Zaume hält; ohne es zu wollen, wird die Königin die Ursache zu tausend schuldigen Versuchen werden, umsomehr, als Gaston, des Königs Bruder, mir einen Brief von der Königin Mutter anvertraute, den er diesen Morgen empfangen hat, und welcher ihm den Zweck der Ankunft des Malerfürsten Rubens in Paris enthüllt. Sie schreibt ihm unter Andern: „Euer Bruder, lieber Sohn, wird seine Mutter hören, sobald er sie nur wiedergesehen hat, und ich nehme es auf mich, Euch zu trösten und von ihm für Euch Alles zu erhalten, was er Euch versagt.“

„Ja!“ rief Ludwig, unwillig das Papier, das er aus der Hand des Kardinals genommen und angesehen hatte, in der seinigen zerdrückend.

„Unkluge Fürstin!“ seufzte Rubens. „So vernichtet sie selbst wieder, was ich für sie gethan habe.“

„Nun, lieber Meister,“ fragte Ludwig weiter, „was sagt Ihr dazu?“

„Ich — ich sage nichts weiter, als daß die Königin Maria von Medicis keine andere Zuflucht hat, als das ärmliche Haus, das ich ihr anweisen konnte.“

„Nun,“ erwiderte Richelieu, „Seine Majestät König Ludwig gibt ihr einen stolzen Palast in Florenz und ein königliches Witthum, damit der dreifache Glanz des Namens, den sie führt, aufrecht erhalten werde. Die Schulden, welche sie gemacht hat, sollen alle bezahlt werden.“

„So ist mein Wille!“ bestätigte kalt der König und entfernte sich.

„Also soll Eure Majestät Mutter, Maria, sterben, ohne ihren Sohn wiedergesehen zu haben?“ fragte Rubens im schmerzlichen Tone.

Der König erbleichte und kehrte um.

„Sire,“ rief Rubens, „im Namen der heiligen Jungfrau Maria, habt Mitleid mit ihr, die Euch unter dem Herzen getragen hat! Laßt sie Euch nur einmal noch wiedersehen, eine Stunde, einen Augenblick, ehe sie stirbt!“

„Meister Rubens,“ erwiderte Kardinal Richelieu, einen schrecklichen Blick auf Rubens werfend, der jeden anderen, als den Malerfürsten mit Entsetzen erfüllt hätte, „welches Recht habt Ihr, daß Ihr so den erklärten Willen des Königs bekämpft?“

„Und welches Recht,“ fuhr Rubens fort, „habt Ihr, Herr Kardinal von Richelieu, daß Ihr Euch den letzten Wünschen der sterbenden Mutter eures Königs widersetzt?“

„Habt Acht auf euere Worte, Mynher Rubens!“ drohte Richelieu, sich so heftig auf die Lippen beißend, daß sie bluteten.

Rubens drehte ihm verächtlich den Rücken — das konnte wohl nur Er sich erlauben — wendete sich an den König und sagte:

„Also das ist der Wille Eurer Majestät? Ich darf der erlauchten Mutter keine anderen, als Worte der Verzweiflung bringen? — So schütze und verzeihe Euch Gott, Sire!“

Rubens verbeugte sich nun und ging. Ludwig XIII. wollte ihn zurückrufen, aber es versagte ihm die Stimme, die Kräfte verließen ihn und er sank auf einen Sessel, beinahe in die Arme des Kardinals.

„Sire, nur keine Schwachheit!“ sprach Richelieu, beinahe drohend. „Möge der Himmel verhüten, daß Euch Euer gutes Herz zu Entschlüssen verleite, welche Ihr nur zu bald bereuen würdet. Wie einmal Eure Mutter in Paris ist, habt Ihr keine Ruhe mehr und ich erkläre Euch allen Ernstes, kommt die Königin Maria von Medicis, verlasse ich Euch augenblicklich, denn ich würde es dann für unmöglich halten, Euch noch irgend einen Dienst zu leisten.“

Ludwig hörte nicht auf die Worte seines Ministers, als aber sein weißer Jagdhund herein und auf ihn lossprang, streichelte er denselben freundlich und sagte zu demselben:

„Eh bien, Chloë, was thatest du den ganzen Tag über? Mir scheint, du folgst dem Beispiele der Höflinge und wirst undankbar. Komm her, durch die Vorhänge dringt ein Sonnenstrahl, wir wollen mitsammen spazieren fahren, vielleicht bringt mir die Luft Appetit!“

Dann stand er ganz heiter auf, ging hinaus, wobei er den Lieblingshund hoch springen ließ, stieg in einen immer bereitstehenden Wagen und verließ den Louvre, ohne an etwas anderes, als an den Hund zu denken, oder etwas anders, als die milde Wärme zu fühlen.

Richelieu zuckte die Achseln, lächelte spöttisch und begab sich in seine Gemächer, wo er den Befehl ertheilte, den Meister Peter Paul Rubens aus der Stadt weisen zu lassen. Ehe jedoch dieser

Befehl ausgefertigt worden, war Rubens bereits seit einer Stunde abgereist. Aber der Gesandte der Niederlande fühlte sich, als er es vernahm, so tief verletzt, daß er dem Kardinal seine eigene Abreise für den nächsten Tag ankündigte, was Richelieu derart aufbrachte, daß er nicht einmal seinen Zorn verheimlichte.

Er ließ seinen Vertrauten, den Kapuziner Pater Joseph, rufen und sagte zu ihm:

„Ihr müßt auf der Stelle nach Köln reisen, um vor Rubens noch anzukommen, der soeben dahin abgereist ist. Dort findet Ihr die Königin Mutter. Bewegt sie nach Florenz zu gehen, wo sie Pracht und die Verzeihung des Königs finden werde. Auf Euch, Pater, setzt sie großes Vertrauen. Ist sie krank, so gewährt ihr geistlichen Beistand und trachtet, daß sie ihren Haß gegen mich vergesse. Geht!"

Der Kapuziner, dessen unveränderliches Gesicht nicht einen Augenblick seine Marmorkälte verloren hatte, verbeugte sich und ging.

VII.

Die „graue Eminenz" und der Dominikaner.

Zu Köln am Rhein, in der Sternengasse, liegt ein mit der Nummer 10 beziffertes, schloßartiges Haus, mit Giebeldächern, Erkern und einem Thurme versehen, welches durch einen Herrn von Jabach, Bürger von Köln, welcher früher in Antwerpen gewohnt und von dort durch bürgerliche Unruhen vertrieben worden, um das Jahr 1580 erbaut sein mag. Dieses Haus wurde nach und nach von vier Herren von Jabach bewohnt, welche sich mit dem Namen der Sippschaft zugleich den Taufnamen Eberhard vererbten. Sie hatten zu verschiedenen Zeiten die höchsten Aemter des kleinen Freistaates verwaltet und waren sowohl wegen ihrer noch jetzt gepriesenen Ehrenhaftigkeit, womit sie ihren großen Reichthum verwendeten, als auch durch die lebhafte Theilnahme berühmt, welche sie der heimischen Kunst in steter Pflege bewährten; so waren sie es, die zuerst den, noch zur Zeit stehenden Kreuzgang eines Klosters zu einer Kunst-Ausstellung für die Bilder der Kölner Maler eingerichtet haben, wie sie ihr Haus mit Kunst-Gegenständen aller Art schmückten; die kleine Hauskapelle erhielt noch

vor Jahren werthvolle Glasgemälde, welche jetzt längst in die Ferne gewandert sind, z. B. das Dürer'sche Altarbild: „Der geplagte Hiob", welches sich nun in München befindet. Die Fenster der Wohnzimmer hatten schön verzierte Scheiben in Laubwerk, die ebenfalls später auswanderten; sogar die Thurmfenster enthielten Glasmalereien, von denen noch einige Wappenscheiben vorhanden sind; auf einer steht die Jahreszahl 1596, auf der anderen 1620. Im großen Saale, gegen den Garten zu, unter dem hübschen Erker, befand sich das große Familienbild, welches um 1662 von dem berühmten französischen Maler Charles Lebrun gemalt wurde und nach mannigfachen Schicksalen jetzt eine Zierde der Berlinergallerie geworden ist. Die große Zahl anderer Gemälde und Kunstschätze sind theils verzettelt, theils in die Waltaf'sche — jetzt Stadtkölnische —, theils in die Boisserée'sche — jetzt Münchener — Sammlung übergegangen. Dem früher erwähnten Saale gegenüber, hinter den mit Weinlaub umrankten Fenstern, liegt die Festhalle des Hauses: ein prächtiger, mit Säulen gezierter, mit einem schönen Sterngewölbe überdeckter Saal, in welchem jetzt die Sitzungen der städtischen Friedensgerichte abgehalten werden. Der Thurm hat eine steinerne Wendeltreppe, die aus dem Keller in alle Geschoße des Hauses führt, bis zum Lichtgaden (Lichtgeschoße), welcher eine reizende Aussicht auf die ringsum liegende Stadt und deren Nachbarschaft gewährt.

Unter den vielen Fremden nun, welche an dem gastlichen Heerde zu den Glanzzeiten der Jabach Aufnahme fanden, sind vorzüglich zwei für Köln von Bedeutung geblieben, und zwar: Johann Rubens, Vater des Malerfürsten, aus steierischem Geschlechte*) stammend, der als Flüchtling aus Antwerpen um 1568 Schutz in Köln suchte und dessen Gattin im Jahre 1577 — während er sich in Siegen internirt befand — einen Nebenbau des Jabach'schen Hauses bewohnte, wo sie den berühmten Peter Paul Rubens gebar.

---

*) Es wird viele unserer Leser überraschen, wenn sie vernehmen, daß die Familie Rubens steierischen Ursprungs ist. Bartholomäus Rubens (im Steierischen wohl Rubenz) verließ sein Vaterland, das Herzogthum Steiermark, um sich dem Hofstaate Kaisers Karl V. anzuschließen, als derselbe nach seiner 1520 zu Aachen vollzogenen Krönung und dem unmittelbar darauf abgehaltenen Reichstage zu Worms, in Brüssel seinen Hofhalt aufschlug. Bartholomäus R. ließ sich bei der Familie seiner Braut in Antwerpen nieder, im Jahre 1530 wurde ihm Johann Rubens geboren und 1577 erhielt dieser wieder einen Sohn — den großen Peter Paul Rubens.

Bis zum 3. Juli 1642, ihrem Todestage, wohnte hier die unglückliche, flüchtige Königin von Frankreich Maria Medicis.

Im November 1866 wurde in diesem so überaus denkwürdigen Hause eine großartige Bierwirthschaft etablirt. Die Väter der Stadt Köln dachten nicht an die glorreichen Erinnerungen, die sich an dieses Haus knüpfen, sonst hätten sie es gewiß schon längst angekauft und zu besseren Zwecken, etwa zu der schon so lange erhofften „Malerschule“ verwendet.

Und nun zur Bewohnerin dieses Hauses!

Rubens hatte Paris mit schwerem Herzen, aber auch mit dem festen Vorsatze verlassen, das zu vollenden, was er angefangen hatte und die unglückliche Königin nicht zu verlassen. Indessen — so große Eile er auch hatte, so wurde er doch fortwährend aufgehalten, denn derlei verstand Kardinal Richelieu aus dem Fundamente. Pater Joseph hingegen, war ihm weit vorausgeeilt und deshalb auch vor ihm in Köln angekommen.

Pater Joseph (eigentlich François Leclerc du Tremblay), in Paris zumeist unter dem Schreckensnamen „die graue Eminenz“ bekannt, war der Sohn eines bedeutenden Hofherrn, widmete sich anfangs den Rechtswissenschaften, bildete sich auf Reisen und wohnte dann auch einem Feldzuge bei. Plötzlich jedoch, ungeachtet aller Hoffnungen, welche seine Talente der Familie gaben, entsagte er der Welt und wurde — Kapuziner (1599, im Alter von 22 Jahren). Nach vollendeten theologischen Studien reiste er als Missionär in Frankreich umher, bekehrte einige Hugenotten und gelangte nach und nach zu den höchsten Würden in seinem Orden.

Kardinal Richelieu hatte Gelegenheit gehabt, seine Talente zu bemerken und gebrauchte ihn zu den verwickeltsten Geschäften, er wurde dessen Faktotum und erhielt endlich — im Gegensatze zu des Kardinals Purpurkleide — den gefürchteten Beinamen: „die graue Eminenz.“

Pater Joseph nahm sich aber oft heraus, Dinge zu beurtheilen, welche er nicht verstand, die außer seinem Wirkungskreise lagen und welche ihm nur Spott einbrachten. So geschah es z. B. als Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar nach Paris ging, um mit Kardinal Richelieu über den nächsten Feldzug zu berathen. Pater Joseph bezeichnete einmal mit dem Finger die Stelle, wo der Ueber-

gang über den Rhein geschehen müsse. Der Herzog entgegnete aber schnell: „Herr Pater, euer Finger da ist keine Brücke."

In der Stille seiner Zelle brütete der Pater oft über Plänen, welche er dann durchdacht dem Kardinal mittheilte; so ließ der Letztere auf seinen Rath die Königin Maria Medicis gefangen nehmen; er war es, welcher 1636, als die Spanier von den Niederlanden aus in die Pikardie eingebrochen waren, und Richelieu schon im Begriffe stand, wegen des lauten Unwillens der Pariser seine Stelle niederzulegen, dem Kardinal den Rath gab, sich ohne Wachen in den Hauptstraßen von Paris sehen zu lassen, um durch dieses Vertrauen wieder die Gunst des Volkes zu gewinnen, und siehe — der Erfolg entsprach den Erwartungen. Pater Joseph war aber nicht nur bei politischen Händeln thätig, sondern wirkte auch auf mannigfaltige Weise auf die geistigen Angelegenheiten seiner Zeit ein: die Missionen nach England, Canada und der Türkei, die Missionen des Ordens Fontevrault, die Entstehung des Ordens der Benediktinerinnen von Calvaria waren sein Werk. Ludwig XIII. begehrte vom Papst für ihn den Kardinalshut, er starb aber während der Unterhandlung zu Rueil am 18. Dezember 1640.

Als die „graue Eminenz" in Köln angekommen war, begab sich dieselbe zur Königin Mutter.

Der Zwerg Langely kam dem Kapuzinerpater entgegen. Ein Zeichen mit dem Kopfe galt für eine Frage, welche Langely sofort beantwortete.

„Eure Instruktionen sind genau erfüllt," krächzte das jämmerliche Geschöpf. „Schon am dritten Tage unserer Ankunft in Köln, habe ich alles Geld weggenommen, das der junge Albert Rubens mitgebracht hatte."

„Und was geschah weiter?"

„Der arme junge Thor plärrte wie ein Weib. Man schickte erst einen Diener der Königin nach Antwerpen, der indessen nach Paris zum Kardinale ging. Nach ein paar Wochen entschloß sich der junge Rubens selbst nach Antwerpen zu reisen, um anderes Geld zu holen."

„Nun — und die Königin?"

„Ist ohne jegliche Hilfe, selbst die Kammermädchen fehlen ihr; offenbar bekommt den armen Geschöpfen das flandrische Bier nicht," antwortete der häßliche Zwerg mit teuflischem Lächeln, dabei ein silbernes Fläschchen zeigend, das er aus seinem Busen hervorholte. „Die

Mädchen liegen im Bett und die Königin mußte, um ihnen Arznei zu schaffen, ihre letzten Juwelen verkaufen. Aber nun sind alle ihre Hilfsquellen erschöpft und der Königin dürfte wohl nichts anderes übrig bleiben, als nach Florenz abzureisen; sonst muß sie den Hungertod sterben."

„So ist's gut."

„Meint Ihr, daß Seine Eminenz der Herr Kardinal mit mir zufrieden ist?"

„Ja."

„Und die versprochene Belohnung?"

„Wird Dir zu Theil werden — Du wirst der Hofnarr des Königs."

Langely richtete sich stolz und hoch auf — so hoch es nämlich anging.

„Jetzt," sagte der Pater, „kehre zur Königin Mutter zurück, sage ihr, daß Du mich gesehen hast, daß ich Thränen vergossen hätte als ich von ihren traurigen Umständen gehört und daß ich Dir auf dem Fuße folge."

Der Zwerg ging und einige Minuten nachher trat die „graue Eminenz" in das Zimmer der Königin Mutter. Diese reichte dem Pater die Hand; aber als dieser ihr Alles sagte, was er ihr zu sagen hatte, wirkte dies sehr wenig.

„Ich gehe nicht nach Florenz," sagte sie trocken. „Ich habe wohl nichts mehr, als diesen Ring, den ich von dem Könige Heinrich am vierten Tag nach unserer Vermälung erhielt. O, an diesem Ringe klebt ein eigener Fluch — er bestahl den wahren Thronerben Frankreichs um sein Recht!"

In des Paters Mienen wurde eine eigene, ihm sonst sehr ungewohnte Erschütterung sichtbar.

„Wie so?" stieß er mühsam hervor.

„Wißt Ihr denn nicht darum? Ich sollte meinen, daß dem schlauen Kardinale derlei nicht entgangen sein konnte. Hört denn! — Ihr wißt, daß die Tochter Heinrich's des Zweiten, Margaretha von Valois, im Jahre 1572 an den Prinzen von Béarn — meinen nachmaligen Gatten Heinrich den Vierten — vermält worden war. Diese mit Pracht vollzogene Vermälung war der Vorläufer der schrecklichen Bartholomäusnacht, welche mitten unter den Lustbarkeiten verabredet wurde. Damals war die junge Fürstin in der

Blüte der Jahre und Reize, aber — nicht ihr Gemal, sondern der Herzog Heinrich von Guise war es, der ihr Herz besaß; Heinrich der Béarner dagegen, schenkte ebenfalls das seinige verschiedenen Geliebten. Zwei Gatten von solcher Denkungsart konnten nicht im guten Einverständnisse leben und Heinrich verbarg nicht seine Gesinnungen gegen eine Frau, welche er, ihrer Zügellosigkeit wegen, verachtete. Später nahm wieder Margaretha den von Sixtus dem Fünften gegen ihren Gemal geschleuderten Kirchenbann zum Vorwand und ließ sich zu Aachen nieder."

„Sie wurde dort," bemerkte trocken der Kapuziner, „ihrer Sittenlosigkeit und ihrer Bedrückungen wegen verjagt, floh nach Auvergne und führte ein unstetes, unregelmäßiges Leben, bis sie auf dem Schlosse Usson festgesetzt wurde, dessen sie sich jedoch bemächtigte, nachdem sie das Herz des Marquis von Canillac, der sie daselbst festgenommen, gewonnen hatte. Wißt Ihr auch, was geschah, als Heinrich König geworden war?"

„Er verstieß seine erste Gattin," erwiderte traurig Maria von Medicis, „das heißt, er ließ ihr vorschlagen, ihre kinderlose Ehe trennen zu lassen. Margaretha willigte unter der Bedingung ein' daß ihre Schulden bezahlt und ihr ein anständiges Jahrgeld ausgesetzt würde. Die Trennung geschah 1599 durch Papst Clemens den Neunten — ein Jahr darauf wurde ich dem Könige von Frankreich vermält. — Am Tage der Trauung begab sich Heinrich mit seiner neuen jungen Gattin in den Garten des Louvre, um frische Luft zu schöpfen, als plötzlich unter dem Schatten eines Kastanienbaumes eine weiße Gestalt erschien, in welcher Heinrich beim Scheine der Girandolen eines abgebrannten Feuerwerkes seine verstoßene Gattin Margaretha erkannte. — „Ich fluche nicht eurer Verbindung," rief sie, „aber ich trage in das Exil den ersten und alleinigen Erben der Krone."

„Und was weiter?"

„Margaretha verließ auf kurze Zeit heimlich Usson und begab sich nach Deutschland, wo sie einem Sohne das Leben gab, dem sie — um ihn den Verfolgungen ihrer Feinde zu entziehen — den deutschen Namen Schulze beilegte, sich für die Zukunft vorbehaltend, seine Rechte zur Geltung zu bringen. Verschiedene Ereignisse hinderten sie, diesen Vorsatz auszuführen, allein sie bewahrte sorgfältig alle darauf bezüglichen Dokumente, die sie, als sie 1615 starb, diesem ihrem Sohne

vermachte, der sie seinerseits wieder seinen Nachkommen zur sorgfältigen Aufbewahrung empfahl *)."

„Und nun meint Ihr, daß der Ring Euch Unheil gebracht? Ihr wollt ihn weggeben?"

„Ja, Langely soll ihn verkaufen, von dem Erlöse kann ich noch eine Woche leben; dann werde ich mich, da eine Königin von Frankreich nicht betteln kann, hier einschließen und — den Hungertod sterben."

„Warum gebt Ihr nicht lieber dem Willen des Königs nach und reiset nach Italien?"

Maria erhob sich heftig, sank aber plötzlich wieder, wie vom Blitze getroffen, zurück.

„O, ich sterbe!" flüsterte sie. „Höret meine Beichte und segnet mich, denn ich fühle, es wird bald aus mit mir sein!"

„Das ist mir nicht erlaubt," entgegnete die „graue Eminenz", „aber ich werde Euch den Prior der Dominikaner von Köln schicken."

Mit diesen Worten wollte sich der Pater entfernen, aber die Königin hielt ihn zurück.

„Mein Vater," sagte sie mit matter Stimme, „man beschuldigte mich, Hand an das Leben meines Gemals, des Königs, gelegt zu haben — es ist eine Verleumdung; man hat mich beschuldigt, ich hätte meinen Sohn vergiften wollen — es ist eine Verleumdung. Ich rufe

*) Diese Nachkommen Heinrich's mit Margaretha von Valois versuchten öfters ihre Rechte geltend zu machen, wiewohl natürlich vergeblich. Der Letzte dieser Schulze lebte zu Berlin als Inhaber eines Bierhauses. Als derselbe im Oktober 1850 von einem Kongresse der Legitimisten hörte, reiste er zu demselben nach Wiesbaden, entschlossen, dort seine Anerkennung durchzusetzen. Er war groß und stark gebaut, trug den runden Bart seiner Ahnen und die bourbonische Nase, letztere etwas ungewöhnlich geröthet. Als nach vollendetem Gottesdienst in der böhmischen Kirche das ite missa est ertönte und die Getreuen des Grafen von Chambord ein „Vive le Roi!" erschallen ließen, trat plötzlich Heinrich Schulze in ihre Mitte und rief: „Der König bin ich!" Dann erzählte er die abenteuerliche Geschichte seiner Abstammung. Man denke sich das Erstaunen der hohen Herren, nur Herr von M. verlor nicht wie die Uebrigen den Kopf. Er sandte sogleich nach Wache. Bald darauf erschienen drei Wachen und ein Polizeibeamter, der sich dem Thronfolger näherte und dessen Paß begehrte. — „Aber," sagte er, nachdem er ihn angesehen, „hier steht ja Heinrich Schulze und nicht Heinrich XII., wie Sie sich zu nennen belieben. Sie sind mein Gefangener!" — Trotz aller Protestationen seinerseits wurde der Pseudo-Heinrich in's Gefängniß gebracht, später wahrscheinlich als unschädlich entlassen.

Gott zum Zeugen an, vor dem ich bald erscheinen werde! Wohl war ich schwach und von meinen Leidenschaften beherrscht, aber ich habe nie etwas gethan, was meines Namens oder der Krone, die ich getragen, unwürdig gewesen wäre."

„Vergebt Ihr aufrichtig allen euern Feinden?" fragte lauernd der Kapuziner.

Da erwachte in der Königin die Italienerin; sie richtete sich empor und ihre Augen funkelten. Aber siegreich kämpfte sie mit sich selbst und sagte endlich:

„Ja, ich vergebe allen meinen Feinden."

„Selbst dem Kardinale?"

„Selbst ihm! Verzeih' ihm Gott, wie ich es thue!"

„Wenn das ist, so sendet ihm den Ring, von dem Ihr soeben gesprochen, als Zeichen der Versöhnung."

„Ach — das ist zu viel!"

In diesem Augenblicke hörte man einen Wagen ankommen und vor dem Hause halten.

„Rubens!" rief Maria, neu auflebend.

Und wirklich trat der lang Ersehnte ein. Seine Miene drückte bereits aus, was er zu melden hatte; still weinend kniete er zu ihren Füßen nieder.

„Ruhig, mein edler Freund!" sprach sie. „Nehmt den Ring da und behaltet ihn zum Andenken an mich. — Gewährt mir noch eine Bitte, ehe Ihr in eure Heimat zurückkehrt — euer Sohn Albert liebt ein Mädchen ohne Vermögen — ich habe versprochen, für ihn bei Euch zu bitten — Rubens, es macht Rang und Reichthum nicht glücklich, das seht Ihr deutlich an mir — versprecht mir, Albert's Liebe günstig zu sein —"

„O, Majestät, Euer Wunsch ist mir Befehl!"

„Ich danke Euch, Rubens, dank' Euch tausendmal für alles Liebe und Gute, das Ihr mir thut. Aber nun kehrt nach Hause zurück — eure Familie wartet auf Euch. Lebt wohl! Lebt wohl!"

Maria von Medicis — in großmüthigster Weise von Rubens unterstützt — sah von nun an mit Zufriedenheit den Tod sich näher rücken und flüchtete sich — die Nichtigkeit der irdischen Größe erkennend — wieder zu Gott.

Als ihre letzte Stunde herankam, ließ sie den Prior der Dominikaner zu Köln, einen durch seine Frömmigkeit und Beredsamkeit berühmt gewordenen Priester, zu sich bitten.

Es war Abend, als der heilige Mann — ein vom Alter gebeugter Greis — eingeführt wurde. Seine Züge hatten jene Milde und Schwermuth, welche denjenigen Menschen eigen ist, die viel gelitten haben. Die Magerkeit seiner Gestalt verrieth die ascetische Lebensweise, die Anstrengung geistiger Arbeiten. Seine harmonische sanfte Stimme erweckte Vertrauen.

Der Prior fand die Königin in einem großen Saale von finsterem, feierlichen Ansehen. Sie selbst war in Trauer gekleidet und saß in einem großen rothen Lehnstuhle, in welchem ihr fahles entstelltes Gesicht noch bleicher als gewöhnlich aussah. Die einst so schönen, sanften, blauen Augen waren glanzlos und grau, mit hartem Ausdrucke, die niedergezogenen Mundwinkel gaben der Physiognomie ein stolzes Ansehen, das Haupt, gelehnt auf ein sammtenes Kissen, auf welches vom Scheitel einige Silberlocken niederfielen, war zu matt, um sich zu erheben, die dürren Finger waren gefaltet und sie schien in Betrachtungen versunken zu sein.

Rührend waren die Ermahnungen des heiligen Mannes, er selbst zeigte sich, bei den Gedanken an dieses königliche Unglück, tief bewegt, so daß seine Thränen die Büßende erweichten und sie eine lange ausführliche Mittheilung begann. Sie klagte sich eines maßlosen Ehrgeizes, einer schlechten Verwendung der öffentlichen Gelder, die sie zur Befriedigung ihres Stolzes vergeudet, an; sie sprach von der Heftigkeit ihres Charakters, dem Geschmacke an eitlen Freuden, erwähnte jedoch keiner jener Leidenschaften, zu welchen die Sinne und das Herz hinreißen. Der Geistliche lauschte mit lebhaftem Auge auf eine, ihm unvermeidlich scheinende Entdeckung. Später richtete er einige Fragen an sie, über ihre Jugendzeit, aber das, was er erfahren zu wollen schien, sprach die Königin nicht, und sie war, in den Erinnerungen nichts Rührendes findend, sogar sehr erstaunt, ihren Beichtiger laut schluchzen zu hören.

„Also vergessen, ganz vergessen!“ murmelte er. „Dieser Name, der ihr nie etwas galt, ist aus ihrem Gedächtnisse verwischt! Herr, nimm dieses letzte Opfer gnädig auf. Also, meine Tochter,“ fuhr er zu Marien gewendet fort, „Ihr habt nichts verschwiegen?“

„Wenn noch irgend ein Geständniß bliebe,“ sagte sie mit fast erlöschender Stimme, „werde ich es vor Gott ablegen.“

Die Königin schwieg einen Augenblick, dann schloß sie die Augen und sagte in langsamem, feierlichen Tone:

„Rinuccini, Du wirst meine Antwort im Himmel hören!"

Diese Worte riefen den Priester zur Erhabenheit seines Amtes zurück. Rinuccini, nunmehr Prior der Dominikaner in Köln, ging in sich und betete voll Inbrunst, dann erhob er sich ruhig und sagte:

„Meine Tochter, ich verlasse Euch; es kann der Priester Euch nicht absolviren, weil er als Mensch gefehlt; seine Seele muß erst Buße thun; morgen kommt der Priester allein zu Euch zurück!"

Aber die Königin und ihr Musikmeister hatten sich zum letzten Male auf Erden gesehen, denn Maria von Medicis verschied in derselben Nacht.

Sehr einfach waren die Leichenfeierlichkeiten, ganz ihrem geringen Vermögen und der wenigen Theilnahme, die ihr Schicksal erregt hatte, angemessen. Die sterbliche Hülle wurde fünf Tage und fünf Nächte in der Kapelle der Dominikaner ausgestellt, wo die Mönche abwechselnd am Sarkophage beteten.

Da — an einem Morgen, wo man kam, jene abzulösen, die während der Nacht gewacht und gebetet hatten — da blieb einer derselben bewegungslos auf den Steinplatten in betender Stellung knieen.

Man nahte sich, um ihn zum Bewußtsein zu erwecken; sein Gesicht ruhte auf dem von Thränen gefeuchteten Brevier und die aufgeschlagene Psalmenstelle lautete: „Mein Gott! ich erhebe mich zu Dir, damit die Finsterniß meines Lebens zerstreut werde."

Ottavio Rinuccini, der Prior der Dominikaner war — todt.

Der „Alabaster-Herzog,“ Schwager Napoleons III.

Eine der interessantesten Familien Spaniens ist unstreitig die Familie der Montijo (sprich Venticho).

Donna Maria Manuela Gräfin von Montijo — Mutter der Kaiserin von Frankreich — ist die Tochter eines Irländers, Namens Kirk-Patrik (einer alten schottischen, mit den Stuart's aus ihrer Heimat verbannten Familie entsprossen), der lange Zeit brittischer Konsul in Malaga gewesen. Ihr Gatte, der Graf Guzman de Montijo, kämpfte schon zur Zeit des spanischen Krieges unter französischer Fahne und bekleidete den Rang eines Artillerie-Obersten; verlor in der Schlacht bei Salamanka ein Auge und es wurde ihm ein Bein zerschmettert. In Folge der Niederlagen der französischen Macht und der Wiedereinsetzung König Ferdinand's VII. verließ Graf Montijo Spanien, um in französischen Diensten zu bleiben. Wegen seines, im Feldzuge 1814, bewiesenen Muthes, wurde er von Napoleon I. eigenhändig dekorirt und bei der Vertheidigung von Paris mit dem Anlegen der Festungswerke beauftragt. Zuletzt stellte ihn Napoleon noch an die Spitze der Zöglinge der polytechnischen Schule, um die Höhen von St. Chaumont zu vertheidigen. Auf diesem Posten that er die letzten Kanonenschüsse für Frankreichs Unabhängigkeit. Graf Montijo starb 1839. Er hinterließ ein, dem Range, welchen die Familie in Spanien einnimmt (der Grandenwürde erster Klasse) angemessenes Vermögen.

Die Töchter dieses Ehepaares waren folgende:

Donna Maria, die älteste, als Herzogin von Alba verstorben;

Donna Eugenia von Portocarrero*), die nunmehrige Kaiserin der Franzosen;

Donna Rosabella, die jüngste und in ihrem Aussehen zumeist der Vorgenannten ähnlich, zu dem traurigsten Schicksale bestimmt, das wir nachstehend erzählen wollen.

---

*) Nach altem Herkommen dürfen Töchter nicht den Haupttitel führen.

Es war gegen Ende der Vierzigerjahre. Nach den Berichten von Augenzeugen gab es damals nichts Schöneres als den Anblick, den die Loge der Gräfin Montijo bei den Vorstellungen in der Oper gewährte. Man sah da auf den ersten Sitzen die immer noch schöne Mutter, im Alter von etwa fünfzig Jahren, gewöhnlich etwas gebeugt, bei solchen Gelegenheiten aber würdevoll schlank und aufrecht sich haltend, größer von Gestalt als ihre Töchter, strahlend in triumphirender Freude über deren Schönheit. Und diese Töchter selbst, alle strahlend in blendenden Reizen, jede hervorragend an Gestalt, Alter und bezaubernder Grazie. Es glitten die Augen der Gräfin Montijo, so oft als sie glaubte, es unbemerkt thun zu können, mit dem Anfluge mütterlichen Stolzes über die Töchter hin.

Hinter der Familie bildete sich stets ein Kreis aus der Elite der jungen Herrenwelt, im schwarzen Frack, weißseidener Kravate und feinen Pariser Glacéhandschuhen, oder in reichgestickten Hof- und Generalsuniformen, mit den großen Epauletten, die Brust, oder doch wenigstens einige Knopflöcher mit glänzenden Orden versehen. Und alle diese Männer bewachten ängstlich jeden Blick, jede Bewegung der Schönen, um aus denselben einen Strahl bisher vergebens erflehter Hoffnung zu erhaschen. Um Eugenie's Hand bewarb sich der Herzog von Ossuna, wiewohl vergeblich, denn der Lebenswandel desselben flößte ihr kein Zutrauen ein, auch der alte Infant Don Francisco fühlte sich durch ihre Anmuth erwärmt und belebt, was die junge Königin Isabella nicht wenig eifersüchtig machte.

Unter den Kavalieren war ein einziger, dessen Mienen gar nichts verriethen, was sein Herz fühlte; dies war der stolze Herzog von Alba-Berwick, ein Nachkomme des Marschalls von Berwick, natürlichen Sohnes des Stuart Jakob II. mit Arabella Churchill.

Der Herzog von Alba war ein kleiner, etwas schwächlicher, aber reizend schöner junger Mann, dessen Gesichtsfarbe jedoch von einer derartigen Weiße war, daß man ihn stets nur den „Alabaster-Herzog" nannte. Diese Farbe, welche jeden andern Mann, nur ihn nicht verunstaltet hätte, stammte daher, daß er — schon vor seiner Geburt begraben war.

Es ist eine verbürgte Thatsache, daß, als seine Mutter ihn unter dem Herzen trug, sie schwer erkrankte, daß bald keine Hoffnung mehr blieb sie zu retten, und daß sie auf einem ihrer Schlösser, ferne von Madrid starb. In Spanien ist es Sitte, daß den vornehmen Verstor-

denen alle Kostbarkeiten, welche sie beim Leben zu tragen pflegten, auch im Sarge gelassen werden und so wurde auch die Herzogin, mit allem Schmucke behängt, in der Familiengruft beigesetzt. In einer der nächsten Nächte drangen Männer aus der Umgebung oder etwa aus dem herzoglichen Hause selbst in die Todtengewölbe ein, um der Leiche den ihr unnützen Schmuck abzunehmen. Am Finger der Herzogin steckte ein Diamant. Der Ring wollte nicht heruntergehen. Die Räuber wollten nun den Finger absägen, der Schmerz erweckte jedoch die Scheintodte aus ihrem Starrkrampfe und sie richtete sich auf. Die entsetzten Räuber entflohen, wobei sie glücklicherweise das Grabgitter offen ließen, so daß die Herzogin nach ihrem Schlosse zurückkehren konnte. In ihre Grabtücher gehüllt, erscheint sie anfangs den Bewohnern wie ein Geist, aber bald beruhigt sie dieselben und sie vermag noch Alles anzuordnen, was ihr Zustand erheischte. Binnen kurzem genas sie eines Sohnes, eben jenes erwähnten Herzogs von Alba, der von Kindheit an bis auf den heutigen Tag, die Alabasterfarbe seines Leibes beibehielt.

Der Herzog war zu jener Zeit der ausgezeichnetste Kavalier am Hofe der Königin Isabella; jung, ritterlich, von hoher geistiger Begabung, voll persönlicher Vorzüge, und deshalb, sowie auch seines hohen Ranges und seiner unermeßlichen Reichthümer wegen überall gesucht und gerne gesehen. Umfangreich, wie ein Königsschloß, erglänzte sein Palast zu Madrid. Aber derselbe schien nur bestimmt, eine Dame aus dem Hause Montijo zu umfangen, denn der Herzog widmete nur dieser Familie seine besondere Aufmerksamkeit und es verging kein Tag, an welchem nicht der schöne „Alabaster-Herzog“ nach dem Palast Montijo gefahren wäre. Man meinte überall, daß er sich um eine der drei anmuthigen Töchter des Hauses bewerbe, welcher aber der Preis galt, blieb vorläufig noch ein Räthsel.

Und selbst von den drei Schwesterherzen erkrankte eines vor peinigender Ungewißheit und unter vergeblichem Hoffen. In sinnverwirrender Angst durchlebte seine Tage ein schönes weibliches Wesen, dessen gespanntester Aufmerksamkeit es bis dahin noch nicht hatte gelingen wollen, auch nur das leiseste Zeichen zu entdecken, ob sie, oder welche von den beiden andern Schwestern, die von dem Herzoge Bevorzugte sei. Waren doch alle drei die verkörperten Grazien, besaßen doch Alle den höchsten Liebreiz, waren doch Alle mit geistigen Gaben im reichsten Maße geschmückt.

Und diese Zweifelnde und Fürchtende war Rosabella, die

jüngste von den Töchtern der Gräfin Montijo und nicht die unbegabteste an Reizen, mit ihrer Schwester, der nachmaligen Kaiserin von Frankreich beinahe von Zwillingsähnlichkeit. Sie vereinte die schönsten Typen der germanischen und romanischen, ja vielleicht besser ausgedrückt der arabischen Race. Die Stirne ist hoch und frei, die Augen herrlich blau, doch nicht überaus groß, die Haare dunkelblond, glänzend und voll Farbe, die Form des Gesichtchens schmal, oval, feine schön symmetrische nicht zu hohe Nase, der Mund ein klein wenig zu groß, mit einem Gedanken von jüdischem Anstrich, insbesondere, wenn sie lächelt. Der Teint ist wunderschön, leider, daß die vornehmen Damen in Madrid ihre wahre Farbe nicht zeigen, sondern das Gesicht bemalen. Die Ohren sind von außerordentlich schöner Form; die Gestalt ist von mittlerer Größe, schlank, beweglich und dennoch voll. Die Erscheinung, äußerst jungfräulich, wie zum Modell für eine Hebe geschaffen; Brust, Nacken, Schultern, Arme und vor Allem die Hände wundervoll geformt, dabei die Grazie einer andalusischen Tänzerin entwickelnd.

Ihr Charakter war kühn und entschlossen, wie der aller Spanierinnen, deshalb trug sie nicht ferner mehr die Ungewißheit auf Kosten ihres schon lange genug gequälten Herzens, sondern beschloß, sich Gewißheit zu verschaffen.

Bei Hofe war Maskenball angesagt. Die bei solcher Gelegenheit gestattete Redefreiheit mußte Rosabella's banger Sorge ein Ende machen, denn es fehlte nur wenig mehr, um sie nicht erliegen zu lassen.

Rosabella schützte Kopfschmerz vor und erbat sich von ihrer Mutter die Erlaubniß, von dem Feste fern zu bleiben, auf das man sich schon allseitig gefreut hatte. Nach einigem Zögern willigte die Gräfin Montijo ein und als die Zeit zur Abfahrt nach dem königlichen Palaste kam, lag Rosabella mit tief verhülltem Köpfchen unter der seidenen Decke ihres Bettes.

Neben dem Lager saß deren Tante, die Gräfin von Téba, im Vorzimmer hielt die Dienerin Wache, gewärtig der Befehle ihrer Gebieterin.

Eine halbe Stunde mochte verflossen sein, nachdem die gräfliche Equipage den Palast verlassen hatte, als sich das schöne Mädchen rasch von seinem Lager erhob. Statt des prachtvollen mythologischen Kostüms, welches Tags vorher für sie bestimmt gewesen, nahm Rosabella einen einfachen schwarzen Domino, der ihre schöne Gestalt bis zur Unkenntlichkeit verhüllte. Man löschte die Lichter aus, bis auf das kleine

Flämmchen in der silbernen Nachtlampe, dann schritt Rosabella unter dem Schutze der Tante dem Königspalaste zu, wo sie das Schicksal kühn um ihre Zukunft befragen wollte.

Der „Alabaster-Herzog“ stand im Ballsaale, mit den Gräfinnen Montijo in lebhaftester Unterhaltung begriffen. Seine Maske hatte ihn vom Anbeginn des Festes zum Gegenstande allgemeiner Beobachtung gemacht — er trug das Kostüme des berühmten Don Juan d'Austria, des Helden von Lepanto.

Plötzlich tippte ihn ein schwarzer, weiblicher Domino auf die Achsel. Ueberrascht sah er sich um.

„Würdest Du es abschlagen,“ fragte ihn eine vibrirende Stimme im veränderten Maskentone und mit fast muthwilligem Ausdrucke, „würdest Du es abschlagen, mit einer Dame zu tanzen, welche diesen Ball einzig und allein in der Absicht besucht hat, mit dem edlen Don Juan d'Austria eine Frage zu erörtern.“

„Ich beabsichtige keineswegs dem Charakter des Helden von Lepanto untreu zu werden,“ erwiderte galant der Herzog, beurlaubte sich bei den Gräfinnen, reichte in verbindlicher Art der Unbekannten die Hand und führte sie zur Quadrille, welche sich eben unter dem strahlenden Kronleuchter in der Mitte des Saales anstellte.

Das Herz der Tänzerin schlug ungestüm, als sie sich neben dem Manne befand, dessen Herzen ein Geständniß zu entringen sie entschlossen war, für den sie das Höchste an diesem Abende gewagt hatte. Sie flüsterte ihrem Partner wenige, aber inhaltsschwere Worte zu.

„Herr Herzog von Alba,“ sagte sie, mühsam athmend, „es beruht eine Seligkeit darauf, von Ihnen jetzt die Wahrheit zu hören. Von der Antwort, die Sie mir geben werden, hängt das Glück oder das Wehe nicht einer Einzigen, sondern auch anderer Personen, die Ihnen theuer zu sein scheinen, ab. Ich erwarte diese Antwort mit vollem Rechte von Ihnen, als einem der ausgezeichnetsten Kavaliere des Reichs.“

„Und sie soll möglicher Weise nicht fehlen, reizende Unbekannte,“ erwiderte der Herzog, nur war der Eindruck, den die hastig an ihn gerichteten Worte auf ihn machten, vermöge der Gesichtsmaske nicht zu erkennen. Rosabella sah nur die blitzenden Augen, mit denen er sich bemühte, das Geheimnißvolle ihrer Gestalt zu durchdringen.

„Wird der edle Don Juan,“ fragte sie weiter, „einer Dame

die Antwort schuldig bleiben auf die Frage: welche von den Montijo's die Glückliche ist, der er sein Herz geschenkt hat?"

Die Tour eines Walzers, welche so eben begann, gab dem Kavaliere den Vorwand stillzuschweigen. Aber der Domino ließ ihm keine Ruhe. Er fuhr fort:

„Erklären Sie sich, Herr Herzog, antworten Sie: welche von den Damen ist die Begünstigte? Es ist der Auftrag, den ich an Sie habe. — Bei der schmerzensreichen Jungfrau Maria beschwöre ich Sie, Altezza! Ihr Zögern bringt unnennbares Unheil über das edle Haus der Montijo!"

Bei diesen hastig, leise, aber dem Herzoge hinreichend verständlich geflüsterten Worten, fühlte der Domino, daß die Hand des Kavaliers, welche die ihrige hielt, kaum merklich zuckte; er machte eine leise, wie abweisende Bewegung und in dem Augenblicke verwickelte ihn die Tour des Walzers mit seiner Tänzerin in die bunten Wirbel der Quadrille.

An dem Zittern des auf seiner Schulter ruhenden Armes seiner Tänzerin, schloß der Herzog auf deren Erschöpfung und wollte die Dame zu einem Divan geleiten, der aus einem Gebüsche blühender Oleander, mit welchem eine weite Nische kunstvoll drapirt war, zur Erholung und Ruhe einladend, hervorblickte. Er hielt das Ganze für einen etwas zu weit getriebenen Maskenscherz, aber ein leises, entschlossenes „Halt!" begleitet von einem stärkeren Händedruck der Dame, überzeugte ihn vom Gegentheile.

„Oh!" dachte er sich, „ich habe es mit irgend einer Eifersüchtigen zu thun! Nun, da wird es am Besten sein, wenn ich ihr ehemöglichst jede Hoffnung raube."

Für den Domino war der verhängnißvolle Augenblick gekommen; das Herz wogte hoch auf, dann krampfte es wieder zusammen, wie im letzten Zucken des Lebens.

„Antworten Sie, Herzog; ich fordere Sie dazu auf, bei Ihrer unbefleckten Kavaliersehre! Welche von den Fräuleins Montijo ist die Glückliche, der Sie Ihr Herz geschenkt haben?"

„Da Sie meine Kavaliersehre mit in's Spiel bringen, darf ich nicht länger mit der Entscheidung zögern. So hören Sie denn: jenes Fräulein Montijo, dem ich mit meiner Liebe mein Leben weihe, der ich meine Absichten noch am heutigen Abende erklären werde, ist — Donna Maria."

Ein leiser Aufschrei — der Domino war, wie von unsichtbarer Hand entführt, verschwunden; das Gedränge im Ballsaal und das Wogen in den Korridors des weitläufigen Königspalastes schloß sich wie Meeresfluten hinter der unbemerkt Davoneilenden.

Die unglückliche Rosabella war, ohne Begleitung, gleich einem gehetzten Reh, durch die bereits menschenleeren Gassen von Madrid geeilt, erreichte schwankend die Stufen einer zum Palast Montijo führenden Hintertreppe und betrat — vom Fieberfrost durchschüttelt ihr einsames Schlafgemach. Heftig pulsirend wogte ihr Blut vom Herzen zum Kopfe, sie glaubte dem Wahnsinne nahe zu sein. An Seele und Körper gebrochen, vollkommen vernichtet sank sie auf dasselbe Lager hin, das sie wenige Stunden zuvor verlassen hatte, um sich die Verzweiflung zu holen, welche durch lange Zeit an ihrem Leben zehren, sie unempfänglich für alle Freuden machen sollte, denen ihr fröhliches Herz sonst so leicht zugänglich gewesen.

Bereits färbte das Morgenroth die Dachspitzen, als die Gräfin Montijo mit ihren beiden älteren Töchtern vom königlichen Feste zurückkehrte.

Alle befanden sich in der heitersten Stimmung, und — die glücklichste von Allen war Donna Maria, die älteste Tochter des gräflichen Hauses, durch die Erklärung, welche ihr der geliebte Herzog gemacht. Sie vermochte nicht der Versuchung zu widerstehen, ihrer theuren Schwester Rosabella noch während der Nacht ihr Glück zu verkünden.

Leise öffnet Maria die Thüre des Schlafgemaches ihrer Schwester, kaum hörbar nähert sie sich dem Bette, wo sie dieselbe im ruhigen Schlafe zu finden hofft, aber — mit einem Schrei des Entsetzens fährt sie zurück.

Rosabella, von der Familie am Abende als nur von einem leichten Unwohlsein befallen, in ihr Nachtgewand gekleidet, verlassen, zeigt sich nun in einen schwarzen Domino gehüllt, vom Lager halb herabgesunken, in der Hand die gewaltsam zerknitterte Maske haltend.

„Rosabella!“ schrie sie auf, aber es erfolgte keine Antwort, ja das Entsetzen der Geängstigten wird noch gesteigert, als sie bei einem Strahle des Mondes, welcher die schauerliche Scene streift, gewahr wird, daß die vor ihr Ausgestreckte das Bewußtsein verloren hat, daß Todeskrampf die bleichen Züge bis zur Unkenntlichkeit entstellte.

Endlich versammelt ihr wiederholter gellender Ruf die Ihrigen,

welche sich schon zurückgezogen hatten, an dem Lager der Sterbenden. Die Ursache war bald durch den Inhalt einer kleinen, am Boden liegenden Phiole erkennbar.

Der schleunigst herbeigeholte ärztliche Beistand, die kräftigsten Gegenmittel brachten es endlich doch dahin, daß die Folgen von Rosabella's geistiger Abirrung nach einigen Monaten fast gänzlich gehoben waren. Selbst der moralische Schmerz, den Herzog als den künftigen Gemal ihrer Schwester zu wissen, schien endlich aus ihrem Herzen gewichen und sie konnte sich noch des Glückes erfreuen, die Kinder des beglückten Ehepaares auf ihrem Schooße zu wiegen.

Auch für die zweite Tochter Eugenia sollte sich ein Brautwerber finden. Der alte Infant Don Francisco wollte mit ihr eine morganatische Ehe eingehen, als man aber davon die Gräfin von Montijo benachrichtigte, verließ sie Madrid und begab sich mit ihrer Tochter nach Paris. Dort faßte Ludwig Napoleon für sie eine glühende Leidenschaft und am 29. Jänner 1853 vermälte er sich mit ihr.

Eugenie, nunmehr Kaiserin der Franzosen, hielt ihre theuren Anverwandten in Paris zurück. Im Jahre 1855 kaufte sie das in den elyseischen Feldern gelegene prachtvolle Haus des Herrn Lauriston für vierzehn Millionen Franks und gab demselben den Namen Hôtel Alba, kaufte dazu noch die angrenzenden zwei großen Gärten der Herren Emil Girardin und J. Leroux (schwedischer Generalkonsul), welche mit prächtigen, hundertjährigen Bäumen besetzt waren.

Hier wohnte nun die Schwester der Kaiserin, die Gemalin des „Alabaster-Herzogs“, hier starb sie frühzeitig und die Kaiserin nahm sich deren Tod so zu Herzen, daß sie nichts mehr von dem Hôtel Alba wissen, ja selbes gar nicht mehr sehen wollte. Es wurde auf ihren Befehl niedergerissen, die großen Bäume abgehauen, der Raum der Spekulation zu Baustellen überlassen und mitten durch den ehemaligen Garten eine Straße geführt, was im Jahre 1861 von Seite eines der früheren Eigenthümer, einen Prozeß, den er gegen die Kaiserin anstrengte, veranlaßte.

Eine Diana im Badhause.

Im Badner-Parke ging es sehr lebhaft zu. Unter den schattigen Bäumen spazierten geputzte Herren und Damen, die ihre Schritte nach den Tönen der trefflichen Park-Musik regelten, welcher Genuß einem der edelmüthigsten und kunstsinnigsten Kavaliere Oesterreichs, dem Grafen Franz Palffy zu verdanken war. Palffy, welcher — every inch a gentleman — im Interesse des Publikums Opfer über Opfer brachte, der mit aller Munifizenz seinem vieljährigen Lieblingsaufenthalte die reizendsten Annehmlichkeiten verschaffte, verdient es, daß sein Name mit dem Beisatze „Badens Wohlthäter" in steter Erinnerung bewahrt bleibe.

Wir wollen die heitere Menge der Badegäste ruhig vorüberwandeln, sie ihren Gesprächen überlassen, die sich — damals, im Jahre 1847, nicht um Politik, sondern — um die heutige Gesangs-Soirée der berühmten Primadonna Signora Angri, dann um die Rolle der „Auguste Blase" in „Großjährig", welche die reizende Madame Waas Abends im Theater zum ersten Male spielen sollte, ferner um M. G. Saphir's neuen winzigen Strohhut drehten, und folgen einem jungen eleganten Manne, der ein recht sonderbares Aussehen hatte. Schwarze Kleidung, auf der Brust eine Nadel mit einem Rubin, der wie ein Blutstropfen aus einem verwundeten Herzen zu quellen schien, hellbraune Haare und ein blasses, in's Bräunliche spielendes ovales Gesicht, etwas geistreich verwirrt, machten den Ausdruck seiner ganzen Gestalt nicht uninteressant. Sein Blick hatte ein gewisses Leidendes und Niedergeschlagenes, er dürfte nicht umsonst sich im Badestädtchen aufhalten.

Nachdem er sich durch die Menge gedrängt hatte, trat er unter das Säulendach eines der renommirtesten Badehäuser und begehrt von dem eiligen, ihm aufstoßenden Badewärter ein Zimmer.

„Herr Graf," sagte der „Badwaschl" (so nennt der Wiener Volksmund die Badeaufwärter), „heut' hab'n wir viel Zuspruch. Ich glaub' aber, 's ist eben ein Zimmer leer. Kommen S' g'schwind mit mir, sonst wird's an ein' Andern vergeb'n."

Der Diener eilt die Treppe hinauf, der junge Mann folgt ihm in das obere Stockwerk und sie halten am Ende des Ganges.

„Nummer Dreizehn!“ ruft der Badewärter. — „Teufel, was ist denn das? Fehlt der Schlüssel? Zum Glück sperrt der da im Bund die ganze Reih' auf.“

Er sperrt auf und schießt wieder die Treppe hinab.

Der junge Mann zögert ein wenig, einzutreten, betrachtet mit stillem, wohlgefälligem Blicke die Blumentöpfe, mit denen der Gang umstellt ist, lehnt sich an das bronzene Geländer, sieht durch die Bäume auf das bunte Gewühl der Passanten und schaut dann ein bischen in die Luft. Der Himmel war lieblich blau, nur einige Lämmerwölkchen zogen sich leise zusammen und die schräge Morgensonne ließ ihnen noch einige Röthe. Endlich trat der Graf hinein in das Badevorzimmer, sah beinahe mit einem Seufzer in den Spiegel, ließ sich nachdenklich auf das Sopha fallen und wurde in seiner Zerstreuung nicht gewahr, daß einiges Geräthe umher lag. Er zog seine Brieftasche hervor und eröffnete einen Brief, welchen er eben empfangen hatte. Dessen Inhalt war folgender:

„Warum sollte die Welt so arm sein, um ein der freudigen Lebensfülle beraubtes Gemüth nicht wieder aufrichten und erquicken zu können? Glaube, lieber Bruder, der Himmel hat manche Ritzen, durch welche immer noch einige Tropfen süßen, duftigen Balsams niederträufeln und einer wird gewiß dein Herz nicht verfehlen. Ich glaube immer, die Schuld deiner Grämlichkeit liegt mehr in deinem Kränklichsein. Das lustige Leben, Scherzen und Necken in munterer Gesellschaft, vielleicht auch die Badekur werden Dich bald vollends wieder herstellen und ich hoffe unbezweifelt, Dich nächstens als den alten frischen und lustigen Jungen zu überraschen. Wir Frauenzimmer können doch nichts verschweigen! Aber eins bleibe noch unter uns — ich werde so eine Art Apotheke mit uns führen, oder — ja, dann will ich sehen, ob Du noch krank sein willst.

Deine liebende Schwester

Julie Komtesse Amalky.“

Graf Amalky legte den Brief zu der Brieftasche und wollte hinein in das andere Zimmer, das Bad zu gebrauchen.

Ueberrascht hielt er an der Thüre, denn er hörte etwas rascheln. Er trat hinein, und — traute kaum seinen Augen. Sie waren wirklich geblendet.

Aus der Wanne hob sich empor eine Nymphe, eine Göttin müßte man eher sagen, mit dunkeln aufgeringelten Haaren. Man hat wohl

oft badende Dianen gesehen, ihren glänzenden Busen und ihre runden Arme, aber diese Arme und dieser Busen waren nicht minder schön!

Der junge Graf wäre voll Erstaunen beinahe zu einem neuen Aktäon geworden, als sich die Göttin plötzlich nach ihm wandte und schreien wollte — aber Schreck und Scham verschloß ihr den Mund. Sie konnte nur mit der Hand winken, als wollte sie ihn vollends verwandeln.

Der Graf versäumte nicht, das Zimmer zu verlassen und eilte hinab unter die muntere Menge. Er begriff leicht, daß ihm der Badewärter aus Versehen ein falsches Zimmer angewiesen habe und blickte neugierig nach dem Hause.

Es währte nicht lange, so trat die Schöne aus dem Thore. Ein blaues Kleid umschloß knapp die Glieder und unter dem Strohhute schienen ihre Wangen so roth hervor, daß man nicht wußte, ob das Bad oder sonst eine Aufregung diese Röthe verursacht habe; er wußte nicht, sollte er sich entschuldigen oder nicht. Die Huldin eilte an ihm vorüber zu einer ältlichen Frau, beide gingen zusammen fort; sie aber wendete sich um und sah mit einem langen Blicke nach ihm.

Ob er sich später und in welcher Stimmung er sich gebadet habe, wissen wir nicht zu sagen, nur so viel ist uns bekannt, daß er den ganzen Tag etwas träumerisch herumstrich und erst spät in die Arme eines gauklerisch ihn umfangenden Schlummers sank.

Abends besuchte er den eleganten Garten des Hôtels, das er bewohnte. Er nahm Platz an der Seite eines ältlichen Herrn, welcher ihn längere Zeit prüfend beobachtete.

„Verzeihen Sie,“ sagte endlich der Fremde, „Ihr ganzes Wesen, Ihr Benehmen läßt mich nicht zweifeln, daß ich die Ehre habe, einen Künstler vor mir zu sehen. So was läßt sich nicht verläugnen.“

„Sie erweisen meinem Aussehen zu viel Ehre,“ erwiderte der Graf lächelnd, „ich wage nicht, mich einen Künstler zu nennen, ich bin nur eine Art Helfershelfer der Künstler, mein Dilettantismus hat Etwas vom Handwerk — ich steche in Kupfer.“

„Nun,“ meinte der alte Herr, „es können sich nicht alle Leute mit Gemälden befassen. Darum ist es sehr willkommen, daß einzelne Kunstwerke unzählige Male nachgebildet, mit ihren Hauptschönheiten dem Genusse und dem Vermögen einer größeren Menge zugänglich gemacht werden. Ich habe mir auch die berühmten Meisterwerke in dergleichen



Eine Diana im Badhause.

Nachbildungen gesammelt und nicht mein geringstes Augenmerk ist dabei wie billig auf die Vorzüge des nacheifernden Stichels gerichtet."

Während ihrer Unterredung kam ein artiges Weibchen an ihren Tisch mit einem Kistchen voll glänzender Kleinigkeiten, die sie zum Ausspielen anbot.

„Wie leicht ist es möglich," sagte sie mit einer über ihr Geschäft gehenden Ausdrucksweise, „durch eine Kleinigkeit eine meiner artigen Waaren zu gewinnen. Versuchen Sie es, mein Herr, ich habe hier viel Brauchbares, Brieftaschen, Kalender, Albums —"

Graf Amalky wollte sich anfänglich nicht mit den Losen befassen, aber zuletzt ließ er sich dennoch ein solches Papier aufdringen, welches er, ohne es anzusehen, vor sich neben sein Glas legte.

Etwas später — er hatte schon völlig auf das Loos vergessen — trat das Weibchen wieder zum Tische.

„Nummero Dreizehn," sagte sie lächelnd. „Mein Herr, Sie haben gewonnen und mögen nun wählen."

Ohne sich lange zu bedenken, griff der Graf nach einer zierlichen Brieftasche, welche ihm die Ausspielerin leise zuschob.

Als sie sich schnell entfernte, sah er nach seinem Gewinnste und bemerkte mit nicht geringem Erstaunen, es sei — seine eigene Brieftasche, ein Geschenk seiner Schwester, welche er im Badezimmer liegen gelassen haben mußte. Sie genauer betrachtend, sah er zur größten Ueberraschung, daß die Stickerei noch durch eine äußerst schön gemachte Blume verherrlicht worden war und beim Eröffnen fand er seinen Lieblingsspruch, den er halb auf das Pergament geschrieben, ergänzt — seinen Lieblingsspruch, der aus seinem Sinn gequollen und, wie er glaubte, nur Wenigen und Fernen bekannt war: „Eine Liebe ist Kunst" und die Ergänzung in zarten, feinen Zügen: „Und eine Kunst ist die Liebe."

Was war natürlicher als die Meinung, es müsse die Schöne vom Badhause ihre Hand im Spiele haben und er verlor sich im Nachhausegehen in den seltsamsten Träumereien.

„Ja," sagte er zu sich selbst, als er sein einsames Lager suchte, „ja, es ist kein Zweifel; der Nebel, welcher über meinem Leben liegt, wird lichter, schon werden einige holde Striche sichtbar und die Zukunft wird vielleicht noch schöne Gestalten hervorschraffiren."

Am andern Morgen strich mäßig heiter Graf Bela Amalky durch Badens Straßen. In seinen Gedanken schwebte immer das Bild der Schönen vom Badhause; bald in ihrer blendenden Gestalt, bald in dem malerischen blauen Kleide, und er wußte nicht, in welcher sie anmuthiger und reizender wäre. Als dilettirendem Künstler waren ihm unverhüllte Gestalten nicht fremd und auch der Bezug der Gewänder war vollkommen seinem Sinne aufgegangen. Oft hatte er darüber nachgedacht: was kann die Schönheit reiner menschlicher Formen überbieten? Jede noch so zierliche Verhüllung muß zurückstehen. Wenn aber an der vollen menschlichen Gestalt die schöne Idee der Natur sichtbar wird, so offenbart sich in der Wahl der Kleidung der Sinn des Individuums ebenso, wie die farbigen Blätter der Blume ihr inneres Wesen andeuten. Wahl der Farben, Schnitt, zufälliger Schmuck, nichts ist ohne Bedeutung, in Allem kündet sich der besondere Sinn und Hang und die eigenthümliche Färbung eines Charakters.

Während er solchen Gedanken nachhing, gelangte er in der letzten Gasse zu einem artigen Häuschen, das ihm lieblich in die Augen fiel. Blühende Akazien standen davor und überschatteten ein trauliches Blumengärtchen, das vor den Fenstern sorgfältig gehegt war. Und die Fenster mit den weißen, blendenden Gardinen, mit den zierlich aufgestellten Blumentöpfen mit tiefröthlichen Blüten, schienen ihn so freundlich anzuwinken, daß er sich nicht enthalten konnte, stehen zu bleiben und ein bischen hineinzugucken. Es schien aus ihnen ein so eigenthümlicher Zauber hervorzudämmern, daß seine aufgeregte Phantasie gar nicht zu zweifeln vermochte, die Gestalt, welche sich so mächtig seiner Seele eingedrückt habe, werde von diesen weißen Wänden umschlossen.

Und wirklich — es that sich ein Fenster auf und heraus neigte sich die geahnte Schöne mit halbem Leibe und es nickte ihm das liebliche Gesichtchen freundlich zu, worauf es sich rasch zurückzog.

Verwirrt dankend ging der Graf. Erst in der nächsten Gasse fiel es ihm ein, daß er sich doch um die Personen in diesem Häuschen erkundigen solle. Zurückeilend frug er einen ihm begegnenden Knaben und erfuhr, daß hier Niemand wohne, als ein alter Professor mit einer noch älteren Haushälterin. Er erinnerte sich, daß man an der Wirthstafel öfter von diesem Professor gesprochen, zugleich auch dieses Haus als seine Wohnung bezeichnet habe.

Er wußte nicht, was er denken sollte, aber das Bild der Reizenden war noch lebendiger aufgefrischt. Zu Hause versuchte er wieder,

was er im Entwurf einer Zeichnung vermochte. Er wählte die in der Mondnacht sich badende Diana mit ihren Nymphen, die famose Verwandlung des Aktäon und — konnte es anders kommen? — die zürnende Göttin war ganz die Schöne im Badhause, Aktäon war er selbst.

Nun dachte er an seine Schwester, welche nicht lange mehr säumen durfte, das Bad zu besuchen, wo gemeinschaftlich bis an's Ende der Saison zu verweilen sie beschlossen hatten. Er wollte sie mit einem eleganten Geschenke überraschen und ging nach einigem Besinnen in eine in ihren Briefen bezeichnete Putzwaarenhandlung des Badeortes.

Eben feilschte er um einen recht artigen Sommerhut, als er neben sich eine Gestalt sah, die sich eben mit dem Aufputzen eines Hutes beschäftigte. Das Gesicht konnte er nicht sehen, aber der blendende Nacken, gehoben durch die feinen Spitzen hatte für ihn etwas ungemein Lockendes. Sie wandte sich nach ihm und — es war die Diana vom Badhause.

„Sie wollen einen Hut kaufen?“ fragte sie mit neckischer Miene. „Hier ist einer, den ich eben vollends hergerichtet habe, und der Ihnen gewiß anständig sein wird. Ich weiß, wem Sie ihn zum Geschenke bestimmen und es soll ein Doppelgeschenk sein — von Ihnen und von mir.“

Sie drang ihm nun den Hut auf, warf noch ein Bouquet von blauen Blumen hinein und zog sich in das Nebenzimmer zurück.

„Es ist,“ erwiderte auf Befragen die Putzhändlerin lächelnd, „eine meiner besten Arbeiterinnen, sie kommt aber äußerst selten. Heute verläßt sie mich für immer und Sie dürften sie wahrscheinlich bald nicht mehr hier finden.“

So mußte also Graf Amalky mit dem seltsam erworbenen Hute von dannen ziehen. Er hing ihn bei seinem Bette auf, um ihn immer betrachten zu können, was manche Spötteleien von Seite der ihn besuchenden Freunde zur Folge hatte.

Am nächsten Nachmittage spazierte er in das Helenenthal und lenkte seine Schritte der Krainerhütte zu, um einige Erfrischungen einzunehmen. An einem Tische saß der alte Herr, seine Bekanntschaft aus dem Garten in seinem Hôtel.

„Nun, Herr, wollen Sie nicht bei mir Platz nehmen?“ rief ihm dieser freundlich zu.

Graf Bela näherte sich dem Tische. Dem alten Herrn zur

Seite saß ein Frauenzimmer, welches er bei näherem Blicke als seine Diana vom Badhause erkannte. Sie erröthete, als sie ihn wahrnahm, und ging in das Haus. Der Graf nahm also neben dem alten Herrn Platz, welcher nicht säumte, ihr voriges Gespräch über die Kunst wieder auf's Tapet zu bringen.

Der Graf hörte kaum auf ihn und sah sehnsüchtig nach der Thüre der ländlichen Wohnung.

Bald trat die ersehnte Schöne heraus und nahte sich bittend seinem Gesellschafter.

„Ich habe ein armes altes Weib," sagte sie, „drinnen gefunden, das beim Sammeln des dürren Holzes durch einen Fehltritt einen Hang herunterstürzte und durch die Verletzung nun gänzlich hilflos geworden ist. Möchtest Du nicht, liebes Väterchen, mit einer Kleinigkeit ihr gewiß nicht geringes Elend mildern?"

„Gern," sagte der alte Herr, öffnete seine Brieftasche, und gab daraus zwei Zehnguldennoten an seine Tochter. „Aber, Du mußt gewaltig mit deinem letzten Taschengelde gewirthschaftet haben, da Du sonst gewiß selbst ausgeholfen haben würdest."

Der alte Herr ließ sich eine neue Flasche Vöslauer geben, aber Graf Bela entwischte ihm durch die Thüre, seiner holden Diana nach, die er jedoch nicht mehr im Zimmer fand. Er ging aber durch die hintere Thüre in das anstoßende Hölzchen, wo er nicht zweifelte, sie zu finden.

Nachdem er eine kleine Strecke unter frischgrünen Buchen hingewandelt, sah er sie wirklich auf einem Bänkchen unter einem stattlichen Baume, die eine Hand im Schooß, die andere hingestreckt auf die Lehne des Bänkchens.

Mit einer Entschuldigung setzte er sich neben sie und wußte nicht, wie er ein Gespräch in den Gang bringen sollte. Schmeichelnd hob er an von ihrer malerischen Stellung, spielte an, wie mächtig solche Bilder sich der Seele eindrücken und fort und fort sich ausdehnen in blühendschwellende Aeste.

„Und," machte er den Uebergang, „ist es nicht auch so mit der Liebe? Ein geringer Keim, ein Funke, ein Blick entzündet die Flamme, die man lustig fortbrennen und ihrer Glut sich freuen lassen soll. Was hilft es, wenn diese Flamme blos von ferne sichtbar sein soll; ist es nicht schöner, sie erwärmt in der Nähe? Liebende können nicht bald genug zusammen kommen und im traulichen Umgange ihre

Neigung zu einander steigern. Ist doch nichts lieber, als sich wechselseitig in die Augen zu blicken, und alle romantische Verwicklung kann solche Momente nicht aufwiegen."

„Sprechen Sie doch," erwiderte die Holde lächelnd, „als könne die Liebe mit einem Male entstehen; und doch hat sie tiefe Wurzeln, Wurzeln zart und fabelhaft. Jede Liebe muß ihre eigenen Märchen und Fabeln haben und an diesen Fädchen läßt sich erst das heitere, lichte Gewebe eines steten Zusammenseins anknüpfen."

„Ist die Liebe doch selbst eine Fabel," entgegnete Bela, „das holde, einzig wahre Märchen des Lebens. Warum sollte man erst dieses Gewürz noch zu würzen versuchen, erhebt sie doch jeden einfachen Augenblick schon selbst zu einer wunderbaren Fabel. Was mich betrifft, glaub' ich mich ohnehin seit einer Zeit von einer wahren Märchenwelt umgeben und ich weiß, welcher Zauber waltet." —

Er stockte ein wenig, dann fuhr er fort: „Manche Zufälle können doch auch ein Recht zu sprechen geben, Manches in der Brust kann dringend auffordern ein Verhältniß, das Herz und Zufall zu knüpfen scheinen, und sei's auch nur zur Probe, zu beginnen."

„Und Manches," sagte die Schöne muthwillig, „manches kann die am fernsten Stehenden unfreiwillig zusammendrängen, und was vermöchte alles Widerstreben gegen den sonderbar ausgesprochenen Willen des Geschickes!"

Das liebliche Kind war so freundlich, die Bäume rauschten so zustimmend und er hatte ihre Hand gefaßt und war mit seinem Gesichte dem ihren so nahe, daß es ihm vorkam, als dränge eine höhere Macht ihn an ihre Brust und er sich nicht enthalten konnte, auf ihre Wange einen leichten Kuß zu drücken.

Sie schien ihm darüber nicht zu zürnen — aber leider kam in demselben Augenblicke der alte Herr den Gang daher und forderte seine Tochter zum Nachhausegehen auf. Er habe, sagte er, im Gesellschaftswagen, der einen Augenblick hier angehalten und sogleich weiter fahren würde, zwei Plätze genommen.

Die Schöne erhob sich eilig, der Graf wollte die Gelegenheit nicht versäumen, sie bis zu ihrer Wohnung zu begleiten, vermißte aber erst jetzt seinen Hut, den er auf dem Tische liegen gelassen haben mußte. Er suchte emsig, konnte ihn aber durchaus nicht finden, bis ihn endlich die Kinder des Hauses brachten und er einsah, man habe ihn wohl absichtlich versteckt. Leider war unterdessen der Wagen längst davon

gefahren und etwas verdrießlich machte sich der Verliebte auf den Heimweg.

Mit dem leichten Kusse, den man nicht gestohlen nennen kann, weil er ihn selbst kühn ihr auf die Wangen gedrückt, schien es, als hätte er neues frisches Leben eingesogen und die Künstler-Natur regte sich gewaltig in ihm. Ihre Gestalt schwebte ihm so auffordernd vor, daß er in einem Gemälde ihren Reiz wiederzugeben beschloß. Mit einigem Eifer machte er sich an die Arbeit und suchte die Geliebte neben seiner Schwester darzustellen. Er wußte nicht, wie er zu dieser Vereinigung gekommen, faßte aber den Gedanken auf und malte beide mit verschränkten Armen nebeneinander, eine jede holde Eigenthümlichkeit so genau als möglich auszudrücken sich bemühend; seine Schwester weiß gekleidet und sie in blauer, etwas idealisirter Kleidung. Zur Staffage wählte er eine von früher Jugend her ihm theure Gegend seines Geburtsortes, deren nicht geringe Reize durch Kunst und Liebe hier noch mehr hervorgehoben wurden. Ueber dem Ganzen lag der Rosaton einer frühlinghaften Morgenröthe. Das Gemälde war als mehr denn ein bloßes Portrait zu betrachten, es schien dasselbe ein lieblicher Sinn ahnungsvoll zu überschweben. Einige Tage arbeitete er daran, ohne das Zimmer zu verlassen, und je frischer die geliebte Gestalt auf der Leinwand hervortrat, desto mehr schien es ihm, als seien ihm die Züge nicht unbekannt, sie sprachen ihn mit magischer, dunkelfrüh bekannter Gewalt an, und er konnte sich nur nicht besinnen, woher dieser bekannte Zauber rühre.

Ueber dem Sinnen und Brüten, über der Kunst und seiner Liebe, schien seine Kränklichkeit sich gänzlich zu verlieren und neugekräftigt trat er endlich vor sein künstlerisches, wie er sich nicht leugnen konnte, bestes Werk und beide Gestalten schienen ihm freudig zuzuwinken. Hinaus in das Freie mußte er die holde, ahnungsvolle Zufriedenheit seines Herzens tragen und so schlug er eines Tages den neulichen Weg ein nach dem Helenenthale.

Die Sonne erhob sich aus den Bergen, wie eine junge Braut, die schamhaft erglühend aus ihrem Brautbette steigt, die Flur, leise schattirt noch vom Morgennebel, verbreitete sich so anmuthig, sein Herz drängte ihn so gewaltig, daß er, um diesem unruhigen Streben Einhalt zu thun, auf einem Hügel vor einem Wäldchen anhielt, welches einer Hochebene als Vorwache angeschoben ist. Er setzte sich auf einen Baumstrunk und sah hinab in das Thal und die Ebene, die jugend-

lich erinnerungshaft ihn anblickten, mit ähnlichen weißen Häusern und Baumgruppen seiner ersten Träume. Er glaubte fast jene Gegend zu sehen, die er zur Staffage seines Gemäldes erkoren; dort war jenes Haus, jener grün umzäunte Garten, wo er mit seiner Schwester schöne Tage verbrachte. In dieser lieblichen Täuschung vermeinte er beinahe mit seiner Schwester sich in den Hecken herumspielen zu sehen als Kinder und in seinen Träumen gesellte sich noch eine andere Gespielin dazu, deren Bild in dem später auf sein Leben gesunkenen Nebel gänzlich verblichen war. Die alten Bilder lebten, sein Herz schlug, seine Gefühle schwelgten in der Erinnerung einer glücklichen Vergangenheit.

Da rauschte es in den Büschen, welche den Weg eng umdrängten, und hervortrat unvermuthet und ihn freundlich grüßend der alte Herr, seine Gartenbekanntschaft.

„Uns will der Zufall wohl," sagte derselbe freundlich schmunzelnd, „überall führt er uns zusammen. Gerade heute ist mir dies besonders erfreulich, da wir in einer heiteren Gesellschaft, der Sie nicht gänzlich unbekannt, uns aufgemacht, den schönen Tag im Freien zu genießen. Sie werden uns doch hoffentlich das Vergnügen Ihrer Gesellschaft gönnen?"

Graf Amalky erhob sich rasch und so gingen sie mitsammen den kurzen Waldpfad weiter. Im Verlaufe des Gespräches ergab es sich, daß der alte Herr in des Grafen Geburtsort ansässig sei und nur hier einige Zeit zu seiner Vergnügung und Erholung sich aufzuhalten gedenke.

So kamen sie in traulicher Unterhaltung an das Ende des Waldganges, wo sich, nach der Aussage des alten Herrn, die ganze Gesellschaft aufhalten sollte; man vernahm auch bereits deren Gelächter und Scherze.

Wie erstaunte der Graf aber, als er plötzlich die geliebte Unbekannte neben seiner Schwester stehen sah, mit verschränkten Armen, in derselben Stellung, in der er sie auf dem Bilde dargestellt — seine Schwester weiß gekleidet und die Schöne in blauer, etwas idealisirter Kleidung, beide ihn hold anlächelnd. Die ihnen als Hintergrund dienenden Bäume und Sträuche schienen ganz seinem Gemälde entlehnt. Seine Schwester trat zuerst aus der Stellung und lief freudig in seine Arme.

„Welch' ein blühendes Aussehen Du gewonnen hast, theurer Bela!" rief sie fröhlich. „Welcher Arzt hat solches Wunder an Dir gewirkt?

Ach, nun sind die Apotheke, der Doktor, den ich Dir mitbringen wollte, mir zuvorgekommen. Indessen muß ich Dir wenigstens Beide vorstellen. Hier — Baronesse Diana Wartheim, meine liebe theure Freundin, Gutsnachbarin."

Der Graf sah bald seine Schwester, bald seine lächelnde Geliebte an und rasch fuhr es ihm durch die Gedanken — es sei die Diana vom Badhause ihre frühere Jugendgespielin. Nun konnte er leicht begreifen, woher so vieles ihr bekannt sei, da sie beständig, während er in aller Ferne sich herumgetrieben, in inniger Verbindung mit seiner Schwester geblieben und nothwendig durch seine Briefe mit seinem ganzen Leben und Weben bekannt sein mußte.

„Ja wohl," sagte Baron Wartheim, der alte Herr aus dem Gasthausgarten, lächelnd, „eine Kunst ist die Liebe, doch der größere Künstler ist der, welcher aus Wenigem Vieles zu entwickeln versteht und so sind Sie, lieber Bela, unstreitig der größere Liebeskünstler; meine Tochter hat viel weniger riskirt. Es braucht zu ihrer vollständigen Genesung nichts weiter als einen beglückenden Familienkreis."

„Es wird sich machen," sagte Gräfin Julie, die schöne Diana umarmend.

„Hat es sich denn nicht schon gemacht?" flüsterte ihr leise und hold erröthend die Schöne zu. „Hätte ich nach jenem seltsamen Zusammentreffen im Badhause ihm mehr in die Augen blicken können? Nur dem Geliebten, der mir schon früher nicht unwerth war, nur ihm gegenüber, konnte und wollte ich es noch ferner . . . "

Der Graf trat nun zu Dianen und konnte sie nicht genug betrachten. Der Morgenwind spielte scherzend mit ihrem Kleide, dessen sinnige Schleifen lieblich flatterten, die holden Formen ihrer Gestalt drängten sich bezaubernd hervor und gerne hätte er sie in seine Arme geschlossen.

Diana lächelte wundersam anmuthig, und jetzt ward es ihm klar, was ihm bisher gefehlt und was in so zufälliger Weise sein geworden. Er faßte die Liebliche bei der Hand und beide gingen voran über die duftige Waldwiese, bis sie an einen mit Strauchwerk gefüllten Graben kamen. Graf Bela faßte die Geliebte um die schlanke Hüfte und — ohne sich zu besinnen — setzte er mit ihr hinüber und freute sich an dem wiedergewonnenen, gewaltigen Schwunge seines Körpers und lachte, als die Gesellschaft nicht wagte ihnen zu folgen.

Aber die Liebenden wandelten seitwärts und ließen sich bei einem

blühenden Strauche wilder Rosen nieder, wo die ganze Flur vor ihren Füßen sich morgenduftig ausbreitete.

„Oh," sagte Diana, schmeichelnd ihre Hand in die seine legend, „Sie scheinen mir so glücklich verwandelt und auch mir kommt Alles so hold verändert vor, als wär' es ein gaukelndes Märchen. Wenn es eine Verwandlung ist, so möge dieser Zauber nie aufhören."

„Ich weiß," erwiderte Bela zärtlich, wem ich diese Verwandlung danke; mag Alles sich um uns herum fortverwandeln, nur der Augenblick, in dem ich Dich in meinen Armen halte, soll kein Märchen sein!"

Als sie zurückgekehrt waren, drängte sich die Gesellschaft um sie.

„Nun Graf," fragte der mit aller Welt bekannte Humorist Saphir, der auch mit von der Lustpartie war, „mein Lustspiel hat, wie es scheint, für Sie einen beifälligen Ausgang gefunden?" Die reizende Komtesse Julie hatte sich mit mir verbündet und man sollte mir nicht nachsagen können, daß ich blos Schauspiele zu kritisiren und keine zu machen verstünde. Ich segne Euch, holdes Brautpaar und bekenne offen:

Weil es ist im Leben rein,
Wie der Strahl im Demantschein;
Weil es ist im Lieben wahr,
Wie Gebet am Hochaltar;
Weil es ist in Treu erkannt,
Wie im Meer die Felsenwand;
Weil es ist an Sittigkeit,
Wie der Saum am Lilienkleid;
Weil es ist an Mitleid reich,
Wie an Sternen das Nachtbereich;
Weil es ist im Glück so mild,
Wie im Morgenschein ein Heil'genbild
Weil es ist im Leid so sanft,
Wie das Moos am Quellenranft;
Weil es ist im Hoffen stark,
Wie Priesterwort am Todtensarg;
Weil es ist im Glauben klar,
Wie im Sonnenlicht der Aar;
Darum bleibt in jeder Sänger-Weis'
Auf dem ganzen Erdenkreis
Nur dem Frauenherzen Ruhm und Preis!

Das Porträt der Jüdin.

In einem der aristokratischesten Quartiere der Regent-Street in London dehnte sich noch gegen Mittag in seinem Schlafgemache auf daunenweichem Bette der junge Lord Henry Coopell. Er schob die seidenen Gardinen zurück, welche sein Lager umgaben, griff dann über das Kopfkissen, nahm ein kleines Medaillon herab, das an einer goldenen Kette hing, küßte es mehrmals und zog sodann eine Klingelschnur. Sofort erschien ein reich gallonirter Diener, ordnete höchst schweigsam die Toilette seines Herrn und räumte dann im Zimmer auf. Trotz des reichlichen Meublements war sogleich zu erkennen, daß kein weibliches Wesen die Aufstellung geordnet hatte und diesen Luxus ohne sonderlichen Geschmack behüte.

Lord Coopell bewohnte den ganzen prächtigen Palast allein; wollte man sagen, daß er auch der einzige und rechtmäßige Eigenthümer desselben wäre, hätten des jungen Mannes zahlreiche Gläubiger energisch dagegen protestirt, denn trotzdem der Lord Erbe eines schönen Namens und eines bedeutenden Vermögens war, hatte er in wenigen Jahren beide nicht unerheblich gefährdet. Eine Zeitlang hatte er London durch seine Pracht und seine Feste geblendet, aber heute war sein Kredit erschöpft und — wie es gewöhnlich in solchen Fällen geht — einer nach dem andern von seinen Freunden zog sich zurück, so daß er in dem stillen Palaste ganz allein wohnte.

Lord Coopell erwachte an diesem Tage noch viel verlegener und in langweiligerer Stimmung als sonst, was auch auf seinem bleichen Gesichte zu lesen war. Nachdem seine Augen eine Zeitlang um sich geschaut hatten, kehrten sie wieder auf das Medaillon zurück, welches er in der Hand hielt.

„John!“ rief er endlich plötzlich.

„Mein lieber John,“ fuhr er fort, als der Bediente näher trat, „ich bedarf deines klugen Rathes.“

„Das will sagen, Mylord, daß Sie Geld brauchen.“

„Ganz richtig und Du wirst mit bekannter Klugheit ein Mittel ausfindig machen, mir hundert Guineen zu verschaffen.“

„Mylord, ein von der Wissenschaft noch nicht entdecktes Geheimniß ist die Goldmacherei. Wer kann aus nichts, etwas machen?"

Der Lord drehte sich unwillig um. John dachte ernstlich nach. Er war ein alter Diener von Mylord's Vater und liebte den Sohn mit fast väterlicher Zärtlichkeit, daher ging ihm dessen Lage sehr zu Herzen und bereits mehreremale hatte er Rath geschafft. Nach einigen Augenblicken tiefen Nachsinnens, richtete John den grauen Kopf empor und sein Gesicht drückte Freude und Zögerung aus.

„Mylord," sagte er, „es wird nur ein Mittel geben. „Ich traf in einem Wirthshause öfter einen Juden, der so viel Geld hat, daß er Mylord's sämmtliche Schulden bezahlen könnte. Nun, und das will nicht wenig sagen."

„Da muß dein Freund allerdings immens reich sein," erwiderte der Lord lächelnd. „Aber meinst Du nicht, es sei schwerer, Geld von dem Beutel eines Juden zu trennen, als das goldige Erz von dem Gestein?"

„Nicht schwerer, als Mylord sich von diesem Porträte trennt."

„Was willst Du damit sagen?"

„Daß mein würdiger Freund Samuel Herthon keinerlei Anstand nehmen würde, die hundert Guineen herzuleihen, wenn ihm Mylord dieses diamantenbesetzte Medaillon verpfänden wollte."

„Sarah's Porträt?" rief der junge Lord, rasch aufstehend.

„Ich kenne kein anderes Mittel."

Lord Coopell betrachtete das Medaillon, küßte mehrmals das Porträt und sagte dann, gleichsam entschuldigend, zu sich selbst:

„Es ist ja nur auf wenige Tage und dann — es ist ja auch nur für sie und sie wird es nicht erfahren. — Da nimm, John," fuhr er fort, dem Diener das Bild mit abgewendetem Gesichte reichend.

John nahm es, ging, und eine Stunde darauf lagen die hundert Guineen auf des Lord's Schreibtische.

Am achten, dem zur Rückzahlung bestimmten Tage, gab der Jude das Medaillon gegen Erlag der geliehenen Summe und der auffallend mäßigen Zinsen zurück.

Statt sich aber nun zu verabschieden, sagte der Jude, sich tief verbeugend:

„Wenn Mylord sollten wieder brauchen Ihren ergebenen Diener, so bitte ich zu gedenken des Samuel Herthon. Wollen Sie behalten das Gold noch längere Zeit und mir dafür anvertrauen das Porträt

von der schönen Dame, so will ich geben zweihundert Guineen statt hundert.“

„Mein lieber Herthon,“ erwiderte Lord Coopell, „mir scheint, daß Sie den Werth der Steine überschätzen, mit denen das Medaillon eingefaßt ist, oder daß Ihr Kunsteifer den Werth des Gemäldes zu hoch taxirt.“

„Erlauben zu Gnaden, der erfahrenste Kenner kann sich irren in beiden Stücken, wollen aber Mylord mir diese Kleinigkeit überlassen, will ich geben dreihundert Guineen.“

„Lieber Samuel, dies ist keine Sache, um die sich handeln läßt, ja es ist schon ein Unrecht von mir, daß ich mich nur einige Zeit davon trennte, aber verkaufen werde ich das Medaillon durchaus nicht und wenn auch alle Juden der Welt ihre gesammten Schätze dafür bieten wollten.“

„Ich seh' ein, daß es muß schwer sein, zu trennen sich von so etwas. Wirklich ein Engelskopf —“.

„Und ein noch schöneres Herz.“

Dann stand der Lord schnell auf, als schäme er sich der Vertraulichkeit gegen einen Juden und entließ denselben. Herthon verbeugte sich tief und schritt langsam der Thüre zu.

„Theuerste Sarah!“ rief nun der Lord halblaut aus, an das Fenster tretend, und das Porträt, welches er nun wieder besaß, genauer betrachtend. „Ich sollte mich für immer von deinem Bilde trennen, einem Andern die Wonne verkaufen, jeden Augenblick dein reizendes Gesicht, die anmuthigen und unschuldigen Züge, deine süßen Augen betrachten zu können, mit deren zartem, reinem Blau sich kein Frühlingshimmel zu messen vermag! Nein, nein, darum hab' ich Dich, mein Engel, nicht entführt, als Du im Tempel zu den Engeln, deinen Brüdern, betetest, darum halte ich Dich nicht in einem schlichten Hause der Vorstadt verborgen, während Du verdientest, einen Palast zu bewohnen!“

Da wurde plötzlich die nur angelehnte Thüre aufgerissen und Samuel Herthon, bleich, zitternd, mit verstörten Zügen und stieren Blicken trat abermals herein.

„Ach, Mylord,“ sagte er, „Sie haben zu bald gesprochen. Das Herz eines Vaters hört den Namen der Tochter durch Mauern durch. Das Mädchen, was Sie haben entführt, was Sie lieben, ist meine Tochter, meine geliebte Sarah, das einzige Pfand, das mir hat zurück-

gelassen ihre Mutter, meine selige Leah. Mylord, ich, der Jude Samuel Herthon, sage Ihnen in das Gesicht, daß Sie sind ein Verführer, ein schändlicher Verführer! — Mir gehört das Bild meiner entehrten Tochter, meiner Sarah!"

Dabei war er bemüht, dem Lord das Medaillon zu entreißen, was derselbe mit einer Geberde des Unwillens zurückwies.

„Halt!" schrie nun der verzweifelnde Jude, seinem Gegner zwei Pistolen auf die Brust haltend. „Lord Henry Coopell, wenn Sie mir nicht schwören zur Stelle auf dieses Porträt, daß Sie wollen heiraten Sarah, die Tochter des Juden Samuel Herthon, so soll durchbohren die eine dieser Kugeln Ihre Brust und die zweite die meinige."

Lord Coopell war durchaus nicht feige, indessen ließ er sich dennoch im Augenblicke durch das Unerwartete des Auftrittes bestimmen, so daß er — wenn auch nicht entmuthigt, doch betäubt wurde. Er antwortete daher:

„Ich habe freiwillig bereits Ihrer Tochter den Schwur geleistet, den ich Ihnen jetzt ohne Furcht oder Zwang gerne wiederhole."

„So ist es gut," erwiderte drohend der Jude, „das Wort des Lords wird mir der Alderman sichern."

Und wieder war mit ihren feuchten, dichten Nebeln die Nacht auf die Stadt London herabgesunken, bereits herrschte tiefste Stille in den Vorstädten.

In einem der kleinen Häuser an der Themse brannte noch Licht. Dort wohnte versteckt Sarah Herthon.

Das Antlitz der jungen Jüdin war von üppigen blonden Locken umhüllt und zeichnete sich durch jene feinen Züge und sanfte Milde aus, welche die Schönheit nordischer Frauen ausmachen. Ihr Kopf gehörte zu jenen, bei deren Anblick man unwillkürlich an eine bessere Welt denkt und ihr Charakter paßte vollkommen dazu, denn er bestand aus einem Konglomerate höchsten Zartgefühles und rührender Ergebung, der bewunderungswürdigen Natur des Weibes, welches geschaffen zu sein scheint zu lieben und — zu dulden. Solch' ein Wesen flößt wohl immer sanfte Theilnahme, jedoch sehr selten heftige Leidenschaft ein, ein solches Mädchen möchte man immer „Schwester" nennen, um deren

keusches Ohr nicht mit einem irdischen, minder reinen Namen zu beleidigen.

Sarah machte aber hierin eine Ausnahme, denn die Liebe, welche sie eingeflößt hatte, war nicht minder stark als die, welche sie selbst hegte. Das einfache unschuldige Mädchen hatte Lord Henry Coopell geliebt, ohne ihn weiter, als durch den Eifer zu kennen, ihr auf ihren Wegen zu begegnen. Sein leidenschaftliches, aber ehrerbietiges Wesen, seine elegante, etwas militärische Haltung erfreute sie, ohne daß sie sein Herkommen und seinen Rang kannte. Als sie erfuhr, daß Henry ein großer Herr, aus alter berühmter Familie sei, daß er sie wie seines Gleichen liebe, daß er um ihretwillen den glänzenden Gesellschaften entsage, in denen er sich bis dahin bewegt und daß er seinen Namen, sein Vermögen und seinen Rang ihr zu Füßen legen wolle, da erfaßte sie eine kindische Freude und Henry's reine edle Zärtlichkeit verwandelte das im Herzen Sarah's anfangs nur schüchtern sich hervorwagende Gefühl in eine tiefe heftige Leidenschaft.

Mit Lord Coopell ging es ebenso. Je öfter er Sarah sah, desto fester knüpfte sich das Band, das ihn an ihr reines und zärtliches Herz fesselte, in welchem sein Bild unbeschränkt herrschte. Bald hatte dieses Gefühl solche Herrschaft über ihn erlangt, daß es auch sein einziger Gedanke wurde und den glänzendsten und leichtfertigsten Dandy der Hauptstadt plötzlich in den aufrichtigsten und ehrerbietigsten Liebhaber eines armen siebzehnjährigen Mädchens umwandelte. Allerdings kann derlei nur besseren Menschen geschehen. Und Henry Coopell war wirklich stets nur leichtsinnig gewesen. Die Liebe hatte sein Herz noch rein gefunden, begann aber leider zu spät, um die Aenderung, welche seine Lebensweise in den Vermögenszuständen bewirkt hatte, durchgreifend zu verbessern. Er war völlig zu Grunde gerichtet und in dieser Hinsicht würde seine eheliche Verbindung mit Sarah, der Tochter des reichen Juden Herthon, nur für diese selbst eine Mesalliance gewesen sein. Die Besorgniß, daß diese Verbindung dadurch gehindert würde, oder vielleicht auch falsche Scham hatte Sarah beständig den Muth genommen, den wahren Namen und Stand ihres Vaters zu entdecken. Diese Verbindung, welche dem edlen Charakter des jungen Lords nicht zuwider war, ja welche er der Geliebten mit vollster Aufrichtigkeit zugesagt hatte, war anfangs dem jungen Mädchen durchaus nicht unmöglich geschienen. Bald aber machte sie die Zögerung des Lords, die Ehe vollziehen zu lassen und ihr eigenes Nachdenken auf alle

Hindernisse und Schwierigkeiten aufmerksam. Der Augenblick, als in ihrem Geiste dieser Gedanke zum ersten Male auftauchte, war ein Augenblick schrecklicher Täuschung und der darauffolgende Schmerz um so bitterer und stechender, als sie ihn durchaus zu verbergen suchte.

Am Abende desselben Tages, wo der seltsame Auftritt zwischen Henry Coopell und Samuel Herthon stattgefunden hatte, saß Sarah traurig in ihrem Zimmer vor dem Kamine, dessen Flamme jeden Augenblick zu verlöschen drohte, und hing sehr trüben Gedanken nach. Es stellten sich ihr die Größe ihres Fehltrittes und alle verderblichen Folgen, welche derselbe nach sich ziehen mußte, in der ganzen verzweiflungsvollen Wahrheit dar. Ueberdies hätte Henry schon längst gekommen sein sollen und wenngleich sich der Gedanke an irgend einen Verrath nicht unter ihre übrigen Besorgnisse mischte, so vermochte sie doch die Ahnung eines großen Unglückes nicht aus ihrem Gemüthe zu verbannen, ja die durch ihre große Angst veranlaßte Aufregung und Unruhe wuchs in dem Maße, je länger der Geliebte über die bestimmte Zeit ausblieb. Endlich hörte sie zu ihrem unerklärlichen Schrecken an die Thüre des Hauses klopfen. Betti, das Kammermädchen, ging um zu öffnen und alsbald erschien Lord Henry Coopell.

Voll von Sorge und Nachdenken setzte er sich schweigend neben Sarah nieder, die ihn eine Weile mit schmerzlicher Verwunderung betrachtete und als sie sah, daß er ihre Fragen ausweichend beantwortete, ihr reizendes Köpfchen in ihren Händen verbarg und weinte.

Henry, welcher darüber nachdachte, wie er sie auf die ihr von ihm zugedachte Kunde vorbereiten solle, sah sich endlich genöthigt, ihr dieselbe ohne jedwede Einleitung mitzutheilen. Mit großer Ueberraschung bemerkte er die Ruhe, mit welcher Sarah ein Ereigniß aufnahm, welches ihr gegenseitiges Glück bedrohte. Endlich hob sie ihre thränenfeuchten Blicke zu ihm empor.

„Ich danke Dir," sagte sie milde. „Dieses Unglück ist mir noch lieber als das, welches ich fürchtete. Auf Alles bin ich vorbereitet, nur nicht darauf, deine Liebe zu verlieren. Jetzt, da mein Vater Alles weiß, steht unserer Verbindung nichts mehr entgegen und da dein Entschluß gefaßt ist —."

„Familienrücksichten, die ich schonen muß," stammelte Henry verlegen, „werden mich wohl nöthigen, unser Glück noch zu verschieben —"

Seine niedergeschlagenen Blicke hinderten ihn, zu bemerken, daß

mit einem Male eine leichenartige Blässe Sarah's Wangen überflog. Unbeweglich, wie erstarrt, saß sie da und blickte ihn an, als wolle sie die verborgensten Falten seines Herzens ergründen. Dann aber, gleichwie wenn sie Unruhe verbergen und verscheuchen würde, stand sie auf, schlang ihre Arme um den Geliebten und bedeckte dessen düstere Stirne mit innigen Küssen, wobei sie sich zu lächeln bemühte.

„Wenn wir schon getrennt werden sollen," sagte sie, „so hoffe ich, daß es nur auf einige Augenblicke sein wird; bald, lieber Henry, sind wir dann wieder vereint, um einander nie mehr zu verlassen."

Am nächsten Tage ging Henry Coopell noch vor der bestimmten Stunde zu Sarah. Es war der Auftritt zwischen ihm und dem Juden Herthon bekannt geworden, und John erzählte seinem Herrn, daß man wisse, der Jude sei im Vereine mit der Polizei bereits seiner Geliebten auf der Spur.

Henry fand Sarah heiter und geschmückt, als habe sie ihn bereits erwartet. Die Nachricht, welche er ihr brachte, nahm sie mit unbegreiflicher Ruhe auf.

„Laß' uns fliehen," sagte Coopell, „uns kann jede Minute Zögern verderben."

„Beruhige Dich," antwortete Sarah, „ich habe bereits für Alles gesorgt."

Als sie der geliebte Mann verwundert ansah, nahm sie ihn am Arme, nöthigte ihn, sich neben sie zu setzen, strich mit der Hand durch sein lockiges Haar, und sagte lächelnd:

„Kennst Du nicht die Worte des Dichters: Die Liebe nimmt den Männern Verstand und gibt den Frauen Geist. Also, Henry, glaube mir, wir Frauen entwickeln in schwierigen Umständen eine Energie, deren man sie nicht fähig halten sollte."

„Wie kannst Du in solchem Momente Scherz treiben, Sarah?"

„Henry, ich schwöre es Dir bei meiner Liebe — mein Vater wird uns nicht trennen und wir werden unser Glück in Frieden genießen, wenigstens wird man uns die Erinnerung an unser Glück und unsere Liebe, die in uns lebt, nicht zu nehmen vermögen. Was könnten wir auch noch wünschen, das den genossenen Freuden gleichkäme!?"

Der Lord schrieb Sarah's Begeisterung der Hoffnung auf ihre baldige Vermälung zu, ein Gedanke, der ihn traurig stimmte, und zwar um so trauriger, je freudiger er Sarah sah.

Sarah führte seine Hand an ihre Lippen, und setzte ruhiger hinzu:

„Höre mich ohne zu unterbrechen an, theurer Henry. Als ich, um Dir zu folgen, meinen Vater verließ, habe ich einen Fehler begangen, den man der Unerfahrenheit der armen Sarah Herthon wohl verzeihen, den aber die Welt nie der Gemalin des Lords Coopell vergessen würde. Jetzt sehe ich die Unmöglichkeit unserer Verbindung, die sonst mein heißester, sehnlichster Wunsch war, ein, einer Verbindung, welche, trotz deiner Liebe zu mir, das Glück deines Lebens zerstören würde. Ich liebe Dich in ganz eigener Weise, mein Henry, und zwar so sehr, daß ich, die ich das einzige Glück, welches ich in meinem Leben genossen habe, Dir verdanke, deinem Glücke durchaus nicht hindernd im Wege stehen will. Ich danke Dir, Du Vielgeliebter, für deine unveränderte Zärtlichkeit, und verzeihe mir die Langeweile, welche ich Dir verursacht habe. Henry, Du hast deine Pflicht erfüllt, es ist nun an mir, die meinige zu erfüllen."

Mit diesen Worten hatte sich Sarah aus seinen Armen losgemacht, nahm aus ihrem Busen ein Fläschchen, führte dasselbe rasch an die Lippen, und warf es dann zum Fenster hinaus.

„Was thust Du, theure Sarah?" rief der Lord erschrocken.

„Ich gebe Dir deine Freiheit wieder!"

Vergebens rief der junge verzweifelnde Mann um Hilfe; von der Thüre war der Schlüssel abgezogen, und das Kammermädchen, welches den Ruf um Hilfe hörte, konnte nicht hinein.

Unterdessen wand sich Sarah in schrecklichen Krämpfen, die, als sie endlich wichen, nur einen starren Leichnam zurückließen. Endlich gab die Thüre den vereinten Anstrengungen nach, die herbeigeeilten Nachbarn drangen ein, und — ergriffen den Lord Henry Coopell, welcher, verwirrt durch seinen grenzenlosen Schmerz, sich laut als Sarah's Mörder anklagte und unter den Verwünschungen des erbitterten Volkes fortgeführt wurde.

Gegen den jungen Lord wurde der Prozeß eingeleitet. Es läßt sich denken, welches Aufsehen derselbe machte, und wie viele Neugierige den Gerichtssaal überflutheten.

Nur zwei Personen zeugten gegen den Lord: Samuel Herthon, der Jude, und Betty, das Kammermädchen. Der Erstere erzählte den Auftritt, welcher zwischen ihm und dem Angeklagten am Tage vor dem Tode seiner unglücklichen Tochter vorgefallen war, und schilderte schluchzend, was er seit Sarah's Verschwinden gelitten, seine Freude und seine Wuth, als er den Entführer gefunden, und den Eid,

den er demselben entrissen hatte. Das Kammermädchen versicherte, daß ihre Herrin weder Tags vorher noch am Todestage selbst das Mindeste über die Absicht eines Selbstmordes habe verlauten lassen, und daß der Advokat des Lords, der dergleichen aufstelle, vollkommen im Unrecht sein müsse. Es sei Lord Henry Coopell einige Stunden vor dem Unglücke mit verstörten Zügen, und augenscheinlichst in größter Aufregung zu ihrer Herrin gekommen, es sei sogleich die Zimmerthüre verschlossen worden, und später habe sie das erstickte Wimmern Sarah's gehört, so wie sie auch dieselbe in den Armen des Lords sich winden gesehen, der um Hilfe gerufen habe. Dies alles habe sie — nach löblicher Kammerzofenart — durch das Schlüsselloch deutlich bemerkt. „Uebrigens," meinte Betty, ihre Aussage schließend, „stehen die Gewohnheiten und der Charakter des jungen Lords im vollsten Widerspruche mit einem solchen Verbrechen, das er vielleicht nur aus Besorgniß begangen, von Sarah getrennt zu werden, für welche er stets eine höchst leidenschaftliche Liebe gezeigt hat."

Alle Thatsachen bestätigte der Lord als wahr. Als man ihm das Fläschchen zeigte, welches nach Vollbringung der That durch das Fenster geworfen worden, und in eine vor dem Hause liegende Schaluppe gefallen war, wo man es noch mit einigen Tropfen von dem Gifte behaftet, aufgefunden hatte, erkannte er dasselbe als sein Eigenthum an.

Befragt, was er zu seiner Vertheidigung zu sagen habe, erwiderte er kalt:

„Ich achte nun mein Leben viel zu gering, um es zu vertheidigen; was aber die Ehre meines Namens betrifft, so kann ich nur erklären — ich bin unschuldig an dem Verbrechen, welches man mir zur Last legt."

An den grauenvollen Thatsachen scheiterten die Bemühungen seines Advokaten. Zu laut zeugten alle Umstände gegen den Angeklagten, welcher sich um nichts kümmerte, was um ihn herum vorging, und endlich das Todesurtheil mit vollständigster Gleichgiltigkeit vernahm.

Die Vollstreckung der gesetzlichen Sühne wurde für den nächsten Tag festgesetzt.

Zwei Stunden vor der zur Hinrichtung festgesetzten Zeit, trat plötzlich Samuel Herthon in Lord Henry's Gefängniß.

Der Lord hatte eben Sarah's Porträt in der Hand, das er mit thränenüberströmten Augen betrachtete. Als er den Juden erblickte,

sprang er auf und drückte das Bild an seine Brust, als wolle er es vor einer räuberischen Hand schützen.

„Beruhigen Sie sich, Mylord," sagte der Jude ernst, auf ihn zutretend, „Sie sehen in mir jetzt nicht den Vater und Rächer der schönen Sarah, sondern den Juden Samuel Herthon, der Ihnen vorschlagen will ein allerletztes Geschäft."

„Samuel," erwiderte der Lord würdevoll, „es muß der Haß gegen den unfreiwilligen Mörder Ihrer Tochter — als solchen werde ich mich immer betrachten — sehr groß sein. Aber mein Herz ist rein, und ich verzeihe dem tief betrübten Vater die Grausamkeit seiner Absichten. Ich weiß, warum Sie gekommen sind — aber, ich schwöre es nochmals bei diesem Porträte, daß ich Sarah nicht das Gift gereicht habe."

„Das weiß ich, Mylord, wär' ich sonst gekommen hieher?" erwiderte mit derselben Ruhe Samuel. „Ich wiederhole Ihnen, daß ich bin nur hergegangen, um Ihnen zu machen einen wichtigen Antrag, nicht um zu tilgen eine Geldschuld, sondern um zu reinigen Ihren Namen, Ihre Ehre, um zu retten Ihr Leben, Mylord."

„Erklären Sie sich deutlicher!"

„Ich begehre von Ihnen blos ein Tauschgeschäft. Meine Tochter hat nicht sterben gewollt, ohne zu sagen Lebewohl ihrem tiefbetrübten Vater, und ihn zu bitten um Verzeihung für die zweite und ewige Trennung. Der Brief, den sie mir hat vorher geschrieben, ehe sie ging in den Tod, hat mir aufgeklärt Alles; aber mein Interesse hat es mir gemacht zur Pflicht, davon zu schweigen. Ich habe gewollt, daß Ihr Schicksal allein in meinen Händen ruht. Jetzt, Mylord, werden Sie sicher den Juden verstehen — diesen Brief gebe ich für jenes Porträt."

Einen Augenblick lang ruhten des Lords Blicke verachtungsvoll auf den Juden; dann fragte er:

„Also setzen Sie einen Preis auf das Leben eines Mannes, dessen Unschuld Ihnen bekannt ist?"

„Warum soll ich sagen eine Lüge — ja, ich setz' einen Preis auf die Ehre Ihres fleckenlosen Namens."

„Dieser Handel ist wahrhaft eines Juden würdig."

„Sie willigen also ein?"

„Nein!"

„Wollen Sie doch bedenken, Mylord, daß binnen einer Stunde Sie trennen wird der Tod von dem Bilde."

„Einestheils wohl, aber dann werde ich auf immer mit ihr vereint sein, und wenigstens ihr Bild hat mich nie verlassen. Meine Ehre, die werden Sie selbst rächen, denn der Vater Sarah's darf auf dem Andenken seiner Tochter die Schmach nicht ruhen lassen, daß sie von einem Elenden, von einem Mörder geliebt worden ist. Der Tod ist also für mich eine Wohlthat, und ich bin ruhig über meine Ehre. Sie haben geglaubt, mir durch die Furcht vor dem Tode und der Schande das zu entreißen, was Sie durch List nicht zu erlangen vermochten. Samuel, so wohlfeil halte ich das Bild Ihrer Tochter nicht. Wie? Ich sollte zögern, dem Beispiele dieses Engels zu folgen, welcher sein Leben mir opferte, ich sollte mich von diesem Pfande ihrer Zärtlichkeit trennen, um mein armseliges Leben zu retten? Nein, lernen Sie mich besser kennen."

Während Lord Coopell's Rede, malte sich in den Zügen des Juden erst Zweifel, dann höchster Schrecken. Der unglückliche Vater sah, daß für ihn auch die letzte Hoffnung verloren sei. Sein von kaltem Schweiße befeuchtetes Gesicht war leichenfahl. Als der Lord zu sprechen aufgehört hatte, versuchte Samuel etwas zu entgegnen, aber auf seinen zitternden Lippen erstarben die Worte, und es rollten über seine eingefallenen Wangen bittere Thränen. Die Kniee schienen unter ihm brechen zu wollen, und er wankte einige Schritte, um sich an die Wand zu lehnen.

Lord Coopell fühlte Mitleid mit dem Juden, trat unwillkürlich zu ihm, reichte ihm die Hand und sagte:

„Samuel — Sie müssen mich wohl sehr hassen?"

Diese Bewegung gab dem Juden Hoffnung und Sprache wieder. Die ihm dargebotene Hand ergreifend, sank er vor Henry auf seine Kniee nieder.

„Nein, Mylord," rief er, „nein, ich thu' Sie nicht mehr hassen, aber bitten thu' ich Sie um den letzten Trost meines Lebens, um das einzige Glück, die einzige Hoffnung, die mir ist geblieben. Mylord, ich beschwöre Sie, bei meinem Alter, das Sie haben vergiftet, bei meiner Tochter, die ist für Sie gestorben, bei allem Bösen, das Sie haben gethan an mir, bei der Verzeihung, die ich Ihnen hab' gewährt, und endlich damit Sarah soll in Ihnen nicht seh'n den Mörder ihres Vaters, damit nicht kleben zwei Blutflecken auf dem Wappenschilde der Coopell! Mylord, Sie haben genommen mir meine Tochter, haben verdrängt durch Ihre Liebe aus ihrem Herzen das Bild und die Erin-

nerung an ihren Vater; Sie haben umgebracht mein Kind, so lassen Sie mir doch wenigstens das Bild, das mich erinnert an die Züge meiner süßen Sarah. Henry — mein Sohn — Sie sehen, daß ich Sie nicht mehr hasse — erbarmen Sie sich des armen Juden, der hat verloren sein einziges heißgeliebtes Kind! Nehmen Sie als Tausch für dieses Bild Ihre gerettete Ehre, Ihr gerettetes Leben, mein ganzes Vermögen und meinen Segen!"

„Was liegt an dem Golde, das Sie besitzen," sagte Lord Coopell, „was kümmert sich darum ein Mann, der das Leben als eine Last von sich wirft? Ich habe Sarah geschworen, mich nie von diesem Bilde zu trennen — nach meinem Tode wird es auf meinem Herzen ruhen."

In diesem Augenblicke trat der Kerkermeister ein.

„Die Stunde ist bereits vorüber und der Gefangene muß allein bleiben," sagte er.

Vergeblich suchte Herthon noch einige Augenblicke zu erbetteln, — er mußte den Kerker verlassen.

Eine Stunde darauf verließ Henry Coopell sein Gefängniß und wurde nach dem Richtplatze geführt.

Eine zahllose Volksmenge hatte sich eingefunden.

Während der Lord die Stufen des Schaffots hinanstieg, vernahm man an dem einen Ende des Platzes ein dumpfes Geräusch.

Der Lord drehte sich um und sah, wie sich ein Mann mit einem Papiere in der Hand, eilig durch die wogende Menge, welche sich vor ihm öffnete, drängte.

Lord Henry Coopell drückte Sarah Herthon's Porträt mehrmals an seine Lippen, übergab es dann einem der Umstehenden und sagte:

„Gedenken Sie, es ist mein letzter Wille, daß dieses Bild mit mir im Grabe ruhe."

Samuel Herthon, welcher laut schrie, und Alles, was ihm entgegenstand, über den Haufen warf, war nicht mehr weit vom Schaffote. Da veranlaßte ihn der plötzliche Ruf der Menge emporzublicken.

Er stürzte vom Schlage gerührt zu Boden — der Leichnam des Lords Henry Coopell hing bereits an dem Stricke.

Die Vergiftung im Brautbette.

Zu Toulouse in Frankreich, unweit des Monumentes „das Kapitol“ genannt, wohnte Herr Anatole Crussol, ein achtbarer Tuchhändler, welcher mit Frau und Tochter eine kleine Familie bildete. Er hatte ziemlich spät geheiratet, seine Ehe war nur mit der einzigen Tochter gesegnet worden und diese liebte er auf das Zärtlichste. Seine Gattin Euphrosine war eine fromme Frau und die glückliche Ehe trübte nichts, wenngleich die gute Dame manchmal ihren Gemal tadelte, daß er auf seinen Reisen zu viel von Freigeisterei angenommen, dadurch einen Theil seines Glaubens eingebüßt hatte, ja sogar manchmal philosophische Zweifel laut werden ließ und — o Schrecken aller Schrecken! — selbst an Sonn- und Feiertagen in das Schauspiel ging. Die Geschichte war düsterer, als sie aussah.

Man lebte vor nicht langen Jahren in Toulouse noch ungeheuer weit zurück. Durch die alten Gährungsmittel, als Aberglaube und Fanatismus, dauerte noch der alte Geist der Religionskriege, der Kampf zwischen Katholiken und Protestanten fort. Wohl machte die Toleranz des damaligen Erzbischofs einigermaßen das wieder gut, was einige alte zelotische Priester verdarben, die in ihren Kirchspielen noch den Geist offenbarer Widersetzlichkeit unterhielten, die mit unverbesserlicher Hartnäckigkeit noch an der Bulle Unigenitus festhielten, aber es existirte die Angelegenheit wegen der Beichtzettel und wegen Verweigerung der Sakramente noch immer in einigen Kirchen der Vorstädte, und daß der Kampf heimlich und im Stillen geführt wurde, machte ihn zu einem um so gefährlicheren. Jene armen Pfarrkinder, welche das Unglück gehabt hatten, dem Geiste des Jahrhunderts zu folgen, mußten, wenn sie starben, die Tröstungen der Religion, welche ihr gläubiges Gemüth begehrte, entbehren. Freilich klagten die Verwandten mitunter beim Erzbischofe, aber der Pfarrer wußte die Angelegenheit in die Länge zu ziehen und — einstweilen starb der Kranke; andere Familien wendeten sich an die Magistratsbehörde und diese verbot die Verweigerung der Sakramente; aber wie mochte ein Rechtgläubiger an die Wirksamkeit

der letzten Oelung glauben, die durch einen richterlichen Befehl erzwungen, an ein Abendmahl, das in Gegenwart eines Gerichtsdieners verabreicht wurde, wobei in der Vollmacht bemerkt war: „und für den Fall, daß gedachter Pfarrer sich weigern wird, das Abendmahl zu reichen, soll gegenwärtige Akte dem Kranken als Viatikum dienen.“

Man kann sich nun denken, welche Besorgniß im Busen der fromm sorgsamen Madame Crussol rege wurde, als sie sah, daß die kleine Marianna mehr dem Vater nachartete und „die Blume der Heiligen“, das „güldene Schatzkästlein“ liegen ließ, um sich an einem profanen Buche zu ergötzen, wenn die frommen Bücher der „Zaïde“ und dem „Don Quixote“ weichen mußten.

Die besorgte Mutter ging zu ihrem Beichtvater und schüttete an dessen zelotischen Busen ihr Leid aus, worauf sie derselbe mit dem Umstande tröstete, daß Mann und Tochter unfehlbar der ewigen Verdammniß anheimfallen werden, während sie die Glorie des Himmels erwarte. Ganz vorzüglich wüthete er gegen ihres Mannes Liebhaberei für's Theater und erklärte denselben zum köstlichsten Satansbissen reif, was indessen Herrn Crussol nicht im mindesten genirte. Seine Gattin mochte verzweifeln.

Nur Marianna erheiterte zuweilen dieses Mißverständniß. In sich die Eigenthümlichkeiten beider Eltern vereinigend, war sie sanft und fest, nachgiebig und entschlossen, rief bald ein Lächeln auf die Lippen der Mutter hervor, wenn sie ihr ein Abenteuer des Don Quixote erzählte, bald rührte sie den Vater, wenn sie mit ihrer Flötenstimme ergreifende Legenden vorlas.

Crussol hatte zu Bordeaux eine Schwester, deren beträchtliches Vermögen einst die kleine Marianna erben sollte. Die Tante wünschte ihre Nichte zu sehen und Crussol hielt sich noch für stark genug, um mit seiner Tochter die Reise zu machen. Für gewöhnlich erlaubte ihm sein nicht allzu glänzendes Handlungsgeschäft die Hilfe eines Kommis nicht, doch jetzt mußte für die Zeit seiner Abwesenheit ein solcher engagirt werden. Man wählte Herrn Faussaire, und der junge Mann trug seinen Namen (Verfälscher) mit einer gewissen Berechtigung, denn es war ein schlechtes Subjekt, das sich, üblen Betragens wegen, häufig ohne Dienst befand. Er hatte mehrere Male versucht die Frauen seiner Prinzipale zu verführen, ja, man erzählte die erschrecklichsten Dinge von jungen Mädchen, die er in's Unglück gebracht

haben sollte. Aber im Handel war der Mensch gewandt und das Alter der Frau Crussol ließ keine üble Nachrede zu, deshalb wurde er endlich engagirt.

Herr Crussol hörte alle liebevollen Ermahnungen seiner Frau an, umarmte sie hundertmal, riß Marianna ebenso oftmals aus ihren Armen, that sich aber endlich Gewalt an, bestieg mit seiner Tochter den Wagen und hatte bald Toulouse im Rücken.

In Bordeaux wartete ihrer der herzlichste Empfang im Hause der Tante, der alten Madame Danville. Sie verschaffte ihren Anverwandten alle Annehmlichkeiten, welche die Stadt bot, führte sie auf die Promenaden, nach dem Hafen, auf die Schloßwälle u. s. w. Das hauptsächlichste Vergnügen jedoch blieb immer der Besuch des Theaters.

Hier sah Marianna zuerst ein Schauspiel und diese Sünde, gegen welche sich ihre Mutter stets so sehr ereiferte, schien ihr unbedenklich der Absolution werth zu sein; sie las nun auch die Stücke, die sie gesehen hatte, und es schien ihr unbegreiflich, daß das, was den Geist bildet, das Herz verderben sollte. Wohl überging sie in ihren Briefen an Mama diesen Punkt mit Schweigen, aber sie bedauerte, dazu gezwungen zu sein, denn eine ihrer ersten Tugenden war die Aufrichtigkeit und es wäre ihr lieber gewesen, ihren Fehler aufrichtig gestehen und für denselben Strafe erdulden zu müssen, als sich bei dem Bewußtsein einer Verstellung zu beruhigen.

Der erste Held der Truppe trat nur selten auf und überließ den größten Theil seines Repertoirs einem jungen Schauspieler, Prosper Sainval, was jedoch nur sein Theatername war, denn er stammte aus adeliger Familie und hatte diese aus Neigung zum Theater verlassen. Er war mit glänzenden Anlagen begabt und machte Glück beim Publikum, was ihn nur noch mehr an das Nomadenleben der Direktion fesselte. Verschiedene unglückliche Zufälle, als eine Krankheit des Direktors, der in's Bad reisen mußte, das Verbot eines neuen epochemachenden Stückes aus Paris u. dgl., verursachten die Schließung des Theaters und so sah sich Sainval plötzlich ohne Beschäftigung. Aber sein Spiel bei der ersten und einzigen Aufführung des Stückes hatte Furore gemacht und da in ganz Frankreich die Theaterdirektoren eifrig hinter dem Stücke her waren, welches, bei guter Besetzung der fraglichen Rolle — eines jungen Priesters, der seinen Stand verwünscht und in das Weltleben zu treten begehrt — eine goldene Ernte verhieß, so ergingen au ihn die glänzendsten Aufforderungen.

Gerade zu jener Zeit war Marianna mit ihrem Vater in Bordeaux. Der Letztere hatte in dem Stücke viele Stellen gefunden, welche ganz geeignet waren, die bigotten Redensarten seiner Frau abzufertigen, er prägte sich dieselben in seinem Gedächtnisse ein und beschloß aus ihnen sich zugleich eine Waffe gegen den übertriebenen Eifer des Herrn Pfarrers zu bilden. Marianna bewunderte das Stück ebenfalls und fand nebstbei hauptsächlich, daß der Darsteller der Rolle des jungen Priesters allerliebst sei.

Endlich mußte man aufbrechen und die Rückreise antreten. Dieses Mal wählte Herr Crussol die Post. Unter den wenigen Passagieren befand sich auch — Prosper Sainval, welchen Geschäfte nach Toulouse riefen.

Herr von Ussieux — so nannte sich jetzt Prosper mit seinem wirklichen Namen — wurde von Herrn Crussol, ja selbst von Marianna nicht wiedererkannt; mein Gott, ein Schauspieler sieht im gewöhnlichen Leben meistens ganz anders aus, als auf den Brettern. Aber das Organ machte ihn kenntlich. Er sprach anmuthig, erzählte Vorfälle, bei denen das Gemüth eine Rolle spielte — nicht blos Liebesgeschichten, sondern auch solche, wobei es sich von der Aufopferung eines Vaters, von kindlicher Liebe, von Freundesopfer handelte. Herr Crussol war ganz glücklich, daß er zuhören konnte; er, welcher es sonst sehr liebte, seine eigenen Ansichten in die Unterhaltung mit einfließen zu lassen, schwieg jetzt mäuschenstille, um von den Worten des jungen Mannes keines zu verlieren. Wir übergehen den Umstand, daß Marianna in vollständigem Entzücken schwamm, denn sie hatte ihren geliebten Helden sofort an der Stimme erkannt.

d'Ussieux hatte sich im Postbureau nicht als Schauspieler, sondern als Privaten ausgegeben, welcher zum Vergnügen und zu seiner Belehrung reiste, die Passagiere sammt und sonders kannten ihn auch nur als solchen.

Kaum hatte der junge Mann gehört, die reizende Marianna sei eine Kaufmannstochter, als er plötzlich vielen Geschmack am Handel fand und erklärte: wenn er einmal sein kleines Vermögen irgend worin anlegen sollte, er am liebsten irgend ein Haus mit guter Kundschaft erstehen und sich häuslich niederlassen würde, er wisse blos noch nicht, wo dies zu geschehen hätte.

Marianna dachte sich, es werde der junge Reisende wohl thun,

sich in Toulouse ansässig zu machen, und was sie dachte, sprach der Vater laut aus.

Vielleicht hatte d'Ussieux anfänglich bei seiner Erklärung etwas Komödie gespielt; aber schon am nächsten Tage gefiel ihm sein eigener Gedanke ausnehmend. Zuerst fand er nur ein flüchtiges Wohlgefallen an Mariannen, auf der Hälfte des Weges aber liebte er bereits das holde Mädchen von ganzer Seele und sprach als ein völlig Ueberzeugter von seinen Handelsprojekten. Und wie hätte er das reizende Kind nicht lieben sollen, welches so gut, so zärtlich besorgt um seinen Vater war, das so viel liebenswürdigen Humor entwickelte, um den alten Mann aufzuheitern.

Marianna war wohl keine regelmäßige Schönheit, aber ihre rosigen Lippen, die Perlenzähne, das herrliche unschuldsvolle blaue Auge mußte entzücken. Ihr herzgewinnendes Lächeln, der verführerische Ton ihrer Stimme, der üppige Wuchs, ihr leichter, schwebender Gang, ein entzückend schöner Arm und feine Händchen — diese größten Reize eines weiblichen Wesens — dies Alles vereint, bildete bei Marianna ein Ganzes, das viel größeren Eindruck machte, als die regelmäßigste Schönheit.

Während der Reise hatte d'Ussieux Gelegenheit durch sein Benehmen noch mehr die ohnehin schon vorhandene Neigung Mariannens zu befestigen und so kam es, daß nach beendigter Reise, Herr Faussaire abgedankt, und an seiner Stelle Herr d'Ussieux aufgenommen wurde.

Die beiden Alten liebten den jungen Kommis, wie einen eigenen Sohn, Marianna wie ihren Bräutigam, denn er war wirklich die Freude und der Segen dieser braven Familie. Bald sollte er, als würdiger Nachfolger seines ehrenwerthen Prinzipals, das Geschäft übernehmen und das Glück der Tochter des Hauses machen.

d'Ussieux war somit kein Schauspieler mehr, was sehr wohlgethan war, denn, wenn auch die höheren Stände, sowie alle Aufgeklärten einen dramatischen Künstler schätzen und ehren, so existirt doch noch in gewissen Klassen das alte Vorurtheil gegen das Theater, freilich zumeist nicht ohne alle Ursache von Seite der Künstler selbst, deren private Aufführung manchmal zu wünschen übrig läßt, so daß der Bürger selten einwilligt, die Liebe seiner Tochter zu einem Bühnenhelden

zu begünstigen. Und nun gar in Toulouse, wo das alte Vorurtheil das Theater als eine Schule des Verderbens betrachtete.

Der sehnlich erwartete Tag kam. Das Brautpaar stand am Altare, die alten Eltern beteten unter Freudenthränen für ihre Kinder, der Priester wollte eben die feierlichen Fragen beginnen, welche das Paar für immer verbinden sollten. — Da machte sich plötzlich ein Mann Bahn durch das Gedränge und trat dicht vor den Priester hin. Man erkannte Herrn Faussaire.

Der Pfarrer, erstaunt über solche Dreistigkeit, will ihn wegbringen lassen, aber der Eindringling überreicht dem Priester ein offenes Billet. Dieser blickt hinein, runzelt die Stirne und wendet sich an den Bräutigam.

„Sie sind nicht Prosper d'Ussieux," sagt er, „sondern Prosper Sainval?"

„Ich bin Prosper d'Ussieux," antwortete zagend der Angeredete.

„Schwören Sie vor Gott und seinem Diener, daß Sie nicht Sainval sind."

„Ich bin Prosper d'Ussieux, und schwöre vor Gott und seinem Diener, daß ich meiner Braut angehören und sie glücklich machen will."

„Das Glück einer christlichen Jungfrau zu machen, seid Ihr kaum befähigt," donnerte der Pfarrer. „Seht her, Ihr unvorsichtigen Eltern, was Ihr zu thun im Begriffe wart! Ihr wolltet eure Tochter einem Schauspieler geben und nun gar dem Darsteller der fluchwürdigen Rolle eines Priesters, der seinen Stand entehrt!"

In der Kirche widerhallte ein Schrei des Unwillens und Entsetzens.

„Ja, meine christlichen Zuhörer," fuhr der Zelote fort, „dieser Mann ist jener fluchwürdige Schauspieler; er nahte sich dem heiligen Sakramente nur, um es zu verspotten. Er ist ein Kind des Verderbens, auf das ich die Gnade des Himmels herabrufen wollte, und über welches ich jetzt den Bann der Kirche ausspreche. — Auch über Dich, Marianna, spreche ich den Bannfluch, wenn jetzt nicht jeder Gedanke an eine so gottlose Verbindung in deinem Herzen erlischt! Und Sie, d'Ussieux oder Sainval, entfernen Sie sich. — Man lasse ihn hinaus, damit der heilige Ort nicht länger durch seine Gegenwart besudelt werde."

Während dieser Fluchrede waren die Eltern Mariannens ohnmächtig niedergesunken. Von dem theaterliebenden Vater schien dies überraschend, aber Papa Crussol war seit ein paar Monaten nicht mehr der, der er früher gewesen. Einmals hatte ein Greis auf dem Todtenbette die Hilfe und die Fürbitten der Kirche begehrt. Anfangs wurden ihm dieselben, seines früheren Lebenswandels wegen, verweigert, aber endlich besänftigte sich der Pfarrer und reichte dem Sterbenden die Sakramente. Doch die Vorsehung hatte diese Familie nur prüfen wollen — bald darauf genas der Kranke. Der Priester schrieb diese fast wunderbare Heilung der Kraft der heiligen Sakramente zu und Herr Crussol, welcher den Tod so in der Nähe gesehen hatte und dessen Kopf indessen schwächer geworden war, ließ sich von da an von seiner Frau und deren zelotischem Gewissensrathe leiten. So sehr er früher das Theater geliebt und vertheidigt, so sehr entsetzte er sich nun darüber und wollte nichts mehr vom Schauspiele und den Künstlern hören.

Auch d'Ussieux war nach dem ausgesprochenen Fluche, wie vom Blitze zerschmettert, niedergesunken. Ein paar gutherzige Männer hoben ihn auf und trugen ihn in ein Haus, nahe an der Kirche, wo mehrere Künstler wohnten.

Aus Marianna's Mund hörte man keinen Laut, ihre Augen waren von keiner Thräne benetzt. Sie hob ihren alten Vater schweigend vom Boden auf und führte ihn hinaus; die Mutter folgte, geleitet von ihren Verwandten, und während man den Bräutigam auf der einen Seite hinaustrug, verschwand die Braut mit den Ihrigen auf der andern, als hätte der Bannfluch alles Andenken verwischt. Nur einen Blick warf Marianna auf das Haus, wohin man ihren Bräutigam brachte, dieser Blick verrieth aber keine Spur von Schmerz oder Bedauern. Die Zuschauer waren getheilt in ihren Meinungen, ja die Mehrzahl bemitleidete den armen Schauspieler und verwünschte das harte Herz der jungen Braut.

Mehrere Mitglieder der Bühne, besonders der Direktor, kamen zu d'Ussieux, den sie als werthen Kollegen begrüßten, um ihn zu trösten und ihren Beistand anzubieten.

Der junge Mann, zur Besinnung zurückgekehrt, wollte sich tödten.

„Wie?“ schrie er verzweifelnd, „sogar sie, die ich mein Weib nannte, hat keine Hand ausgestreckt um mir beizustehen?“

Endlich gewann er es über sich, den Selbstmordgedanken aufzugeben, in seinem Herzen keimten Rachegedanken auf, und er beschloß am

Leben zu bleiben, um sie zu erfüllen. Tausend düsteren Gedanken nachhängend, ging er in größter Aufregung in seinem Zimmer auf und ab.

Es schlug eilf Uhr Nachts.

Da — pochte es leise an der Thüre. d'Ussieux stand horchend stille, sein Herz schlug hörbar. Als es vom Neuen pochte, eilte er hin und öffnete.

Auf der Schwelle stand — Marianna.

„Ha! Marianna!"

„Ich bin es — dein Weib!"

„Mein Weib! Mein Weib!" schrie der Arme im trunkensten Entzücken.

„Stille!" flüsterte das Mädchen, den Finger an ihren Mund legend und schloß sodann die Thüre.

„Da bin ich," sagte sie dann, warf ihren Mantel ab und stand vor ihm in ihrem Hochzeitsschmucke.

„Staune nur," sprach sie, „ich bin es wahrhaftig. Wir sollten heute verbunden werden, wir sind es in der That. Ich bin dein Weib — ich gehöre nur Dir an. Gott hörte unsere Schwüre, Menschen haben darüber keinen Machtspruch mehr. Meine Eltern lieben Dich, aber sie fürchten den Bannfluch. Ich fürchte ihn auch, das heißt nicht den Fluch des zelotischen Priesters, sondern den Fluch des Höchsten — **und darum bin ich hier, bei Dir.**"

Der junge Mann schloß sie im wahnsinnigsten Entzücken in seine Arme, dankend sank er dann vor ihr in die Kniee. Er fand keine Worte, um sein Glück zu bezeichnen.

Marianna nahm endlich mit schalkhaftem Lächeln das Wort:

„Nur rasch, Herr Gemal; helfen Sie mir, — bei jeder Hochzeit muß ein Schmaus sein."

Nun deckte sie aus einem mitgebrachten Korbe den Tisch mit Speisen und Wein, was alles mit der unbefangensten Miene der Welt geschah. Der Gatte ließ sie kopfschüttelnd gewähren, er fürchtete, daß die schreckliche Szene vom Morgen ihr den Kopf verwirrt habe. Aber nein — Marianna's Miene zeigte die unbefangenste Heiterkeit, das Auge blickte so sanft wie immer. War etwa Er der Wahnsinnige? War es ein Fiebertraum, der ihn äffte? Aber die Erscheinung war so wunderlieblich, daß durch die Gegenwart dieses tröstenden Engels jedwede Angst verscheucht wurde.

So setzte man sich denn zu Tische. Marianna bediente ihren

Mann, nöthigte ihn eindringlich zum Essen und füllte lächelnd die Gläser. Beide bewiesen durch ihren Appetit, daß sie seit dem frühen Morgen nicht das Mindeste genossen hatten. d'Ussieux durfte nun nicht länger mehr zweifeln, daß er hier in der Wirklichkeit lebe; seine Besorgnisse schwanden allmälig, er küßte sein Weibchen auf die Stirne, und seine Händedrücke, seine heiteren Blicke sagten ihr, daß er unendlich glücklich sei. Im Wesen des Mädchens lag so viel Züchtiges und Feierliches, daß kein Gedanke in ihm entstand, der nicht ebenso rein gewesen wäre, wie der ihrige.

Nachdem das Mahl beendet war, sagte Marianna:

„Nun komm, Geliebter — es ist spät — laß uns niederknieen zum Gebete — und dann — zu Bette.“

„Zu Bette?“ fragte d'Ussieux, in ihrem Auge vergebens nach einer Spur von Verwirrung suchend.

Marianna ergriff seine Hand und nöthigte ihn sanft zum Niederknieen vor einem Weihkessel, der sich am Kopfende des Bettes befand. Sie betete laut und rief den Segen des Himmels auf sich und ihren Gatten herab. Dann erhob sie sich und forderte den Trauring, den sie schon in der Kirche hätte empfangen sollen.

Beschämt reichte ihr d'Ussieux die Stücke — er hatte ihn des Morgens in seiner Wuth zertrümmert.

Marianna drückte das Gold an ihre Lippen, knüpfte es dann in den Zipfel eines Schnupftuches, wand sich dieses um den Kopf und trat hinter die Bettvorhänge.

Es war kein Zweifel — sie entkleidete sich — d'Ussieux eilte mit pochendem Herzen zu seiner Angebeteten.

„Das Licht . . . “ rief Marianna.

Der junge Mann verlöschte es schnell.

Nach kurzer Zeit sprach Marianna zu dem geliebten Gatten:

„Marianna Crussol und Prosper d'Ussieux soll kein Bannfluch treffen — unser Mahl war vergiftet!“

Marianna starb noch in der Nacht; Prosper's Natur war stärker, sie hielt ihn am Leben fest, aber — er war wahnsinnig geworden.

Es gestatteten ihm wohl später einige lichte Momente die vorerzählten Details zu geben, aber er kam nie zur vollen Vernunft.



Die Vergiftung im Brautbette.

Eine Jungfrau König Ludwigs XV.

Heute wollte die Messe doch gar kein Ende nehmen; am bittersten empfand dies von allen Gelangweilten Ludwig XV., König von Frankreich, der „bien aimé“, wie ihn die servilen Schmeichler nannten, während dieser erbärmliche, ehr- und sittenlose Verschwender von seinem Volke allgemein gehaßt und verachtet wurde.

Bei dieser Messe also schlief Ludwig XV. beinahe ein und es war für ihn ein Glück, daß er sich an ein Zerstreuungsmittel erinnerte. Es hatte ihm nämlich ein Edelmann aus dem Limousin ein Papier übergeben, als er in die Kirche ging, eine Bittschrift, worin die Ehre angestrebt wurde, eine Kompagnie des Königs kommandiren zu dürfen.

Der Edelmann schrieb: „Ich stamme ab von Raoul Guy-Manfred, der mit eigener Hand fünfzig Ungläubige zu Ronceval niedergehauen hat, unter den Augen des großen Roland, der später wüthend wurde, und von Isolda Isoletta mit den rosenfarbigen Händen, welche für Kaiser Charlemagne Handkrausen stickte. Mein Urahn, Friedrich von Sannancey, küßte das heilige Grab, unmittelbar neben Gottfried von Bouillon knieend, und seit Philipp dem Schönen ist keine Schlacht geschlagen worden, in der nicht das Blut eines Sannancey zu Ehr' und Ruhm der Lilien floß.“

„Das ist ein komischer Stil!“ murmelte König Ludwig. „Aber er gefällt mir.“

Der Bittsteller wurde nach Versailles beschieden. Dort bedeutete ihm ein Kapitän der Garde:

„Warten Sie auf den König.“

Ludwig XV. kam. Der diensthabende Kammerherr stellte ihm den Edelmann vor.

„Guten Tag!“ sagte Seine Majestät mit Würde und Anmuth, über welche höchst schmeichelhafte Anrede der ganze Hofstaat außer sich vor Entzücken gerieth. Chevalier Sannancey verneigte sich bis zum Boden, worauf der König noch die große Gnade hatte zu bemerken:

„Es ist gut." — Darauf bestieg Ludwig sein Pferd und ritt auf die Jagd, zu einer Hasenhetze.

Der Chevalier blickte stolz um sich her; es war kein Zweifel denkbar, daß ihm nicht am nächsten Tage schon das Offizierspatent zugestellt werden würde. Nichtsdestoweniger verflossen vier volle Monate, die dem wartenden Lieutenant in spe verdammt lange wurden. Er war also vergessen.

Sannancey reichte ein neues Memoriale ein — es war vergebliche Mühe; gab es doch mehr zu thun, als blos Offizierspatente zu unterfertigen. Er wartete — wartete — stets verlorene Zeit. Er glaubte sogar, daß ihm Feinde entgegen arbeiteten — armer Jüngling! wer sollte ihm eine solche Ehre anthun? Das Aergerlichste an der Sache war, daß sein Geld bei dieser Gelegenheit verloren ging.

„Sie haben keine Lebensart," sagte ihm ein guter Freund. „Mit Ihrer Jugend, Ihrer angenehmen Gestalt, Ihrem blühenden Gesichte sollten Sie sich schon längst die Fürsprache einer jungen Herzogin oder einer alten Marquise gewonnen haben. Suchen Sie sich dergleichen Weiber, welche für die beauté du diable sich selbst dem Teufel verkaufen würden.

Aber Sannancey hatte Ehre im Leibe, er wollte sich nur dem geliebten Weibe hingeben und war noch dazu sehr schüchtern.

Ein Anderer sagte verstohlen zu ihm:

„Kamerad Edelmann, Sie scheinen nicht weit her zu sein."

„Ich komme von Limousin," war die Antwort.

Da lachte der Andere, ein fuchsschlauer Höfling.

„So hab' ich's nicht gemeint," sagte dieser; „ich meine, daß Sie mir in der heutigen Welt noch ein Neuling scheinen. Mein Bester, Sie sehen so gesund, frisch und zart aus, daß — doch, sagen Sie mir, sind Sie das einzige Kind Ihrer Eltern? Haben Sie nicht zufällig eine hübsche Schwester, ein reizendes Cousinchen bei der Hand? Diese verschreiben Sie sich so schnell als möglich — etwas Toilette, und — sie trägt Ihnen ein Regiment ein."

„Hilf Himmel!" rief Sannancey und machte dazu ein höchst einfältiges Gesicht.

„Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen!" erwiderte trocken der Höfling, zuckte mit den Achseln und kehrte ihm den Rücken zu.

Von nun an überließ man den Chevalier seiner „provinziellen Dummheit."

Herr von Sannancey hatte nicht nur gar kein Geld mehr, er hatte — was noch viel schlimmer ist — auch gar keinen Kredit.

Schon wollte der Urenkel Raoul Guy-Manfred's, der mit eigener Hand fünfzig Ungläubige zu Ronceval niedergehauen hatte, unter den Augen des großen Roland, der später wüthend geworden, vollständig verzweifeln, als eines Morgens ganz unerwartet drei Schläge an der baufälligen Thüre seines Stübchens donnerten. Er war bereits drei Miethzinse schuldig und meinte, daß sein Hausherr mit einer derben Mahnung käme.

Aber nein — herein trat ein ganz schwarz gekleideter, mit reichem Wehrgehänge versehener Schweizer und meldete:

„Seine Exzellenz der Herr Kriegsminister Stephan Franz Herzog von Choiseul und Amboise wünschen den Herrn Chevalier Louis von Sannancey zu sprechen.

Der junge Kavalier wußte nicht, was er davon denken sollte; er ließ sich die Aufforderung wiederholen, denn es schien ihm, als habe er nicht recht gehört. Er würde seine feinste Wäsche, seine besten Kleider angelegt haben — das heißt, wenn sie nicht schon längst zu Geld gemacht worden wären.

Sannancey stieg die sechs Treppen hinab, ließ sich in eine prachtvolle Karosse heben und von zwei Rennern entführen.

Die Equipage hielt vor dem Palaste des Ministers. Keine Fragen, kein Warten in der Antichambre; ja diesmal war sogar das Warten an dem Herrn Minister.

Man eilte durch sechs Säle, in welchen sich demüthige, ängstliche und schüchterne Bittsteller drängten; endlich langte man vor einer kleinen mit Arabesken verzierten Thüre an.

Der Schweizer klopft, öffnet, führt den Chevalier ein, zieht sich sodann zurück und schließt die Thüre — Herr von Sannancey stand dem hochgebietenden Minister gegenüber.

„Herr Kapitän, ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen!" spricht der Gewaltige mit größter Liebenswürdigkeit.

„Kapitän?" stammelt der Chevalier.

„Nehmen Sie Platz, Herr Kapitän, und hören Sie mir zu. Es haben sich Seine Majestät Ihrer in Gnaden erinnert, und Allerhöchst dieselben ließen sich Bericht über Ihr Gesuch erstatten. Darauf geruhten Seine Majestät Ihnen ein Regiment zu ertheilen."

„Mir ein Regiment?"

„Allerdings, und Sie werden dabei nicht stehen bleiben. Ihr Adel gehört zu den ältesten, indessen — Ihr Vermögen ist nicht der Rede werth. Da ist es nun im Interesse des Staates, das Vermögen zu vergrößern und den Adel nicht aussterben zu lassen. Verstehen Sie mich, Herr von Sannancey?"

„Euer Exzellenz, ich verstehe Sie nicht ganz — ich habe keinen Bruder, und — wenn ich im Dienste des Königs falle — erlischt mein Adel, mein Name und mein Geschlecht mit mir."

„Man hat dies vorausgesehen, deshalb darf es auch nicht so kommen. Die alten Stämme sind selten — man muß sorgen, daß sie neue Zweige treiben — Sie werden sich daher vor allen Dingen verheiraten."

„Verheiraten!? Ja, aber, Exzellenz, ich kenne keine Limousinerin, welche . . . "

„Mein Herr, zum Heiraten braucht man keine Limousinerin. Wissen Sie denn nicht, daß der Staat die Waisen seiner braven Offiziere erzieht und Jene mit ihnen beglückt, die sich dieser Gunst würdig machen? Werfen Sie sich morgen dem Könige zu Füßen und — Ihr Glück ist gemacht."

Chevalier Sannancey glaubte zu träumen und bebte vor dem Erwachen. Rückwärts schreitend, verließ er das Kabinet des Ministers und eilte, seinem Hausherrn dieses unglaubliche Glück mitzutheilen.

„Sie heiraten also eine Jungfrau König Ludwigs des Fünfzehnten?" fragte sarkastisch der Hauswirth.

„Und warum sollt' ich nicht, wenn ich sie lieben kann?" entgegnete sehr naiv der Chevalier.

Am nächsten Morgen warf er sich dem Könige zu Füßen.

Tags darauf begleitete er die Frau Marquise von Fortenville in das Kloster der frommen blauen Schwestern. Daselbst hatte er die Ehre, durch das Gitter die Frau Superiorin zu begrüßen und Fräulein Hermine von Gualsin kennen zu lernen — eine junge Waise von höchstens sechzehn Jahren und von bezaubernder Schönheit.

Tags darauf unterhielt er sich bereits mit seiner reizenden Braut im Innern des Sprachzimmers.

Tags darauf küßte er, trunken vor Wonne und glühend vor Liebe, Herminens Hand und dem knospenden Busen des Mädchens entrang sich der erste Liebesseufzer.

Tags darauf unterzeichnete Herr von Sannancey bei einem Notar den Heiratskontrakt, kraft welchem ihm seine junge Gattin als Mitgift die Grafschaft Bramargan zubrachte, welche ein schönes Besitzthum mit vollen sechzigtausend Franks jährlicher Einkünfte ausmachte. So stattete König Ludwig die Jungfrauen aus, die er — verheiratete.

Tags darauf wurde der limousinische Edelmann, Louis Graf von Sannancey und Bramargan in der Klosterkapelle mit der schönsten, reinsten, unschuldigsten Jungfrau der frommen blauen Schwesterschaft getraut.

Tags — nein — Abends darauf dachte er — hoffte er — rechnete er — er machte leider die Rechnung ohne den Wirth.

Frau Marquise von Fortenville, die Schutzdame der armen Waise, bedeutete dem Herrn Grafen von Sannancey und Bramargan, daß ihm ein königlicher Befehl untersage, von seinen theuersten Rechten Gebrauch zu machen — ehe seine junge Gemalin das achtzehnte Jahr erreicht habe. Es mache die Gesundheit eines so zarten Kindes diese Schonung zur Pflicht. Jedoch erhielt er die Versicherung, daß seine junge Frau sogleich bei Hofe vorgestellt werden solle. Natürlich mußte der Graf so viel Gnade mit Dank erkennen und ehrerbietig, wenngleich tief seufzend, unterwarf er sich.

Tags darauf erhielt der Graf vom Kriegsminister die Ordre, sich zur Armee zu verfügen und schon in drei Tagen an der Spitze seines Regimentes zu stehen. Noch in derselben Nacht reiste er ab.

Die Hoffnung ließ seinen Muth nicht sinken — er liebte. Ein Blick, ein Wort, eine Thräne, ein zitternder Händedruck hatten auch ihm gesagt: „Ich liebe Dich!"

Während der Kapitän in den gegen England und Preußen geführten Krieg zog, um für den König, der ihn so glücklich gemacht — wenn nöthig — den letzten Tropfen seines edlen Blutes zu vergießen, wurde seine jungfräuliche Gattin — bei Hofe vorgestellt.

Seit der Vermälung des limousinischen Edelmannes mit dem jungfräulichen Klosterzöglinge war beinahe ein Jahr verflossen.

Da flimmerten eines Abends die Laternen zweier Wägen auf dem Wege nach Schloß Bramargan — es war die Frau Gräfin von Sannancey, welche hier bei Nacht und Nebel ihren Einzug hielt.

Die Bewohner des Dorfes beschlossen, die Ankunft ihrer jungen Gebieterin festlich zu begehen und versammelten sich am nächsten Morgen im besten Staate. Vor allen Dingen wurde beim Pfarrer angeklopft, denn man mußte sich mit demselben doch über die Art und Weise des Zeremoniels besprechen.

Niemand hörte. Man begab sich nun zum Küster — er war ebenfalls nicht zu finden.

Plötzlich erscholl ein einziger Schlag der Glocke, dem das Echo dreifach nachhallte, — ein zweiter folgte — dann ein dritter.

„Wer ist denn gestorben?“ fragte man untereinander, sich verwundert anblickend.

Da rannte auf einem wenig betretenen Fußpfade des Pfarrers Haushälterin herbei, mit blassem Gesichte und rothen Augen.

Man drang in sie, die Begebenheit aufzuklären. Erst weint sie, dann erzählt sie:

„Der Herr Pfarrer ist seit Mitternacht auf dem Schlosse, der Küster auf dem Thurme. Die Gräfin ist vorzeitig von einem Knaben entbunden worden — sie ist dem Tode nahe — deshalb wird geläutet.“

Alles hörte schweigend zu. Der Hammer schlug in langsamen Pausen an die Glocke. Einige sanken betend in die Knie, Andere eilten nach dem Schlosse.

Es war schon um die Mittagsstunde, und noch immer wimmerte die Sterbeglocke vom Thurme herab.

„Sie hat nur mehr eine Stunde zu leben!“ sagten die, welche vom Schlosse zurückkehrten, zu denen, welche ihnen begegneten. „Der Arzt ist soeben angekommen und hat es dem Pater Dominikaner, dem Beichtvater der Gräfin, gesagt, dieser vertraute es wieder unserem Pfarrer und von dem haben wir's erfahren.“

Da vernahm man den Galoppschlag eines Pferdes — ein Offizier der französischen Garden sprengte daher. Er war blaß, seine Züge entstellt, sein Wuchs schlank, die Uniform mit Staub, das Pferd mit Schweiß überdeckt.

„Wo führt hier der Weg nach dem Schlosse?“ fragte er hastig.

Als man ihm denselben zeigte, setzte er dem Pferde die Sporen ein und jagte den Weg hinan.

„Etwa ist das gar unser gnädiger Herr!“ rief man.

„O ganz gewiß! Er ist Oberst in der königlichen Garde und der Reiter trug doch diese Uniform.“

In der That war es Graf Louis von Sannancey, welcher seit jenem Tage der keuschen Trauung seine jungfräuliche Gattin nicht wiedergesehen hatte.

Auf Schloß Bramargan befand sich Alles in größter Verwirrung; das große Thor stand offen, der Hof war mit Menschen angefüllt, welche von Rechtswegen in demselben gar nichts zu thun hatten, Wagen standen angespannt, kurz es war ein eigenthümliches Durcheinander; und dennoch herrschte daselbst eine Kirchhofsstille, die an den Tod erinnerte; es wagte Niemand seine Stimme zu erheben, man harrte stumm der traurigen Nachrichten, welche die Bedienten brachten, und mit leiser Stimme wiederholte sie der Nachbar dem Nachbar.

Als der Reiter erschien, verlautete gerade:

„Das Fieber läßt etwas nach — sie wird ruhiger.“

Graf Sannancey stieg ab, ließ sein Pferd stehen und eilte, wie mit Sturmesschritten in das Schloß, ohne sich umzusehen oder sich um Jemand zu kümmern.

Die Bedienten, welche ihren Gebieter niemals gesehen hatten, erkannten ihn nichtsdestoweniger sofort an der Uniform, an dem Bilde, welches man von ihm entworfen hatte.

Bei seinem Anblicke blieben alle wie erstarrt, es öffnete ihm keiner die Thüren, es hatte aber auch keiner den Muth ihm den Eintritt zu verwehren.

Jetzt trat der Graf in ein Kabinet, dessen Fenster verschlossen waren, und in welchem zwei Lampen brannten. Dort saß eine alte Frau, die Hände auf die Knie gestützt, vor einem kleinen Bette, das man in größter Eile aus einigen, auf Stühle gelegten Kopfkissen improvisirt hatte. Auf diesem Bette ausgestreckt lag das Kindlein, welches eben das Licht der Welt erblickt, zugleich aber auch seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte.

Graf Sannancey hemmte seine Schritte, es schien, als wären seine Füße plötzlich mit einem Schlage an den Boden festgenagelt. Er warf, ohne den Kopf darnach umzuwenden, einen langen Blick auf die kleine Leiche und schauderte vor Abscheu und Mitleid — denn die, welche er wie einen Engel anbetete, hatte dieses Kind acht Monate lang unter ihrem Herzen getragen.

Endlich raffte sich der Graf gewaltsam zusammen, wendete sich

ab, schritt schnell durch das Kabinet und trat in ein zweites, welches an das Wochenzimmer der Gräfin grenzte.

Daselbst waren drei Personen sehr verschiedenartig beschäftigt. Die eine, Frau Marquise Athenaïse von Fortenville, jene elende Kreatur, welche bei Ludwig dem Fünfzehnten dieselbe Rolle spielte, wie Madame Chiffinch, unsaubern Andenkens, bei König Karl dem Zweiten von England, und welche den fluchbedeckten Spottnamen „Marquise forte en filles“ *) im Volksmunde führte, diese saß geputzt und gespreizt wie ein Pfau auf dem Sopha, Chokolade schlürfend. Die zweite Person, der Pfarrer des Dorfes, machte ein Schläfchen. Die dritte, der Pater Dominikaner, Beichtvater der Gräfin, setzte mit einigen Zeilen ein Kodizill auf, demzufolge die Gräfin, zur Beruhigung ihrer unsterblichen Seele, seinem Kloster eine beträchtliche Summe vermachte und eine Unzahl Messen stiftete. Die junge Frau sollte, wie der Arzt versicherte, in den letzten Augenblicken wieder Kraft gewinnen, um zu unterzeichnen.

In diesem Augenblicke erschien das bleiche Gesicht des Grafen Sannancey gleich dem Haupte der Medusa. Die Frau Marquise kannte ihn recht gut, war aber weit entfernt ihn zu erwarten, vielmehr glaubte sie ihn weit im Felde — er mußte also seinen Posten verlassen und dem Gebote der Subordination getrotzt haben. Wer aber hatte ihn unterrichtet? Sie war so einfältig, nicht zu wissen, daß selbst der einfachste Spießbürger einen guten Freund besitzt, der bei ihm den Ohrenbläser und Zuträger spielt.

Die Marquise stieß einen Schreckensschrei aus und ließ die Tasse mit der Chokolade über ihr Kleid fallen; sie hatte es zum ersten Male an. Ihre Nase wurde noch spitziger und länger als sonst, ihre Wangen würden kalt und bleich geworden sein, wenn die Schminke nicht gewesen wäre. Am ganzen knochendürren Leibe zitternd, stammelte sie halblaut:

„Der Graf!“

Bei dem Gekreisch machte der fromme Pater Dominikaner einen riesigen Klex auf sein Kodicill und der Pfarrer schrack sogleich aus dem Schlafe empor. Kurz vorher hatte er der Gräfin Beichte gehört und wußte von dem Kinde ihres Geheimnisses ebensoviel als die Marquise und der Dominikaner.

*) Marquise Stark—in—Mädchen.

Ueber das Aussehen des Grafen bestürzt, stellte sich der Pfarrer vor die Thüre, welche in das Zimmer der Sterbenden führte, und breitete beide Arme davor aus.

„Herr Graf," sagte er zitternd, „ich beschwöre Sie im Namen des Himmels, halten Sie ein! — Was wollen Sie thun? — Sie werden eine Sterbende doch nicht mißhandeln? Empfangen Sie den Beweis, daß Gott . . . "

„Still!" unterbrach ihn der Graf mit jenem ernsten Tone, der keine Widerrede verträgt. „Lebt die Gräfin noch?"

„Ja, Herr Graf! Aber sie wird bald ausgelitten haben!"

Graf Sannancey preßte die geballten Fäuste vor die Stirne und blieb eine Weile wie eine marmorne Statue stehen; dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und, den Pfarrer kräftig, doch nicht roh, bei Seite drängend, öffnete er die Thüre und trat mit festem Schritte ein.

Einige Sekunden später gellte ein schneidender Schmerzensschrei aus dem Zimmer heraus. Entsetzt wollte der Pfarrer hinein — da aber trat der Arzt, welcher bisher nicht vom Sterbebette der Gräfin gewichen, aus demselben, hielt den Pfarrer zurück und bat:

„Hochwürdiger Herr, stören Sie doch nicht die letzten glücklichen Momente, welcher sich die Wöchnerin auf dieser Erde noch zu erfreuen vermag!"

Der Pfarrer wußte nicht, was er davon denken sollte — der Dominikaner und die Marquise waren verschwunden. Einige Minuten später hörte man einen Wagen vom Schloßhofe rollen — die Marquise von Fortenville, in ihren Fuchspelz gewickelt, fuhr mit dem ehrwürdigen Herrn — etwa zum Teufel? — nein, nur nach Hofe.

Der Pfarrer war der Einzige, welcher blieb; er betete sein Brevier ab, horchte dabei immer, ob nicht im Nebenzimmer ein Geräusch entstünde, das ihn berechtige, einzutreten. Die Thüre war zu, keine Bewegung, kein Ton ließ sich hören. Bereits war eine Stunde verronnen und noch immer herrschte Grabesstille. Bis zum letzten Verse hatte er sein Breviarium abgebetet; nun wollte er sich seiner geistlichen Obliegenheiten bei derjenigen entledigen, deren Seele vor den Ewigen treten sollte — er öffnete leise die Thüre und trat ein.

Die Vorhänge des Bettes waren zurückgeschlagen — der Graf von Sannancey saß neben dem Kopfende, stützte sich auf die Kissen und hielt eine Hand der Gräfin in seinen beiden Händen. Das Haupt

der schönen Verblichenen lehnte an seiner Brust, sein Gesicht war marmorweiß, auch er schien zu Tode erstarrt.

Der Pfarrer näherte sich erschüttert dem Lager, betrachtete aufmerksam das Gesicht der Todten, auf welchem sich himmlische Ruhe gelagert hatte, lispelte ein Requiescat, sprach den Segen und verließ das Schloß.

Gleichzeitig verstummte die Sterbeglocke.

Noch war es still im Dorfe, kaum graute der Morgen, da wurde der Maire aus dem Schlafe gepocht.

Als er öffnete, stand der Graf von Sannancey vor ihm und begehrte Einlaß; er war noch ganz im Zustande des gestrigen Tages, nur noch bleicher, noch erschöpfter, noch aufgelöster.

„Mein Herr,“ sagte der Graf, „ich bin hier ganz unbekannt, Sie sind der Maire des Dorfes — wollen Sie mich so lange beherbergen bis meine Frau unter der Erde ist?“

„O, Herr Graf, so lange es Ihnen gefällig ist, und ich werde es mir zur großen Ehre anrechnen, wenn Sie unter meinem geringen Dache Vorlieb nehmen wollen. Aber — ich kann mir nicht denken, warum Sie nicht lieber in Ihrer eigenen, prachtvollen Wohnung im Schlosse bleiben?“

„In meiner Wohnung? — ich habe keine, das Schloß geht mich nichts an; ich bin nur ein armer limousinischer Edelmann, ohne alles Vermögen, und binnen wenigen Tagen . . . .“

Er hielt inne, warf sich auf einen Stuhl, stützte das Gesicht in die Hände und blieb derart laut- und regungslos sitzen.

Der ehrliche Maire glaubte, es leide der Graf an einer momentanen Geistesstörung, welche ihm der tiefe Schmerz über den plötzlichen Tod seiner Gattin verursacht habe. Sofort waren Frau und Kinder auf den Beinen und der Unglückliche genoß der höchsten Sorgfalt. Schweigend, beinahe fühllos ließ er sich Alles gefallen und dennoch schien ein großer wichtiger Gedanke sein ganzes Wesen zu erfüllen. Er nahm etwas Nahrung zu sich, schlief — ohne seine bestaubten Kleider abzulegen — einige Stunden, erwachte mit dem sinkenden Tage, schrieb die ganze Nacht hindurch und schien am folgenden Tage ruhiger.

Das Doppelbegräbniß von Mutter und Kind fand an diesem Tage statt. Herr von Sannancey ordnete selbst Alles dazu an,

entledigte sich seiner traurigen Pflichten, verabschiedete dann alle Leute des Schlosses, ließ dessen Thore schließen und händigte dem Maire die Schlüssel ein; er behielt nur einen Diener und zwei Pferde für sich. Den Tag darauf wollte er die Gegend für immer verlassen.

Die Dorfbewohner waren im höchsten Grade erstaunt und bestürmten den Pfarrer mit Fragen.

„Gott prüft Herz und Nieren!“ sagte dieser. „Sonder Zweifel wird er Gnade für Recht denen ergehen lassen, welche höher gestellt und dadurch eher auf die Abwege der Sünde gerathen können.“

Wohl waren die guten Landleute nach dieser Erklärung genau so klug, wie zuvor, indessen trugen sie sich um so mehr mit ihr herum, je unverständlicher sie ihnen war.

Herr von Sannancey sorgte dafür, daß auf den Stein des Grabes, welches später durch ein Monument verherrlicht werden sollte, nur die einfache Inschrift gesetzt wurde:

Hier ruht
Frau Hermine von Gualsin
17 Jahre alt.

Es wurde also das bei ihr ruhende arme Kindlein nicht erwähnt und dem baldigen Vergessen anheimgegeben.

In der folgenden Nacht schrieb der unglückliche Gatte noch einige Briefe und schien mehrmals einen Gegenstand zu zerbrechen, dessen Klang dem Zerspringen einer Klinge glich.

Am Morgen ließ er sich von seinem Bedienten ein kleines Kästchen bringen.

Der Maire war eben eingetreten.

Der Unglückliche hatte sich noch immer nicht entkleidet und blos seine Epaulettes abgenommen. Er ergriff das Kästchen, öffnete es und legte den Griff eines Uniformdegens, drei Stücke einer zerbrochenen Klinge, seine beiden Obersten-Epaulettes und zwei versiegelte Pakete hinein. Das eine dieser letzteren war überschrieben: „An den Kriegsminister“; das andere: „An den König.“ — Sodann füllte er das Kästchen vollends mit Papierschnitzeln — von seinen zerrissenen Patenten — verschloß es, drückte sein Wappen darauf, übergab es dem Bedienten und befahl ihm, sich augenblicklich auf den Weg zu machen.

Als der arme limousinische Edelmann den Galoppschlag des Pferdes hörte, auf welchem der Bediente davonsprengte, rief er aus:

„Hermine, es ist geschehen, was die Ehre gebot!“

Dann bat er den Maire, der von seinem Staunen gar nicht zu sich kommen konnte, seine Familie von ihm zu grüßen und ihr sein Lebewohl zu bringen.

„Wann werden wir uns wiedersehen, gnädiger Herr?“ fragte ergriffen der Maire.

„In diesem Leben nicht. — Adieu!“

Als Ludwig XV. den Brief des Herrn von Sannancey gelesen hatte, sagte er:

„Der Dummkopf trat sein Glück mit Füßen — er hätte mit seiner Bravour es sicherlich bis zum General gebracht. Schade, daß die Gräfin so jung gestorben! Sie hat mich recht amüsirt. Was fange ich aber mit ihrer Nachlassenschaft an? — Nun, die Frau Marquise von Fortenville mag die Grafschaft Bramargan erben — treue Dienste müssen belohnt werden! Diese Jungfrau des Königs war nicht zu theuer bezahlt.“

Des Herzogs von Reichstadt einzige Liebe.

I.

Ein Unfall auf dem Spazierritte.

Wenn man von Wien aus auf der Südbahn etwa eine halbe Stunde lang gefahren, so zeigt sich den Blicken der rechter Hand gelegene Markt Perchtoldsdorf, im Volksmunde Petersdorf genannt, an Gebirge angelehnt und in einen dichten Kreis von Weinbergen eingeschlossen, welche eine berühmte Gattung dieses herrlichen erquickenden Getränkes liefern. Dieser Markt, schon an tausend Jahre alt, hat seinen Namen von dem gleichnamigen Rittergeschlechte, war später hauptsächlich dadurch berühmt, daß in der nahe befindlichen Burg die Kaiserwitwen ihren Ruhesitz hatten, daß daselbst mehrere hochwichtige Ständeversammlungen abgehalten wurden, daß ferner der ungarische

Königssohn Ladislas Posthumus eine Zeit lang hier gefangen saß; Perchtoldsdorf hat ferner reiche geschichtliche Erinnerungen aus dem Ritter- und Kriegsleben des Mittelalters aufzuweisen, so z. B. schwere Heimsuchungen durch den Raubritter Jan Smihowsky, eine entsetzliche Verheerung und gräuliches Blutbad durch die Türken (1683), welches die Ureinwohner gänzlich ausrottete, so daß später die gänzlich in Ruinen liegenden Häuser von Auswanderern aus Steiermark neubevölkert werden mußten, die sich dann in diesem prächtigen Weinlande ansiedelten. In den jüngeren Jahrhunderten wurde die schöne Umgegend der Anziehungspunkt für die, dem Leben auf dem Lande nur allzusehr zugänglichen Wiener; der Marktflecken, als solcher ohnehin der Zusammenfluß aller umliegenden kleineren Ortschaften, wurde noch mehr belebt und so reifte er zu jener reizenden und eleganten Sommerfrische heran, welche er jetzt bildet.

Es war im Monat Juli des Jahres 1830. Am frühesten Morgen, der durch seinen goldigen Glanz einen überaus schönen Tag voraussagte, ritt ein junger Offizier in Campagneuniform den Weg von Schönbrunn aus über Mauer, Kalksburg, Rodaun nach dem Markte Perchtoldsdorf.

Der, anscheinend sehr einfache und anspruchslose Offizier stand im Alter von kaum erreichten zwanzig Jahren, mit blassem Gesichte, welches ein körperliches Leiden verrieth, schönen blauen Augen, schlanker Körperform und dem ganzen Typus eines Adonis, wäre nicht, wie gesagt, die Schönheit seiner Erscheinung durch den seltsamen Ausdruck einer inneren Kränklichkeit beeinträchtigt worden. Dieser junge Mann war brustleidend, welcher Zustand in seinem schnellen Wachsthume — seine Gestalt hatte schon im sechzehnten Lebensjahre eine Höhe von fünf Fuß acht Zoll erreicht — den Ursprung hatte und der sich nicht verbesserte, da der Jüngling sich nicht schonte.

Wie bei den meisten Brustkranken es der Fall ist, daß sie oft sogar bis zum letzten Augenblicke ihres stets bedrohten Lebens keine Ahnung ihres traurigen Zustandes haben und stets vermeinen innerhalb kürzester Zeit zu genesen, so war es auch hier der Fall. Er war überzeugt, nicht krank zu sein und leistete den Warnungen und Anordnungen der berühmtesten Aerzte, welche ihm zu Gebote standen, nur ungenügende oder gar keine Folge.

Zudem war er von nur allzufeurigem Temperamente, wie von ebhaftester Einbildungskraft, was selbst die ernstesten Studien, denen

er sich, seiner Familienverhältnisse wegen, ergeben mußte, nicht zu dämpfen vermochten. Seine Leidenschaft war es, sich körperlich wie geistig rasch zu bewegen und so kam es, daß er aus Neigung und in Folge der Absonderlichkeit seiner Lebensstellung gar oft isolirt stand und sogar selbst diese Einsamkeit suchte und liebgewann. Dann überließ er sich immer träumerischem Hinbrüten, ahnungsvollem Sinnen, was durchaus nicht geeignet war, seinen leidenden Zustand zu verbessern.

In Nachdenken versunken, hatte er, im Schritte reitend, den Weg über Kalksburg und Rodaun zurückgelegt und auf den Pfad eingelenkt, welcher nach dem alten malerisch gelegenen Marktflecken Perchtoldsdorf führt, der mit seiner schönen gothischen Kirche und dem merkwürdigen dicken Thurme stets die Aufmerksamkeit aller Zureisenden erregt.

Gleich im Anfange der Ortschaft lag ein, mit lebendigem Zaune eingefriedetes Häuschen, dasselbe war hübsch gebaut und sehr nett gehalten, die Vorderseite — ein Erdgeschoß mit vier Fenstern — stand gegen die Straße gekehrt.

Im Momente als der Offizier vorbeiritt, fuhr ein Hündchen laut bellend aus dem Eingange heraus. Das Pferd erschrack und machte einen solchen Satz, daß es der vollendeten Geschicklichkeit des Reiters bedurfte, um nicht zu stürzen. Ein Malheur war noch dazu die Folge — der Sattelgurt riß und der Offizier glitt kunstgewandt vom Pferde herab. Er wendete sich aber sogleich nach dem Häuschen, wo gleichzeitig aus einem der mit dichtem Weinlaub umrahmten Fenster ein Schreckensruf aus weiblichem Munde gedrungen war.

Wie gebannt hielt der Jüngling stille.

Mit allen Zeichen der Angst bog sich ein Mädchen aus dem Fenster, welches blendend schön genannt zu werden verdiente und das, als es sah, daß sein Erschrecken umsonst gewesen, mit lächelnden Blicken und auf das Herz gedrückten Händen nach dem Reiter sah. Die Huldin war etwa achtzehn Jahre alt, blond, groß und üppig gebaut, hatte prachtvolles schwarzes Haar und einen etwas brünetten Teint, die geöffneten rosigen Lippen ließen eine wahre Perlenreihe von Zähnen schauen.

Der junge Offizier empfand im Herzen ein unbeschreibliches Gefühl des Entzückens und, die Dame mit kavaliermäßiger Verbeugung grüßend, trat er — sein Pferd am Zügel führend — an den Zaun.

„Mein Fräulein,“ sagte er mit bebender Stimme, „ich muß

Sie um Entschuldigung bitten, daß ich Sie derartig erschreckt habe. Mein Emir ist doch sonst nicht so scheu und nun muß es ihm gerade vor Ihrem Hause passiren!"

„Ach, mein Herr," erwiderte mit purpurglühenden Wangen die Schöne, „ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, es ist vielmehr an mir, Sie um Vergebung zu bitten, daß mein Hündchen Ursache an einem Unglücke hätte sein können. Mein Gott, wenn Sie sich verletzt hätten, ich wäre untröstlich gewesen!"

„Ach," erwiderte der Offizier, „ich würde selbst einem solchen Unfalle noch Dank schuldig sein, der mir den Anblick einer so holden Rose verschaffte. Seit einigen Wochen reite ich täglich an Ihrem Landhause vorbei und doch mußte es erst meinem heutigen Abenteuer vorbehalten bleiben, eine so reizende Entdeckung zu machen. Sie sind wohl nie so zeitlich des Morgens am Fenster?"

„Im Gegentheile," erwiderte das Mädchen erröthend und die prachtvollen seidenen Wimpern über die Augen senkend, „ich habe Sie jedesmal vorüberreiten gesehen."

Der Jüngling warf, für diese mit innigem Tone und jungfräulicher Verschämtheit hingehauchte Erklärung einen feurigen Liebesblick nach der Reizenden und stieß einen Ruf des Entzückens aus.

Da ließ sich im Innern des Hauses der Ruf: „Rosa!" hören. Das Mädchen rief dem Jünglinge zu: „Leben Sie wohl, mein Herr, für heute!" und verschwand nach einem flüchtigen Gruße in das Zimmer.

Der junge Offizier wollte eben sein Pferd in Stand setzen, als ein junger, elegant gekleideter Mann im Civil, gefolgt von einem Reitknechte, des Weges dahersprengte. Er warf einen Blick der Ueberraschung auf den Offizier, sprang vom Pferde, dessen Zügel er dem Diener zuwarf, und eilte auf ihn zu.

„Um Gotteswillen, Durchlaucht! Es ist Ihnen doch kein Malheur passirt!?"

„Nein, nein, lieber Walcher, blos ein kleiner Zufall — der Sattelgurt ist gerissen, Johann soll das gleich in Ordnung bringen, während ich Ihr Pferd besteigen und nach Hause reiten will. Sie selbst aber müssen mir gefälligst sogleich einen Dienst leisten. Erkundigen Sie sich unaugenfälligst, wer dieses nette Häuschen hier bewohnt und bringen Sie mir sofort genaue Nachricht. Adieu, lieber Walcher!"

Mit diesen Worten schwang sich der Offizier auf das Pferd des

Herrn von Walcher und ritt in raschem Trabe den Weg zurück, den er gekommen.

Als er beim Schlosse Schönbrunn anlangte, wo derselbe wohnte, rief der Posten in's Gewehr. Der Reiter grüßte den an der Tête der Schloßwache befindlichen Hauptmann freundlich, ritt bis zu einem Seitenthore, wo er abstieg und sich in seine Wohnung begab. Daselbst beschäftigte er sich mit Lektüre, bis der Bote mit der gewünschten Nachricht zurückkehrte.

Ganz echauffirt trat nach Verlauf von zwei Stunden der Sekretär — diesen Posten bekleidete der Herr im Zivile bei dem Offizier — in das Zimmer.

„Ah, Sie sind es schon, lieber Walcher!" rief der Schloßbewohner. „Nun willkommen, ich bin begierig, wie Sie Ihre delikate Mission ausgeführt haben."

Dabei lud er ihn durch eine anmuthige Handbewegung ein, Platz zu nehmen.

„Durchlauchtigster Herr," erwiderte der Sekretär, in einiger Entfernung von dem Tische Platz nehmend, an welchem der Offizier saß, „ich hoffe, Ihnen Genüge leisten zu können."

„Ah? Nun, so lassen Sie hören, was Sie erfuhren. Wie stellten Sie das an?"

„Ich befragte den Wirth des nahegelegenen Gasthauses, wo ich mit Johann abstieg, unter dem Vorwande, mich von einem kleinen Malheur mit dem Pferde erholen zu müssen, dann fragte ich bei mehreren auf den Feldern beschäftigten Bauern nach, welche meinen mußten, daß mir die Lage des Häuschens gefiele."

„Nun und was erfuhren Sie?"

„Daß das Häuschen von einer reizenden jungen Dame mit ihrem Vater bewohnt werde, es ist eine Französin."

Wie vom elektrischen Schlage berührt, fuhr der Prinz empor.

„Eine Französin!?" rief er. „Und sie spricht so herrlich deutsch."

„Ja, Durchlaucht, eine Französin. Ihr Vater heißt Julien Demareau, er emigrirte vor Wiedereinsetzung der Bourbons aus Frankreich und machte sich in Wien ansässig. Hier ertheilt er Unterricht in der französischen Sprache und sein rastloses Bemühen, wie seine geregelte Lebensweise ermöglichten es, daß er sich sogar das kleine Landhäuschen in Perchtoldsdorf ankaufen konnte, wo nun er und seine Tochter stets den Sommeraufenthalt nehmen. Ich erfuhr ferner, daß Rosa's

— so heißt das Mädchen — Mutter vor einigen Jahren gestorben, daß eine anständige ältliche Frau die Wirthschaft und Aufsicht im Hause führt, daß die Tochter wohl ein lebhaftes, aber wohlerzogenes und streng sittliches Mädchen ist, welches ganz einsam und einfach seine Tage verbringt. Man rühmt vornehmlich ihren Wohlthätigkeitssinn, mit dem sie unverschuldet Leidende und verschämte Arme unterstützt. Allem Anscheine nach ist das Fräulein wirklich ein Engel."

„Und der Vater? Was hört man von diesem?"

„Er ist ein leidenschaftlicher Napoleonist," erwiderte der Sekretär bedeutungsvollen Tones, „hat den verhängnißvollen Kriegszug nach Rußland mitgemacht, sich später in den sogenannten hundert Tagen hervorgethan und, da er als alter Soldat des Kaiserreiches unter der Restauration nicht mehr dienen wollte, ging er außer Landes."

Der junge Offizier war durch diese Mittheilung sehr erregt. Er sprang vom Fauteuil auf, in welchem er gesessen, und durchmaß mit gekreuzten Armen lebhaft das Zimmer. Dann sagte er halblaut vor sich hin:

„Die napoleonische Fraktion dürfte von allen politischen Fraktionen Frankreichs über kurz oder lang die stärkste, wenn auch nicht die ausgedehnteste Sympathie für sich gewinnen, da sie die Armee umfaßt und zur Grundlage ihres Hoffnungsgebäudes den für Ruhm so empfänglichen Nationalsinn aller Franzosen hat. Sie hat überall ihre Anhänger und Agenten. Daß diese Partei, welche jetzt mehr nach innen als nach außen mächtig wirkt, mich im Auge hat, ist natürlich; aber es wäre von mir unnatürlich, hierin einen Schritt zu machen oder auch nur einen Gedanken zu hegen, den die Zustimmung meines ebenso verehrungswürdigen als staatsklugen Großpapa's nicht sanktionirte. Er liebt mich und will mein Glück; allein er kann mein Glück nicht wollen, auf Kosten des Glückes so vieler Millionen Menschen, welche zur Höhe seiner Stellung vertrauensvoll, wie Kinder zu ihrem Vater aufblicken; er kann und darf nicht, um des Sohnes seiner Tochter Willen, das von Gott seiner Weisheit und Gerechtigkeit anvertraute große Reich den unzuberechnenden Wechselfällen eines Krieges aussetzen, um auf das Haupt seines Enkels eine Krone setzen zu helfen, nach welcher vielleicht im nächsten Augenblicke schon wieder das sogenannte souveräne Volk die anarchisch blutige Hand ausstrecken würde. Der Kaiser und der Staatskanzler kennen mich zur Genüge, um mir hierin unbedingt zu vertrauen und daß man mich überwacht, geschieht

nur, um mir Verlegenheiten zu ersparen. Ich muß daher in der Wahl meines Umganges sehr taktvoll zu Werke gehen. Uebrigens — was kommen soll, wird kommen, auch ohne mein individuelles Zuthun; der Mensch schreibt wohl Geschichte, aber das Geschick macht sie*)."

In dem Augenblicke trat ein kaiserlicher Leiblakai ein und meldete:

„Seine Majestät Kaiser Franz lassen den Durchlauchtigsten Herrn Herzog von Reichstadt um seinen Besuch znm Frühstück bitten."

„Ich komme, ich komme!" rief lebhaft der junge Offizier. „Ich danke Ihnen, lieber Walcher, für Ihre Bemühungen. Wir sprechen schon noch weiter darüber."

Mit diesen Worten entfernte sich Franz Herzog von Reichstadt, um dem geäußerten Wunsche seines Großvaters, des Kaisers Franz I. von Oesterreich, zu entsprechen.

II.

Eine Unterredung zwischen Großvater und Enkel.

In dem, im prachtvollen Schönbrunnerparke befindlichen separirten Privatgarten der kaiserlichen Familie, welcher für den allgemeinen Zutritt vollkommen abgeschlossen ist, promenirte ein wahrhaft bürgerliches Ehepaar. Der Gatte, bürgerlich einfach, ja sogar auffallend schlicht gekleidet, trug einen ziemlich langen Rock aus dunkelgrauem Tuche, bis an den Hals zugeknöpft, einen abgenützten schwarzen Zilinder auf dem Kopfe, der durch seine verbogene, ja beinahe abgerissene Krämpe zum Sprichworte von ganz Wien geworden war, welcher Zustand in dem unaufhörlichen Danken für die freudigen Begrüßungen von Seite des Volkes seinen Grund hatte, eine einfache Hose und breite, absichtlich ausgetretene ordinäre Kalblederstiefeln, in denen allein er sich behaglich fühlte. Die Dame an seiner Seite war in einfacher Morgentoilette, jedoch von elegantem Schnitte, und wer das, Arm in Arm promenirende Ehepaar betrachtete, sah auf den ersten Blick, daß das

*) Eigene Worte.

herzinnige Glück einer musterhaften Ehe da heimisch sei. Auf den scharf ausgeprägten Zügen des Gatten lagerte ein unbeschreiblich imponirender Ausdruck, dessen Strenge durch einen Blick voll Güte gemildert war, während seine ungewöhnlich hohe und bereits kahle Stirne einem Throne aus weißem Marmor glich, als dem Herrschersitze des Geistes, der über alle Leidenschaften, in immer gleicher Ruhe und Klarheit erhaben ist. Die Dame hingegen vereinigte mit der ehrfurchtgebietenden Majestät ihrer Erscheinung, den vollendetsten Zauber weiblicher Anmuth, ein liebevolles zutrauliches Lächeln umspielte die schönen Lippen und ihre strahlenden Blicke hatten einen unverkennbaren Ausdruck von wahrhafter Engelsgüte.

Dieses Ehepaar war Kaiser Franz I. und Karoline Auguste, von welcher der Monarch einst in seinem angewohnten gemüthlichen Idiome, die so herrlich charakterisirenden Worte sprach: „Bis dato hab' i nur Gemalinnen g'habt, endli hab' i do a Weib!" Es läßt sich aber auch kaum eine rührendere Sorgfalt denken, als jene, mit welcher die noch jetzt so hoch verehrte „Mutter der Armen" ihren hohen Gemal betreute und die selbst in die kleinsten Details überging, so daß sie höchsteigenhändig allabendlich die Kissen seines Bettes zurecht richtete und das gewohnte Glas Wasser auf das Nachtkästchen setzte.

Das Gespräch, welches die hohen Gatten führten, betraf die neuesten Ereignisse, denn eben hatte Karoline Auguste, die trüben Furchen auf der Stirne ihres geliebten Monarchen bemerkend, ihn theilnahmsvoll um die Ursache gefragt.

„Ja schau, Karolin'," erwiderte gepreßten Tones der Kaiser, „die G'schichten in Frankreich g'fallen mir gar nit. Ob denn die verteixelten Franzosen aufhöreten, dumm's Zeug z'machen."

„Hast wieder schlechte Nachrichten kriegt, Franz?"

„Sehr schlechte. Wann fünfzehn Jahr Frieden d'Leut no nit vernünftiger machen, was soll man denn nacher sagen! Frankreich hat sich erholt; unter Ludwig XVIII. und unter Karl X. is durch die Charte und durch ordentliche Administration Alles g'schehen, was billigerweis' hat g'scheh'n können; alle Gewaltthätigkeiten und Konfiskationen hab'n aufg'hört, die Spuren von dem zwanzigjährigen Krieg sein ausg'löscht, d'Industrie hat sich g'hoben, der Reichthum im Land zeigt sich wieder in tausend Dingen und do kein' Ruh', do kein' Z'friedenheit. Und warum nit? Weil dort Jeder administriren, regieren, herrschen will, aber Keiner mag pariren. Sie sein schon ihr Glück satt und fangen wieder an

mit der Regierung z'plänkeln. Und d'reinmischen darf man sich schon gar net, das heißt, man soll warten, bis s'Unterste z'Oberst' kehren und die unruhigen Köpf' in ganz Europa auf's Neue toll g'macht haben! Und die ganze G'schicht hat noch den fatalsten Wendepunkt, sie droht sogar meinem eigenen Familienleben*)."

„Deinem Familienleben?" fragte die Kaiserin, überrascht zu ihm aufblickend.

„Ja, ja, Karolin', meinem, unserm Familienleben. No' spät Abends gestern war der Metternich bei mir. Es lassen alle offiziellen und geheimen Mittheilungen, die er jetzt aus Frankreich bekommt, nit den mindesten Zweifel übrig, daß's in dem unglücklichen Land bald wieder losgeht — vielleicht schon in ein' Monat. A halb's Dutzend Parteien, die bearbeit' sein und selbst wieder durch Zeitungen und andere Schriften bearbeiten, nähren Haß und Zwietracht und so is dem legitimen Souverain auf'm französischen Thron gegenüber a Macht entstanden, die für die allgemeine Ruh' und Ordnung sehr g'fährlich is. Am meisten Sorgen macht mir die Partei der sogenannten Napoleonisten. Unter denen sein mehrere Generäl' und höhere Offiziers, no aus der Kaiserzeit, die nit vergessen können, in welcher wichtigen Stellung sie bei meinem Schwiegersohn g'wesen sein und die Bonapartisten da, wünschen jetzt mehr als je — den Herzog von Reichstadt auf'n Thron zu setzen**)."

„Ja — aber —" fragte Karoline — „möchtest Du deinen Enkel nicht gerne auf dem französischen Throne sehen?"

„Nein, Karoline," erwiderte fest und ernst der Kaiser, im Aufwallen des Affektes in den würdevollen Ton des Monarchen fallend, „als Souverain werde ich nie gegen mein Prinzip handeln, als zweiter Vater des Herzogs habe ich ihn viel zu lieb, um ihn solchen politischen Wagstücken hinzugeben."

„Franzi," erwiderte die Kaiserin gemüthlich, „ist mit Leib und Seele Soldat, aber viel zu rechtlich und dankbar für deine Wohlthaten, als daß er gegen deinen Willen auch nur das Geringste unternehmen würde."

„Hast recht, Karolin'," fuhr der Kaiser, in sein Lieblingsidiom zurückfallend, fort, „hast recht, aber — i bin do nit ganz ruhig. Er

---

*) Des Kaisers eigene Worte.

**) Eigene Worte.

hat mir wohl no gar kein Anlaß zu Besorgnissen geben, aber — schau — Jugend hat halt nit Tugend und am allerwenigsten die der Mäßigung und Klugheit. Freili hat der Franzi keinerlei G'heimniß vor mir, aber — vielleicht is no gar nit der rechte Augenblick und der rechte Mann kommen, der ihn zu einem Schritt brächt', den wir Alle tief empfinden würden. Du weißt, Karolin, wie mir der liebe Bub an's Herz g'wachsen is, und wenn i denk', daß ich die zweite Auflag vom Monat Juni Achtzehnhundertvierzehn erleben müßt' — und wer weiß, ob i dann ein zweiten Herrn von Tappenburg zu haben das Glück hätt'."

Zur näheren Erklärung dieser Besorgniß müssen wir für unsere Leser ein Ereigniß einschalten, welches seinerzeit, wenn es gelungen wäre, die ganze Weltlage hätte verändern können.

Bekanntlich lebte im Jahre 1814 die Frau Erzherzogin Maria Louise, Gemalin Kaisers Napoleon I., Tochter des Kaisers Franz, mit ihrem damals kaum vier Jahre alten Söhnchen Napoleon, späteren Herzog von Reichstadt, im kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn in tiefster Zurückgezogenheit, wo sie sich fast ausschließlich mit Lektüre und ihrem Piano beschäftigte, auf welch' letzterem sie bekanntlich Meisterin war. Ihre Zurückgezogenheit hatte in der Trennung von Gatten und Reich und in den unglücklichen politischen Wirren ihren Grund.

Damals hatte eine kühne, kleine, aber desto unternehmendere Partei von meistens emigrirten Franzosen, altadeligen Stammes, wie auch von dem durch Napoleon selbstgeschaffenen hohen Adel, welche Alle ihrem gewesenen Kaiser und dessen Hause mit Leib und Seele ergeben waren, den tollkühnen Plan gefaßt, mit oder ohne Einwilligung der Mutter sich des jungen Prinzen Napoleon zu bemächtigen und ihn nach Paris zu entführen, wo man ihn zum Kaiser ausrufen wollte und nicht zweifelte, daß sich ganz Frankreich für Napoleon II. erklären werde.

So machten denn im Monat Juni des Jahres 1814 zwei Damen des französischen hohen Adels, welche stets unter die lebhaftesten Bewunderinnen Napoleon's gezählt wurden, die überdies beim Hofstaate der Kaiserin Maria Louise zu Paris hohe Stellen bekleidet hatten, ihre Abschiedsvisiten. Bisher hatten sie aus Anhänglichkeit das freiwillige Exil in Wien und Schönbrunn dem Leben in Frankreich vorgezogen, nun aber erklärten sie, es seien alle Aussichten für eine günstige Wendung des Geschickes ihrer so hochverehrten Monarchin verloren und sie woll-

ten wieder in ihre Heimat, zu ihren Gatten und der eigenen Familie zurückkehren. Ueberdies hatte eine dieser Damen einen Sohn von fast gleichem Alter mit dem jungen Napoleon, welcher Letztere sich gerade etwas unwohl befand und seit einigen Tagen die inneren Schloßgemächer hüthete.

Die beiden Damen verabschiedeten sich unter vielen Thränen von ihrer hohen Herrin und fuhren am andern Tage in der Früh von ihrer in Hietzing gelegenen Wohnung weg. Sie saßen in einem sehr eleganten, aber nach damaliger Sitte höchst schwerfälligen Reisewagen, der mit Koffern und Schachteln überladen war, und ein kräftiges Doppelgespann von Extrapostpferden führte sie auf dem gewöhnlichen Postwege von Linz ihrer Heimat zu.

Zu jener Zeit lebte in Hietzing Herr Karl Tapp, aus Baiern gebürtig, der sich in seiner Jugend dem Soldatenstande gewidmet und mehrere Jahre im französischen Heere gedient hatte. 1800 war er zum Offiziere avancirt, zeichnete sich das Jahr darauf bei Marengo aus, kam 1805 das erstemal nach Wien, wo er die Bekanntschaft seiner nachmaligen Gattin machte, was Ursache war, daß er die militärische Laufbahn verließ und sich um eine Zivilanstellung bewarb. Es gelang ihm als Subalternbeamter bei der k. k. Polizei ein Plätzchen zu erlangen und er wurde später bei der Polizei-Expositur zu Hietzing verwendet, welche insbesondere während des Sommers mit den das k. k. Lustschloß Schönbrunn betreffenden Polizei-Angelegenheiten betraut ist.

Wie und von wem Herr Tapp die Kunde von den Absichten der beiden Damen erhielt, ist nie bekannt geworden, da er bis an seinen (im Dezember 1863, im 82. Lebensjahre erfolgten) Tod selbst gegen seine eigenen Familienglieder ein undurchdringliches Stillschweigen beobachtete. Den übrigen Theil des Vorfalles hingegen erzählte er oft im Freundeskreise; nichtsdestoweniger ist derselbe bis heutigen Tag in der genauen Weise, wie wir ihn erzählen, fast gänzlich unbekannt.

Herr Tapp hatte sich Tags vorher die zu einer Reise nöthigen Dokumente, Vollmachten und Gelder verschafft, nahm zwei gewiegte Begleiter als Diener mit und fuhr am selben Morgen gleichfalls mittelst Post den Damen nach, die er erst in der Station Strengberg auf der Linzerstraße einholte, wo sie im Posthause ihr Mittagsmal einnahmen. Herr Tapp that desgleichen, um ihre Abfahrt abzuwarten. Nicht lange dauerte es, so setzten sie ihre Reise fort und der Verfolger zögerte nicht, ihnen auf dem Fuße nachzueilen.

Auf der nächsten Post, beim Pferdewechsel, pflog Tapp Rücksprache mit dem Postmeister und erbat sich darauf von der Dame, die angeblich die Mutter des Knaben war, eine kurze Privatunterredung, wozu sich selbe sogleich bereit erklärte und den kleinen Knaben, den sie bei sich hatte, mit in das von dem Postmeister als Sprachzimmer eingeräumte Familienzimmer führte.

Es ist nicht bekannt geworden, was Herr Tapp mit der Dame verhandelte, aber die Folgen dieser Unterredung waren — eine genaue Durchsuchung des ganzen Gepäckes und ihres Reisewagens selbst, dessen Rückwand — hohl war. In dieser Höhlung befand sich ein höchst geschmackvoller und seinem Zwecke in Allem entsprechender Kinderschlafstuhl angebracht und in demselben wurde, an der Seite einer kleinen Wärterin, umgeben von Spielzeug und Bäckereien — der kleine Prinz Napoleon aufgefunden. Das Licht fiel in diesen Raum durch das, gewöhnlich wie in allen übrigen Wägen, ober der Kopfhöhe der sitzenden Passagiere angebrachte Fensterchen; der Luftwechsel war mittelst mehrerer, durch Quasten, Spangen und andere Zierathen von außen verdeckten Ventilationslöcher hergestellt.

Die ganze Reisegesellschaft wurde nun nach Schönbrunn zurückgebracht, von wo aus die beiden Damen — nun unter ernsterer Begleitung — auch bald darauf wirklich nach Frankreich abreisten. Kaiser Franz belobte Herrn Tapp für die von ihm bewiesene Umsicht und stellte ihm die Wahl einer Belohnung frei. Herr Tapp erbat sich eine Stelle bei einer der Inspektionen der kaiserlichen Lustschlösser, die ihm auch nebst Ausfolgung einer nicht unbedeutenden Geldgratifikation ertheilt wurde. Später wurde er noch in den Adelsstand mit dem Prädikate Edler von Tappenburg erhoben.

Wenngleich nun zur Zeit, als der Herzog von Reichstadt zwanzig Jahre zählte, eine etwaige Entführung nur mit dessen Willen hätte vor sich gehen können, so war es immerhin für den Kaiser ein höchst unangenehmes Gefühl, nur daran zu denken, daß man seinem geliebten Enkel einen solchen Vorschlag zur Flucht machen könnte.

Die Kaiserin Karoline hingegen, vertrauend wie alle Mütter, hegte keinerlei Besorgniß, daß ihr lieber „Franzi" die kaiserliche Familie, wo ihn Alle wie einen Sohn und einen Bruder liebten, je verlassen könnte und sie wollte eben ihrem mütterlichen Herzen freien Lauf lassen und dem Kaiser antworten, als der Held dieses Gespräches am belaubten Eingange sichtbar wurde.

„Da kommt er!“ rief Franz, der ihn erblickte und seine Stirne erheiterte sich. Gleichzeitig winkte er ein paar Mal mit der rechten Hand der ehrfurchtsvollen Begrüßung des Herzogs von Reichstadt zu, der nun herantrat und der, ihn herzlich begrüßenden Kaiserin die Hände küßte.

„Na, heut schaust wieder echauffirt aus!“ rief Kaiser Franz in einem Tone, der vorwurfsvoll klingen sollte, indessen seine ganze Besorgniß verrieth. „Du glaubst halt, daß deine Grenadier’ auf der Mauer ohne Dich nit fertig wer’n können. Dann kommst D’ ganz athemlos nach Haus.“

„Mein theurer Großvater, ich fühle mich sehr wohl und gedenke noch hübsch lange bei gutem Athem zu bleiben.“

„Mein Kind,“ sagte Karoline, „wenn Du nur fein folgen und hübsch so athmen wolltest, wie’s der Doktor Malfatti vorschreibt. Bedenke doch — der Athem ist kurz und das Leben lang.“

„Meine theuerste Großmama,“ erwiderte Reichstadt, „wie man in der Jugend athmet, hat der alte Malfatti schon längst vergessen. Wie sollt’ ich nicht schnell herbeieilen, wenn Großpapa mit mir zu sprechen hat!?“

„Ja, Franzi,“ nahm der Kaiser das Wort, „i hab mit Dir z’reden, was sehr wichtig’s, was in den neuesten Vorfällen in Frankreich sein’ Grund hat. Schau, mein Kind,“ — dabei promenirte der Kaiser mit seinem Enkel im Garten auf und ab, während die Kaiserin, wie eine echte sorgsame Hausfrau sich am Frühstücktische beschäftigte, „Du weißt, was für albernes Zeug man im Ausland über Dich z’sammenplaudert, ich mein’ über deine Erziehung und Stellung bei mir; Du weißt auch, daß i befohl’n hab’, man soll Dir Alles z’lesen geben, was diese leichtsinnigen oder schlechten Leut’ über Di’ schreiben, wie Du auch das dumme Gedicht von Barthelemy „Le fils de l’homme“ g’lesen hast. —“

„Oh,“ unterbrach ihn mit ehrfurchtsvoller Geberde der Herzog, „das Gedicht hat mich selbst im höchsten Grade indignirt.“

„No, und so hat,“ fuhr Kaiser Franz fort, „der Metternich von mir den Auftrag erhalten, daß Du über die Geschichte deines Vaters ganz wahrheitsgetreu und vollständig unterricht’t werd’n sollst. I will haben, daß Du ’s Andenken deines Vaters ehrst, daß D’ seine großen Eigenschaften, so wie seine Fehler Dir zum Beispiel nimmst, um den ersten nachzuahmen, die zweiten zu vermeiden, so daß Du den

traurigen Folgen entgehen kannst — i hab' dem Fürsten g'sagt, er soll über dein' Vatern so zu Dir reden, wie er selbst wünschen muß, daß man einmal von ihm zu sein' Sohn spricht*)."

„Und der Fürst," schaltete der Herzog lebhaft ein, „hat diesen Auftrag in getreuester und umfassendster Weise vollführt; er hat mich gelehrt, die Zeitgeschichte genau zu kennen."

„No, wenn er Dir ein treu's Bild von dein' Vatern geb'n hat, so wirst D' auch wissen, was selbst ein großer Mann nit wag'n soll; Du wirst einseh'n, daß ein ungemessener Ehrgeiz wohl auf'n Gipfel der Macht führ'n, aber auch wieder von dieser Höh' 'runterstürzen kann."

„Oh, mein theuerster Großvater," rief der Herzog hingerissen aus, „wie vielen Dank schulde ich Ihnen!"

Kaiser Franz hielt an, küßte seinen tiefbewegten Enkel auf die Stirne und sprach mit bebender Stimme und tiefer Rührung:

„Lieb's Kind, dein Vater is von einer höhern Macht, als die von all'n Kaisern und Königen der Erden g'stürzt wor'n, i hab Dir mit gutem Vorbedacht sein' Namen entzogen und Dir dafür den mein' geben und mehr als mein' Namen — auch mein Herz. Dank braucht's da nit, aber — hab' uns so lieb, wie wir Di hab'n und bleib' gottesfürchtig, b'scheiden und — weil's die bösen Menschen mitunter schon nothwendi machen — auch klug. Sei, wie bisher, auf der Huth gegen alle Anfechtungen; i sag absichtlich gegen alle, das heißt, nämlich auch gegen die von Innen kommenden, die aus dein' eigenen Denken und Fühlen entspringen könnten. G'schichte wissen is nix, G'schichte kennen, das is Alles; sie kennen, will so viel sagen — sie auf sich selbst anwenden, denn am End' is do die ganze Menschheit nur der tausendmillionmal vervielfachte Mensch und im Kopf und im Herzen eines Einzelnen sein ebenso die Gedanken und Empfindungen Akademien und Reichsversammlungen, da nun einmal an ein' ewigen Frieden nit z'denken is. I wiederhol' Dir also nochmals, liebster Franzi — bleib' auf deiner Huth."

„Das werde ich," entgegnete Reichstadt mit feierlichem Ernste.

„So, mein lieber Franzi, jetzt hab' ich Dir Alles g'sagt, was mir diese Nacht schwere Sorgen g'macht hat und nun — nix weiter

---

*) Des Kaisers eigene Worte; die ganze hier gepflogene Unterredung ist nahezu wörtlich.

mehr davon. Meine Karolin' schaut schon alleweil herüber, ob wir no nit fertig sein; freili a solche Perl von einer Hausfrau hat's nit gern, wann der Kaffee kalt wird. Geh'n mer fruhstucken."

III.

Kaum begonnen, schon zerronnen.

Das recht freundlich gelegene Landhaus des französischen Sprachmeisters Demareau umfaßte nur zwei Zimmer und zwei Kabinete. Eines der Zimmer hatte zwei Fenster, welche nach dem Garten hinausgingen und die ganze Vorderseite einnahmen und bildete den sogenannten Salon oder das Empfangszimmer, wie dies in jedem anständigen Bürgershause der Brauch ist; das zweite Zimmer war das Arbeits- und Schlafgemach des Sprachmeisters, die durch einen schmalen Gang getrennten zwei Kabinete wurden von Rosa und ihrer Duenna bewohnt. An das Kabinet der Letzteren schloß sich die sehr rein gehaltene Küche, in welcher eine brave Magd hantierte. Der Eingang des Hauses führte durch einen kleinen Vorgarten zum eigentlichen Hausthore.

Fräulein Rosa war ein Mädchen von feurigem Temperamente und lebendiger Einbildungskraft, das Lesen der berühmtesten deutschen und französischen Schriftsteller- und Dichterwerke hatte ihr eine hohe Bildung gegeben, wenngleich sie des Seelenaustausches und Gedankenverkehrs beinahe gänzlich ermangelte, da sie mit dem, durch sein Tagesgeschäft oft ermüdeten und herabgestimmten Vater, nur sehr selten diskutiren konnte, mit ihrer Duenna — einer einfachen bürgerlichen Frau — ebenfalls sich in kein geisterhöhtes Gespräch einlassen konnte. Nebstbei widmete sie ein paar Stunden des Tages der Musik — sie war eine treffliche Klavierspielerin und Sängerin — andere Stunden den Stylübungen und dem Zeichnen, die übrige Zeit des Tages wurde mit weiblicher Handarbeit und Pflege der Blumen im Gärtchen ausgefüllt.

Bis zum Augenblicke, womit unsere Erzählung begann, hatte Rosa das herzlichste und mächtigste aller Gefühle — die Liebe nicht kennen gelernt, aber, wie es bei allen Mädchen dieses Schlages vorkommt, es füllte Sehnsucht darnach und nach Verwirklichung ihres Ideals ihre Brust, so daß sie sich nicht selten einem träumerischen Zustande überließ.

Während eines solchen hatte sie, eben im Vorgärtchen mit dem Ordnen der Blumen beschäftigt, eines Tages den jungen Offizier erblickt, welcher allein und ohne sie zu bemerken, am Landhause vorbeiritt. Es hatte sofort die Erscheinung dieses unbekannten herrlichen Jünglings auf sie gewirkt, so daß sie von einem plötzlichen, bisher nie empfundenen süßen Schmerze durchzuckt ward. Von da an wartete sie täglich auf sein Vorüberkommen, sie sog das süße Gift immer tiefer ein und war glücklich, daß er alle Tage vorbeikam. Wie geschah ihr erst, als der kleine Unfall, der sie erschreckt hatte, Gelegenheit bot, mit ihm zu sprechen, als sich seine glänzenden Augen tief in die ihrigen bohrten, als sein ganzes Wesen ihr verrieth, daß auch sie Eindruck auf ihn gemacht habe. Mit tiefer Erregung und zitternder Erwartung hoffte sie auf den nächsten Tag, der ihn nun unfehlbar näher bringen mußte, wie träge schlich ihr die Zeit dahin und als der Morgen kam, lag sie im reizenden Negligée am Fenster, um ihn ja nicht zu verfehlen.

Und gar bald wurde der Reiter auf dem von ihr täglich beobachteten Pfade sichtbar. „Er ist es!“ rief sie schwer athmend, mit glühenden Augen und hochgerötheten Wangen ihm entgegen schauend.

Der Prinz hält vor dem Hause, springt vom Pferde, sieht das Mädchen am Fenster und ruft den Namen Rosa mit aller Glut eines leidenschaftlich erregten Herzens aus. Das Mädchen zuckt zusammen, ihre Augen entsenden strahlende Blitze, sie erhebt sich und eilt der Staketenthüre des Vorgartens zu. Noch einmal ertönt der Name Rosa, mit aller Inbrunst sehnsüchtiger Liebe gesprochen und — das Mädchen, welches noch zögerte, stürzte in die geöffneten Arme des schönen Jünglings, wobei ihre Lippen gegenseitig an einander brennen.

Von diesem Augenblicke an gehörten die beiden Herzen innig einander an. Das Liebesverhältniß, welches sich nun entspann und durch den ganzen übrigen Theil des Sommers und Herbstes fortgeführt wurde, blieb rein und unentweiht von allen sinnlichen Gelüsten. Sie wußte nicht, wer der Mann war, den sie mit so heißer Glut liebte, für sie war es der Hauptmann Franz, ein ihrer Erziehung ebenbürtiger Genosse, mit dem sie bereit war, an den Altar zu treten. Dem Herzoge dagegen erschien in ihr zum ersten Male das liebende Weib in einer Reinheit, welche er nie zuvor geahnt, welches ein eigener Zauber umgab, das seine reichsten Schätze, sich selbst unbewußt, vor ihm entwickelte.

Die beiden Liebenden trafen sich oft in und außer dem Hause, das heißt, entweder in Rosa's Landwohnung oder auf Spaziergängen im nahen Gebirge und Beide kosten, unbewußt der Gefahr einer Trennung, die doch, von Seite des Geliebten wenigstens, äußerst nahe lag, wie zwei unschuldige Kinder miteinander.

Die Beaufsichtigung führte die Duenna des Fräuleins, eine gute, aber oberflächliche Frau, welche, als das Einvernehmen der beiden Liebenden sich immer inniger gestaltete, immer rückhaltsloser und ungezwungener wurde, statt vorsichtiger zu sein, nachlässiger wurde, wozu die Umstände beitrugen, daß ihr der Stand des jungen Offiziers unbekannt war und daß Rosa's Vater den Jüngling freudig aufgenommen hatte und in ihm eine vortheilhafte Partie für seine Tochter sah. Einem schärferblickenden Auge wäre freilich aufgefallen, daß der junge Mann zeitweilig von einer unbegreiflichen Wehmuth angewandelt wurde und daß er sich in seinem momentanen Glücke nicht recht heimisch zu fühlen schien, was auf das hingebungsvolle Mädchen nicht selten höchst peinlich wirkte, umsomehr als sie auf ihre eindringlichen Fragen sehr ausweichende Antworten bekam.

Da kam der 18. August 1830 und brachte hohe Freude in das Kaiserhaus. Die Frau Erzherzogin Sophie, die schöne jugendliche Gemalin des zweiten Kaisersohnes, des populären Erzherzogs Franz Karl genas an diesem Tage eines Knäbleins, welches bestimmt war, als Jüngling von achtzehn Jahren einen der herrlichsten Throne der Christenheit zu besteigen — des nunmehrigen Kaisers Franz Josef I.

Am nächsten Tage vereinigte sich die kaiserliche Familie in Schönbrunn zum engeren Kreise, Kaiser Franz hatte lange Zeit bei der hohen Wöchnerin verweilt und als er das Schlafgemach der Frau Erzherzogin verließ, sagte er zum Herzog von Reichstadt:

„Du, Franz, komm' mit mir in Garten."

Der Ton, mit welchem der Monarch seinem Enkel dies sagte, überraschte denselben, denn er war gemischt von Strenge und Liebe, Ernst und Kummer. Der Herzog folgte seinem Großvater in banger Erwartung, welche sich bis zur Unruhe steigerte, als der Kaiser in eine Allee des Privatgartens einbog und mit über den Rücken gekreuzten Händen eine gute Weile stillschweigend auf und ab wandelte. Wie der Prinz ahnte, mußte etwas höchst Ungewöhnliches zur Sprache kommen. Er sollte sich auch nicht getäuscht haben.

„Du machst mir ein' schön' Kummer!" begann plötzlich Kaiser Franz *).

„Ich, theuerster Großvater!?" stammelte erschreckt der Herzog.

„Ja, Du, und no dazu ein' groß'n Kummer."

„Und — wenn ich fragen darf — wodurch?"

„Schau, Franz, i hab' Dir Freiheit lassen, sozar mehr Freiheit, als i hätt' soll'n. Das hab' i gethan, um die Lästermäuler zu verstopfen, die alleweil sagen, Du seist nix als a weißer Sklav in mein Haus, a G'fangener, dem jeder Zoll Luft sehr karg vorg'messen wird, man hätt' die Absicht, Dich mal-à-propos unter d'Erd z'bringen und wie die Dummheiten alle heißen, über die i nur lachen muß. Du hättest aber meine Lag' bedenken und meine Absichten beherzigen soll'n."

„Oh, Eure Majestät, ich glaube dies immer gethan zu haben!"

„Nein, das hast Du nit, wenigstens nit hinlänglich, denn sonst hätt'st Du nit a derartige — Lieb'sg'schicht ang'fangt."

Der Herzog erbebte und stammelte kaum hörbar:

„Verzeihung, Eure Majestät —"

„Still, still, Franz, es red't nit der Kaiser, es red't dein Großvater mit Dir. 's ist verzieh'n, 's war schon verzieh'n, no eh' i Dir's vorg'halten hab'. Aber deswegen macht's mir do no all'weil Kummer. Schon seit a paar Tagen bin i mit mir im Wiegel-Wagel **), ob i Dir's vorhalten sollt' oder nit. Jetzt hab' i Dir's g'sagt und die G'schicht is abg'macht — von meiner Seiten heißt das. In solchen Sachen laßt sich nix befehlen, ja nit einmal ordentlich rathen, da muß der Betreffende selber g'scheidt g'nug dazu sein. Du hast Vernunft, bist ein guter und rechtlicher Mensch und weißt, wie ein Ehrenmann in deiner Stellung z'handeln hat. Daß Dir die Lösung eines solchen Verhältnisses äußerst schwer werden, Dir viel'n Kummer bereiten muß,

---

*) Den Stoff zu vorliegender Erzählung nebst den Umrissen zu den darin vorkommenden Gesprächen erhielt der Verfasser dieser Zeilen vor vielen Jahren in einem Convolute kostbarer historischer Materialien, welche er ankaufte, sie bald darauf einem, nunmehr verstorbenen Freunde lieh und seitdem nie wieder zu Gesichte bekam, so daß er außer Stande ist, die Quelle zu kennzeichnen, aus welcher geschöpft wurde. Das Vorliegende ist ihm theils in skizzirten Exzerpten, theils so ziemlich im Gedächtnisse geblieben und er muß nun bieten, was ihm eben zu bieten möglich ist.

**) Ein echter Wiener Provinzialismus, das Hin- und Herschaukeln einer Wiege kennzeichnend, statt des Wortes Uneins angewendet.

das schmerzt mich tief. Aber g'schehen muß's, das wirst selber einseh'n. Hab' i recht oder nit?"

„Oh, wie immer haben Sie recht, theuerster Großvater. Mein zweiter Vater —"

„Jetzt sei ruhig! Bist ohnehin ganz verstört. I dispensir' Di auf a paar Tag vom Hof, mach' deine Schritt' — das Wie bleibt Dir allein überlassen — mach' deine Verirrung gut, aber in Güte, 's Gewaltsame is mir verhaßt, wär' auch hier gar nit am Platz."

„Ach, daß ich nicht augenblicklich in die Provinz gehen darf!"

„Thut's no nit, 's nächste Frühjahr, eher gibt's der Malfatti nit zu. Und recht hat er. Es is dein G'sundheit nit die beste, Du bist in d'Höh' g'schossen, wie a junger Tannenbaum, aber es braucht nur ein' ung'wöhnlichen Sturm und 's Bäumerl is umblasen oder entwurzelt, wann's frei steht. So ein Sturm is die Leidenschaft und man muß's Bäumerl an ein' starken Stock befestigen, daß's nit umg'rissen wird. So ein Stock is der Arzt, mein lieb's Kind."

„Ach, Malfatti ist für mich viel zu ängstlich besorgt. Ich habe mich lange nicht so wohl gefühlt wie jetzt, ich möchte so bald als möglich meinen Dienst in der Truppe antreten."

„Schau, mein Kind, das muß der Leibarzt besser versteh'n, dafür hat er studirt, dafür ist's sein Fach. Meint er, man muß sich niederleg'n, so heißt's in's Bett geh'n, selbst wenn man gern am Ball geh'n möcht; er is unterricht't, wir nit, und mit'n Leibesarzt is's wie mit'n Geistesarzt — wann der Arzt einer Irrenanstalt den Geisteskranken selbst glauben wollt', so wären sie Alle g'scheidt und er der einzige Narr unter ihnen."

„Ich werde, mein theuerster Großvater," erwiderte gerührt der Herzog, „nichts wieder verabsäumen, was von mir gefordert und erwartet wird. Nochmals bitte ich um Verzeihung! Meine größte Schuld bestand darin, daß ich dieses — Verhältniß — geheimgehalten, nicht, vor Allem Eurer Majestät, anvertraut hatte; es ist dies eine Schuld, die ich jetzt mit Recht büße."

Kaiser Franz ergriff des geliebten Enkels Hand und sagte:

„'s is jetzt nit die Red' von Büßen, sondern vom Klugwerd'n; mit neunzehn Jahr' is ma no kein' Professor, no viel weniger a Heiliger; 's Haar is g'wöhnli schon ganz weiß, wann sich der Heiligenschein einstellt, selbst der Lorbeerkranz kommt no früher. Du hast unklug g'handelt, aber in dein' Alter is so was natürlich und mir is

Unklugheit alleweil lieber g'wesen als Scheinheiligkeit. Also sei ruhig, Du weißt, wie gut i Dir bin und wie mir dein Glück am Herzen liegt. So — und jetzt komm' wieder mit mir hinauf."

Am nächsten Morgen eilte der Herzog nach Perchtoldsdorf, mit dem festen Vorsatze, des Kaisers Mahnung zu befolgen und Abschied von seiner Liebe zu nehmen. Man erlasse uns die Schilderung der Gefühle, welche auf dem Hinwege sein Herz zerrissen, aber — er empfand es tief — es mußte sein. Nun gar, als Rosa ihm mit dem ganzen Zauber ihrer Schönheit und Anmuth entgegeneilte. Es schien, als wolle ihm das Herz brechen und als sie ihn in das Zimmer zog, da erwiderte er ernst und traurig ihre leidenschaftliche Umarmung und entzog sich sanft der zärtlichen Liebkosung.

Rosa nahm ihn bei beiden Händen und blickte ihm lange und angstvoll in die Augen.

„Was ist Dir geschehen, geliebter Freund," so fragte sie im Tone höchster Besorgniß. „Hast Du etwa Unannehmlichkeiten mit deiner Familie gehabt? Vielleicht gar wegen mir? Du siehst ja entsetzlich bleich und niedergeschlagen aus!"

Nach einem tiefen Seufzer senkte der Herzog den Blick zu Boden, eine glühende Röthe trat ihm auf die Wangen und mit kaum vernehmbarer Stimme lispelte er:

„Rosa — wir müssen — uns trennen!"

Das Mädchen fuhr entsetzt zurück und starrte ihm, seine Hände krampfhaft pressend, derart in's Gesicht, daß die magnetische Gewalt dieser Blicke den Herzog zwang seine Augen aufzuschlagen.

„Wir — müssen — uns trennen!?" stammelte sie.

„Ja — Rosa — wir müssen."

„Doch — nur — auf ganz kurze Zeit."

„Für immer!" war die halb schluchzend gegebene Antwort.

„Ach!" rief Rosa verzweiflungsvoll, „kann es denn im Ernste sein!"

„Ja, Rosa," erwiderte der Herzog fest. „Es erfordert ein gebieterischer Ernst unsere Trennung."

Rosa sank halb ohnmächtig in einen Lehnstuhl.

„Und Du kannst Dich von mir trennen!?" rief sie unter einem Strome von Thränen aus.

„Höre mich, Rosa. Es ist die Schuld meinerseits, sie liegt in meinem bisherigen Schweigen; ich hätte mit Dir gleich im Anfange

von meinen Familienverhältnissen sprechen sollen. Daß ich es nicht gethan, war leichtsinnig und nun muß ich dafür büßen."

„Ach, theurer Freund!" rief Rosa milde. „Klage Dich nicht selbst an. Die ganze Schuld ist auf meiner Seite und ich bereue sie nur, weil Du durch dieselbe leidest. Worin besteht denn auch diese Schuld, daß ich Dich beim ersten Anblicke sogleich liebte? daß deine Erscheinung sofort wie ein Blitzstrahl auf mich wirkte? daß wir unsere Herzen fanden und uns für immer umklammerten?"

„Rosa, Du hast die Geschichte unserer Herzen richtig erfaßt. Wir sahen und liebten uns, darin lag weder eine Schuld für mich, noch für Dich. Wenn ich mich jetzt selbst anklage, so bestimmen mich dazu andere Gründe. Ich hätte Dich nicht sprechen, Dich nur einmal und nie wieder sehen sollen. Du würdest mich dann vergessen haben —"

„Oh, nie, nie, mein Geliebter!"

„Oder hättest wenigstens meiner nur gütig und ruhig gedacht."

„Ach, mit Entzücken! Mit verzehrender Sehnsucht!"

„Du wirst vielleicht anders fühlen und denken, wenn Du weiter hörst. Ich habe vorher das Wort Trennung ausgesprochen und habe damit einem höheren, mächtigeren Willen als dem Meinigen gehorcht, um so unverzeihlicher ist es daher von mir, daß ich denselben nicht schon vorbedachte und berücksichtigte, eine Schuld, die dadurch vergrößert wird, daß Du so vertrauensvoll warst und mich nicht einmal um meinen Familiennamen fragtest."

„Also," fragte Rosa bebend, „das mächtige Oberhaupt deiner Familie sprach das Gebot der Trennung aus?"

„So ist es."

„Dein Vater?"

„Der ist todt — mein Großvater."

„Und dieser ist so mächtig, daß er Dich, der Du bereits Stabsoffizier bist, beherrschen kann!?"

„So ist es."

Rosa erblaßte.

„Da mußt Du von sehr hohem Adel sein?"

Der Herzog nickte stumm mit dem Kopfe.

„Und darf ich den Namen deiner Familie nicht erfahren?"

„Noch nicht, Rosa."

„Wird dies einmal geschehen?"

„Ja, theure Rosa. Ich gebe Dir mein Wort, daß Du inner-

halb zweier Jahre, vom Tage unseres Zusammentreffens an gerechnet, von mir den Namen meiner erlauchten Familie erfahren wirst."

„Und bis dahin —"

„Laß uns in der Erinnerung leben."

„Du gibst mir Hoffnung, Dich während dieses Zeitraums wiederzusehen!?" rief Rosa freudebebend.

„Ich hoffe dieß zu ermöglichen."

„Dank, tausend Dank, für diesen Trost!" rief das Mädchen aus. „Ich will warten bis dahin und mein stilles Glück verschlossen im Herzen tragen. Und nun lebe wohl, mein theurer Geliebter, deine Familie ruft Dich, gehorche deinem Großvater!"

Die Liebenden stürzten sich in die Arme, noch einmal brannten die Lippen im heißen Trennungsschmerze aneinander, das Glück, kaum begonnen — war zerronnen.

IV.

Eine Widerlegung alberner Gerüchte.

Es ist über die Krankheitsperiode des Herzogs von Reichstadt so viel Böses und Unziemliches gefaselt worden und wird noch heutzutage gefabelt, daß es wahrhaft Pflicht eines volksthümlichen Schriftstellers ist, zur Zerstörung solcher irriger und böslicher Meinungen beizutragen. Da nun in unserer Erzählung die Epoche eintritt, welche binnen kurzem Zeitraume dem österreichischen Kaiserhause einen seiner denkwürdigsten und edelsten Sprossen raubte, müssen wir diese Periode wahrheitsgetreu schildern.

Dr. Johann Malfatti war im Mai 1830 zum Herzoge von Reichstadt unter dem Titel seines gewöhnlichen Arztes gerufen worden. Der Prinz aß sehr wenig und ohne jede Eßlust, sein Magen war zu schwach die Nahrung zu vertragen, welche sein ungewöhnlicher, beinahe beunruhigend schneller Wachsthum erfordert hätte. Er litt ferner von Zeit zu Zeit an kleinen Halsübeln, aber fast ununterbrochen am Husten, wobei er täglich Schleim auswarf, man befürchtete sogar den Ausbruch einer Luftröhrenschwindsucht. Da dem Doktor Malfatti die in Napoleons Familie erbliche Krankheitsdisposition bekannt war, so suchte er

ihre Spur und überzeugte sich bald vom Bestehen einer Hautaffektion. Er gab die nöthigen Mittel.

Im kommenden Frühjahre sollte der Herzog von Reichstadt wieder in die Truppe treten; eben dahin zogen ihn auch alle seine Wünsche, seine liebsten Hoffnungen. Aber der Arzt wies durch ein dem Kaiser überreichtes Memoire nach, daß bei dessen außergewöhnlichem, mit der langsamen Entwicklung seiner Organe im Widerspruche stehenden Wachsthume und bei seiner Schwäche, namentlich in den Brusttheilen, jede zufällige Krankheit sehr gefährlich werden könne, sowohl gegenwärtig wie künftig, und daß es sonach von Wichtigkeit wäre, den Prinzen den atmosphärischen Einflüssen nicht auszusetzen und insbesondere die Anstrengung der Stimmorgane, die im Dienste bei der Truppe erforderlich würde, zu vermeiden. Das Memoire wurde vom Kaiser berücksichtigt und der Eintritt in die Truppe auf sechs Monate hinausgeschoben. Die beunruhigenden Symptome verminderten sich durch fleißige Pflege und künstliche Ableitungen, der Winter ging gut vorüber, aber der Wachsthum war fortdauernd.

Im Frühjahre 1831 trat der Herzog von Reichstadt in die Truppe. Von diesem Augenblicke an verwarf er alle Rathschläge Malfatti's, der nur zum Zuschauer seines maß- und grenzenlosen Eifers für das Exerzieren herabsank, welche Leidenschaft des Herzogs Körper zu Entbehrungen und Anstrengungen, ganz und gar über seine Kräfte, fortriß; ja er würde es für Schmach und Feigheit gehalten haben, sich, während er in der Truppe stand, über Unwohlsein zu beklagen. So geschah es, daß er von Malfatti manchmal in der Kaserne im Zustande außerordentlicher Ermattung gefunden wurde, ja eines Tages traf ihn der Arzt ganz erschöpft, entkräftet, völlig hinfällig auf dem Sopha. Da er nicht läugnen konnte, was so augenscheinlich war, rief er aus:

„Oh, wie zürne ich diesem erbärmlichen Körper, der dem Willen der Seele nicht zu folgen vermag!“

„Es ist wahrhaft betrübend,“ erwiderte Malfatti, „daß Euer Durchlaucht den Körper nicht austauschen können, wie Ihre Pferde, wenn Sie dieselben ermüdet haben. Aber, Durchlaucht, ich beschwöre Sie, bedenken Sie wohl, daß Sie eine eiserne Seele in einem krystallenen Körper tragen und daß der Mißbrauch des Willens Ihnen nur schädlich werden kann.“

Das Leben des Herzogs war damals ein wahrhafter Verbrennungsprozeß. Er schlief kaum vier Stunden, wenngleich er, seiner Natur

gemäß, langen Schlafes bedurft hätte, er aß ferner fast gar nicht, lebte nur mehr im Reiten und in den militärischen Uebungen. Ruhe kannte er gar nicht mehr. Dabei wuchs er noch immer und magerte verhältnißmäßig ab, seine Gesichtsfarbe wurde wässerig. Fragte ihn Malfatti, so war die Antwort: „Oh, ich befinde mich ganz vortrefflich!"

Im August befiel ihn ein starkes Katarrhfieber und da war Alles, was Malfatti erreichen konnte, daß er einen Tag lang das Zimmer und das Bett hütete. Endlich mußten sich Malfatti und der beim Herzog dienstthuende General, Graf Hartmann, entscheiden, dieser für einen so gebrechlichen Körper gefährlichen Lebensweise um jeden Preis ein Ende zu machen. Der Arzt schrieb einen diesbezüglichen Bericht und dieser wurde am 26. September 1831 nach einem Manöver auf der Schmelz, wobei der Herzog sein Bataillon kommandirt hatte, dem Herzoge in Gegenwart des Kaisers Wort für Wort wiederholt.

„Nun hast Du Doktor Malfatti gehört," sagte Kaiser Franz, „und wirst Dich unmittelbar nach Schönbrunn begeben."

Der Herzog verneigte sich in Gehorsam, warf aber dem Arzte einen zürnenden Blick zu, wobei er ausrief:

„Also Sie sind es, der mich in Arrest setzt?" Dann entfernte er sich schnell.

Zwei Monate völliger Ruhe, die Reichstadt in Schönbrunn zubrachte, belebten balsamisch dessen geschwächte Organe, seine Kräfte kehrten wieder, er schlief täglich acht bis neun Stunden, die Brustschmerzen ließen erst nach, dann verschwanden sie vollends und es schien, als sei jede Gefahr eines Rückfalles verschwunden.

Im Jänner 1832 ließ sich der Herzog nicht mehr zurückhalten, seine militärischen Funktionen wieder anzutreten. Am 16. Jänner war er mit seinem Bataillon — er war kurz vorher zum zweiten Oberst im Regimente befördert worden — während des für den General der Kavallerie, Baron Siepenthal, gehaltenen Seelenamtes auf dem Josefsplatze aufmarschirt, verlor bei der Anstrengung in der starken Kälte die Stimme und hatte auch bereits das Fieber, ohne es zu gestehen. Dieses nahm den Charakter eines galligen Flußfiebers an, gedieh aber am siebenten Tage zur Hauptkrise und ging in ein tägliches Wechselfieber über. Nichtsdestoweniger brachten mit Klugheit angewandte Heilmittel das Uebel zum Stillstande und hemmten das Fieber.

Es riß jedoch die Lebhaftigkeit seines Geistes stets den jungen Prinzen zu unüberlegten Unternehmungen hin, welche die Krankheit

zurückführten und deren Symptome noch gefährlicher machten, was Malfatti in Verzweiflung brachte.

„Es ist gerade,“ sagte er, „als herrsche in diesem unglücklichen Jünglinge eine Kraft, welche ihn antreibt, sich selbst zu zerstören; alle Berechnung, alle Vorsicht scheitern an dem Verhängniß, welches ihn fortreißt.“

Die Frühlings-Nachtgleiche war ein böser Zeitpunkt; die Regengüsse, denen der Herzog trotzte, zogen ihm Verkühlungen und Fieber zu, regten seine langwierigen Leiden wieder auf. Zu diesem peinlichen Zustande kamen im Monate April noch viel traurigere Anzeichen. Und noch einmal setzte die Geschicklichkeit der Aerzte — die Doktoren Raimann und Wierer unterstützten Malfatti in seinem Wirken — dem heftigen Fieber Schranken.

In Folge der merklichen Besserung des Prinzen hatten ihm die Aerzte erlaubt, zu Pferd und zu Wagen, freilich unter der Bedingung der größten Mäßigung, Luft zu schöpfen. Reichstadt unterwarf sich allerdings einige Zeit hindurch dieser Vorsicht, aber — auf wie lange!?

Eines Tages bestand er darauf, trotz des feuchten und kalten Wetters, auszureiten und er müdete sich dabei stark ab; am selben Abende machte er ferner im offenen Wagen eine Spazierfahrt in den Prater, der bekanntlich, seiner Lage auf einer Donauinsel wegen, sehr feucht ist. Daselbst blieb er bis nach Sonnenuntergang, er mußte sogar wegen eines Rades, welches am Wagen brach, herausspringen.

Diesem unklug verlebten Tage folgte ein heftiger Fieberanfall und ein Brusthusten, was die gefährlichsten Zufälle zur Folge hatte. Ein neues Konzilium, dem noch die Doktoren Türkheim und Vivenot beigezogen wurden, verordnete eine Reise nach Neapel, welche Aussicht dem Prinzen viele Freude verursachte.

„Aber“ — sagte er — „meinen Sie nicht, daß es damit ein Hinderniß haben wird? Der Kaiser ist abwesend . . . gehen Sie zum Fürsten Metternich, fragen Sie ihn, ob es thunlich ist, daß ich diese Reise unternehme.“

General Hartmann übernahm diese Mission. Fürst Metternich erwiderte:

„Sagen Sie dem Herzoge von Reichstadt, daß, Frankreich ausgenommen, das ihm zu öffnen nicht von mir abhängt, er sich in jedes ihm beliebige Land begeben kann. Der Kaiser setzt die

Herstellung der Gesundheit seines Enkels über jede andere Rücksicht."

Leidenschaftlich hing der Prinz an dieser Hoffnung, welche — leider — nicht mehr erfüllt werden sollte. Seine Leiden wurden immer beunruhigender und endlich war es Zeit, dem Herzoge anzukündigen — es sei die Pflicht herangekommen, die heiligen Sterbesakramente zu empfangen.

Wenngleich der Kranke, wie die Aerzte versicherten, noch einige Wochen zu leben hatte, war er doch bereits so schwach, daß er nicht mehr gehen konnte, sondern getragen werden mußte.

In der kaiserlichen Familie herrscht der Gebrauch, daß die Prinzen die heiligen Sterbesakramente in Gegenwart des versammelten Hofes empfangen. Wie nun dem Kranken eine so erschütternde Nachricht beibringen! Es wagte dies selbst der Lehrer seiner Kindheit, der Hofprälat Wagner, nicht.

Da übernahm es die Frau Erzherzogin Sophie, welche dem jungen Prinzen schon so viele Proben von Liebe und Theilnahme gegeben hatte, ihn unter milder Täuschung den traurigen Weg der Wirklichkeit zu führen. Sie lag ihn nämlich an, mit ihr zugleich dieses Werk der Andacht zu begehen — er für seine Genesung, sie für ihre bevorstehende Entbindung*). Diese Feierlichkeit fand unter den Thränen einer zahlreichen Versammlung statt, welche, ohne daß der Prinz sie bemerken konnte, derselben beiwohnte. Wie erschütternd war auch der Anblick! Der Herzog von Reichstadt bleich, abgezehrt, schon sterbend, am Rande des Grabes, das Sakrament des Todes empfangend; die Erzherzogin, im vollen Glanze der Jugend, Schönheit und Mutterwürde, in dieser heiligen Handlung sich vorbereitend für die Geburt ihres zweiten Kindes, nicht ahnend, welchen Schmerz ihr dasselbe Kind, das sie erwartete, durch seinen gräßlichen Tod bereiten würde!

Unmittelbar nach diesem heiligen Akte wurden Eilberichte sowohl an Kaiser Franz, wie an des Prinzen Mutter, Maria Louise, Herzogin von Parma, abgefertigt.

Ganz Wien nahm Antheil an der traurigen Lage des Prinzen; man zog nach allen Richtungen hin Erkundigungen über sein Befinden ein, ja es kamen von allen Seiten Anerbietungen von Heilmitteln, Behandlungsvorschlägen u. dgl., welche freilich mehr von liebevoller

*) Mit Ferdinand Max, dem nachmaligen unglücklichen Kaiser von Mexiko.

Anhänglichkeit, als von Einsicht Zeugniß gaben. Der große Schloßplatz, wie das Parterre des Parkes in Schönbrunn, zeigte sich nicht selten überfüllt von Bewohnern Wiens und der Umgebung, besonders wenn der Herzog auf dem vortretenden Balkone seiner Wohnung, oberhalb der Schloßkapelle, saß, um da frische Luft zu schöpfen, welche leider seine zerrissene Brust nur mehr mit großer Anstrengung einathmete. Und die Meisten, die den Sohn Napoleon's so bleich und hager, matt in Blick und Haltung, den Tod auf das Gesicht geschrieben sahen, konnten dem Laufe ihrer Thränen kein Halt gebieten.

So kam es denn, daß sich Viele, welche mit den näheren Verhältnissen unbekannt waren, dahin aussprachen, daß es mit den reißenden Fortschritten der Krankheit „ein eigenes Bewandtnuß“ haben müsse, daß man ihn „mit Gewalt“ zu Grunde gerichtet habe, daß man, in derselben Weise wie der eifersüchtige Gatte der belle Ferronière dem Könige Franz I. von Frankreich das Gift beigebracht, welches ihn tödtete, auch hier einen solchen indirekten Mord verübt habe (was sogar darauf schließen läßt, daß diese Gerüchte durch französische Emissäre unter dem Volke verbreitet wurden), kurz es gab kein abgeschmacktes Märchen, welches nicht aufgetischt und theilweise geglaubt wurde.

Aus vorliegender wahrheitsgetreuer Schilderung entnehmen unsere Leser, wie es sich eigentlich mit dem Krankheitsverlaufe des Herzogs von Reichstadt verhalten habe.

V.

Das Wiedersehen nach zwei Jahren.

Während eines Zeitraumes von zwölf Jahren (1818—1830) hatte Maria Louise ihren Sohn sechsmal besucht. Damals war ihr immer das geliebte Kind als engelschöner Knabe und als blühender Jüngling entgegen geeilt und hatte sie auf ihrer Rückreise oft mehrere Tagesstrecken weit begleitet. Auf die Nachricht seines bevorstehenden Endes eilte sie erschreckt nach Wien. In Triest, wo sich eben Kaiser Franz aufhielt, erkrankte sie und mußte einige Tage das Bett hüten, aber die aus Schönbrunn einlaufenden weiteren Berichte ließen sie ihre

eigenen Leiden vergessen, sie wartete ihre Genesung nicht ab, sondern reiste mit größter Eile nach Wien ab. In Schönbrunn angekommen, wurde der Herzog auf dieses Wiedersehen vorbereitet und dasselbe erfolgte Abends acht Uhr.

Der Herzog von Reichstadt befand sich in seinem Schlafgemache, demselben Zimmer, welches sein Vater Napoleon I. seiner Zeit bewohnt hatte, er lag angekleidet auf dem Feldbette Napoleon's. Auf Ansuchen der Mutter waren Graf Hartmann und Doktor Malfatti anwesend, weil sie besorgte, es könne eine Gemüthserschütterung des Kranken deren Beistand erforderlich machen.

Mit lebhafter Freude von der Nachricht der Ankunft seiner Mutter erfüllt, erwartete er sie mit Ungeduld, er wollte ihr auch diesmal entgegen gehen, aber seine Kräfte waren nicht einmal für diese geringe Anstrengung mehr hinreichend.

Und als sie eintrat — ach, es gibt keine Farben, um diese traurige Umarmung zu malen. Der Jüngling, vor Kurzem noch so schön, nun ohne Stimme und bereits den Stempel des Todes im Antlitz, richtete sich auf seinem Schmerzenslager auf, um in seine welken Arme die selbst halbtodte Mutter zu schließen, welche gekommen war, um seine letzten Seufzer zu empfangen. Lange blieben beide wie gelähmt, durch die tiefe Rührung. Die Aerzte hatten Mühe, sie zu beschwichtigen. Mit Gewalt zwang Maria Louise ihre Klagen und Thränen zurück, aber endlich konnte sie nicht mehr und die Worte: „Ich werde sogleich wieder hier sein!“ stammelnd, verließ sie schwankend das Gemach.

„Wie fühlen Sie sich, theurer Prinz?“ fragte nun Graf Hartmann, während Malfatti sanft den Puls des Herzogs fühlte.

„Oh, gut,“ flüsterte matten Tones der Kranke. „Besser als seit Langem. Ich glaube, es gibt für meine Krankheit keine bessere Arznei als Freude — als diese Freude.“

„Nun, mein Prinz,“ erwiderte Malfatti, „mäßigen Sie Ihr Gefühl, denn selbst die beste Arznei wird schädlich durch Uebermaß.“

„Ach,“ erwiderte Reichstadt mit wehmüthigem Lächeln, „an Freude sind wohl noch nicht viele Menschen gestorben; ein solcher Tod ist zu schön für dieses häßliche Leben.“

Bald darauf trat Maria Louise wieder ein und die Blicke der Anwesenden deuteten ihr, daß die Freude des Wiedersehens dem Sohne nicht nachtheilig gewesen.

Mutter und Sohn blieben nun allein.

Das Gespräch Beider entzieht sich der Oeffentlichkeit, da es zum Theile Familien-Angelegenheiten betraf. Reichstadt machte seiner Mutter kein Hehl aus seiner noch immer dauernden Liebe zu Rosa Demareau und bat sie, im Falle doch seine Krankheit einen üblen Verlauf nähme, der Geliebten seine Abschiedsgrüße zu melden.

Von da an nahm des Prinzen Schwäche ersichtlich zu und sein Zustand verschlimmerte sich mit jedem Tage. Man trug ihn manchmal in eine abgesonderte Verzäunung im Garten von Schönbrunn, aber bald wurde es unmöglich, ihn aus seinem Bette zu heben. Fortwährend war er im Schwanken zwischen Hoffnung und Muthlosigkeit (überhaupt das charakteristische Merkmal seiner Krankheit), wenn er aber von seinem nahen Tode sprach, geschah dies mit der hochherzigen Unerschrockenheit eines Tapferen.

Am Morgen des 21. Juli 1832 nahmen des Herzogs von Reichstadt Leiden heftig zu, wobei ihn Beängstigungen bis zur Ohnmacht überfielen. Es war das erste Mal, daß er seinem Arzte gestand, daß er leide, gleichzeitig sprach er jedoch den entschiedensten Ekel gegen das Leben aus.

„Wie lange wird noch diese erbärmliche Existenz dauern!“ rief er öfters mitten im Brande des verzehrenden Fiebers aus.

Als darauf seine Mutter in's Zimmer trat, hatte der Kranke sogar die Kraft, sich zu fassen, und auf ihre Nachfrage antwortete er mit scheinbarer Ruhe, daß er sich so ziemlich wohl befinde, ja er suchte sie sogar über seine Lage zu trösten und aufzurichten. Er nahm während des Tages Theil an dem Gespräche, trotzdem sich seine Leiden nicht verringert hatten und sprach sogar mehrmals mit anscheinendem Vergnügen von der für den Herbst beabsichtigten Reise nach Italien.

Abends eröffnete Doktor Malfatti, daß für die Nacht Alles zu fürchten sei. Der beim Prinzen angestellte Rittmeister Baron Moll verließ das Zimmer des Prinzen nicht, hielt sich aber darin verborgen, da Reichstadt durchaus nicht duldete, daß Jemand bei ihm wache. Er schien zu entschlummern.

Da — gegen halb Vier Uhr Morgens — erhob sich der Herzog plötzlich und rief:

„Ich gehe unter! Ich gehe unter!“

Baron Moll und der Kammerdiener sprangen herzu und faßten ihn in ihre Arme.

„Meine Mutter! Meine Mutter!“

Das waren des Herzogs von Reichstadt letzte Worte. Dabei kam Erstarrung in seine Züge und die Augen verglasten sich.

Baron Moll überließ ihn den Armen des Kammerdieners und lief nach der Obersthofmeisterin der Erzherzogin Maria Louise und nach dem Erzherzoge Franz Carl, welchen der Prinz ersucht hatte, bei seinem Hinscheiden Zeuge zu sein. Alles eilte erschrocken herbei. Maria Louise, welche sich die Kraft zugetraut hatte, sich aufrecht zu erhalten neben ihrem sterbenden Sohne, fühlte ihre Knie brechen und sie sank an dessen Bette nieder.

Der Herzog war unfähig zu reden, nur in den Augen schien noch einiges Leben zu sein — er heftete den Blick auf die Mutter, als wollte er sie an ein Versprechen erinnern. — Der Hofprälat, der ihm beistand, wies nach dem Himmel — der Kranke hob den Blick nach Oben — er wendete zweimal den Kopf und — war todt. Es war fünf Uhr acht Minuten.

Napoleon der Zweite hatte in demselben Gemache geendet, das des siegreichen Vaters Napoleons des Ersten Schlafgemach gewesen war, an eben der Stelle, wo dieser Letztere, nachdem er den Frieden diktirt hatte, zu allen Träumen des Sieges und des Triumphes, mit allen Hoffnungen für die Zukunft, ja wohl sogar schon mit dem Gedanken auf die Heirat, die er später wirklich machte, auf die Geburt desselben Sohnes, der nun auf seinem Feldbette todt lag, und mit voller Zuversicht in die Dauer seiner Dynastie eingeschlummert war! Er hatte geendet am 22. Juli, am Jahrestage der Akte, wodurch der Sohn Napoleons seinen letzten Namen und seinen letzten Titel empfangen hatte, am Jahrestage der Todesnachricht seines Vaters, die ihm ebenfalls zu Schönbrunn mitgetheilt worden war.

Gleich nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt verließ der Rittmeister von Moll Schönbrunn, um dem Kaiser Franz die traurige Nachricht vom Tode seines Enkels zu bringen, er nahm auch einige mit Thränen benetzte Zeilen seiner Tochter mit. Er traf den Kaiser in Linz, der beim Anhören dieser Nachricht Ströme von Thränen vergoß.

„Ich hab' d'rauf gezählt,“ schluchzte Franz, „daß, wenn er mir auch nicht erhalten werden sollt', ich wenigstens seine letzten Seufzer empfangen könnt'. Sag'n's meiner Tochter, ich werd' sie in Persenbeug erwarten, um dort mit ihr den Verlust ihres Sohnes, meines Enkels, zu betrauern.“

Der Herzog von Reichstadt blieb auf seinem Sterbebette den ganzen Sonntag hindurch. Montag den 23. Juli fand die Leichen-eröffnung statt, welche hinlänglich die unheilbaren Ursachen seines Todes zeigte und bewies, daß keine Rettung möglich war.

In der folgenden Nacht wurde der Leichnam in einer Trage unter Fackelbegleitung nach Wien gebracht, sodann in der Burgkapelle ausgesetzt, und zwar im alten Theile des Palastes, der von Ottokar begonnen und vom Sohne Rudolfs von Habsburg beendigt worden ist.

Am 24., von Morgens acht Uhr an, wurde das Volk nicht satt, noch einmal die starren Züge zu betrachten, die es sonst so reich an Leben gesehen hatte.

Die Kapelle war schwarz behängt und mit dem Wappen des Prinzen geziert; an den verschiedenen Altären wurden Todtenmessen gelesen. In der Mitte, auf drei mit schwarzem Sammt bedeckten Stufen, auf welchen ebenfalls die Wappen lagen und drei Reihen großer silberner Kandelaber standen, war ein doppelter geöffneter Sarg erhöht, außen mit rothem, goldgestickten Sammt behangen, auf vier vergoldeten Kugeln ruhend, mit goldenen Kronen an den Seiten. Zur Rechten lagen auf einem Kissen von rothem Sammt der Herzogshut und das Großkreuz des Stefansordens, links Hut und Säbel sammt Kuppel als Abzeichen des militärischen Ranges; am obersten Ende des Sarges befanden sich die Silbergefäße, welche das Herz und die Eingeweide in sich schlossen, welche nach altem Gebrauche in der Gruft zu St. Stefan und in der Hofpfarrkirche zu St. Augustin beigesetzt werden. An den vier Ecken standen Offiziere der deutschen und ungarischen Garde. Die Ordnung unter der Menge, welche schweigend kam und ging, wurde von kaiserlichen Thürhütern aufrecht erhalten.

An diesem Tage, am frühesten Morgen, schritten über den Josefsplatz zwei Frauen, in Trauerkleider gehüllt, ihr Antlitz mit einem schwarzen Schleier verhüllt, gegen die kaiserliche Burg zu.

„Aber sagen S' mir nur, Fräul'n Rosa," begann die Aeltere, „was denn Ihnen so ruhelos herumtreibt. Seit dem Tode von Ihrem Herrn Vatern sein S' wie ausg'wechselt. Das geht Gassen auf, Gassen ab, als ob S' was Verlor'nes sucheten; alle Landaufenthalte Wien's haben mer schon abg'stampert."

„Und räthst Du nicht weshalb?" erwiderte Rosa Demareau ihrer Duenna — es waren dies die beiden Damen.

„Wie soll ich das errathen?"



Des Herzogs von Reichstadt einzige Liebe.

„Und Hauptmann Franz?"

„Ja richtig — aber was soll der damit zu thun hab'n. Seit sich Ihr Verhältniß mit ihm gelöst hat, haben S' keine Nachricht mehr von ihm bekommen. Wer weiß, wo der steckt."

„Er hat mir versprochen, innerhalb zweier Jahre solle ich ihn wiedersehen. Vorgestern den zweiundzwanzigsten Juli verfloß der Termin und nun will ich suchen ihn zu finden. Heute hoffe ich das zu können."

„Und das glauben Sie, wird heute sein? Warum gerad' heut'?"

„Weil heute die Leiche des Herzogs von Reichstadt auf dem Paradebette liegt und sich gewiß alle Offiziere der Garnison dort einfinden werden. Unter ihnen werde ich den Geliebten sehen. Zugleich erfülle ich eine heilige Pflicht, die mir mein Vater dringendst einschärfte und zu der meine eigene Anhänglichkeit an die napoleonische Dynastie mich zwingt, — ich muß dem Sohne Napoleons die letzte Ehre erweisen."

Mittlerweile waren die Frauen mühsam durch das Gedränge gekommen und hatten die Burgkapelle betreten.

Aller Augen hafteten auf dem Prinzen — er war gewaltig in die Länge gestreckt. Seine Züge, obschon unter langen Leiden verwelkt, wiesen dennoch einen erhabenen Ausdruck von Schönheit, Seelenadel und Ergebung. Die abgemagerten Lippen waren etwas zusammengezogen und seine Gestalt, auf welche die Krankheit die Wirkung des Alters gehabt, war von wirklich überraschender Aehnlichkeit mit der Leiche Napoleons des Ersten, welche durch viele Abbildungen bekannt war.

Rosa mit ihrer Begleiterin traten in den Vordergrund.

Da plötzlich packt Rosa krampfhaft die Hand ihrer Duenna und mit leichenfahlen Zügen deutete sie nach dem Paradebette.

„Schau hin," murmelte sie, „mir flimmert's vor den Augen. Nein — nein — es ist nicht möglich! Erkennst Du die Leiche!?"

„O Himmel — Hauptmann Franz!" stammelte erschüttert die Begleiterin.

„Also darum konntest Du dein Wort nicht einlösen, Geliebter!?" schluchzte Rosa und sank halb ohnmächtig in die Knie. Aber plötzlich ermannt sie sich, ihre Züge erhalten Farbe und Leben, sie nimmt ihre Begleiterin am Arme und entfernt sich hastig.

Auf der Straße läßt sie ihren Thränen freien Lauf und sie spricht festen Tones:

„Also ich war die Geliebte von Napoleons Sohne! Das ist zuviel des Glückes! Aller Schmerz der kurzen Trennung im Leben wiegt die Wonne des Gedankens nicht auf: Mich liebte der Sohn Napoleons! Und so soll mein Leben künftig nur seinem Andenken geweiht sein, mein Herz so lange um ihn trauern, bis wir uns in jener Welt vereinen, wo es keinen Standesunterschied, kein Vorurtheil mehr gibt!“

Und noch heute kann man am Allerseelentage, wo die kaiserliche Gruft in der Kapuzinerkirche zum Besuche des Publikums geöffnet wird, an dem Sarge des Herzogs von Reichstadt eine ältliche Dame, deren Gesicht die Spuren einstiger großer Schönheit trägt, knieen sehen — es ist dies Rosa Demareau, des Herzogs von Reichstadt einzige Liebe.



Die galanten Avantüren Napoleons I.

I.

Wie liebte Napoleon?

Der „kleine Corse“ liebte unzählige Male, abgerechnet der Momente, wo jähe Sinnenlust ihn fortriß; in seine erste Gemalin Josefine war er sehr verliebt — das bezeugen die Briefe, welche er ihr inmitten des Schlachtendonners schrieb — und nebstbei zählen seine galanten Avantüren in Paris (besonders mit jungen, hübschen Theaterprinzessinnen) Legion. Beinahe keine dieser Damen konnte sich rühmen, Napoleon auf längere Zeit als etwa ein honnetter Champagnerrausch anhält, gefesselt zu haben, diesbezüglich hielt er es so ziemlich mit dem berüchtigten Don Juan de Tenorio, der kein Buch zweimal lesen mochte. Wenn Eine oder die Andere aus solchen augenblicklichen Verirrungen dauernde Bedeutendheit zu erringen strebte, wurde sie von dem Imperator nicht selten unsanft aus den Träumen erweckt

Der Wiener Volksmund erzählt z. B., daß eine Fürstin — man erläßt uns wohl den Namen — welche das Glück hatte, von Napoleon während seines Aufenthaltes in Schönbrunn einer Schäferstunde gewürdigt zu werden, durchaus ein Andenken an ihr kurzes Glück von ihm zu besitzen wünschte und in etwas heftiger Weise sein Portrait forderte. Da habe, ohne ein Wort zu reden, Napoleon in seine Tasche gegriffen und ihr — einen neugeprägten Napoleond'or überreicht. Allerdings war das eine gar zu derbe Zurechtweisung, die unter der Aristokratie und Bourgeoisie großen Skandal erregte; aber das eine Gute hatte dieselbe — Niemand machte sich mehr Illusionen und man nahm die Aufmerksamkeiten des Kaisers eben nur, wie sie genommen sein wollten.

Nichts glich aber dem Aufsehen, das es verursachte, als Napoleon, der Welteroberer, abgewiesen wurde; ja, ja, abgewiesen von der „kleinen Zoë."

Die „kleine Zoë" war beim Theater der Porte-Saint-Martin engagirt, wo sie die kleinsten und unbedeutendsten Röllchen spielte. Hübsch war sie, ja sogar sehr schön, aber nebstbei ein Schäfchen, wie man es bei allen übrigen Bühnen der Hauptstadt, ja selbst von ganz Frankreich vergeblich gesucht hätte. Und dieses kleine naive Putzchen hatte den großen Kaiser mit langer Nase abziehen lassen! Weshalb? Ihrem Geliebten zu Liebe. Und wer war dieser Geliebte? Monsieur Jacques, der Souffleur an demselben Theater, auf welchem Zoë ihre kleinen Rollen plapperte.

Jacques war ebenso grundhäßlich, wie Zoë schön war, und dennoch paßte er trefflich für sie — denn zu dem Schäfchen paßte natürlich Niemand besser als Einer, der ein vollkommener Esel war. Und verliebt war dieser Esel auch, welche Eigenschaft überhaupt schon einen Esel zur boshaftesten, widerspenstigsten und dümmsten Bestie auf Gottes Erde macht.

Gar bald erkannte die arme Zoë diese Eigenschaft ihres Angebeteten, welcher — seitdem er gemerkt, daß der Kaiser Lust bezeigt, auf seiner Weide zu grasen — ein othelloischer Esel wurde. Es gab kein Auskommen mit ihm; vergeblich schmeichelte ihm die „kleine Zoë", vergeblich schwamm sie fortwährend in Thränen, vergeblich betheuerte sie unaufhörlich: „Mein Jacques! Mein Geliebter! Mein Hirschkälbchen! Ich bin Dir treu, ich liebe nur Dich, ich werde ewig nur Dich lieben!" — Das half Alles nichts. Monsieur Jacques war

zu viel Esel, um an die Möglichkeit zu glauben, daß ein schönes Weib so einfältig sein könne, sich für die Quälereien des simpelsten, häßlichsten Mannes nicht auf ausgiebigste Art zu rächen. Und doch gibt es solche einfältige Weiber, wenn sie auch bedeutend seltener sind als die einfältigen Männer.

So hatte denn die „kleine Zoë“ keine frohe Stunde mehr, Jacques der Souffleur ebensowenig und Letzterer wünschte daher nichts sehnlicher, als es möge ein neuer Feldzug beginnen, der den Kaiser weit aus Paris hinwegführen würde.

Ein unglückseliges Geschick wollte es, daß um jene Zeit ein ganz miserables Stück von einem jungen Dichter und Anfänger in der Porte-Saint-Martin aufgeführt wurde. Die ganze Handlung des seichten Machwerkes bestand darin, daß ein Liebespaar sich erdolchte, damit das Mädchen den Nachstellungen eines mächtigen Wüstlings entgehen möge.

Das Stück wurde von Jacques soufflirt, welche Arbeit er noch nie schlechter als an jenem Abende verrichtet hatte, und da an diesem Abende die Darsteller schlecht memorirt hatten, so konnte es nicht anders kommen — die Mache wurde ausgepfiffen. Der Dichter spie Feuer und Flammen und schob naturgemäß die Schuld auf die Schauspieler, diese selbst wieder naturgemäß auf den Souffleur und — der pflichtvergessene Einbläser verlor zur Strafe eine halbe Monatsgage.

Zu jeder anderen Zeit wäre das ein höchst empfindlicher Verlust gewesen, diesmal beachtete er ihn gar nicht, denn — während er das ausgepfiffene Melodrama soufflirt hatte, war ihm eine sublime Idee gekommen. Er theilte sie der „kleinen Zoë“ mit, diese fand in ihrer Einfalt die Idee ebenfalls sublim und Schäfchen und Esel beschlossen die Ausführung.

Am nächsten Sonntage legten Zoë und Jacques ihren besten Staat an, steckten ihr ganzes Vermögen zu sich und lustwandelten Arm in Arm hinaus durch die Vorstadt Saint-Antoine außerhalb der Barriere. Dort wurde in der boûtique, wo es eben am Lustigsten herging, eingekehrt, eine Omelette verzehrt, eine Flasche Wein geleert und getanzt, bis die Dämmerung einbrach. Dann ging das Pärchen in die Stadt zurück, in's Quartier latin, wo Beide ihre Wohnung hatten.

„Wohlan!“ rief Jacques, als sie dort angelangt waren, im feierlichen Tone, „wohlan, Mademoiselle Zoë, sagen Sie mir aufrichtig, ob Sie noch fest entschlossen sind, meine sublime Idee in Gemeinschaft mit mir auszuführen?“

„Mein Entschluß steht felsenfest," entgegnete Zoë, „mich freut mein Leben ohnehin nicht mehr!"

„Parbleu!" rief Jacques, „auch mich nicht. Ich verabscheue, ich verfluche es!"

„Nun," meinte Zoë, „warum fragst Du denn noch? Ist etwa dein Entschluß wankend geworden?"

„Au contraire! Der meinige steht unwiderruflich fest! — Indessen der Tod ist sehr bitter."

„Ich hörte dagegen, der Tod mit dem Geliebten solle süß sein."

„Wer vermag das mit Gewißheit zu behaupten?" meinte Jacques, die Augenbrauen in die Höhe ziehend und verächtlich mit den Achseln zuckend. „Höchstens der, welcher es selbst versucht hat. Aber die Todten können ja nicht reden."

„Wo hast Du den Dolch?"

„Hier."

„Gib ihn mir."

„Da. Aber was willst Du damit?"

„Ich will Dir mit gutem Beispiele vorangehen."

Mit diesen Worten stieß sich die „kleine Zoë" den Dolch bis an's Heft in die Brust.

Jacques, der einen Schreckensschrei ausstieß, fing die Sinkende in seinen Armen auf.

Zoë aber äußerte nicht den mindesten Schmerz, zog den Dolch aus der Wunde, reichte ihn lächelnd dem Geliebten und verschied mit den Worten jener berühmten Römerin:

„Es schmerzt nicht!"

Als Monsieur Jacques die Geliebte todt vor sich liegen sah, wollte er sich ebenfalls erstechen, setzte auch des Dolches Spitze an die entblößte Brust; da er jedoch nicht so rasch und energisch zustieß, als die „kleine Zoë", so machte er sehr bald die Bemerkung, daß ihn die Geliebte noch im Tode belogen habe.

„Das schmerzt ja ganz verdammt!" rief er aus, als er sich nur die Haut ein Bischen mit der Dolchspitze geritzt hatte. Dann warf er das Mordinstrument von sich und begann in wahrhaft gräßlicher Weise um Hilfe zu schreien.

Sogleich kamen die Nachbarn herbei, man holte die Polizei und Jacques erzählte Alles.

Natürlich wurde er gefänglich eingezogen und zu fünfjähriger

Galeerenstrafe verurtheilt. Napoleon, dem man die ganze Begebenheit nicht mittheilen wollte, erfuhr dennoch genug davon, um zu wissen, was an der Geschichte war und änderte den Gerichtsausspruch dahin, daß Jacques bis auf weiteren Befehl in's Narrenhaus gesperrt werde.

Bald darauf eröffnete Napoleon seinen verhängnißvollen Feldzug nach Rußland und hätten Schäfchen und Esel nur noch einige Wochen gewartet, so wären Beide von aller Sorge befreit gewesen und das arme kleine Schäfchen wäre nicht ein Opfer seiner verrückten Phantasie geworden.

Nach Jahren wurde Monsieur Jacques aus dem Irrenhause als völlig unschädlich entlassen. Er kaufte sich drei Schuhbürsten, einen Topf Glanzwichse, einen Fußschemmel und einen Rohrstuhl und etablirte ein „Atelier pour cirage des bottes“ gerade vor demselben Theater, auf welchem die „kleine Zoë“ einst gespielt hatte.

Der alte Bursche lebte noch lange und sagte, wenn man ihn an jene Tage erinnerte:

„Die Kunst nährt mich erträglich, ich habe meine „kleine Zoë“ nicht vergessen, aber — sie war zu übereilt, zu heftig, sie hatte zu wenig Schauspieltalent, sie stieß zu rasch zu. Es ist der unglückselige Erbfehler aller Weiber, daß sie sich nie Zeit lassen zu überlegen, zu prüfen. Hätte es die „kleine Zoë“ gemacht wie ich, sie würde wohl gefühlt haben, wie wehe es thut, sich todt zu stechen. Allein, die Weiber überlegen und prüfen nie, der Mann dagegen handelt entschieden, aber — besonnen!“

Der Kerl ist bis heute noch derselbe Esel geblieben.

Napoleon war mehrmal im Leben ernstlich verliebt und handelte gegen die betreffenden Damen auch höchst ehrlich.

Als Lieutenant lernte er einen Herrn von Tardiva und in dessen Hause das Fräulein Gregoire du Colombier kennen, in welches er sich verliebte. Die Familie des Mädchens bewohnte ein kleines Landgut. Der junge Lieutenant erhielt daselbst Zutritt und stattete dort häufig Besuche ab. Mittlerweile kam ein Edelmann, de Bressieux mit Namen, an und bewarb sich ebenfalls um die Hand des Mädchens.

Lieutenant Bonaparte erkannte, daß jetzt ein entscheidender Schritt gethan werden müsse, schrieb deshalb einen langen Brief an seine Geliebte, in dem er seine Gefühle schilderte, und ersuchte sie, ihre Eltern davon zu benachrichtigen. Die Eltern, welche zwischen einem

Lieutenant ohne Aussichten und einem vermöglichen Edelmanne zu wählen hatten, entschieden sich sofort für den Letzteren. Den Brief übergaben sie einer dritten Person, um ihn dem Verfasser wieder einzuhändigen.

Bonaparte aber nahm den Brief nicht an, sondern sagte zu dem Ueberbringer desselben:

„Behalten Sie ihn nur, er wird eines Tages ein Zeugniß meiner Liebe und der Redlichkeit meiner Absichten sein."

So erhielt die Familie Colombier den Brief zurück, der jetzt von ihr natürlich als große Merkwürdigkeit aufbewahrt wird.

Einige Monate darauf verheiratete sich das Fräulein wirklich mit dem Herrn de Bressieux. Im Jahre 1806 wurde Frau von Bressieux als Ehrendame der Kaiserin Josefine an den Hof berufen, ihr Bruder erhielt die Präfektur in Turin und ihr Gatte wurde zum Baron und Direktor der Forsten des Reiches ernannt. Napoleon bewies, daß er seine Jugendliebe nicht vergessen habe.

Eine zweite Liebe Napoleons wurde später durch den General Moreau bekannt.

Napoleon und Moreau waren in Toulon; Ersterer Lieutenant, Letzterer Unteroffizier.

„Ich bin verliebt," sagte Bonaparte zu seinem Kameraden.

„Verliebt?"

„Ja, ja, schrecklich verliebt in ein kleines Mädchen, das in einem Häuschen hinter dem Walle wohnt. Sie besitzt nichts als ihre Schönheit und ihren feinen, anmuthigen Geist. Stundenlang sitze ich und höre ihr zu, betrachte ihre reizende Gestalt; ihre Hände und Füße sind ganz besonders von allerliebster Form."

„Und Sie werden doch ohne Zweifel von ihr wiedergeliebt?"

„Sie liebt mich wahnsinnig, glühend wie eine Italienerin und in der That, sie ist eine Florentinerin. Sie liebt mich ohne Maß, ohne Eigennutz, ohne Koketterie; nicht etwa wie die Frauen der großen Welt, die erst genau zu untersuchen pflegen, ob sie gut frisirt sind, bevor sie uns zärtlich anblicken."

„Das muß also eine charmante Maitresse für Sie sein?"

„O nein! Dieses Kind hat eine Mutter, die mir auf merkwürdige Art imponirt. Ihr Mann, der aus einem großen Hause herstammte, schlug Alles in die Schanze, um sie zu heiraten, denn die Tugend der Dame war unerschütterlich und ich glaube, der arme Mensch ist vor

Kränkung und Elend gestorben. Sie will ihre Tochter ehrlich und rein erhalten und sie hat dazu das beste Mittel ergriffen — sie schenkte mir ihr Vertrauen. Sie schickte nämlich jüngst ihre Tochter weg und sprach folgenderart zu mir: „Bonaparte, Sie lieben meine Naddi! Entweder Sie kommen nicht mehr hierher, oder Sie schwören mir bei Ihrem Degen — der, wie ich glaube, Großes und Edles ausfechten wird — daß Sie mein Kind achten und es nicht zu einem Schritte verleiten werden, der ihm die Liebe seiner Mutter entziehen würde. Naddi hat nichts als den Fleiß ihrer und meiner Hände, aber ich habe es ihrem Vater, welcher aus Liebe zu mir starb und weil er mich nicht entehren wollte, geschworen, daß auch seine Tochter keinen Fehltritt machen werde. Sollte sie sich vergessen, so werde ich ihr und Ihnen beweisen, daß ich meinen italienischen Dolch nicht vergessen habe. Damit aber meine Tochter keinen harten Kampf zu bestehen habe, ist es meine Pflicht, sie von der Gefahr zu entfernen. Ich ersuche Sie also, nicht wieder zu kommen.“ — Ich habe geschworen, und wirklich ich blicke sie nicht mehr an, suche auch nicht ihre Hand zu berühren, noch mit ihr allein zu bleiben — aber ich bin unglücklich!“

„Und wie haben Sie diese Dame kennen gelernt?“

„Sehr einfacher Art; man wollte ihr Haus niederreißen, es war eine Genie-Idee, eine zerstörende nämlich. Ich hatte die Ordre, den Platz zu untersuchen und ich fand, daß das Haus Teresa's — so heißt nämlich die Mutter — gar nicht genire. Diese Kommission verschaffte mir die Bekanntschaft der beiden Frauen und nun bin ich in der erwähnten unglücklichen Lage.“

Bonaparte war einige Tage verstimmt und traurig, endlich fragte er Moreau:

„Was halten Sie von einer Heirat aus Liebe?“

„Je nachdem,“ war die Antwort. „Für einen Mann, der keinen Ehrgeiz hat, ist sie oft ein glückliches Geschick; aber für Einen, der Ehrbegierde hat, taugt eine solche Romanheirat nichts, denn er würde sich jeden Weg zu höheren Zwecken abschneiden.“

„Das ist wahr,“ antwortete Bonaparte.

Zwei Tage ließ er sich bei Moreau nicht sehen, am dritten schrieb er demselben ein Billet, das noch unleserlicher als gewöhnlich war, und bat, ihn zu besuchen, denn er habe das Fieber.

Als Moreau hinkam, saß Bonaparte vor einer großen vollen Kaffeekanne, aus welcher er sich alle Viertelstunde eine Tasse einschenkte

und als ihm Moreau bemerkte, daß dies bei seiner Unpäßlichkeit nicht zuträglich sei, erwiderte er:

„Ich muß einen Rapport machen und mich daher aufregen.“

„Steht's mit Ihrer Liebe schlecht?“

„Im Gegentheile, es wäre sehr gut gegangen, allein — ich habe mich zu überwinden gewußt.“

Moreau sah Bonaparte mit fragender Neugierde an, was derselbe sofort verstand und antwortete:

„Ich rede nicht gern viel von mir und besonders von Dingen, welche die Männer für Kindereien halten; aber ich fühle das Bedürfniß, Ihnen zu erzählen, was vorgegangen ist, denn ich habe wirklich Kränkung. Vorgestern kam ich zur Witwe Teresa. Sie war ausgegangen, aber Naddi, frisch, reizend, zärtlich wie immer, war zu Hause — sie hatte mich erwartet. Ich hielt mich lange in einer Entfernung von ihr, antwortete so frostig als möglich auf ihre unschuldigen und liebenswürdigen Neckereien; allein sie fing an zu weinen und warf mir meine Kälte vor. Ich wollte sie beruhigen, trösten und befand mich ihr bald so nahe, daß die Gefahr im Anzuge war. Naddi weinte fort, ich tröstete sie, versprach ihr alles Mögliche, wollte mich sogar binden. Da stieß mich Naddi sanft von sich, ergriff den Knopf meines Degens und rief: „Schwöre mir dabei, daß Du mich heiraten wirst!“ — Aber, da lief es mir kalt über den Rücken und durch's Herz; ich hatte die Kraft, ein ehrlicher Mann zu bleiben und sagte: „Ich kann nicht schwören!“

Nach einer Pause fuhr Bonaparte fort:

„Die teuflischen Weiber! Nichts hindert sie an ihrer Liebe! Ungeachtet meiner Weigerung hörte ihre Zärtlichkeit nicht auf. Ich machte mich aus ihren Armen los und hatte den Muth, sie zu verlassen. Im Weggehen begegnete ich der Mutter, welcher ich Alles erzählte. Sie dankte mir und beschwor mich, Naddi nicht mehr zu sehen. Sie sagte: „Freilich wird mein armes Kind unglücklich sein. Wenn ich nur nach Florenz zurückkommen könnte! Die Reise, die Zerstreuung würden sie vielleicht trösten; hier ist ihr Leben so traurig und ich bin krank.“ — Ich antwortete ihr darauf: „Wenn Sie mir Ihre Achtung bezeigen wollen, nehmen Sie von mir an, was Sie zur Rückreise brauchen. Vergessen Sie mein nicht und sagen Sie niemals Naddi, daß sie mich gänzlich aus ihrem Herzen reißen soll.“ — Ach, Victor, wenn Sie es gesehen hätten, wie sie mir die Hand gedrückt! — Diesen

Morgen schickte ich meinen dreimonatlichen Gehalt hin, welchen ich ausgeborgt, ohne gerade zu wissen, wie ich das Geld wieder zurückbezahlen werde. Wir wollen sehen — das Schicksal wird schon sorgen."

Und wirklich, dieser Mann, der damals gar nichts im Vermögen hatte, ja fast Noth litt, befehligte bald darauf Armeen, setzte sich auf einen Kaiserthron, den er über alle erhob.

Manchmal erinnerte Moreau den Kaiser Napoleon an Naddi:

„Ach," sagte der Kaiser dann, „ich habe nie wahrer und stärker geliebt, aber — damals war ich Lieutenant!"

Nachdem wir nun im Vorstehenden Napoleon's Liebschaften im Allgemeinen charakterisirt haben, wollen wir von ein paar der epochemachendsten reden. Die Heldinnen davon sind die beiden Mütter seiner natürlichen Söhne: Graf von Leon (erzeugt mit Frau von Revel, spätere Gräfin Luxburg) und Graf Alexander Florian Josef Colonna von Walewski (Sohn der polnischen Gräfin Anastasia Walewska).

II.

Eine Nebenbuhlerin aus dem Wege geschafft.

Vor Napoleon's Verheiratung mit Josefinen fand zwischen ihm und einer Dame ein Liebesverhältniß statt, welches sehr geheim gehalten wurde. Die schöne Frau wußte den Besieger des halben Europas geschickt zu fesseln; sie verstand es, die Reize ihrer Schönheit durch die Lebendigkeit ihres Geistes auf stets neue Weise zu erhöhen und Napoleon genoß im Umgange mit ihr selbst da noch glückliche Stunden, als sein Kriegsruhm schon die Welt erfüllte und der Ehrsüchtige in seiner Unersättlichkeit den französischen Kaiserthron bestiegen hatte.

Die Frucht dieser Verbindung war ein Knabe, Graf Leon, den sein mächtiger Vater reichlich ausstattete und unmittelbar nach der Geburt mit seiner Amme nach den Tuilerien bringen ließ. Napoleons Schwester, Caroline Murat, nahm das Kind unter ihre Obhut, der Kaiser ernannte Herrn von Mauvières zum Vormund und sicherte seinem wilden Sprößlinge auf Canalaktien und andere Werthe

ein Vermögen von Vierzigtausend Francs Rente, ja er dachte noch auf St. Helena an ihn und übertrug Herrn Menneval die Vormundschaft, der sie auch im Jahre 1821 übernahm. Graf Leon war in dem Familienregister als am 13. Dezember 1806 geboren, eingetragen, Mutter Fräulein Eleonore D. . . . ., Rentnerin, 20 Jahre alt, Vater abwesend. Zeugen waren die Herren Aymé, Schatzmeister der Ehrenlegion, und Doktor Andral, Arzt im kaiserlichen Invalidenhospital. Die Mutter blieb von ihrem Sohne getrennt und bekam ihn nicht eher als nach dem Tode des Kaisers wieder zu Gesicht. Sie selbst war im Hause der Frau von Campan erzogen und hatte, nicht viel über sechszehn Jahre alt, einen gewesenen Dragoneroffizier, Herrn Revel, geheirathet. Sie lebte jedoch kaum zwei Monate in dieser Verbindung, als — am 15. März 1806 — Herr Revel wegen Fälschung von Privatpapieren festgenommen, vor das Kriminalgericht von Versailles gestellt, zwar nicht zur Brandmarkung (wie der Generaladvokat antrug), aber doch zu zweijährigem Gefängniß verurtheilt wurde. Wenige Wochen nach seiner Verhaftung (am 11. April) wurde auf Ansuchen seiner Frau die Scheidung ausgesprochen. Damals war Eleonore Revel Vorleserin bei der Großherzogin von Berg (Madame Murat), später heiratete sie Herrn Augier de la Saussure, der während des Rückzuges aus Rußland im Spital zu Marienburg starb, und am 23. Mai 1814 in dritter Ehe den Grafen Luxburg, mit dem sie in einem Dorfe bei Mannheim nach protestantischem Ritus die Hochzeit feierte. Inzwischen erhielt ihr Sohn, Graf Leon, eine vornehme Erziehung und wurde als ein Mitglied der großen Welt betrachtet. Eleonore vermochte bei Napoleon Alles durchzusetzen. Man erzählt sich von der feinen Art und Weise, wie sie solches auszubeuten vermochte, eine hübsche Anekdote. Einst bewarb sich ein Geschäftsmann um eine sehr bedeutende Lieferung. Um sich den Schutz Eleonorens zu verschaffen, galt es jedoch Vorsicht und Zartheit und so stellte sich der Financier der Dame vor, ohne jedoch ein Wort über seinen Wunsch zu äußern. Im Verlaufe des Gespräches jedoch sagte er, leicht hingeworfen: „Seit einiger Zeit habe ich Unglück, mir gelingt aber auch gar nichts. So bewerbe ich mich zum Beispiel jetzt gerade um eine Lieferung und ich wollte mit Ihnen um hunderttausend Thaler wetten, daß ich sie nicht erhalte.“ — Die Dame nahm die Wette an und in acht Tagen hatte der Geschäftsmann wohl die Wette verloren aber — die Lieferung gewonnen.

Nachfolgende Begebenheit wird den Charakter dieser Frau vollends kennzeichnen:

Frau von Revel hatte ein schönes Mädchen als Gesellschafterin bei sich, Jenny mit Namen, das jugendlich frisch, lebhaft und keck, durch ihre Schönheit schon manches Herz erobert hatte. Aber Jenny liebte mit unerschütterlicher Treue Georges Dufour, einen der jüngsten Offiziere der kaiserlichen Garde und war für jeden Andern unempfindlich. Ganz glücklich in dieser Liebe, erfüllt von süßen Träumen einer schönen Zukunft, fürchtete Jenny nicht, daß vom Throne des Kaisers ein Sturm kommen sollte, der ihre Treue und ihr Lebensglück zu erschüttern drohte.

Es hatte nämlich Napoleon bei Frau von Revel die schöne Gesellschafterin erblickt und er brannte, der Lieblichen seine Wünsche zu gestehen. Ein kupplerisch dienstfertiger Hofmann verschaffte ihm eine Zusammenkunft mit ihr.

Wie erstaunte das Mädchen, wie erbleichte sein schönes Antlitz, als es dem mächtigen Herrscher allein gegenüber stand. Voll Bestürzung blieb sie wie angewurzelt und ihre blassen erstarrten Züge verkündigten die Angst ihres Herzens, welche sich durch eine Aeußerung des Eingedrungenen steigerte, statt — wie dieser beabsichtigte — selbe zu mindern.

„Fassen Sie sich," sprach Napoleon, „der Kaiser ist nicht hier, nur der Liebende, den Ihre Reize besiegten."

Jenny zitterte an allen Gliedern. Vergebens waren die Betheuerungen Napoleon's, dessen Versprechungen, das Mädchen sank, überwältigt von der plötzlichen Ueberraschung, ohnmächtig auf ein Kanapee. Die erste Annäherung des Gewaltigen war jedoch hinreichend, ihr das Bewußtsein wiederzugeben.

„Sire, entlassen Sie mich!" jammerte sie. „Mögen Sie mich tödten, mögen Sie über mein Leben gebieten, aber nicht über meine Ehre!"

Auch dies nützte der Bebenden nichts. Napoleon wurde immer stürmischer. Jenny riß sich heftig los; eine Seitenthüre war nur schwach angelehnt und sie eilte dorthin; die Thüre hastig aufreißend und hinter sich zuschlagend, flog sie die Treppe hinab.

Sie wußte nicht, daß Frau von Revel vorüberfuhr, sie bemerkte nicht, daß diese, hochroth vor Wuth und Eifersucht, sich aus dem Wagen lehnte und furchtbar lachend sie mit ihren Blicken verfolgte. Alles Dieses

sah sie nicht und konnte auch nicht ahnen, welche Folgen schmerzlichster Leiden diese zufällige Begegnung mit sich führen werde.

Napoleon, außer sich vor Zorn über Jenny's Flucht, noch mehr gereizt durch ihre entschlossene Sprödigkeit, suchte nun alle Mittel, selbst das äußerste anzuwenden, um damit sich auch hier sein Siegerglück bewähre. Ein vertrauter Diener wurde beauftragt, Jenny an einen bezeichneten Ort zu führen, aber das Mädchen merkte den Plan und erschien nicht, worauf ihr Napoleon einen förmlichen Befehl zukommen ließ.

Aber Jenny antwortete dem Befehle des Kaisers mit folgendem Billete:

„Sire!

Ich bitte Sie, Ihre Gewalt nicht zu mißbrauchen und mir zu verzeihen, wenn ich mich weder heute noch jemals einfinden werde.

Euer Majestät
unglückliche Untergebene und Dienerin

Jenny.“

Kaum hatte der Mann, dem Alles gehorchte, dem sich Alles unterwarf, dieses Billet gelesen, als er es heftig in seiner kleinen merkwürdig schönen Hand zerdrückte, mit dem Fuße stampfte und das Zimmer mit starken Schritten durchmaß.

Plötzlich blieb er stehen, sein Auge funkelte, er trat an den Schreibtisch und schrieb:

„Mademoiselle!

Wenn Sie diesen Abend sich nicht an dem bewußten Orte einfinden, so werde ich Sie morgen öffentlich in meinem Namen aufsuchen lassen.

Der Kaiser.“

Nun denke man sich, mit welchen Gefühlen Jenny diese Zeilen las. Das vernichtende Bewußtsein der Ohnmacht und der tiefsten Verzweiflung bemächtigte sich ihrer, über ihre Wangen rannen heiße Thränen.

In diesem Augenblicke kam Georges Dufour, der junge Offizier der kaiserlichen Garde, der Jenny so innig liebte. Ihre Wangen wurden von plötzlicher Röthe überflogen.

„Was liesest Du da Schönes?“ fragte Georges.

Jenny bedeckte das Antlitz mit ihren Händen und rief:

„O mein Gott!“ — Dann setzte sie mit erstickter, unvernehmbarer Stimme hinzu: „Ich lese mein Todesurtheil.“

Hastig griff nun Georges nach dem Papiere, dessen Inhalt seine Geliebte so gewaltig zu erschüttern schien.

„Halt!“ rief Jenny, ihn mit weit geöffneten Augen anstarrend, „dieses Papier ist nicht für Dich!“

Darauf zerriß sie schnell das Billet und warf die kleinen Stücke zu Boden.

Georges fühlte sich gekränkt; es bemächtigte sich seines Herzens ein quälender Gedanke, ein Argwohn gegen die Geliebte, welchen die erregte Eifersucht beförderte. Seine Worte wurden nun kalt und verletzend. Vergebens warf sich Jenny an seine Brust. — Diese Leidenschaftlichkeit mehrte nur seinen Verdacht. Er riß sich endlich mit blutendem Herzen von ihr los, schwur seinem Nebenbuhler die heftigste Rache und stürzte in's Freie hinaus.

„O Gott! o Gott!“ rief Jenny, erschöpft in einen Lehnsessel sinkend. „Auch von ihm bin ich verlassen! Wer rettet nun mich Arme!?“

Frau von Revel, welche in jenem Augenblicke vor dem Hause der Rue de Victoire*) vorbeifuhr, in dem sich, wie sie aus sicherer Quelle wußte, eben Napoleon befand, als Jenny herausstürzte, zweifelte keinen Augenblick, daß zwischen den Beiden ein Liebesverhältniß obwaltete; Jenny's Schönheit, die schon so manches Herz entzündet, dann der Kaiser, der viel Sinn für die Reize solcher Schönheit hatte, wie sie selbst wußte, alles dieses schien genügend, die Wahrheit ihres Argwohnes zu bestätigen. Stolz und eifersüchtig von Natur aus, war sie über diese Begebenheit höchst erbittert und sann sowohl auf Rache als auf ein Mittel, welches sie von dieser Nebenbuhlerin befreien, ein Mittel, das sich mit ihrer Rache vereinigen sollte.

Nichts ist erfinderischer als der Groll eines eifersüchtigen Weibes. Frau von Revel trat endlich, triumphirend im Innern, vor Jenny. Es war gerade am Tage vor Empfang jenes Billets, das wir eben gelesen und welches Jenny's Lebensglück zu zerstören drohte.

Sinnend stand das schöne Mädchen da, im bleichen Antlitze noch den Schrecken tragend, den das erste Zusammentreffen mit dem Kaiser ihr verursacht hatte. Frau von Revel schlang leise den Arm um ihre

*) Mit der Nummer 29, das Bonaparte vor dem 18. Brumaire bewohnte.

Schulter und zog sie sanft mit sich fort. Sie streiften wie absichtslos an dem Spiegel vorüber.

„Schau, Jenny," sagte die Listige, „wie schön, wie reizend das Köpfchen dort uns anlächelt."

„Ei, gnädige Frau, der Spiegel meint es nicht ehrlich. — Sie sind schöner als Ihr Bild dort und mir auch lieber. Lassen Sie uns fort."

„Schmeichlerin! Glaubst Du denn, ich meinte mich, nein, ich meine Dich. Bleib' und schlage deine Augen nicht nieder. Wem würdest Du den Apfel geben, verliebter Schäfer?"

Aber mit leiserer Stimme und einem Anfluge von Bitterkeit, die sie durch Scherze zu verbergen suchte, fügte sie hinzu:

„O geh' doch, geh' doch! Du wirst ihn erhalten, Dich wird er erwählen!"

Sie athmete hoch auf und schwieg.

Plötzlich fuhr sie auf, und, als überrasche sie ein Gedanke, fragte sie schnell:

„Jenny, hast Du schon die Blattern gehabt?"

„Nein, gnädige Frau."

„Kind, dann müssen sie Dir eingeimpft werden. Bedenke, wenn dieses reizende, holde Gesichtchen vom Gifte der Blattern zerrissen und durchgraben wäre, wenn statt der Anmuth, die aus jedem deiner Züge hervorlächelt, plötzlich die furchtbarste, zurückschreckendste Häßlichkeit uns entgegenstarrte?"

„O! Entsetzlich!"

„Entsetzlich, freilich!" rief Frau von Revel, Jenny fest anblickend. „Ich will nach einem Wundarzte schicken, damit er Dir die Blattern einimpfe."

Jenny argwöhnte nicht das Geringste und war mit Allem einverstanden.

Frau von Revel hatte bald ein von den bösesten Blattern befallenes Kind entdeckt und zugleich durch ein großes Geschenk einen Chirurgen gewonnen, welcher zu der Mutter ging und unter dem Vorwande einen Versuch zu machen, die Erlaubniß erhielt, etwas Impfe aus den Blattern zu nehmen.

Und gerade in dem Momente, wo die arme Jenny durch den Brief des Kaisers in die höchste Verzweiflung versetzt worden, gerade jetzt, wo sie mit Händeringen, unter blutigen Thränen und Jammer

vergebens nach einem Mittel rang, der Schande zu entgehen; wo sie, selbst von dem Freunde ihres Herzens verlassen, zu Gott aus tiefster Seele im heißen Gebete emporschaute — in diesem Augenblicke kam der Henker ihrer Schönheit.

Die Impfung wurde in Gegenwart von Frau von Revel vollzogen. Ein Fieber ergriff das unglückliche Mädchen und die Krankheit wüthete schrecklich, da sie eine Fülle von Gesundheit und Lebensfrische erst gewaltsam zu zerstören hatte.

Als Napoleon mit dem festen, unerschütterlichen Vorsatze in das Haus der Frau von Revel trat, da mußte er sich gestehen, daß er für diesmal jenem Wörtchen zu weichen hatte, das er so sehr perhorrescirte, dem Wörtchen: Impossible. Er ging also und beschloß Jenny's Genesung abzuwarten, um seinen Willen durchzusetzen. Er ahnte aber nicht, was die Art und wahre Ursache von Jenny's Krankheit sei, ahnte nicht Frau von Revel's That, so wenig Jenny wußte, durch welchen Verlust sie der Schande entgangen war und auf welche zerstörende Weise sie die Erhörung ihres Gebetes erhalten sollte.

Wochen waren vergangen; Napoleon hatte selbst im Sturme seiner Thaten und des ewig lebendigen Schaffens die schöne Jenny nicht ganz vergessen.

Da erhielt Napoleon eines Tages einen Brief von Frau von Revel, welcher die alten Gefühle mächtiger denn je hervorrief. Derselbe lautete:

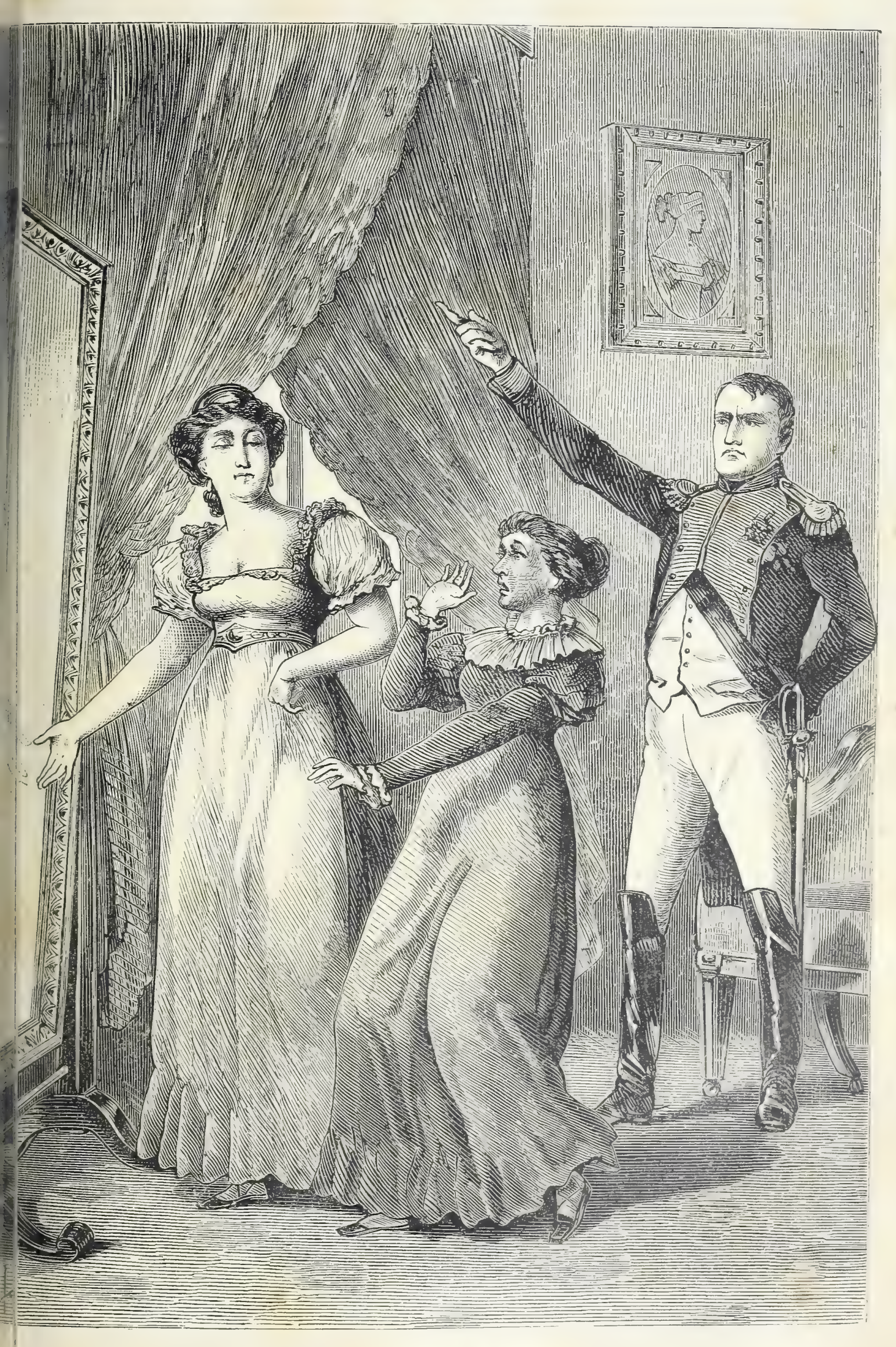
„Wird es dem Gott des Krieges gefallen, morgen insgeheim zu einer armen Sterblichen zu kommen, um ihren Tadel und ihre Verzeihung zu empfangen?"

Der Kaiser wurde von Frau von Revel empfangen, sie trug die ausgesuchteste Kleidung, die man sich denken kann; es war jeder Theil ihres Anzuges so geschmackvoll gewählt und hob auf so verführerische Weise jeden Reiz ihrer Schönheit hervor, daß diese den besten Kopf hätte in Verwirrung setzen können. Nach den ersten Begrüßungen sagte sie zu Napoleon:

„Euer Majestät kennen oder errathen vielleicht die Veranlassung, warum ich Ihre Gegenwart wünschte?"

„Meine Freundin," erwiderte der Kaiser, „ich will gern glauben, daß es geschah, um den Augenblick eines Glückes zu beschleunigen, welches Ihre Nähe mir gewährt."

„Ja, Sire! Der Gegenstand meiner heißesten Wünsche war stets Ihr Glück! Eure Majestät zeichneten mich unter den Schönen des Hofes



Die galanten Aventuren Napoleon's I.

aus, Sie liebten mich und ich erwiderte diese Liebe. Plötzlich aber wurde ich aus Ihrem Herzen verdrängt — eine andere Schönheit stahl mir das Kostbarste, was ich je besaß. Sire! ich weiß Alles! Sie lieben eine meiner Frauen — Jenny, die anlockende Jenny wußte Sie zu rühren. So trete ich denn alle Rechte, die ich auf Ihr Herz haben kann, jetzt an Jenny ab. Ich will sie Ihnen deshalb sogleich hierherbringen."

Nachdem sie diese Worte gesprochen, eilte sie aus dem Zimmer und überließ den Kaiser seinem Erstaunen und seiner höchst gespannten Erwartung.

Die Thüre ging auf und Frau von Revel trat mit Jenny ein. Diese letztere war gänzlich verändert und unkenntlich; ihr schönes Gesicht zeigte sich von den Blattern gräßlich entstellt; statt der reinen Blüte, in der es noch kurz vorher prangte, sah man jetzt, daß ein welker Todeshauch darüber geweht war und seine Spuren zurückgelassen hatte; die frische Rose ihrer Wangen war vom zerstörenden Gifte gebleicht und zerfressen und die Reize und Fülle ihrer Jugend schienen plötzlich dem Alter Platz gemacht zu haben, das von ihren Jahren vergebens Lügen gestraft wurde.

Napoleon sah Jenny einen Augenblick scharf an, dann fragte er:

„Wer ist die Person?"

Eben ging Jenny, geführt von Frau von Revel an dem Spiegel vorbei, ihr Auge blickte unwillkürlich hinein — ein Entsetzensschrei tönte von ihren Lippen — sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen — so blieb sie eine Weile laut schluchzend und mit wankenden Knieen stehen.

„Nun, Jenny?" rief Frau von Revel, der Unglücklichen die Hände vom Gesichte wegziehend und sodann sich und ihr Opfer mit triumphirendem Lächeln im Spiegel betrachtend.

„Ha!" rief Napoleon.

„Erkennen Euer Majestät," fragte Frau von Revel, „die reizende, liebenswürdige Jenny nicht wieder? Die Schönheit ist ja stets nur ein kurzer Traum!"

„Welcher Teufel hat das gethan?" schrie Napoleon mit heftiger, gewaltiger Stimme, dabei Jenny nähertretend, die sich mit innerer Fassung wieder emporgerichtet hatte.

„Die Liebe hat es gethan. — Ich that es!" sagte Frau von

Revel. „Bin ich etwa feig genug, dergleichen zu leugnen? Wer, wie ich, den Herrscher der Welt an sein Herz drücken und sein nennen durfte, wer, wie ich, die höchste Berechtigung zum Gefühl des Stolzes und Selbstbewußtseins hatte, der wäre seines Glückes unwürdig gewesen, hätte er in meinem Falle anders gehandelt. Ich konnte mein Leben freudig dahingeben, aber ich durfte das bittere Gefühl, eine glücklichere Nebenbuhlerin zu haben, nicht ertragen. Ich habe mich gerächt, ich habe mich mehr als gerächt! Kühn und freudig gestehe ich dies ein, ja ich bin stolz darauf!"

„Ungeheuer!" schrie der Kaiser, sie heftig beim Arm ergreifend und schüttelnd. „Meinen Sie, daß Napoleon es erträgt, hintergangen und überlistet zu sein? Ich befehle Ihnen, in vierundzwanzig Stunden Paris zu verlassen, in acht Tagen verlassen Sie Frankreich auf immer!"

Jenny, des arme, unglückliche, so tief bedauernswerthe Opfer, wagte es, für die so hart Gestrafte eine Fürbitte einzulegen und that dies mit so rührenden Worten und mit so innigem Gefühle, daß es ihre Gestalt zu verklären und ihr noch eine höhere Schönheit wiederzugeben schien, als sie früher besessen. Es war die Schönheit der Seele.

Napoleon beantwortete die Fürbitte Jenny's mit keiner Silbe. Nach einer Weile sagte er zu dem armen Mädchen:

„Jene Frau hat Ihnen weniger von Ihrer Schönheit genommen, als es den Anschein hat. Trösten Sie sich, mein Kind, Ihr Glück sei von nun an meine Sorge!"

Eilig verließ der Kaiser das Haus und bezeichnete einem Hofkavalier eine Familie, bei welcher Jenny sogleich eingeführt und mit größter Liebe und Freundlichkeit aufgenommen wurde.

III.

Die Gäste auf der Herrschaft Finkenstein.

Auf Schloß Finkenstein war im Februar des Jahres 1809 Alles in Bewegung; man lief und rannte durch- und widereinander, in allen Zimmern und Gemächern des weitläufigen und alterthümlichen Schlosses wurde gehämmert und gesäubert, überall in dem sonst so stillen Schlosse herrschte nun geschäftige Bewegung, Verwirrung und Tumult.

Gräfin Amalia von Finkenstein, eine Dame bereits in vorgerücktem Alter, zeigte sich nichtsdestoweniger lebhaft bald hier, bald da, ordnete an, ermunterte, belobte oder tadelte die Dienerschaft. An dieser unruhigen Bewegung war aber Niemand anders Schuld, als ein französischer Ordonnanz-Offizier, welcher vor etwa einer Stunde mit der Meldung eingetroffen war, daß der Kaiser Napoleon binnen Kurzem hier mit seinem Generalstabe eintreffen und sein Hauptquartier für einige Zeit daselbst aufschlagen werde.

Bald darauf fand sich die zahlreiche Dienerschaft ein.

Monsieur Ude, der ebenso dicke als berühmte Koch Napoleon's, bramarbasirte viel und nahm eine höchst wichtige Protektormiene an, nicht undeutlich zu verstehen gebend, daß er wohl mehr bei dem Kaiser vermöge, als selbst Marschall Duroc, weil Niemand die Kotelettes und gebratenen Hühnchen — die Leibessen des Kaisers — so exquisit zu bereiten verstehe, als eben er. Dabei wirthschaftete er auf wahrhaft vandalische Weise unter dem erschrockenen Hühnervolke herum und schlachtete unbarmherzig Alles ab, was ihm unter die Hände kam, welchen Verheerungen die alte Gräfin mit schwerem Herzen zusah.

Inzwischen waren nach und nach mehrere Offiziere von allen Graden und Waffengattungen, sowie Hofbeamte eingetroffen und nahmen die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Gräfin anderweitig in Anspruch, so daß es ihr einigermaßen Mühe kostete, den lebhaften und sprechlustigen Franzosen Rede und Antwort zu geben und Jeden nach Stand und Würde unterzubringen. Mit jedem Augenblicke wuchs das Gewühl und der Lärm, denn jetzt rückte auch eine Abtheilung der Chasseurs à cheval in den Hof, denen eine nicht minder starke Abtheilung der kaiserlichen Garde folgte. Da wurde denn von allen Seiten geschrieen, getobt, geflucht und es galt überall zu beschwichtigen. Die arme alte Gräfin wußte in ihrer Herzensangst nicht, wo sie anfangen, wo sie enden sollte.

„Gott sei Dank, daß Sie kommen, Herr Förster!“ redete die alte Gräfin einen eben eintretenden Graukopf erfreut an. „Ich bin hier ganz allein und verlassen!“

Förster Schwarz küßte ehrfurchtsvoll seiner Gebieterin die Hand und sagte:

„Ich bin eben deshalb hergekommen, um der gnädigen Frau Gräfin meine geringen Dienste anzubieten und Hochderoselben nach besten Kräften beizustehen. Ihro Gnaden wissen vielleicht gar nicht“ — hier erhob

er die Betonung der Worte — „daß ich fertig französisch spreche und da denke ich, mit Gott, mit den parlez-vous' fertig zu werden.“

Er wendete sich auch sofort an einen entsetzlich fluchenden Grenadier von der alten Garde.

„Mais, Monsieur!“ sagte er besänftigend, „vous êtes un Jury *) honorable **)! Si votre Empereur vient, il laisse purger ***) toute sa garde!“

„Bête!“ murmelte der Grenadier, dem Förster verächtlich den Rücken kehrend.

„Je ne joue pas cartes, malheureusement!“ †) erwiderte siegesbewußt der Förster.

„Ich dachte, lieber Herr Schwarz,“ sagte nun die Gräfin, welche eben vorbeiging, lächelnd, „Sie sprechen fertig französisch?“

„Nun,“ erwiderte Schwarz verlegen, „ich bin wohl ein wenig aus der Uebung gekommen, Gnaden, sonst spreche ich wie ein geborner Pariser. Ich werde aber schon wieder in Uebung kommen, dann soll sich der Hitzkopf in Acht nehmen, was ich ihm sagen werde.“

Ob er nun wirklich in Uebung gekommen und es seiner Suada gelungen, die Tobenden zu beschwichtigen, wissen wir nicht; gewiß nur ist, daß plötzlich aller Lärm schwieg und auf dem weiten Hofe tiefe Stille eintrat.

Die Ursache dieser Ruhe war augenscheinlich ein kleiner Mann, von sehr gewinnendem und Zutrauen erregendem Aeußeren, der jetzt auf dem Hofe sichtbar wurde. Er ging sogleich mit jenem, dem Franzosen so eigenen leichten, freien und gewinnenden Anstand auf die Gräfin zu und bat auf die freundlichste Weise, sie möge die Unruhe entschuldigen, welche seine Anwesenheit ihr verursachen werde. Die Gräfin entgegnete ebenso höflich, ja ehrfurchtsvoll und bediente sich öfters des Ausdruckes: „Sire!“ oder „Votre Majesté!“ denn sie hielt den Fremden, der hohen Ehrerbietung nach, welche ihm sämmtliche Generale, Offiziere und Soldaten erwiesen, für den Kaiser Napoleon.

„Sie irren sich, Madame,“ sprach endlich der Fremde, mit einem

---

*) Statt jureur — Flucher.

**) Statt horrible — gräulich.

***) Wörtlich: purgiren, abführen.

†) Bête — Dummkopf, La Bête — eine Art Kartenspiel, auch der Einsatz des Verlierenden.

feinen Lächeln, das anmuthig seine scharf geschlossenen Lippen umspielte, „ich bin nicht der Kaiser, ich bin Duroc, Marschall des Palastes.“

In der That stellte die Anwesenheit dieses ausgezeichneten Mannes und anerkannten Günstlings des Kaisers die Ruhe und Ordnung auf Schloß Finkenstein wieder her und es war Gesittung an die Stelle des früher tobenden Lärms getreten. Der Marschall hatte der Gräfin galant seinen Arm geboten und sie nach ihrem Zimmer geführt, wobei er auf das Leutseligste mit ihr alle die zu treffenden Maßregeln und Anordnungen besprach.

Die Gräfin, wenn auch im Grunde ihres Herzens gegen die Feinde ihres Vaterlandes und Königs eingenommen, fühlte sich dennoch unwillkürlich von dem liebenswürdigen Benehmen, der feinen, achtungsvollen Haltung des Marschalls, der man es deutlich anmerkte, daß selbe nicht bloße Manier, sondern wirklich der Ausdruck und Widerschein eines edlen und wohlwollenden Gemüthes sei, bestochen und als sich endlich Marschall Duroc bei ihr beurlaubte, schien er seinerseits ebenso sehr von der Gräfin erbaut, als es diese von ihm war. Sie war aber auch eine Dame, welche durch würdevolle Haltung und ihren edlen Charakter Jedermann Achtung abnöthigte. Nicht ohne Besorgniß sah sie der Ankunft Napoleon's entgegen, denn ihre beiden Söhne befanden sich bei dem preußischen Heere.

Ein lautes verworrenes Geschrei, das sich jetzt vom Hofe her vernehmen ließ, bewog die Gräfin jetzt aus ihrem Zimmer zu treten, um zu sehen, was es gäbe.

„Was wollen Sie?“ rief ihr herrisch ein kleiner, mit einem unscheinbaren grauen Rock bekleideter, mitten im Zimmer stehender Mann, mit einem großen, dreieckigen Hute auf dem Kopf, nach, als sie eben durch das Zimmer gehen wollte, um sich nach dem Vorsaale zu begeben.

Die Gräfin sah sich erschrocken den barschen Frager an, welcher — die Hände auf den Rücken gelegt — starr und unbeweglich wie eine Bildsäule stand und sie mit seinen kleinen stechenden Augen durchbohren zu wollen schien.

Die Dame stotterte einige unzusammenhängende Worte und war augenscheinlich durch die Erscheinung, das Wesen und die gebieterische Anrede des Fremden vollständig aus der Fassung gebracht.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“ fragte der Graurock zum zweiten Male, jedoch etwas milder.

„Ich bin die Gräfin Finkenstein,“ erwiderte sie, einigermaßen

empfindlich über das Examen des anmaßenden Fremden. „Ich wollte mich überzeugen, was es mit dem lauten, wiederholten Geschrei, das sich vernehmen ließ, für eine Bewandtniß habe."

„So, so!" meinte der Graue und nahm aus seiner Westentasche eine mächtige Prise. „Sind Sie verheiratet?"

„Mein Herr," erwiderte die Dame mit kaum verhehlter Empfindlichkeit, „ich weiß wahrlich nicht, wie Sie das Alles interessiren kann."

„Von meiner Wirthin interessirt mich Alles," erwiderte der Graurock, dabei ein wenig den Hut lüftend.

„Und mit wem habe ich die Ehre?" fragte die Gräfin, welche gar nicht wußte, was sie eigentlich aus dem unscheinbaren Männchen machen sollte.

„Sie kennen mich nicht?" entgegnete der Graurock, wobei ein eigenthümliches Lächeln auf einen Augenblick den strengen Ernst seiner regelmäßig gebildeten, edelgeformten, ausdrucksvollen Gesichtszüge aufhellte. „Nun, bisher meinte ich, daß mein Name in ganz Europa zur Genüge bekannt sein sollte."

„Oh, verzeihen mir Euer Majestät," entschuldigte sich die Gräfin, der plötzlich eine Ahnung aufging, mit tiefer Verbeugung. „Wie konnte ich nur vermuthen — mein Gemal ist schon lange todt."

„Haben Sie auch Kinder?" setzte Napoleon sein Examen, jedoch um Vieles milder wie früher, mit der alten Dame fort.

„Zwei Söhne, Majestät," war die Antwort der alten, beängstigten Dame, denn sie sah die darauffolgende Frage schon im Geiste voraus, welche Ahnung sich auch sofort bestätigen sollte.

„Wo sind diese Söhne?" fragte Napoleon.

„Beim Heere unseres Königs," antwortete fest und würdevoll die Gräfin.

Der Kaiser sah sie mit seinen stechenden Augen an, als ob er sie durchbohren wollte; sein Gesicht hatte ganz seinen vorigen, strengen und ernsten Ausdruck angenommen. Sodann unterbrach er das eingetretene Schweigen und rief:

„Wie? Und das wagen Sie mir zu sagen? — Rufen Sie sogleich die beiden Unbesonnenen zurück."

„Euer Majestät," antwortete die alte Dame ruhiger, „entschuldigen Sie, wenn es mir unmöglich fällt, Ihrem Befehle nachzukommen. Meine Söhne erfüllen ihre Pflicht und sind, wie ich, zu sehr von dem durchdrungen, was sie ihrem Könige und ihrem Vaterlande schulden,

als daß sie einer Aufforderung von meiner Seite — selbst wenn ich schwach genug sein sollte, sie zu stellen — die Fahne ihres Königs in der Stunde der Noth zu verlassen, Folge leisten würden; und, Sire, erlauben Sie mir, es zu sagen, auch ich bin zu sehr eine treue Tochter meines Landes, als daß ich mich zu einer solchen, den Adel meines Geschlechtes tief herabwürdigenden Aufforderung an meine Söhne entschließen könnte."

„Madame," sprach Napoleon nach einer Pause, „Sie sind eine sehr achtbare Dame!"

Dann lüftete er wieder ein wenig den Hut und trat einen halben Schritt zurück.

Die Gräfin, diesen Wink verstehend, verließ mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer.

Am Abende desselben Tages hielt vor der im tiefen Forste versteckt liegenden Wohnung des Försters Schwarz ein schwer bepackter Reisewagen. Es war eine strenge Kälte und ein scharfer Nordost pfiff schneidend über die mit tiefem Schnee bedeckten Gefilde. Ein in eine mächtige Wildschur gehüllter Diener, dessen Gesicht fast ganz mit einem dicken Backenbarte bedeckt war, wälzte sich schwerfällig von dem hohen Kutschenbocke herab.

Vater Schwarz, der soeben nach Hause gekommen war, trat neugierig und verwundert in die Hausthüre und wurde sogleich von dem Manne in einem kaum verständlichen Kauderwelsch von Französisch und Polnisch gefragt, ob seine Herrschaft, die sich unwohl und angegriffen fühle, für diese Nacht bei ihm ein Unterkommen fände. Es seien die Wege fast unfahrbar und bis zur nächsten Stadt sei es noch sehr weit.

Statt der Antwort ging der Förster sogleich zum Wagen, öffnete den Kutschenschlag und sprach die im Wagen sitzende, in einen mächtigen Zobelpelz gehüllte Dame, im schönsten Französisch an.

„Madame, soyez tout à fait chez vous (sie solle ganz wie bei sich zu Hause thun, meinte er), je ne voudrais pas voyager dans ce temps pour un eremitage (heritage wollte er ausdrücken), il est trop mal bâti!" (Er meinte, es sei sehr unerbaulich.)

Die Dame stieg nun schweigend, von dem gutmüthigen Förster unterstützt, aus der Kutsche und Schwarz geleitete sie sogleich über den glatten Schnee in das Haus, und führte sie in das Wohnzimmer, wo Mutter Schwarz und Tochter Suschen sie willkommen hießen. Die im Zimmer herrschende behagliche Wärme schien auf die Fremde

sehr wohlthuend zu wirken; sie ließ sich in des Försters Sorgenstuhl, der dicht am Ofen stand, nieder, schlug ihren Schleier zurück und lüftete ein wenig ihren Pelz, so, daß sich deren fein gebildetes, schönes Antlitz und die zierliche, schlanke und dennoch füllreiche Gestalt zeigte.

„Soyez persuadé, de notre plus grande hôtelerie!“ (Gastfreundschaft wollte er sagen) bat freundlich der Förster.

Das schöne, aber schwermüthige Gesicht der Fremden wurde einen Augenblick von einem lächelnden Anfluge erhellt, dann sagte sie mit sanfter, ungemein wohlthuender Stimme:

„Ich verstehe und spreche auch Deutsch.“

Nun waren Mutter Schwarz und Suschen in ihrem Elemente. Mit der herzigsten, gutmüthigsten Diensteifrigkeit machten sich Beide um die Fremde zu schaffen, plauderten mit ihr und suchten deren leiseste Wünsche im Voraus zu errathen und zu erfüllen, ehe selbe noch ausgesprochen waren.

„Ihr guten, guten Menschen!“ rief die Fremde, sichtlich gerührt von der liebevollen Sorgfalt der Frauen, aus. Sie schien auch immer mehr aufzuthauen, unverkennbar sprach jedoch ein tiefer Schmerz aus dem schönen Gesichte der Fremden und in rührendster Weise zu den Herzen der unverdorbenen Naturmenschen.

Am nächsten Morgen lag die Fremde fiebernd im Bette. Da hätte man Mutter Schwarz und Suschen sehen sollen, diese waren die Sorgfalt und Geschäftigkeit selbst und es schien nicht, als ob eine Fremde, sondern als ob eine Tochter vom Hause erkrankt wäre, so mütterlich und schwesterlich pflegten und hätschelten die Bewohnerinnen der Försterei die Fremde.

Nach einigen Tagen schien sich jedoch deren Zustand zu verschlimmern. Förster Schwarz beschwichtigte die Seinen und sprach:

„Ich reite heute ohnehin nach Finkenstein und werde bei dieser Gelegenheit den Leibarzt des Kaisers, Herrn Corvisart, bitten, mitzukommen. Er ist ein sehr menschenfreundlicher Mann und kommt ganz gewiß.“

„Um Gotteswillen nicht!“ rief plötzlich die Fremde, welche man schlummernd wähnte, sich von ihrem Lager erhebend. „Versprechen Sie mir, es nicht zu thun, es wäre mein Tod!“

„Aber, mein Gott, warum denn nicht?“ erwiderte der Förster ganz erstaunt, denn er hielt die Heftigkeit, mit welcher die Fremde ihre Worte hervorstieß, für einen Anfall von Fieberphantasie.

„O, fragt mich nicht, guter Mann!“ bat die Kranke, sehr aufgeregt, mit beiden Händen die Hand des Alten fassend. „Aber, wenn Sie mich nicht tödten wollen, so versprechen Sie mir, Corvisart nicht zu rufen. Ich lasse nicht eher von Ihnen ab, bis Sie es mir nicht versprochen haben.“

„Hm!“ meinte der Alte und schwieg. „Aber“ — sagte er dann nach einigen Sekunden — „Sie sind nun schon so lange hier bei uns, und ich weiß noch nicht einmal, wie Sie heißen, noch woher Sie sind?“

Nennt mich Anastasia,“ bat die Fremde, „und verlangt nicht mehr zu wissen. Gelobt mir aber, Corvisart nicht zu rufen! Bei Allem, was Euch heilig ist, laßt Euch beschwören!“

Förster Schwarz versprach es kopfschüttelnd, und hastig, ehe er es noch verhindern konnte, preßte die Kranke einen glühenden Kuß auf seine Hand.

„Etoffe étrange!“ murmelte der Alte und wollte damit sagen, daß es „seltsames Zeug“ sei, was da vorgehe.

IV.

Der Liebhaber der geheimnißvollen Fremden.

Endlich war es der liebevollen Pflege von Mutter Schwarz und Suschen gelungen, die Macht der Krankheit zu bezwingen — Anastasia konnte bereits das Bett verlassen. Sie erholte sich allmählig ganz und sprach von Zeit zu Zeit von ihrer Abreise, aber Mutter und Tochter machten dagegen so viele Einwendungen, daß sie sich immer von Neuem zum Bleiben bereden ließ, wenngleich erst nach verschiedenen Gegenreden, die aber offenbar mehr zum Scheine als ernstlich gemacht wurden.

Einst trat Vater Schwarz sehr aufgeregt zu den Seinen ins Zimmer, schleuderte das Käppchen auf den Tisch und sagte ganz verdrießlich:

„Möcht' ich doch wissen, was der Graurock immer will, der so oft zu unserer Anastasia kommt. Jedesmal, wenn er hier gewesen ist, zerfließt das arme, liebe Kind in Thränen. Schon oft habe ich ihn fragen wollen, wer er ist und was er will, aber er sieht so verdammt herrisch

aus, wie der Franzose sagt, so maîtrement" — er meinte gebieterisch — „als ob er was Rechtes wäre und da bleibt mir jedesmal dann das Wort in der Kehle stecken, wenn er mich so mit seinen kleinen, finstern Augen anblitzt, als ob er ein Recht hätte, hier zu befehlen. Das nächste Mal aber, bei Gott! da frage ich ihn darum, denn ich muß doch wissen, wer der Musje ist."

Mutter Schwarz und Suschen erschöpften sich ebenfalls in allerlei Muthmaßungen über die Person des unbekannten Graurockes und hatten verschiedene Male durch feine, versteckte Fragen und Reden von der Fremden das Geheimniß auszuforschen versucht, aber jedesmal, so oft sie die Rede auf die Besuche des geheimnißvollen Unbekannten brachten oder Anspielungen auf dessen muthmaßlichen Stand machten, brach Anastasia in das heftigste Schluchzen aus, dergestalt, daß Mutter und Tochter sich vornahmen, nicht mehr ein für ihre Pflegebefohlene so unverkennbar schmerzliches Thema in deren Gegenwart zu berühren.

Da stürzte eines Tages ganz erhitzt Vater Schwarz in das Zimmer.

„Jetzt weiß ich, wer der Graurock ist!" rief er aus.

„Wer denn!?" fragten Mutter und Tochter gleichzeitig.

„Eine ganz verdammte Geschichte das!" tobte der Alte im Zimmer umher, ohne den Seinen Rede zu stehen.

„So sprich doch! Was ist's denn? Was hast Du?"

„Könnt Ihr auch schweigen? Was der Franzose Sechslanzen*) nennt?" fragte der Förster, mitten im Zimmer stehen bleibend und Mutter und Tochter mißtrauisch betrachtend.

„Wie das Grab!" betheuerten Beide.

„Nun, so erfahrt denn — der Graurock, der unsere schöne Anastasia besucht — der ist Niemand Anderer als — der Kaiser Napoleon!"

„Der Kaiser!" war Alles, was die Frauen stotternd hervorbringen konnten.

„Niemand anders als der Kaiser. Hört nun, wie es mir heute ging. Wie ich heute nach Finkenstein komme, finde ich im Schloßhofe die französischen Truppen in voller Parade aufgestellt. Mit einem Male tritt Euch unser kleiner grauer Mann mit dem großen dreieckigen Hute auf dem Kopfe aus dem Schlosse hervor; hinter ihm drein kamen eine

---

*) Six lances — sechs Lanzen Silence — Schweigen.

Menge von besternten Herren mit gestickten Uniformen. Wie der kleine graue Mann auf der Treppe sichtbar wird, brüllten Euch die Soldaten wie besessen in Einem fort: „Vive l'empereur! Vive l'empereur!“ — Mein Kleiner geht Euch mit hinten übereinander gekreuzten Händen an der Front entlang — da zupft er Einen am Schnauzbart, dort einen Andern am Ohr; dann stellt er sich wieder auf die Treppe und läßt die Truppen an sich vorbeigehen, die unaufhörlich und fortwährend ihr „Vive l'empereur!“ schreien. Anfangs dachte ich, der Kaiser werde erst erscheinen und fragte einen Offizier der Garde, wann dies geschehen werde. Dieser aber deutete auf den Kleinen und sagte, daß dieses der Kaiser selbst sei. Aber hört! daß Ihr mir reinen Mund haltet, vorzüglich gegen die saubere Anastasia; sie darf auch nicht im Entferntesten ahnen, daß wir hinter ihre Schliche gekommen sind. Schau, ich hätte es dem unschuldigen Gesichtchen gar nicht zugetraut! Also stillgeschwiegen — mit großen Herren und gar mit dem Graurock ist nicht gut Kirschen essen!“

Aber es ist eine alte bekannte Wahrheit: „Das Verbot reizt!“ und dies bestätigte sich auch hier. Mutter Schwarz, der das anvertraute wichtige Geheimniß auf dem Herzen brannte, machte sich jetzt unter allerlei Vorwänden häufiger als sonst auf dem Zimmer der Fremden zu schaffen, dabei ließ sie es nicht an verblümten Reden fehlen, z. B. über die heutige arge Welt, wie man sich doch in Menschen irren könne, wie man nicht gut thue, auf Könige zu rechnen u. dgl.

Anastasia achtete auf diese Andeutungen der guten Alten nicht, aber als sich dieselben zuletzt immer wiederholten, wurde sie am Ende doch aufmerksam, weil sie darin immer deutlicher eine Anspielung auf ihre eigenen Verhältnisse, daher eine Wissenschaft von Seite der Alten merken mußte.

„Gesteht nur, gute Mutter,“ unterbrach einst Anastasia die Försterin in ihren Reden, „Ihr wißt sicher mehr, als Ihr sagen wollt.“

Frau Schwarz schwieg sichtbar verlegen.

„Sagt mir, wißt Ihr Alles?“ fuhr Anastasia dringender fort.

„Was soll ich denn wissen?“ stotterte Frau Schwarz, immer verlegener werdend.

Aber die Fremde ließ sich dadurch nicht abschrecken; sie drang so lange in die Alte, bis diese endlich mit dem großen Geheimnisse herausrückte, das ihr fast das Herz abgedrückt hatte. Nachdem sie einige Stoßseufzer voraussendete, fragte sie bebend:

„Ist denn der kleine Graurock, der so oft hierherkommt, wirklich der Kaiser Napoleon?“

„O Gott!“ rief Anastasia ganz außer sich, indem ihr ein Thränenstrom aus den Augen stürzte, „das ist ja eben mein Elend, daß es der Kaiser ist!“

Nun suchte die gute Alte die heftig Schluchzende durch sanftes Zureden und durch Liebkosungen zu trösten. Anastasia beruhigte und faßte sich endlich wieder.

„Gute Mutter,“ sagte sie, sich die Thränen abtrocknend, „Ihr sollt nun Alles wissen. Es ist mir selbst Bedürfniß, meinen Kummer und meine Leiden einem theilnehmenden Herzen zu vertrauen, ich werde darin eine Linderung meines Kummers finden. So hört denn“ —

Da wurde plötzlich die Thüre geöffnet und herein trat — der kleine Graurock. Der finster fragende Blick, den er auf die erschrockene Alte warf, reichte hin, diese aus dem Zimmer zu scheuchen. Wie ein leiser Wind hinreicht, die Ameise vom Blatte zu fegen, so fegte dieser eine Imperatorblick die Försterin aus dem Zimmer und dieselbe suchte — mit einem Knixe, als wolle sie in die Erde schliefen — eiligst das Weite.

„Suschen,“ sagte sie zu ihrer Tochter, als diese die noch zitternde Mutter besorgt fragte, was ihr denn sei, „Suschen, nun habe ich ihn auch gesehen; er hat Dir einen fürchterlichen Blick, der kleine graue Mann, ich hätte mich gewiß in ihn nie verlieben können. Laß' Dir erzählen.“

Als Frau Schwarz aus dem Zimmer der Fremden verschwunden war, fragte Napoleon dieselbe:

„Was wollte die Alte bei Ihnen, Anastasia, und was weinen Sie?“

„O, sie wollte hier nur ein wenig im Zimmer aufräumen,“ antwortete Anastasia, die Wahrheit klüglich umgehend, denn Napoleon hatte ihr die Geheimhaltung ihres Verhältnisses zu ihm strenge anbefohlen, und um Alles in der Welt würde sie nicht gewagt haben, zu gestehen, daß sie eben im Begriffe gewesen, dieses Gebot plauderhaft zu übertreten.

„In wenig Wochen,“ unterbrach Napoleon das eingetretene Schweigen, „werde ich einen neuen Feldzug eröffnen, ja ich werde bis gegen Wien gehen. Es wird nothwendig sein, meine Liebe, daß Sie diese Gegend, die nur zu bald ein Schau- und Tummelplatz des Krieges

werden muß, verlassen und nach Warschau zurückkehren. Ich wünsche, daß Sie, wenn möglich, schon Morgen Ihre Reise dahin antreten."

„Wie?" wendete Anastasia furchtsam bittend ein, „Sie wollen mich aus Ihrer Nähe verbannen? Sire, lassen Sie mich bei Ihnen bleiben! Ich will Sie in Mannskleidern überall, wie Ihr Schatten, oder wenn Sie lieber wollen — wie Ihr Schutzengel begleiten."

„Romantische Ideen das, meine Liebe," erwiderte Napoleon lächelnd, „wir leben nicht mehr im Zeitalter der Troubadours. Sie sehen selbst, eine solche Maskerade wäre nur lächerlich. Reisen Sie immerhin nach Warschau, während ich hier ein Tänzchen mit dem Könige von Preußen mache."

Anastasia versuchte noch mit Bitten, Vorstellungen und Thränen eine Konzession für sich zu erlangen, wenigstens noch eine Zeit lang in seiner Nähe verweilen zu dürfen. Aber Napoleon sagte galant:

„Wenn ich Sie bei mir in Gefahr weiß, meine Liebe, so werde ich keine Ruhe finden, um den Erzherzog Carl im Kampfe zu bestehen. Nein, nein, Sie werden schon nach Warschau reisen müssen, und das eher noch heute als morgen."

„Haben Sie Mitleid, Sire!" bat Anastasia nochmals furchtsam. „Haben Sie Erbarmen mit meiner Schwäche, mit meinem armen Herzen. Heißen Sie mich nicht gehen; gestatten Sie mir, in Ihrer Nähe zu bleiben, es wird zu meinem Troste, zu meiner Beruhigung gereichen, denn — ach! daß ich es sagen muß —"

Napoleon ließ sie ihre Rede nicht vollenden; er stand heftig auf und sagte:

„Klagen Sie meinen Stern an, aber es kann nicht anders sein. Antonius kam in den Armen der Cleopatra um die Weltherrschaft. Sie werden mich doch nicht zu einem zweiten Antonius machen wollen?"

Hier schwieg Napoleon und schien eine Antwort zu erwarten, aber Anastasia schwieg und weinte nur heftig.

„Sie werden also Morgen abreisen, nicht wahr?" unterbrach Napoleon das Schweigen.

„Wenn Sie es durchaus befehlen, so muß ich es wohl," sprach kaum vernehmlich Anastasia.

„A revoir donc à Varsovie, ma chère!" verabschiedete sich Napoleon kalt von der Weinenden, sichtlich erfreut, die peinliche Unterredung abbrechen zu können und ging.

An der Hausthüre traf er den Förster Schwarz, der ihm devot das Geleit gegeben. Er bot dem Alten einen Beutel mit Gold.

„Da nehmt," sagte er, „es ist für die Gastfreundlichkeit, die Ihr so lange der fremden Dame, welche Morgen abreisen wird, erwiesen habt."

„Halten zu Gnaden — tenez à grace — Majestät," erwiderte der Förster, den Geldbeutel zurückweisend, „es ist gerne geschehen; nicht um des schnöden Goldes willen habe ich die Gastfreiheit der lieben schönen Dame erwiesen, sondern aus Christenpflicht."

„Wie, Ihr wollt mein Geld nicht?" fragte Napoleon mehr verwundert und befremdet, als ungehalten. „Nun, ich muß Euch gestehen, das ist mir noch nicht vorgekommen."

„Glaub's wohl, Majestät, aber ich bin nun schon einmal so ein wunderlicher Kauz — une chouette bizarre — und lasse mir meine Menschenpflicht nicht gerne bezahlen."

Napoleon lachte über die „Chouette bizarre" und zupfte den Förster am Ohre. Dann sagte er:

„Behaltet immerhin, was ich Euch gebe und könnt Ihr es nicht gebrauchen, so sind doch vielleicht Andere, die es brauchen können."

„Majestät, in diesem Sinne nehme ich es mit unterthänigstem Danke an," erwiderte, sich tief verbeugend, der Alte.

„So ist's recht," sagte lächelnd Napoleon und ging.

Am andern Morgen hielt der bepackte Reisewagen vor der Thüre der Försterei und Anastasia verabschiedete sich von den guten Menschen, in deren Mitte sie so lange sich wohl gefühlt hatte, und der Reisewagen rollte auf der Straße nach Warschau dahin, begleitet von den Segenswünschen der redlichen Försterfamilie.

V.

Die treueste Geliebte Napoleon's.

Anastasia war die einzige Tochter des Grafen Walewski, der sich unter den polnischen Magnaten durch Stolz und Vaterlandsliebe vorzüglich auszeichnete. Das reizende Kind versprach schon frühzeitig die schönsten Anlagen des Geistes, der Herzensgüte und der Schönheit und

genoß im Hause des Vaters — denn sie hatte bereits in ihrer zartesten Kindheit ihre Mutter verloren — die herkömmliche Erziehung einer vornehmen, reichen, jungen polnischen Dame, die mehr glänzend, schimmernd und auf das Aeußere berechnet, als gediegen und gründlich ist.

Komtesse Walewska ward daher im hohen Grade liebenswürdig und einnehmend, da sie jene angeborene natürliche Grazie besaß, die keine Erziehung geben kann; aber es fehlten eben dieser Liebenswürdigkeit innerer Kern und Halt. Auch sie lebte mit ganzer Seele in und mit der Sache ihres Vaterlandes und sah, gleich allen ihren Landesgenossen, in Napoleon den Mann, der es wieder in's Dasein rufen würde. Sie schwärmte daher mit dem ganzen feurigen Enthusiasmus einer jungen Polin für den Mann des Jahrhunderts, sie machte aus ihm ihren Abgott und Götzen, noch ehe sie ihn gesehen hatte. Die armen getäuschten Polen! Sie empfingen ihn, als er im Jahre 1807 in ihrer Mitte erschien, wie einen zweiten Messias, ohne zu ahnen, daß sie in dem Exempel seines Ehrgeizes eben nur nützliche und brauchbare Zahlen vorstellten. Napoleon, der schon auf seiner riesigen Kometenbahn die Menschen zu achten verlernt hatte, schätzte die Polen als tapfere und tüchtige Soldaten, in diesem Sinne waren sie ihm mit ihrem hingebenden und aufopfernden Eifer willkommen und, um diesen zur lebendigen Flamme anzublasen, hielt er ihnen in der verheißenen Wiederherstellung des polnischen Reiches einen Köder vor, denn er selbst dachte wohl schwerlich je ernstlich an diese Wiederherstellung. Wenn selbst viele edle und hochherzige Männer sich hierdurch fangen und irre führen ließen, wieviel mehr mußte man das Frauen verzeihen, die doch hauptsächlich nur von ihrem Gefühle beherrscht werden. Napoleon sagte daher nicht mit Unrecht: „Der Verstand eines Weibes sitzt in ihrem Herzen und das größte Verdienst eines Weibes sind ihre Kinder.“

Auch der Verstand der Komtesse Anastasia Walewska war in ihrem glühenden Herzen; von ihrem übermächtigen Gefühle hingerissen, hatte sie sich nicht enthalten können, auf Napoleon am Tage seines Einzuges einen Lorbeerkranz von ihrem Fenster herabfallen zu lassen. Der Kaiser blickte befremdet nach dem Fenster hinauf und schien betroffen, als er das schöne junge Mädchen erblickte, das sogleich darauf erröthend und erschreckend zurücktrat. Bei einem Feste, das bald darauf die Stadt Warschau dem Kaiser Napoleon zu Ehren gab, wurde ihr die Rolle zu Theil, an der Spitze der schönsten und vornehmsten jungen

polnischen Damen dem Helden und Sieger ein Gedicht auf einem prächtigen, reichgestickten Sammtkissen zu überreichen.

„Ah, meine schöne Nymphe Egeria!“ *) sprach Napoleon lächelnd, als ihm die junge Schöne, tief erröthend, das Gedicht darbot, denn er hatte in ihr sogleich die Kranzwerferin von neulich erkannt.

Er unterhielt sich darauf, das Gedicht nehmend, mit der jungen Dame, welche kaum eines Wortes mächtig war und sich so beklommen und beängstigt fühlte, daß sie beinahe eine Ohnmacht anwandelte. Als sie endlich Napoleon mit den Worten: „Adieu donc, ma petite!“ entließ, umdrängten sie Jung und Alt, Vornehm und Gering, Herren und Damen mit neugierigen und lebhaften Fragen, was der Kaiser Alles gesagt habe. Allein Anastasia war von der Uebermacht ihrer Gefühle so überwältigt, daß sie weder wußte, was der Kaiser gesagt und gefragt, noch ob und was sie ihm geantwortet, so daß eine Dame aus der Sippschaft der alten Jungfern sie geradezu für ein Wesen ohne Verstand und Weltton erklärte.

Napoleon schien jedoch mehr Gefallen an der jungen, liebenswürdigen Dame genommen zu haben, als die würdige Gräfin Salinska, welche jene erwähnte Aeußerung abgegeben, denn nicht nur an diesem festlichen Abende, sondern auch in der Folge, so oft er sie gewahrte, nahm er jede Gelegenheit wahr, ja suchte sie sogar, um mit dem „enfant charmant“ (wie er sich ausdrückte), zu plaudern, und war dasselbe nicht zugegen, so schien er es zu suchen und zu vermissen.

Dergleichen konnte natürlich nicht unbemerkt bleiben und nur zu bald fanden sich viele geschäftige und eifrige Vermittler, welche aus verschiedenen unreinen Absichten dem Kaiser die gesuchte und gewünschte Gelegenheit verschafften, allein mit dem jungen, allerliebsten Kinde zu sprechen und die arme bethörte Anastasia, aus deren lebhafter Fantasie und feurigem Blute ohnehin schon der Verführer sprach, wurde leicht beredet, den immer deutlicher werdenden Absichten und Wünschen des Kaisers willig Gehör zu schenken, indem man ihr sogar eine solche Hingabe im Lichte einer hochherzigen patriotischen Handlung, als eine Pflicht gegen das Vaterland vorzustellen wußte.

Nur zu gerne hörte Anastasia auf diese verführerischen Stim-

*) Die Nymphe Egeria stand bei den Römern in göttlichem Ansehen. König Numa behauptete, mit ihr in geheimer Verbindung zu stehen und von ihr die Gesetze die er den Römern gab, erhalten zu haben. Nach Einigen soll Egeria die Gemalin des Numa gewesen sein.

men und gab sich in unglücklicher Verblendung dem Gewaltigen hin. Es mag dies in zweifacher Hinsicht eine unselige Verblendung genannt werden: einmal, sofern sie wähnte, von Napoleon wirklich geliebt zu werden, und zweitens, weil sie sich vorspiegelte, auf den Willen und die Pläne des Monarchen zu Gunsten ihres Vaterlandes günstig einwirken zu können. Wie sollte sie enttäuscht werden! Napoleon hatte, wie bei jedem Opfer seiner galanten Neigungen, in ihr nur das schöne Weib gesehen, das ihm sinnlichen Genuß, Sinnenbefriedigung gewähren sollte, und Anastasia's heißes Verlangen nach einer anderen, höheren Liebe mit Befremden und Lächeln nur „romantische Ideen“ genannt.

Als Napoleon Polen verließ, war bei ihm der Rausch schon verflogen, Anastasia aber noch nicht sehend geworden. Voller Schwärmerei und, wenn man will, romantischer Ideen, vermochte sie der Sehnsucht ihres Herzens nicht zu widerstehen, sie mußte in seiner Nähe sein, die Luft athmen, die auch Er athmete, und dieses war das einzige, das höchste Glück, von dem sie unablässig Tag und Nacht träumte. In aller Stille verließ sie, nur von einem einzigen, treuen und ihr ergebenen Diener begleitet, Warschau und reiste dem französischen Heere nach. Es hieß allgemein (und wird noch heute überall geglaubt), Napoleon habe sie entführt, doch — der dachte nicht daran.

Nicht sowohl der Zufall, sondern vielmehr Absicht führte sie nach der in der Nähe von Schloß Finkenstein gelegenen Försterei, deren versteckte Lage sie erkundet hatte; hier hoffte sie in aller Stille und Verborgenheit des Glückes theilhaftig werden zu können, ungestört in der Nähe des Angebeteten ihre Zeit zuzubringen und ihn gleichsam in Gedanken umgeben zu können. Allein die Anwesenheit einer jungen, schönen, fremden Dame in der Nähe des kaiserlichen Hauptquartiers konnte den französischen Spähern nicht lange verborgen bleiben. Napoleon, neugierig gemacht durch die Erzählungen und Schilderungen seiner Hofleute von der wunderschönen, schwermüthigen fremden Dame, die sich seit einiger Zeit da verborgen aufhielt, ritt, nur von seinem getreuen Mamelucken Rustan begleitet, nach der Försterei. Flog ihm auch zuweilen der Gedanke durch den Kopf, daß die Fremde die Komtesse Walewska sein könne, wies er denselben doch immer wieder ungläubig zurück, weil ihm dies ein unwillkommener Gedanke war, indem er aus der allzugroßen Nähe des leidenschaftlichen Mädchens allerlei Inkonvenienzen für sich selbst befürchtete. So war er bei der Försterwohnung angelangt. Er trat auf den in der Hausthür stehenden Vater Schwarz hastig zu und fragte:

„Ist die fremde Dame, die hier wohnt, zu Hause?"

„Ja, sie ist visitable." (Sichtbar, wollte er sagen.)

Ohne weiter zu dem Ueberraschten ein Wort zu sagen, schritt Napoleon an Vater Schwarz, der ihm verwundert nachsah und kein Wort weiter vorzubringen vermochte, so verblüfft war er, hastig vorüber, die Treppe hinan und stand, die Stubenthüre öffnend, befremdet und überrascht vor der zitternden Gräfin.

Zwar machte er ihr wegen ihrer Unbesonnenheit und Unvorsichtigkeit lebhafte Vorwürfe, aber am Ende ließ er sich von ihren Bitten und Thränen beschwichtigen. Das Uebrige ist bereits unseren Lesern bekannt, nur fügen wir hinzu, daß jener Aufenthalt dem Grafen Alexander Walewski (nachmaligen Minister Napoleons des Dritten) das Leben gab. Anastasia's Zärtlichkeit, die ihm eine Zeitlang zum Zeitvertreib gedient hatte, wurde ihm aber dennoch zuletzt lästig und, hauptsächlich um sie los zu werden und der Eifersucht seiner Gemalin keine Nahrung zu geben, gab ihm die nahe bevorstehende Wiedereröffnung des Feldzuges den längst gesuchten und gewünschten, willkommenen Anlaß, die arme getäuschte Liebende nach Hause zu schicken.

An diese Begebenheit reihten sich bald ereignißschwere Momente eine Weltgeschichte im Kleinen, die an Europa vorüberzog: die Einnahme von Wien, die Schlachten bei Aspern und Wagram, das Attentat des Staps in Schönbrunn, die Gefangennehmung des Papstes Pius VII., das Krönungsfest Napoleon's in Paris, dessen Vermälung mit Maria Louise von Oesterreich, die Geburt des Königs von Rom (nachmaligen Herzog von Reichstadt), gerade als Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht stand, und schließlich — der Beginn des Krieges mit Rußland (1812), wo der Triumphbogen von des Cäsars Glücke in Flammen aufzulodern bestimmt war.

Napoleon hatte ganz Europa zu seinen Fahnen entboten, um seinem Riesenbaue in Rußland den Kranz aufzusetzen. Längst war in des Gewaltigen Seele das Bild und Andenken der armen Komtesse Walewska erloschen. Gleich einem aus seinen Ufern getretenen mächtigen Strom ergoß er sich mit einem unermeßlichen Heere, desgleichen die Weltgeschichte noch nicht gesehen hatte, über Rußland und pflanzte seinen siegreichen Adler auf die Zinnen des Kremls in Moskau.

Allein hier stand er am Ziele, ohne es zu ahnen. Erst als er auf der Altane des ehrwürdigen Czarenpalastes stand und ihm das

brennende Moskau als ein wogendes Flammenmeer entgegenleuchtete, erst als ihm sein getreuer Berthier zurief: „Sire, es gibt keinen Rückzug mehr für die große Armee!“ erst da mochte zum ersten Male in seiner Seele der Gedanke in seiner ganzen erschreckenden Gewalt aufgetaucht sein: „Bis hierher und nicht weiter! Dies ist deiner Größe Ziel und Grab!“

Die Hunderttausende, welche, ihm blind vertrauend, gefolgt waren, riß er mit sich in's Verderben hinab, das er über sein eigenes Haupt heraufbeschworen hatte. Er war weit entfernt zu ahnen, daß ein Wesen, das ihm einst werth und theuer gewesen, ganz in seiner Nähe verweile und gleichfalls von dem allgemeinen Verderben ereilt werden sollte und dieses Wesen war — Komtesse Walewska.

In stiller Verborgenheit hatte sie auf ihrem elterlichen Schlosse Walewice im Königreiche Polen am 4. Mai 1810 jenen Knaben geboren, der das ganze Ebenbild seines Vaters war, der an der Seite und zum Besten jener Nation eine Weile kämpfen sollte, welche sein Vater „zum Besten“ gehalten, der endlich nach Frankreich emigriren mußte, ein taktvoller Gesandter und ziemlicher Theaterdichter wurde und zuletzt Herrn Fould als Staatsminister und Ministers des kaiserlichen Hauses folgte.

Wenn Anastasia ihren Alexander auf dem Schooße hielt, gedachte sie in wehmüthiger Freude ihres kurzen, längst verschwundenen und ach so schnell und flüchtig vorübergegangenen Traumes von Glück und alle ihre Gedanken und heißesten Wünsche umschwebten den Giganten, dem ihr Herz noch immer angehörte, auf seiner schwindligen Bahn zur Unsterblichkeit. Er hatte sie nie wahrhaft geliebt, das fühlte und erkannte sie jetzt deutlich.

„Aber“ — dachte und sprach sie dann jedesmal und die Thränen rollten ihr dabei unbewußt über die Wangen — „eben, weil er so riesengroß ist, kann er das stille Herzensglück weder kennen, noch verstehen. Oh, der Undankbare,“ fuhr sie seufzend fort, als sie von seiner Scheidung in den Zeitungen las, „er hat sich, fürchte ich, von seinem Glücke geschieden.“ — Und als sie bald darauf von seiner Wiedervermälung mit der Kaiserstochter Kunde erhielt, flehte sie mit zum Himmel gerichteten Blicken: „Gott mache ihn glücklich!“

Und als sie wieder las, daß ganz Europa unter seinen Fahnen wider Rußland ausziehe, da fühlte sie sich mächtig und unwiderstehlich von der allgemeinen Völkerbewegung ergriffen. Die vom Neuen in ihr

erwachende schwärmerische Idee, den geliebten Mann gleich einem unsichtbaren Schutzengel zu umschweben, gewann immer mehr Macht über sie, bis endlich die Stimme der Vernunft, die sich Anfangs leise und furchtsam hatte vernehmen lassen, schwieg. Sie übergab ihren Knaben in Paris der Pflege einer treuen und zuverlässigen Freundin und folgte in männlicher Kleidung, begleitet von ihrem treuen Stefan, dem großen Heere, sich für die Gattin eines französischen Offiziers ausgebend. Dies war damals nicht auffallend, indem eine Menge von Frauen dem französischen Heere folgten, welches letztere nicht mehr wie jene Heere aus der republikanischen Zeit ohne Gepäck und Bagage und fast ohne Bekleidung, sondern mit einem unermeßlichen Trosse, gleich einem persischen Heere, einherzog.

So gelangte sie glücklich unbemerkt nach der alten Czarenstadt Moskwa. Das Idol ihres Herzens hier zuweilen bei Paraden von Ferne zu sehen, war ihr einziges Glück. Auf dem verhängnißvollen, unheilschwangeren Rückzug mußte sie die Beschwerden und Leiden desselben mit dulden und mit tragen. Mehrere Male lief sie Gefahr, ihres Fuhrwerkes beraubt zu werden und sie hatte die Erhaltung desselben lediglich der Entschlossenheit eines jungen Offiziers zu danken, der sich schon seit einiger Zeit auf eine eben so unmerkliche, als feine Weise zu ihrem Beschützer gemacht hatte. Anastasia fühlte sich dem menschenfreundlichen Manne, der an einem tiefen Seelenschmerze zu leiden schien, so traurig blickte er stets vor sich hin, wegen des uneigennützigen Beistandes, den er ihr, der Verlassenen und Hilflosen, auf eine so edelmüthige Weise schon so vielfach erwiesen hatte, ungemein verpflichtet; es war das Gefühl der Dankbarkeit, von dem sie sich gegen ihren edelmüthigen Schützer durchdrungen fühlte und das sie ihm, so oft sich nur eine Gelegenheit dazu darbot, mit Lebhaftigkeit und Wärme aussprach.

Rittmeister Georges Dufour — der unglückliche Geliebte Jenny's — den die Verzweiflung die größten Gefahren aufzusuchen trieb, zeigte sich dadurch erfreut und das Bewußtsein, für eine arme Verlassene im Gefühle edelster Menschenfreundlichkeit Sorge tragen zu können, erleichterte seinen noch immer regen Schmerz. Das Geheimniß, in welches sich die Dame hüllte, machte weniger seine Neugierde rege, als daß es ihn zerstreute und er suchte es mit zarter Schonung zu ergründen, um etwaige Abhilfe zu schaffen, denn daß sie nicht die Frau eines Offiziers sei, wie sie vorgab, hatte er längst aus manchen Aeußerungen, die der Dame in unbewachten Augenblicken entschlüpft waren,

errathen. Aber Anastasia hielt ungeachtet ihres großen Vertrauens zu ihrem Begleiter ihr Geheimniß mit der größten Aengstlichkeit fest und Dufour, den sein natürlicher Zartsinn von aller unbescheidenen Zudringlichkeit bewahrte, hatte über die Person und den Stand der Beschützten immer noch nichts mehr, als unbestimmte Vermuthungen. Er hielt sie allerdings für ein von dem Geliebten verlassenes Weib, daß aber dieser Geliebte sein Kaiser, daß es derselbe Mann sei, der — wenn auch unbewußt — Schuld an seinem eigenen Unglücke war, das konnte er freilich nicht ahnen.

„Ich muß Sie auf einige Zeit verlassen, Anastasia," sagte Dufour am Morgen des 27. November 1812 zu ihr, welche angstvoll auf das ungeheure Gewühl von Menschen, Geschütz, Reitern und Fuhrwerken aller Art blickte, das unübersehbar die schilfigen Ufer der Berezina bedeckte. Von allen Seiten tobte, fluchte und schrie man in verschiedenen Sprachen wild durcheinander; von allen Seiten kamen Wagen, Geschütz und Reiter mit verhängten Zügeln herangejagt und herangesprengt; dazwischen schrien Weiber und Kinder, ächzten Sterbende und Verwundete. Ein neuer Haufe von verwilderten Kriegern kam herangestürmt. Unter gräßlichen Schimpfreden und Drohungen schrieen sie dem armen halb erstarrten Stefan schon vom Weiten zu, aus dem Wege zu fahren und als sich dieser noch zaudernd und unentschlossen nach allen Seiten umsah, wurden ihm von den Ungestümen ein Dutzend Hiebe mit der flachen Klinge aufgezählt; erschrocken ließ er seinerseits den armen Gäulen die Peitsche mit verdoppelter Gewalt fühlen und jagte mit verhängten Zügeln am Rande eines steilen Abgrundes hin, der Brücke zu, auf der schon ein furchtbares Gedränge war.

Die arme Gräfin Walewska saß mehr todt als lebendig im Wagen. An der Brücke angelangt, entstand eine neue Stockung, es war unmöglich, das Chaos von Wagen und Fuhrwerk zu durchbrechen; von allen Seiten ertönte Schreien, Fluchen und Toben. Anastasia verhielt sich still betend und resignirt in ihr Geschick auf ihrem Sitze. Umsonst waren alle Bemühungen der hier aufgestellten Gensdarmes und Wachen Licht in das Chaos zu bringen; Alles drängte ungestüm nach den Brücken. Der Schnee fiel in dichten Flocken, von ferne hörte man den Donner des Geschützes und einzelne Kugeln schlugen bereits in die Wagenburg und Menschenmassen.

Nun stürmte Alles den Brücken zu, die Gensdarmen wurden von den verzweifelten Menschen zu Boden getreten. Die schwach gebauten

Brücken brachen unter der Last, Tausende stürzten in die eisigen Fluten, Tausende sprangen selbst verzweiflungsvoll hinein und wurden von dem tückischen Elemente verschlungen, Tausende wurden hineingestoßen und hineingedrängt, zu Boden getreten, von den über sie hinwegjagenden Fuhrwerken und Geschützen zerquetscht, gerädert; kurz, überall war der Tod und das Verderben.

Zum Ueberflusse kamen einige Eskadrons polnischer Lanciers im sausenden Galopp herbeigesprengt und hieben scharf auf die verwilderten Massen ein. Neue Schrecknisse. Die vorderen Massen prallten entsetzt und ungestüm auf die von hinten Andrängenden zurück; unbarmherzig wurden die Schwachen und Kranken, Weiber und Kinder zu Boden getrampelt.

Anastasia, als sie einen solchen Menschenschwarm auf ihren Wagen zugestürmt kommen sah, riß entsetzt den Kutschenschlag auf und sprang zum Wagen hinaus. Mit gerungenen Händen eilte sie verzweiflungsvoll am Ufer umher, da sich nirgends ein rettender Ausweg zeigen wollte.

„Anastasia!“ hörte sie plötzlich eine ihr bekannte Stimme hinter sich rufen.

Sich umblickend, erkannte sie den wackeren Dufour, der sich, gefolgt von zwei polnischen Lanciers, mit aller Macht Bahn zu ihr zu brechen suchte.

Sie streckte ihre beiden Arme hilfeflehend ihm entgegen, schon waren ihr die Retter nahe, schon sah sie sich gerettet.

„Noch einen Augenblick Muth, Gräfin Walewska!“ rief ihr einer der polnischen Lanciers zu, der sie erkannte.

Da rannte plötzlich ein scheu gewordenes Roß mit solchem Ungestüm gegen sie, daß sie, an dem abschüssigen Rande des steilen Ufers stehend, das Gleichgewicht verlor und mit dem lauten Schrei:

„Napoleon, ich sterbe für Dich!“

in den tückischen Fluß hinabstürzte.

Noch einmal sah der entsetzte Dufour die Gestalt der Unglücklichen aus den Fluten emportauchen, dann aber versank sie, um nimmer wieder gesehen zu werden.

So endete die treueste Geliebte Napoleons des Ersten.

Am Abende desselben Tages stand Rittmeister Dufour in einer elenden verlassenen Bauernhütte vor dem Kaiser, der, in einen grünen Pelz gehüllt, schweigend seinem Berichte über die Vorgänge an und bei

der Brücke zuhörte. Auch von dem unglücklichen Schicksale der jungen Dame erzählte Dufour mit großer Theilnahme, ohne in zartfühlendster Weise ihren Namen zu nennen.

Napoleon wurde jedoch aufmerksamer und ließ sich die Verunglückte genauer beschreiben. Als er aus Dufour's Beschreibung erkannte, wer es gewesen, rief er aus:

„Oh, la pauvre petite!"

Dies frostige Bedauern war die Grabrede für die einst Geliebte. Freilich mochte er zu sehr mit dem ungeheuren Geschicke beschäftigt gewesen sein, das er ahnungsvoll auf sich zukommen sah und gegen das er sich mit einem dreifachen Panzer von Erz waffnen zu müssen fühlte, und zu dem im Verhältniß allerdings das Geschick einer solchen „pauvre petite" nicht sonderlich in Anschlag kommen konnte.

Napoleon hatte seiner Zeit Jenny in den Kreis einer Familie bringen lassen, in welcher die Unglückliche ihre Zeit verlebte. Sei es ein Spiel des Zufalls — wie der Mensch so oft das wunderbare Walten der göttlichen Gerechtigkeit und Vergeltung bezeichnet — sei es die Kunde von Jenny's Herzensgeschichte, was ihn die Wahl dieser Familie treffen ließ, genug — die Eltern des Geliebten waren es, zu denen sie Napoleon hatte führen lassen.

Als Georges Dufour mit dem Kaiser nach Paris zurückkehrte, war es Jenny, welche ihm, zum nicht geringen Erstaunen Beider, dort entgegentrat. Aber wie erschrack er, welch' ein überwältigender Schmerz bemächtigte sich neuerdings seiner, als er die Veränderung der noch immer heiß Geliebten wahrnahm und deren erlebte Schicksale, ihre vollständige Unschuld erfuhr. Tagelang blieb er stumm und kämpfte mit innerer Verzweiflung; selbst als der Kaiser das Haus mit seiner Gegenwart beehrte und durch die kostbarsten und freigebigsten Geschenke sein großes Wohlwollen für Jenny zu erkennen gab, selbst da noch wurde Dufour's Schmerz durch nichts gemildert und die Folge dieser Erschütterung war ein sehr gefährliches Nervenfieber.

Jenny weinte im Stillen heiße Thränen über den Grund seines Grames. Tag und Nächte blieb sie dann am Krankenlager des Geliebten; man konnte nichts Rührenderes sehen, als ihre zarte Liebe, ihre sorgende Pflege für Georges und wenn es ein Wort gäbe, das mehr als

„schön" bedeutete, es würde zur Bezeichnung eines Herzens dienen müssen, das in so duldender Demuth, Reinheit und Alles beglückender Güte sich bewährte.

Und Georges Dufour erkannte die Fülle von Liebe und Schönheit, welche in Jenny's Herzen für ihn lebte. Eines Tages sagte er mit leiser Stimme, indem er das Auge schloß und die Lippe süß lächelte:

„Mir träumt von einem Engel!"

Als er die Augen aufschlug, saß die Geliebte vor dem Lager des Genesenden.

„Jenny!" rief Dufour, im vollsten Entzücken der Liebe, zog sie sanft an seine Brust und Beider Herzen schlugen im süßen Taumel glücklicher Liebe.

Etwa zwei Monate darauf sprach man in allen Pariser Salons von der prächtigen Hochzeit des neu ernannten Intendanten des kaiserlichen Schlosses, Georges Dufour, mit der blattrigen Jenny. Der Kaiser selbst hatte dieser Vermälung beigewohnt und das glückliche Paar mit den ausgezeichnetsten Gnadenbeweisen überschüttet.

„Wenige Ehen werden glücklicher sein," sagte Napoleon, „denn das Glück dieser Ehe ist auf mehr als auf äußere Schönheit gebaut!"

Und Frau von Revel, dann Gräfin Luxburg? Diese wurde später alle Augenblicke von dem eigenen Sohne, Grafen Leon, vor Gericht gezogen, weil sie sich weigerte, ihm die Leibrente zu bezahlen, auf welche er Anspruch hatte. Bei solchen Gelegenheiten wurde sie stets von ihm auf das Schmählichste beschimpft.

Der Mexikaner und seine Herrin.

I.

Welche Schlange ist gefährlicher?

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war noch die Provinz Arispa eine der ödesten von Mexiko; in sehr spärlichem Maße wurde dieselbe von Reisenden durchwandert und diese waren nicht wenig erstaunt, wenn sie inmitten dieser Einöden auf einmal ein herrlich gelegenes Wohnhaus erblickten, das sich in der Nähe der Puerta del Cajon, einer Kesselbucht, befand, wo der Uris (einer der Hauptarme des Rio San Miguel), sich zwischen einer amphitheatralisch geformten Felswand und der von Süden nach Norden laufenden Gebirgskette einzwängt. Diese Sierra stuft ihre Gipfel in ungeheure baumbewachsene Terrassen ab, das grüne Laub der Weiden und Zitterpappeln badet sich im Bette des Flusses, welcher im Sommer einen reizenden, im wunderlichsten Zickzack sich hinschlängelnden Pfad, in der schlechten Jahreszeit hingegen einen der reißendsten Waldströme bildet. Am gegenüberliegenden Ufer sind die Felsen mit einer Drapperie von Lianen, Frauenhaar, Tausendfluß und wie die Schlingpflanzen alle heißen, bedeckt, welche in dichten Lagen einen grünen Bogen über den Uris bilden. Die Wässer quellen und stürzen zur Zeit der Winterstürme von den magnetischen Bergspitzen der Sierra herab und führen goldkörnigen Sand mit sich.

Das von uns früher erwähnte Wohnhaus bestand aus einem ebenerdigen Stockwerke, aus geschlagener Erde aufgeführt, mit hölzernen Fensterladen versehen und erhob sich auf einem jener Plateaus, die man durch das Feuer urbar gemacht hatte. Um das Haus herum lag eine üppige Huerta, in welcher dichte Hecken von Granat-, Pfirsich- und Quittenbäumen durch ihre rosigen, purpurnen und weißen Blüten die überreiche Fruchtbarkeit des Klimas bekundeten, so daß das Haus inmitten dieses üppigen Gartens wie in einem Blumenkorbe zu stehen schien. Die Wässer der oberen Terrassen, die sich in trichterförmig gegrabenen Bassins sammelten, bildeten zu beiden Seiten einen sprudelnden Wasserfall.

Gegen die Flußseite wurde die Huerta von einer Hecke von Weiden und Baumwollstauden mit aufgebrochenen Hülsen begrenzt.

Die anbrechende Morgenröthe eines Augusttages des Jahres 1797 beschien in diesem köstlichen Gehege das reizendste schlafende Weib, das sich inmitten einer solchen Wildniß ein Dichter zu träumen vermöchte, ein Weib, dessen schneeweiße Stirne Anmuth und Unschuld bekundete. Um ihren blendenden Hals schlang sich eine goldene Kette, an deren Ende zwei kleine Medaillons hingen, das eine das Bildniß eines Kindes, welches mit der Schläferin außerordentliche Aehnlichkeit wies, das andere eine Locke aus blonden Haaren umschließend. Wahrscheinlich war die junge Frau, nach langem unruhigen Harren vor Müdigkeit am Fuße eines Jasminbaumes eingeschlafen, denn ihr Schlaf war bewegt und ihre Lippen öffneten sich zeitweilig, um — zweifelsohne in Folge beengender Träume — einzelne Worte zu murmeln.

Das reizende Weib war, ungeachtet der Ruhe und Stille, welche rings um die Schläferin herrschte, dennoch nicht allein in der Huerta. Wäre sie plötzlich aufgewacht und ihr Blick dem Laufe des Flusses gefolgt, so würde sie sicher einen Schreckensruf ausgestoßen haben.

Es zeigte sich nämlich inmitten der weißen Flocken der Baumwollstauden der schwarze, wollige, fast dreieckige Kopf eines Negers, dessen große Augen mit dem gelblichen Weiß unter einer niedriggedrückten Stirne hervorblitzten. Beim Anblicke des geöffneten Mundes, der starren Züge hätte man das Scheusal für versteinert halten können, wenn nicht das wilde Feuer seiner Augen, die wie zwei im Sonnenlicht glänzende Gläser auf der jungen Frau hafteten, nur allzuviel Erregung bewiesen hätte.

Der Schmelz seiner Zähne stach von der Farbe seiner, zu grausamem Lächeln verzogenen Lippen in grellster Weise ab, naive Bewunderung, mit einem Gefühle von Gier und wilder Leidenschaft, malte sich auf diesem furchtbaren Gesichte und die stechende Aufregung, die ihn bewegte, gab sich durch das Zittern seiner Muskeln und durch die sichtbare, die Ebenholzfarbe seiner Haut verändernde Blässe kund.

Endlich stieß der Neger einen tiefen Seufzer aus.

„Oh, wie schön ist sie!“ murmelte er. „Sie ist allein — der Herr ist fern — wie lange schon will ich mich an ihm rächen! Wenn ich das Haus in Brand steckte und sie dabei in meinen Armen davon trüge! Ich brauche auf ihren süßen kleinen Mund nur meine Hand zu legen — sie kann schreien, wie sie will, Niemand wird sie hören.“

Die Baumwollstauden auseinanderschiebend, kroch er auf den Knieen vorwärts und bald war er so nahe bei der jungen Frau, daß er ihren Athem hörte, daß ihr warmer Hauch seinen ausgestreckten Arm berührte. Es war ihm, als sähe er ihre Augenlider sich bewegen und sich öffnen — da bebte er zusammen; sei es, weil er vom ersten Blicke seiner Herrin gleich wie vom Blitze geblendet zu werden, oder daß er sie zu erschrecken besorgte; vielleicht auch war es das Gefühl der unwillkürlichen Unterordnung, das den Neger vor dem Weißen — das wilde Thier vor dem Menschen — ergreift. Kurz gesagt, der schwarze Herkules wich zurück.

Da — in diesem Augenblick — vernahm sein Ohr, das bei allen Wilden und Wüstenbewohnern auf das Aeußerste scharf ist, einen eigenthümlichen andauernden Ton, der dem Kenner verrieth, daß sich klebrige Schuppen an grüner frischer Baumrinde rieben. Wie sich da die Augensterne des Negers erweiterten! Während ein Schauer seine Muskeln durchzuckte, schien er fliehen zu wollen, aber den Instinkt einer feigen Flucht überwand sogleich der Anblick der noch immer schlafenden Frau und — er blieb. Behutsam durch das hohe Gras und die dichten Lianenzweige kriechend, die sich auf dem Boden hinzogen, horchte er gespannten Ohres.

Plötzlich erblickte er eine Schlange, welche von der Höhe eines Palmbaumes herabglitt und wie eine Peitschenschnur von Ast zu Ast schnellte. Der runde, mit einem rothen kreuzförmigen Flecke gezeichnete Kopf des Unthiers spielte mit den blaublumigen Lianen, die sich an dem glatten und geraden Baumschafte emporrankten; andere symmetrische Flecken von goldiger, schwarzer und rother Farbe bedeckten den Rücken der Furchtbaren, welche der reizenden Schläferin immer näher rückte.

Mit weit geöffneten Augen starrte der Neger auf diese Szene; während seine Hand nach dem Gürtel seines Beinkleides von gestreifter Leinwand griff, in welchem ein stählernes Stäbchen steckte, streckte sich sein langer knochiger Hals aus dem Grase empor und seine ohnehin abscheulichen Gesichtszüge verzerrten sich noch widerlicher durch ein wildes, haßerfülltes Lächeln.

„Oh,“ murmelte er, „die Schlange hat das Fleisch des Schwarzen gerochen, wird sich aber nun auf das Fleisch der Weißen werfen. Oh, oh, wie wird mich die Schlange rächen! Mit ihren kalten klebrigen Ringen wird sie das schöne Weib umschlingen, dessen Finger ich nicht einmal zu berühren wagte. Ha, es wird sie der Herr nicht mehr vor

meinen Augen umarmen, während ich mit dem Fächer die Mosquitos von ihrer Stirne verscheuche; er wird mich nicht mehr peitschen, weil der Fächer in meiner Hand zitterte, wenn ich zusehen mußte, wie sie ihn liebend anlächelte — einmal todt, gehört sie Niemanden mehr an."

Von diesen Gedanken der Rache, Eifersucht und blinden Leidenschaft vollkommen eingenommen, sah der Neger in größter Unbeweglichkeit den Windungen der Schlange zu.

Lustig wand sich die Furchtbare um die Zweige, ließ ihre bunten Ringe in den Strahlen der Morgensonne schillern und schaukelte sich von Ast zu Ast.

Auf einmal — inmitten dieses, von dem Neger unablässig verfolgten Spieles — fielen die runden Augen der Schlange auf den, den schlanken Leib der Schläferin umspannenden glänzenden Gürtel, das Unthier ließ ein scharfes Gezisch hören und drehte sich einige Male um sich selbst, als schicke es sich an, auf sein Opfer loszustürzen.

Die Frau lag noch immer, ihr Haupt auf den weißen runden Arm gestützt. Plötzlich — war es in Folge der Ermüdung oder ihres Traumes — entrang sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust und ihr anderer Arm hob sich, als wolle er eine drohende Gefahr beschwören.

Bei diesem Anblicke benetzte kalter Schweiß die wolligen Haare des Negers, er verlor seine Kaltblütigkeit, holte das, wie eine Binsenruthe schmiegsame stählerne Stäbchen aus seinem Gürtel hervor, nahm es zwischen die Zähne und kroch durch das hohe Gras.

„Zwischen ihr und dem Tode bin nur ich!" so durchzuckte ihn blitzschnell und von wahnsinniger Liebe eingegeben der Gedanke. „Verhindere ich ihren Tod, gehört sie mir, sie ist dann mein Eigenthum. Oh, es war mein Fetisch*), der mich hierherkommen und sie retten hieß!"

Er kroch unbemerkt bis an die junge Frau heran, die stählerne Ruthe fest in der Hand haltend und das Auge starr auf die Schlange gerichtet.

Plötzlich schoß das Unthier wie ein Pfeil herab, um sich um den Hals der unglückseligen Schläferin zu schlingen, aber schon war, gleich einem Tiger, der Neger emporgesprungen, die furchtbare stählerne Gerte drehte und wirbelte im Kreise und zerschmetterte unaufhaltsam die Rippen

*) Von Fetisso, Zauberklotz, der die Verehrung eines göttlichen Wesens bei den Negern genießt.

des Ungeheuers, während der schwarze Arm des Retters gleich einem schützenden Schilde über dem reizenden Gesichte der Schläferin schwebte.

Und richtig erreichte der Rachen des vor Schmerz wüthenden Thieres den Arm des Sklaven, welcher, als er sich gebissen fühlte, ein schmerzliches Geheul nur mühsam unterdrückte. Aber er riß sich kräftig aus der furchtbaren Umarmung los und zermalmte mit einem Fußtritte den gefleckten Kopf der Schlange. Dann blickte er lächelnd auf seine schöne, schlafende Herrin.

„Du weißt nicht," lispelte er ihr zu, „daß der Schwarze ein Arzt ist und die Schlangen nicht zu fürchten hat."

Gleichzeitig riß er einige blaue Blüten der Huaco (einer Art Liane) ab, zerkaute die Blätter und legte selbe auf die Bißwunde, als unfehlbares Heilmittel, das jedes Anschwellen des Armes verhindert.

„So," rief er, „jetzt habe ich meinen Lohn verdient!"

Dann bückte er sich zu seiner Herrin herab, betrachtete mit wilder Gier ihren sammetweichen Arm und — von unsinniger Leidenschaft hingerissen — preßte er seine wulstigen Lippen auf deren weiße, kleine Hand.

Durch den glühenden Eindruck dieses Kußes wurde sie erweckt, ihr Arm zog sich rasch zurück, als ob derselbe in Berührung mit sengendem Eisen gekommen wäre, die großen Augen, so rein wie das Himmelsblau ober ihrem Haupte, öffneten sich rasch und blickten erschreckt den Neger an.

„Was machst Du hier?" fragte sie lebhaft; „was hast Du mir zu sagen?"

Schweigend deutete der Neger auf die sich noch im Grase hin und her bewegenden zermalmten Glieder der Schlange.

Die junge Frau erblaßte, ihr Herzblut gerieth in's Stocken, sie sprang mit einer Schreckensgeberde auf.

„Fürchtet nichts, Herrin," rief der Neger lächelnd, „für Euch ist keine Gefahr mehr. Das Unthier hat mich gebissen und ich habe es getödtet."

„Ich danke Dir, Acacia*)," erwiderte die Dame beruhigt, „dein Muth wird gewiß von meinem Gatten belohnt werden."

„Oh, Herr von Favières ist ferne," bemerkte der Neger.

---

*) Sprich Akakia; der Name stammt aus dem Griechischen und kam aus Frankreich nach Mexiko.

„Heute Morgens soll er jedoch zurückkehren,“ versetzte die Frau, „bereits seit einigen Stunden erwarte ich ihn.“

„Der Herr vergißt Euch zu bewachen, holde Elisabeth!“ fuhr der Neger fort und der Accent seiner Worte war so sonderbar, daß die junge Frau unwillkürlich erbebte.

„Wohl ist es wahr,“ sagte sie, „daß wir in dieser Einöde von Gefahren umgeben sind, aber — haben wir nicht treue Diener, die uns lieben?“

„Die Euch lieben!“ wiederholte der Schwarze wie ein düsteres Echo, und wenn auch nichts Ungewöhnliches in diesen drei Worten lag, so war doch der Ausdruck abermals ein so scharfer und eigenthümlicher, daß Frau von Favières nicht umhin konnte, den Sklaven fest anzublicken; aber unwillkürlich senkten sich ihre Augen vor den Flammen, die aus den glühenden Augensternen des Negers sprühten.

Im selben Augenblicke hörte der Neger ein Geräusch, welches für das Ohr eines jeden Europäers unvernehmbar gewesen wäre. Es schien als kämpfe er mit einer furchtbaren Versuchung, dann aber murmelte er zwischen den Zähnen: „Es ist leider zu spät!“ verbeugte sich vor seiner Herrin und schickte sich an, sich zu entfernen.

Frau von Favières überwältigte die unbestimmte Furcht, die sie für einige Sekunden erfaßt hatte und winkte dem Neger, daß er bleiben möge.

„Warum hast Du die Huerta betreten?“ fragte sie ihn.

„Um Euch die Ankunft des Herrn anzukündigen,“ antwortete im unterwürfigsten Tone der Sklave.

„Endlich! Endlich!“ rief Elisabeth in höchster Freude. „Gontran ist zurück! Ihm widerfuhr kein Unglück! Der Himmel erhörte meine Gebete! Ich werde ihn wiedersehen! Er ist zurück! Ist es wahr, täuschest Du mich nicht?“

„Höret selbst, Herrin!“

Frau von Favières horchte. Anfangs hörte sie nichts als das melodische Rauschen der Wasserfälle und das muntere Gezwitscher der Vögel. Aber nach und nach klang das schwache Geläute eines Glöckchens durch die Lüfte und endlich erscholl der Galopp eines Pferdes, an dessen Brust das tönende Glöcklein befestigt war, auf den Quarzstücken, welche den feinen Sand des Uris zeitweilig unterbrachen. Der Neger eilte dem Reiter entgegen und Frau von Favières sah denselben gleich darauf hinter der Hecke von Weiden hervorkommen.

Graf Gontran von Favières war ein Mann von höchstens dreißig Jahren. Er war in eine Frezada (Art grober Reiter-Decke) gehüllt, seine aus Ziegenfellen gegerbten, eigenthümlich aufgestülpten Reiterstiefeln waren mit langen Sporen bewaffnet und mit seiner bleigefüllten Reitgerte peitschte er, in ungeduldiger Hast dahingaloppirend, die Gebüsche, in denen sich Schlangen verbergen konnten, die Aeste der Steineichen und Tannen, an welchen noch die Ueberreste dieser Unthiere hingen, und die vom Winde hin- und hergeschaukelten blühenden Lianen. Seiner mittleren, aber geschmeidigen und ebenmäßigen Gestalt nach zu urtheilen, mußte er stark und behende sein, ohne Zweifel hatte er Nerven von Stahl. Die gebogene Nase und die breite Stirne kündigten den Mann an, welcher für den Kampf so geschaffen war, wie der Salamander für das Feuer; seine grauen Augen versetzten in Folge ihrer durchdringenden Schlauheit Jeden in Unruhe, der in dieselben blickte; seine bleichen Lippen, unter dem röthlichen Schnurbarte sich gleich einer scharfen Linie hinziehend, drückten keineswegs Edelsinn und Großmuth, aber desto mehr Kälte und Zähigkeit aus. Die Haltung war übrigens elegant, die Manieren gesucht, das Gesicht wußte, besonders wenn es sich zum Lächeln verzog, den Ausdruck überzeugender Milde anzunehmen.

Der Neger beugte seinen Nacken, auf welchen der Graf wie auf einen Fußschemel trat und dann mit Leichtigkeit zur Erde sprang. Dem Sklaven die Zügel des Pferdes zuwerfend, fragte er im barschen Tone:

„Nun, noch keine Nachrichten eingelangt, von Terval, dem verdammten Vagabunden?“

„Nein Herr,“ antwortete mit verhohlener Freude der Neger, „er ist noch nicht zurückgekehrt. Vorgestern kamen zwei Jäger hier vorüber und diese glaubten, ihn inmitten einer Truppe von Vaqueros *) erkannt zu haben.“

„Oh diese Vaqueros!“ rief Gontran, „sie machen die Wüste zu ihrer Heimat! Also denkt dieser treulose Hund nicht daran, in seine Hütte zurückzukehren? — Oh, gelingt es mir nur, ihm wieder die Kette um den Hals zu werfen, dann soll er mindestens auf vierundzwanzig Stunden Cepo-Strafe rechnen können!“

Mittlerweile war die junge Frau herangetreten, sie faßte die Hand ihres Gatten und sagte im Tone sanften Vorwurfs und mit freudig strahlendem Gesichte:

---

*) Bändiger der wilden Pferde.

„Endlich bist Du wieder da, Gontran! Oh, ich habe die ganze Nacht geharrt, um bei deiner Ankunft gleich gegenwärtig zu sein."

„Elisabeth, wozu das?" erwiderte der Gatte trocken.

„Theurer Freund, meine Unruhe war überaus groß, ich wurde von den düstersten Ahnungen gequält. Diese Gegend ist so verlassen! Doch, da Du nun wieder hier bist, ist alle meine Angst vergessen und verschwunden in diesem freudigen Augenblicke des Wiedersehens."

„Noch immer bist Du dieselbe geblieben, Elisabeth; immer zittern bei Dir noch Herz und Geist voll Besorgnisse! Es wäre wohl vernünftiger gewesen, ruhig im Bette zu schlafen, als daß Du Dir den Kopf mit hunderterlei eitlen Chimären zerbrichst."

„Ruhig schlafen!" rief die junge Frau aus, sich eine Thräne abwischend, die gleich einer Perle an ihren Wimpern hing. „Ruhig schlafen? Konnte ich es denn, wenn mein Blut bei dem Gedanken in's Stocken gerieth, daß Du in diesem Lande allein reisest? Oh, Gontran, eben als ich jetzt vor Ermüdung eingeschlummert war, quälten mich die furchtbarsten Träume — bald sah ich Dich von einer Horde Indianer umringt, bald von einer Meute Vaqueros verfolgt — — oh, nein, nein! besser ist es zu wachen, als so zu schlafen."

„Pah! Ueber den Leuten ohne Heller und Pfennig wacht ein Gott, gerade wie über den Trunkenen. Hätte ich einen Räuber getroffen, wäre ich entzückt gewesen, denn ich hätte dann wenigstens das Vergnügen gehabt, ihn berauben zu können, und wäre somit nicht mit ganz leeren Händen nach Hause gekommen."

„Was Du für tolle Reden führst, Gontran!" rief Elisabeth lächelnd. „Und wie Du blaß bist! Du mußt ja von der Anstrengung ganz gebrochen sein. Komm, Gontran, ruhe Dich ein wenig aus."

Der Graf zuckte die Achseln, ließ sich aber in den gemeinschaftlichen Saal des Hauses geleiten und murmelte vor sich hin:

„Ruhe ist Tod!"

II.

Des Goldschmieds Töchterlein.

Im Saale angekommen, ließ sich der Graf von Favières von dem Neger die Reiterstiefel abnehmen, warf sich in eine mit eisernen Haken an den Deckebalken befestigte Hängematte und zündete sich eine Zigarre an; sodann schlürfte er in langsamen Zügen den Kaffee, den ihm seine Gattin in einer alten, mit Wappen bemalten, aber ziemlich beschädigten Tasse reichte.

Einige Minuten lang herrschte tiefes Schweigen, das die junge Frau nicht zu unterbrechen wagte, denn sie sah eine Kummerfalte auf der Stirne ihres Mannes. Sie heftete ihre Augen ängstlich auf ihn, hielt es aber zuletzt nicht mehr aus, ihn in trübe Gedanken versenkt zu sehen, ohne deren Grund zu kennen, und fragte:

„Nun, theurer Freund, deine Reise war also ohne jedweden Erfolg?“

„Leider,“ erwiderte der Graf mit zorniger Geberde. „Vergebens suchte ich in den Häfen Mexikos einen einzigen honnetten Rheder, der mir Vertrauen geschenkt hätte. All' diese Salzwasser-Krämer sind vor Schrecken über die politischen Stürme, welche das alte Europa über den Haufen stürzen, förmlich gelähmt. Die Tröpfe! Als ob nicht jetzt gerade die Zeit wäre, im trüben Wasser zu fischen! Oh, wäre ich im Stande gewesen, das Kommando über ein Fahrzeug, einen leichten mit guten Karonaden gespickten Segler zu erhalten, ich hätte für deren Rechnung einen Handel begonnen, der mir Millionen eingetragen haben würde.“

„Wie, Gontran, einen Handel? Du, der Du so stolz auf deinen Adel bist?“

„Pah, meine Liebe, der Handel, von dem ich spreche, der ist schöner als jeder andere; es ist ein kleiner Krieg, schön und prächtig nichtsdestoweniger; man trägt bei demselben stündlich seine Haut zu Markte und macht die Rechnung mit Enterhaken ab. Dabei hätte ich meinen Degen an der Seite behalten, statt daß ich ihn jetzt am Nagel verrosten lassen muß.“

„Und was ist denn das für ein sonderbarer Handel?“

„Es ist der einzige, bei dem heutzutage ein unternehmender Mann schnell reich werden kann; es ist der Handel, der den sehr ehrenwerthen

und sehr faulen Hidalgos von Mexiko nützliche und ergebene Diener verschafft, wie allenfalls hier unser Acacia ist."

Elisabeth erbleichte.

„Du meinst doch nicht den Negerhandel?" rief sie aus.

„Nun, und was ist daran so Außerordentliches, daß Du darüber beinahe in Ohnmacht fällst?" fuhr Gontran mit verächtlichem Ausdrucke fort. „Glaubst Du denn, ich würde mich lieber resigniren, als unfreiwilliger Eremit in dieser Wildniß zu leben?"

„Aber, Theurer," bemerkte Elisabeth sanft, „das Leben hier ist so schön, so leicht für zwei Wesen, die sich lieben."

Gontran erwiderte nachlässig:

„Ich will nicht leugnen, daß diese jungfräuliche Gegend eine ziemlich anständige Ausgabe des irdischen Paradieses zum Gebrauche für Frauen ist, wenigstens scheinen die übrigen Länder sämmtlich ihre schönsten Bäume, ihre duftigsten Blumen und ihre herrlichsten Sonnentage zu ihr beigesteuert zu haben; ich weiß nicht minder, daß es oft hinreicht, Frauen glücklich zu machen, wenn sie ein paar blaue Lianen und ein paar leuchtende Sterne sehen, oder das Gemurmel eines Wasserfalles, die Mandoline eines Minnesängers, das elegische Girren eines Schäfers zu ihren Füßen hören; aber, liebes Kind, was den Mann betrifft, der hat doch eine ganz andere Bestimmung und kann nicht zeitlebens Minnesänger oder zärtlicher Schäfer sein, er muß seine Kraft in den Kämpfen verwenden, welche ihm von der Gesellschaft bereitet werden. Wie kann ich also, ich, der Exhöfling von Trianon und Versailles, hier in Noth vegetiren, an der Seite eines Goldwäschers, der noch gestern ein zerlumpter Bettler war, heute jedoch ein reicher Herr ist? Da ich nun schon einmal nach Mexiko verbannt bin, möchte ich wenigstens so viel besitzen, um all' meinen phantastischen Wünschen Genüge thun zu können, wie es jene spanischen Vice-Rey's machten, die als Satrapen in einer Stadt von Palästen lebten und über ein Volk von Sklaven und eine Flotte von Gallionen verfügten. Nein, meine Liebe; ein Edelmann voll Muth und Entschlossenheit kann weder, noch darf er wie ein schwindsüchtiger Dichter in diesem Zauberlande leben, wo der Goldsand in den Flüssen haufenweise rollt."

„Oh, Gontran, jetzt spielst Du mit eitlen Chimären!"

„Madame," erwiderte der Graf barschen Tones, dabei den Zigarrenstumpf zur Erde schleudernd, „für eine Frau mit bürgerlichem Blute

in den Adern ist es freilich leicht, sich zu dem demüthigenden Dasein zu bequemen, welches wir hier führen."

Diese Rohheit traf die junge Frau sehr schmerzlich; ihr Auge wurde feucht und mit zitternder, bewegter Stimme antwortete sie:

„Gontran, ich habe nie vergessen, daß ich die Tochter eines Gewerbsmannes bin und daß blos deine Loyalität und Großmuth Dich bewog, mir deinen Schutz und den Namen eines Edelmannes anzubieten."

Der Graf von Favières brach in lautes Lachen aus und schaukelte sich in seiner Hängematte.

„Armes Kind!" rief er dann aus, „Du putzest mich mit Tragödien-Tugenden heraus, deren ich vollkommen unwürdig bin. Du kennst den Grafen Gontran von Favières noch nicht, wenn Du Dir einbildest, daß er Dich heiratete, um seinem ehemaligen Kameraden, Herrn von Florian, Kapitän der königlichen Dragoner, Stoff zu einem seiner so beliebten Schäfergedichte zu geben."

„Oh, Gontran," erwiderte Elisabeth traurig, „ich finde darin keinen Gegenstand zum Lachen. Du bist nicht mehr in Versailles, warum willst Du also noch vor einer edlen That erröthen und selbe in's Lächerliche ziehen? Deine Witzeleien werden es nie vermögen, daß ich die Erinnerung an jene Nacht, wo Du mir als Rettungsengel erschienst, aus meinem Herzen reiße."

„Noch dazu als ein maskirter Engel!" lachte spöttisch der Graf.

„Oh, wie schön warst Du!" fuhr Elisabeth fort, „als Du mit blitzenden Augen und drohender Stimme jene Feiglinge zurückstießest, die mich auf dem Balle beschimpften, als Du mir dann deinen Arm botest und mich mit deinem Lächeln beruhigtest."

„Lassen wir das, mein Kind; Du willst mit aller Gewalt aus mir einen Romanhelden machen, und wahrlich! ich bin es bereits müde, mich fort und fort von Dir bewundern zu lassen! Heute befinde ich mich gerade in der Laune, Dir endlich die volle Wahrheit zu sagen."

„Wie?" rief die junge Frau, in einen Strom von Thränen ausbrechend, „so war also jener furchtbare Hinterhalt, dessen Opfer ich war, bloße Täuschung?"

„Nein, gewiß nicht. In dem Laden deines Vaters, des Königs der Goldschmiede von Paris, hatten zwei vornehme Herren und ein reicher Generalpächter das kostbarste Juwel entdeckt — nämlich Dich. Statt sich zu schlagen, um zu erfahren, wem unter ihnen die Ehre

dieser reizenden Eroberung zu Theil werden sollte, fanden es die Herren zweckmäßiger, um des Goldschmieds Töchterlein — das übrigens die Herren kaum dem Gesichte nach kannte — zu würfeln. Der Gewinnst fiel dem Generalpächter zu und so halfen ihm die beiden Rivalen getreulich bei seinen galanten Nachstellungen. Da es ihm nicht gelang, Liebe zu erringen, so begnügte er sich damit, Dich entführen und in sein kleines Haus bringen zu lassen."

„Und daselbst," unterbrach ihn Elisabeth, „wäre ich lieber gestorben, als daß ich eine von den Speisen berührt hätte, welche nach der Absicht jener Elenden meine Sinne umnebeln und, wie sie sagten, meine Sprödigkeit besiegen sollten. Man legte mir aber eine andere Falle und in diese ging ich. Es that einer der Diener, als hätte er Mitleid mit mir, sagte mir, ich möge eine Beschwerdeschrift an den König unterzeichnen und diese wolle er dem Monarchen selbst überreichen. Mich hatte der Schrecken halb wahnsinnig gemacht, ich glaubte an das Mitleid meines Kerkermeisters und unterzeichnete das Papier das er mir reichte, ohne es nur anzusehen."

„Hm, das war ein gelungener Komödienstreich! Man hatte Dich deine Einreihung in die Oper unterzeichnen lassen, vermöge deren Du nicht mehr unter die väterliche Gewalt gehörtest."

„Ja, ja, so war es auch; denn, als mein Vater sich dem ersten Kämmerer zu Füßen warf, da wurde er wie ein Lakai zurückgestoßen, man zeigte ihm meine Unterschrift auf dem verhängnißvollen Papiere. Er meinte den Verstand zu verlieren, vergebens betheuerte er, daß man die Unterschrift seiner Tochter mit Gewalt oder List abgelockt haben müsse — man lachte ihm nur in's Gesicht. Außer sich vor Verzweiflung ging er von Bitten zu Beleidigungen über; man drohte ihm mit der Bastille, wenn er nicht schweigen würde, und zwei Bediente warfen ihn zur Thüre hinaus. Gontran, Du fragtest mich noch nie um die Einzelnheiten dieses furchtbaren Abenteuers, aber ich will, daß Du heute Alles erfahrest, denn deine Worte lassen mich fürchten, daß Du irgend einen für mich schimpflichen Zweifel bewahrtest!"

„Pah, was kümmert mich die Vergangenheit! Ich verlange von der deinigen keine Rechenschaft, ich habe sie mit geschlossenen Augen hingenommen."

Die junge Frau wurde so bleich wie der Tod, sie faßte krampfhaft den Arm ihres Mannes und rief:

„Gontran, hast Du mich also für schuldig gehalten? Hast

Du den Fehltritt eines jungen Mädchens mit deinem adeligen Namen zu bedecken oder aber ihre bedrohte Ehre zu schützen vermeint? Antworte! Antworte!"

„Ach was, ich sagte Dir ja schon, daß ich mich nicht um die Vergangenheit kümmere."

„Das ist ja entsetzlich, fürchterlich!" jammerte die junge Frau, indem sie die Hände rang. „Jahrelang konntest Du diesen schimpflichen Verdacht vor mir im Herzen tragen und mir zulächeln, mich an deinem Arme führen, mich vor aller Welt deine Gattin nennen! Oh nein, das ist unmöglich! Du bist Edelmann, bist stolz, Du konntest Dich nicht an ein Weib ketten, das für Dich eine ewige Schande bleiben mußte! Und — wenn Du wirklich an mir zweifeln solltest, oh, Gontran, so höre mich und möge Gott augenblicklich das Herz meiner kleinen Alice, unseres geliebten Kindes, erkalten lassen, wenn ich nicht die Wahrheit spreche! Dieser Schwur, Gontran, wird Dir doch genügen?"

„Gib Dich doch zufrieden," erwiderte der Graf von Favières zerstreut und gelangweilt, „ich glaube Dir ja Alles."

„Nun, so höre, was sich am Abende desselben Tages, wo man meinen Vater in so grausamer Weise zurückstieß, zutrug. — Ich wurde geknebelt, in einen engen Salon gebracht, dessen Wände ausgepolstert waren und in dem ein dumpfes unbestimmtes Geräusch an mein Ohr schlug. Es war dies eine geheime Loge in der Oper — das ferne Geräusch war das Gesumme und Gelärme des Maskenballes, auf den sich Stadt und Hof in dichtem Gewühle drängten. In dieser Loge nun befand ich mich allein mit meinen drei Verfolgern, welche in schwarze Dominos gehüllt waren; mit eisiger Ruhe erklärten sie mir, daß ich öffentlich auf dem Opernballe erscheinen müsse, bei welchem Auftreten mich der Generalpächter, dem durch Würfelglück die beneidenswerthe Rolle meines Chevaliers und Beschützers zugefallen sei, begleiten werde. Ich bat, weinte und flehte endlich auf meinen Knieen — umsonst; der Eine sagte mir: „Sie schaden nur Ihrer Sache, denn in Thränen sind Sie noch schöner als gewöhnlich." — Der andere Edelmann schien gerührt. Da faßte ich krampfhaft seine Hand und rief: „Haben Sie denn keine Schwester, keine Braut, keine Frau, die Sie gegen eine solche Gewaltthat vertheidigen würden?" — Aber der erste Kavalier fiel spöttisch ein und sagte: „Für uns ist dieses Mädchen nichts anderes als ein Spielsatz; es ist eine Ehrenschuld, die Du gegen Tucaret eingegangen bist. Willst Du jetzt diesem Krämer das Recht

geben, zu sagen, daß Du dein Wort gebrochen hast?“ — Der junge Mann erbleichte und schwieg. Ich wagte nicht, mich an den Generalpächter selbst zu wenden, denn er jagte mir mit seinen großen, glotzenden, unverschämten Augen, seinem Wanste, der mit Louisdors gespickt zu sein schien, seiner rubinrothen Nase und seinen plumpen Füßen tiefen Schrecken ein. Als nun gar dieser ungestaltete Mensch mit dem ecklen Grinsen eines Trunkenen auf mich zuwankte, wich ich zurück. Er aber faßte mich bei der Hand, ein kalter Schweiß trat auf meine Stirne und — weißt Du, Gontran, was dieser Elende, den der Abscheu, welchen ich vor ihm an den Tag legte, tief demüthigte, zu mir zu sagen wagte? — „Mademoiselle,“ rief er mit zornerstickter Stimme, „nehmen Sie sich in Acht! Fordern Sie uns nicht heraus, treiben Sie uns nicht zum Aeußersten! Sie sind schön wie Venus, ich aber bin reich wie eine indische Flotte. Wenn Sie meinen Arm annehmen, will ich Sie so überreich mit Gold und Diamanten bedecken, daß die größten Damen wie Aschenbrödeln neben Ihnen erscheinen werden; wenn Sie mich aber zurückweisen, dann — wie gesagt — dann nehmen Sie sich in Acht!“ — Bei diesen Worten schlug er einen Vorhang zurück, der die Loge in zwei Hälften theilte, und rief: „Sehen Sie her!“

„In einer finsteren Ecke,“ fuhr Elisabeth fort, „sah ich eine flackernde Glut und in die Loge drang ein scharfer Rauch. „Mademoiselle,“ fuhr der Generalpächter fort, „Sie sind zur Stunde nichts mehr als ein verlorenes Mädchen — ein Mädchen der Oper. Sie haben Jeden von uns Dreien zum Geliebten und betrügen uns alle Drei. Wir wollen uns also rächen. Sie haben soeben die Glutpfanne dort in der Ecke gesehen — sogleich wird ein Lakai unsere Wappensiegel glühend machen.“ — „Und dann?“ fragte ich, keuchend vor Angst. — „Und dann,“ fuhr der Elende fort, dabei kaltblütig die Tabakstäubchen von seiner Brustkrause klopfend, „dann wird jener Lakai die glühenden Siegel auf ihre atlasweiche Schulter drücken. Meine theuerste Venus, das wird allerdings sehr schade sein, es wird aber dann Niemand mehr zweifeln, daß das schönste Mädchen der Pariser Cité unsere Maitresse war. —“

Elisabeth schöpfte tief Athem, dann erzählte sie weiter:

„Ich stieß einen Schrei des Entsetzens und der Entrüstung aus, mich an die beiden anderen Herren wendend und rief außer mir vor Angst: „Nicht wahr, das ist eine Lüge? Sie wissen ja, daß ich kein verlorenes Mädchen bin; Sie werden es nicht zugeben, daß man an

mir eine solche Schandthat verübe, wie sie nur von elenden Feiglingen verübt werden kann!“ — Bei dem Worte „Feiglinge“ bemerkte ich eine flammende Röthe die Gesichter der Edelleute überziehen, aber der Generalpächter blickte mich mit stumpfem, grinsenden Lächeln an und sagte: „In unserer Zeit und bei einem Opernball ist man lieber untereinander feige, als vor aller Welt lächerlich.“ Dann erhob er seine Stimme und rief: „Bastien!“ — Stumm und unbeweglich verharrten die Edelleute in ihrem Gleichmuthe. Wie schauderte meine Seele, als ich den Namen hörte, ohne Zweifel war es der eines Lakaien, welcher zu meinem Henker bestimmt war. „Mademoiselle,“ fuhr der Generalpächter fort, „wenn Sie erst mit unseren Wappen gezeichnet sind, werden wir die Thüre auf den Gang hier öffnen und Sie können sich entfernen, aber unser Diener Bastien wird vor Ihnen herschreiten und rufen: „Seht da die Schöne von drei Geliebten!“ — Ohne Zweifel wollten diese Menschen mich nur erschrecken und durch ihre Drohungen meinen Widerstand brechen, ohne Zweifel waren sie weder so frech noch so mächtig, um ein solches Verbrechen ungestraft begehen zu können; aber ich armes Mädchen, dem die Welt und das Leben völlig unbekannt war, das sich aus dem väterlichen Hause entführt, wie eine Sklavin gefangen, wie eine Verbrecherin geknebelt sah, ich stand am Ende meiner Bitten und Thränen, meine Augen waren trocken, meine Lippen zitterten, ich verlor beinahe das Bewußtsein und hatte nur ein Gefühl, das der Furcht und des Schreckens. Meine Ohren wurden von dem Zischen der glühenden Kohlenpfanne zerfleischt, mechanisch — einer Wahnsinnigen gleich — heftete ich meinen Blick auf die Gangthüre, von welcher der Generalpächter gesprochen. Da — plötzlich, von einem unwiderstehlichen Zuge der Angst getrieben, stürzte ich auf diese Thüre los — großer Gott! sie war nicht abgeschlossen — und ich flog wie der Blitz durch den dunklen Gang.“

Nach einer Pause begann wieder Elisabeth:

„Ich befand mich mit einem Male inmitten des entfesselten Ballgewühles, in dem betäubenden Chaos von Lichtern, Musikklängen und Masken! Ich vermeinte einen Augenblick in diesem Gewoge gerettet zu sein, aber meine Verfolger ließen nicht so leicht ihre Beute fahren; sie stürzten sich ebenfalls in das Ballgewühl, erreichten, umringten und überhäuften mich mit unverschämten Reden, gegen die ich keine andere Wehre, als meine Todesblässe und Verzweiflung entgegenzustellen vermochte. Schon bildete man einen Kreis um uns, ich hätte von Scham niedergedrückt in die

Erde sinken mögen, ja, ich betete zu Gott, er möge den höllischen Saal über mich zusammenstürzen lassen, meine Blicke schweiften, einen plötzlichen Retter erwartend, über die Menge hin."

Und wieder machte Elisabeth eine Pause, ehe sie fortfuhr:

„Ich hörte wohl einige junge Leute murmeln: „Es ist eine Feigheit ein junges Mädchen zu beleidigen," aber andere erwiderten: „Pah, es ist nichts wie eine feile Dirne, die sich auf die Susanna hinausspielt." — In diesem Augenblicke erblickte ich Dich, Gontran, ich hörte zum ersten Male deinen Namen nennen, als Dir der Generalpächter zurief: „Ei, sieh da, Graf von Favières, dem ich heute Abend dreitausend Louisdors abgewonnen habe!"

„Der Tölpel sprach die Wahrheit," murmelte der Graf.

„Er reichte Dir die Hand, aber Du bliebst vor ihm unbeweglich stehen, maßest ihn mit deinen Blicken und fragtest: „Was ist denn das für eine Komödie?" — Oh, mir ist, als sähe ich Dich noch vor mir! — Der Generalpächter wurde sehr verlegen und erwiderte mit gezwungenem Lächeln: „Ei, Gontran, Sie wissen ja, das ist die Rosenknospe aus der Cité." — Aber Du, mein theurer Freund, reichtest mir ehrfurchtsvoll die Hand und sprachst entblößten Hauptes folgende Worte zu mir, welche nur der Tod aus meiner Erinnerung zu löschen vermag: „Fürchten Sie nichts, mein Fräulein, fortan stehen Sie unter dem Schutze eines Edelmannes." — Oh, wie flößte mir diese Versicherung mit einem Male die vollste Beruhigung ein! Ich sah nur deine stolzen, ruhigen Augen, meine Hand zitterte in der deinen, ich wagte es, mein Haupt zu erheben, während Du mit meinen Henkern sprachst. Du sagtest: „Meine Herren, ich hoffe, daß Sie nicht allen Ihren Muth einem wehrlosen Mädchen gegenüber ausgegeben haben, und daß Ihnen noch ein klein wenig für mich übrig geblieben ist." — Oh, mein Freund, ein Gott, der aus seinem Schimmer hervorgetreten wäre, würde mir nicht schöner, nicht strahlender und größer erschienen sein, als Du in jener verhängnißvollen Stunde! — Und als ich in das Haus meines Vaters zurückkehrte, als dessen Freude, mich wiederzusehen, keine Grenzen fand, da vergaß ich Alles, was ich gelitten, um nur an Dich zu denken — ich weinte und betete für meinen Retter. Ich wagte es nicht zu hoffen, ihn jemals wiederzusehen, doch einige Monate später kam der Edelmann, um der Tochter des Goldschmieds, die er beschützt hatte, seinen Namen anzubieten."

„Nun, Elisabeth, und hat man Dir niemals gesagt, daß jener

Goldschmied, Jacques Dufour, der reichste in der Cité war, daß dein Verfolger, der Generalpächter, mir all mein Vermögen durch Spiel und schmutzigen Wucher abgewonnen, daß ich durch jene Mißheirat mich an dem Pächter nicht nur rächte, sondern auch meinen Vermögensverhältnissen wieder aufhalf?"

„Das mochten deine Neider denken, Gontran, aber es hatte Niemand die Kühnheit zu glauben, ich würde so unwürdigen Verleumdungen mein Ohr leihen."

„Sehr gut, meine Theure. Uebrigens muß ich Dir sagen, daß, wenn ich es auch dem Gelde deines Vaters verdankte, daß ich mein Schloß und meine Güter wieder zurückkaufen konnte, so habe ich meinen zweiten Reichthum nicht lange genossen. Philosophische Faseleien tragen stets ihre traurigen Früchte. Erinnerst Du Dich nicht, wie eines Nachts die lieben Bauern — die Du so gerne an Sonntagen auf dem Rasen im Parke tanzen ließest und denen ich auf deine Fürbitte die Wilddieberei nur allzusehr durch die Finger sah — die Güte hatten, mein Schloß in Brand zu stecken und ihre Gefälligkeit so weit zu treiben, rings umher eine lebendige Hecke zu bilden, um uns mit Heugabeln und Dreschflegeln in die Flammen zu jagen. Gott vergelte es den Liebenswürdigen!"

„Oh, welche furchtbare Nacht war das! Welch' ein Schrecken ergriff mich, als ich, halb erstickt vom Rauche, erwachte, und mich bis zur Wiege meiner kleinen Alice schleppte, die weinend nach mir rief. Als ich sie in meine Arme genommen hatte, wankte ich an's Fenster. Der Schloßhof war vom Widerscheine der Flammen geröthet, welche zischend an den Mauern hinanleckten; eine Kugel schlug durch's Fenster — erschreckt warf ich mich zurück — unter den Brandstiftern erkannte ich Männer, die mir das Leben ihrer Weiber und Kinder verdankten und die mehr als einmal meinen Namen gesegnet hatten. Da tratest Du in mein Zimmer und befahlst mir, Alice in ihrer Wiege zurückzulassen und mit Dir durch den geheimen Gang zu entfliehen, der durch den Keller in das Gebirge führte. Wie hast Du einen solchen Gedanken fassen und glauben können, daß ich Dir folgen würde!?"

„Die Frauen übertreiben doch Alles," erwiderte Gontran. „Glaubst Du denn, daß ich mein Kind opfern wollte? Ich war dessen gewiß, daß die Wütheriche das Kind in der Wiege schonen würden; nahmen wir aber das kleine Geschöpf mit, hätte uns dessen Geschrei verrathen und unsere Flucht und Rettung vereitelt."

„Es mag dem so sein, Gontran; aber ich hätte mich von meinem Kinde nie getrennt und lieber mit ihm den Tod erwartet, wenn nicht in jenem fürchterlichen Augenblicke der würdige Max Birman, die rothe Mütze auf dem Kopf und die Pike in der Hand, eingetreten wäre, und dieser ehrliche Schmied, dem ich meine Milchschwester zum Weibe gegeben, mir geschworen hätte, Alice wie seine eigene Tochter zu schützen und mit Gefahr seines Lebens zu retten. Oh, ich höre noch das klagende Wimmern der armen Kleinen, als Du sie meinen Küssen und Umarmungen entrissest! Ich sehe noch, wie sie mir mit erstaunten und thränenvollen Blicken nachsah! Arme Alice, oh, wann werde ich Dich wiedersehen!?"

„Ja, ja," sagte der Graf, „das Schicksal hat uns hart getroffen. Seit unserer Ankunft in Mexiko haben wir keine Nachrichten aus Frankreich. Ich brachte die Trümmer meines Vermögens hierher — das Spiel hat sie vollends aufgezehrt; wir mußten die Küstenstädte verlassen und uns in diese Wildniß flüchten. Was sollen wir nun beginnen, nachdem unsere letzten Hilfskräfte erschöpft sind!? Ich, der ich in mir die Kraft fühle, mir einen Thron zu erobern, ich bin dazu verdammt, mich im elenden Nichtsthun abzunützen, ich bin so weit gekommen, das Loos jener wilden Pferdebändiger zu beneiden, welche für ein Stück Brod täglich ihr Leben in die Schanze schlagen!"

„Aber," fiel Elisabeth schüchtern ein, „können wir denn nicht in dieser verlassenen Gegend mit sehr Wenigem leben?"

„Madame," erwiderte der Emigrant, „wir haben ja nicht einmal das Recht mehr, als verschämte Arme in diesem Winkel zu existiren. Ich suche seit einer Stunde vergeblich, Dir die schreckliche Lage begreiflich zu machen, in der ich mich befinde. Ein zweites Mal wurde ich ruinirt, diesmal nicht durch meine eigenen Thorheiten, sondern durch eine Revolution; heute habe ich nicht nur alles Gold, das uns geblieben, ich habe auch auf Ehrenwort verloren."

„Auf dein Ehrenwort!" rief die junge Frau zusammenzuckend.

„Ja, und Du allein kannst mich, wenn Du mich liebst, aus diesem neuen Ungemache retten, nicht allein retten, sondern auch wieder in den Stand setzen, unsern Wohlstand vom Neuen zu begründen. Es ist ein großes Opfer, das ich von Dir fordere, aber — wer liebt, hat Vertrauen und, wenn Du es mir abschlügest, müßte ich deine Liebe als bloße Redefloskel und eitlen Schatten betrachten. Elisabeth, es fällt mir keineswegs bei, Dich zu täuschen, mich in deinen Augen als idealen

Helden hinzustellen, aber — ich werde in Dir das ergebene Weib lieben, das mich aus dem Elende zog, wie ich die liebte, die mich bereits vom Untergange gerettet, wie ich die Mutter meines Kindes liebte. Aber, Elisabeth, ich würde das Weib hassen, das mir seine Zärtlichkeit betheuerte und mich dabei doch eitlen Skrupeln opfern könnte!“

„Oh, Gontran, wie kannst Du an mir zweifeln? Sprich schnell, was kann ich für Dich thun?“

„Wenn Du willst,“ sprach nun der Graf lebhaft, „so zahle ich binnen acht Tagen meine Schuld und rüste selbst ein Schiff aus, um den Handel zu beginnen, von dem ich sprach. Wenn ich mit dem Negerwild reussire, sind wir reich und statt in aller Langweiligkeit hier Nachrichten von Max Birman abzuwarten, kehren wir nach Europa zu unserer kleinen Alice zurück.“

„Alice!“ wiederholte die junge Frau voll Zärtlichkeit. „Alice! Aber so sprich doch, theurer Gontran, sage mir endlich, wie ich unseren Jammer in Glück zu verwandeln vermöchte?“

Die Stirne des Grafen von Favières zog sich in Falten; er schien verlegen zu sein und zu zaudern, überwand jedoch bald das peinliche Gefühl und sagte mit fester Stimme:

„Ich sah im Augenblicke unserer Flucht, wie Du, Elisabeth, aus deinem Betschemel ein kleines mit Gold und Perlmutter ausgelegtes Kästchen zogst.“

„Ja, Gontran.“

„Wie ich weiß, enthielt dieses Kästchen den kostbaren Diamantenschmuck, welchen Dir dein Vater zum Brautgeschenke gemacht hat.“

„Aber — dies Alles weißt Du ja so gut wie ich.“

„Nun, Elisabeth, diese Diamanten sind dein Eigenthum und, ohne die verhängnißvolle Noth, in welcher wir uns befinden, würde ich von denselben nie gesprochen haben.“

„Was sagst Du?“ rief bewegt die junge Frau. „Jene Diamanten gehören ja nicht mehr mir, da ich eine Tochter habe — sie sind das Vermögen, die Mitgift meiner Alice.“

„Oh, beruhige Dich,“ erwiderte der Graf lächelnd, „mit diesem Schmucke verpflichte ich mich die Mitgift der reizenden Komtesse Alice von Favières zu verdreifachen und unser ganzes früheres Vermögen wieder zu gewinnen. Dieser Schmuck muß für uns zur Wünschelruthe werden!“

„Aber,“ murmelte Elisabeth, „ich kann Dir ihn ja nicht geben!“

„Du kannst nicht!?“ wiederholte Gontran auffahrend und sein Gesicht wurde leichenblaß. „Sie können nicht, Madame? Mißtrauen Sie mir etwa?“

„Nein, oh nein, mein theurer Freund!“ rief die junge Frau erschrocken aus. „Aber — es ist unmöglich! Oh, ich Unglückliche!“

„Lassen wir alle Winkelzüge, ich brauche die Diamanten,“ entgegnete der Graf im barschen Tone. „Wo sind sie?“

Elisabeth schauderte vor dem furchtbaren Blicke, der aus ihres Gatten Augen schoß, zusammen und murmelte:

„So begreifst Du denn nicht, daß ich diese Diamanten nicht mehr besitze?“

Wie ein Wüthender sprang der Graf aus der Hängematte.

„Das sind Lügen! Lügen!“ schrie er. „Madame, hüthen Sie sich, mit mir Ihr Spiel zu treiben! Bedenken Sie, daß es sich um meine Ehre, um meine Existenz handelt; bedenken Sie, daß ich ohne diese vage letzte Hoffnung das Glück nicht bis zur Neige versucht hätte. Wenn ich die Diamanten nicht habe, bleibt mir nichts übrig, als entweder mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen oder ein Dieb zu werden. Werden Sie, Madame, mir jetzt noch immer sagen, daß Sie diese Diamanten nicht besitzen?“

„Oh, mein Gott, mein Gott, er glaubt mir nicht!“ jammerte Elisabeth. „Gontran, habe Mitleid mit mir, sprich nicht so hart mit mir, sieh mich nicht so schrecklich an! Wie wäre ich so kühn, Dir diesen Schmuck zu verweigern, wenn ich denselben noch hätte!“

Weit entfernt sich durch diese schmerzzerrissenen Betheuerungen beruhigen zu lassen, gerieth der Graf in vollständigste Wuth, da er in dem Schreckensausrufe die traurige Wahrheit erkannte. Er näherte sich seiner Gattin und faßte sie rauh am Arme.

„Also Du hast die Diamanten nicht mehr?“ schrie er. „Wo hast Du sie hingegeben?“

„Ich gab das Kästchen Max Birman, dem Beschützer unseres Kindes!“ murmelte Elisabeth, blaß wie der Tod.

„An den Schmied? Lügst Du nicht?“ schrie Gontran außer sich, denn für diesen blasirten Geist ohne Grundsätze, für dieses durch den Kontrast des Elends mit dem früheren Reichthume gänzlich demoralisirte Gemüth war eine solche Enttäuschung furchtbarer als der Tod.

Im Uebermaße seines Zornes faßte er den Chucho, mit welchem er seine faulen Sklaven zu peitschen pflegte, und erhob die Hand gegen sein zitterndes Weib.

„Wiederhole es mir noch einmal," schrie er, „wiederhol es' noch einmal, daß wir gänzlich zu Grunde gerichtet sind!"

Da, in diesem Augenblicke der Gefahr für Elisabeth, faßte eine starke Hand den Arm des Wüthenden und entwand ihm den Chucho.

III.

Auf dem Marterholze.

Als der Graf von Favières die Berührung seines Armes fühlte, wurde sein bleiches Gesicht von einer purpurnen Röthe überflogen und er wendete seinen Kopf rasch nach rückwärts.

„Wer," rief er, „hat es gewagt hier einzutreten und uns zu behorchen?"

Sein Auge begegnete dem ruhigen, traurigen Blicke eines jungen, hochgewachsenen, schlank gebauten, kräftigen Mannes, dessen gerade Nase, leichtgewölbte Stirne und feingeschnittenes Kinn eine edle Physiognomie bildeten. Das schöne Gesicht war von schwarzen dichten Locken eingefaßt, die demselben einen stolzen Ausdruck gaben, der durch den feuchten Glanz seiner Augen und die kühn gewölbten Brauen noch mehr gehoben wurde.

„Terral, Du bist's?" rief der Graf von Favières erstaunt. „Wie, Elender, Du wagst es nach deiner Entweichung vor mich hin zu treten und die Hand an deinen Herrn zu legen?"

„Ich hatte Unrecht, Herr," erwiderte Jakob Terral, sein Haupt demüthig neigend; „ergriffen von einer tollen Erinnerung an mein ehemaliges Handwerk, ließ ich mich zur Jagd auf wilde Pferde hinreißen und ging mehrere Tage in der Wüste irre."

„Das sind allzuleichte Ausflüchte!" sagte Gontran mit ironischem Lachen. „Nun, Du geschickter Vaquero, so sage mir denn, wie viele Pferde hast Du mir gezähmt, wie viele derselben hast Du in unsere glänzenden Ställe gebracht?"

„Keines," antwortete Terral.

„Keines," wiederholte der Graf. „Somit weißt Du, was Dich, ehrenwerther Vagabund, erwartet. Wärst Du ein Sklave und hätte ich viele andere solche Faulthiere zur Auswahl, wäre ich mit Dir bald fertig, dann ließe ich Dich in einer von Skorpionen und Schlangen bewohnten Cisterne verfaulen; da Du indessen ein Peon, ein freier Arbeiter, ein freiwillig Engagirter bist, so kömmst Du mit sechzehn Stunden Cepo*) davon. Ich muß Dich doch als würdiger Edelmann vom Gurt und Sattel behandeln."

„Oh, sechzehn Stunden Cepo!" murmelte Elisabeth, dabei mitleidsvoll auf den jungen Peon blickend, welcher mit kalter Ruhe die Drohung angehört hatte.

„Wohl wird mir das die Zeit nicht wieder ersetzen, die der Kerl mir gestohlen hat," sagte Gontran hart, „aber es wird seine landstreicherischen Gelüste ein wenig zur Ruhe bringen."

Terral biß sich in die Lippen, kalter Schweiß befeuchtete seine Haare.

„Sechzehn Stunden?" wiederholte die junge Frau. „Ach, Gontran, siehst Du denn nicht, wie erschöpft und müde der Arme ist? Sein Mantel ist zerfetzt, seine Füße bluten, hat er denn nicht schon genug gelitten?"

„Schweigen Sie, Madame!" sagte der Graf. „Er hat für sein Vergnügen gelitten, jetzt wird er für seine Pflicht leiden; wir sind nicht mehr in Paris, um mit den albernen Philosophen lächerliche Philantropien zu treiben; hier in der Wüste wären wir mit diesem Systeme verloren. Marsch, Schurke, zum Cepo!"

Durch die ruhige Haltung des Peons gereizt, schwang er den Chucho gegen ihn.

„Schlagen Sie mich nicht, Herr!" rief Terral, kalt und unbeweglich stehen bleibend.

„So?" lachte der Graf gezwungen. „Und wer wird mich daran hindern? Etwa Du selbst?"

„Vielleicht," erwiderte der Peon.

„Bei meiner Seele," rief Gontran, „in der That, ich bin neugierig, wie Du Dich dabei benehmen wirst."

Und er berührte die Schulter Terral's mit dem Ende des

*) Straf-Balken.

Chucho. Terral erbebte, riß aus den Händen des Grafen die schmachvolle Peitsche und — —

„Jakob, drohe deinem Herrn nicht, widersetze Dich ihm nicht!“ rief Elisabeth, auf den Peon losstürzend.

Nach einigen Augenblicken des Zauderns schleuderte Terral das Instrument in eine Ecke des Saales und sagte dann mit ruhigem Lächeln:

„Madame, fürchten Sie nichts für Ihren Gemal.“

Der Graf stand vor Wuth schäumend da, eine solche Auflehnung war unerhört.

„Acacia!“ schrie er.

„Herr,“ sagte Terral, „gebrauchen Sie keine brutale Gewalt gegen mich; vergessen Sie nicht, daß ich kein Neger bin, kein Sklave, kein Ding, das Sie mit Leib und Seele gekauft haben, das Ihnen gehört, wie etwa eine Flinte, ein Pferd und mit dem Sie thun können, was Sie wollen. Wenn ich auch ein armer Teufel bin, so habe ich mich Ihnen doch freiwillig und frei verdingt, das ist ein Handel, den wir abgeschlossen haben — Sie geben mir Obdach, Kost und dreißig Piaster jährlich, dagegen verkaufte ich Ihnen meine Arbeit und meine Zeit, keineswegs aber meine Ehre, denn ich bin von altem, christlichem Geblüte. Vernachlässigte ich meine Pflicht, so haben Sie das Recht, mich strafen zu lassen, ich werde mich der Strafe ohne Scheu unterziehen, aber Sie haben nicht das Recht, mich zu beschimpfen, denn das hieße mir das Recht geben, mich zu vertheidigen und zu rächen. Ich bin ein ehrbarer Peon, den nichts gezwungen hat, hierher zurückzukehren und es wäre Acacia nie gelungen, meine Spur in der Wüste aufzufinden.“

Durch Terral's Kaltblütigkeit fühlte sich der Graf besiegt; er antwortete nichts, pfiff eine Jagdmelodie und gab dem herbeigeeilten Neger ein Zeichen, den Peon augenblicklich in den Cepo zu legen.

Acacia wollte den Peon beim Arme fassen, um ihn fortzuziehen, aber dieser stieß ihn zurück und sagte:

„Marsch voran, ich folge Dir!“ und er folgte wirklich, eine verächtliche Miene ziehend, dem Neger.

„Acacia,“ rief der Graf, „Du wirst diesen Menschen nicht vor Nacht vom Cepo losmachen und ihm nicht einen Tropfen zu trinken geben.“

„Madame,“ sagte er dann, sich zu seiner Gattin wendend, „ich wünsche allein zu sein und bitte Sie, meine Aufwallung zu entschuldigen.

Es ist eine unwürdige Feigheit, eine Frau zu schlagen, aber es hat mich die Enttäuschung, die ich soeben erfahren, toll und von Sinnen gemacht."

„Oh, Gontran," erwiderte Elisabeth, „ich denke deines Zornes nicht mehr; sage mir nur, daß Du mich nicht hassest!"

„Hat ein Bettler noch das Recht zu lieben oder zu hassen?" erwiderte der Graf düsteren Tones. „Er darf nur noch um ein Almosen betteln, entweder mit einem Gebete auf den Lippen oder mit dem Pistol in der Hand. Für jetzt habe ich nur noch die Kraft, die zu hassen, welche reich sind; für die Liebe ist mein Herz erstorben."

Elisabeth lehnte sich bleich und zitternd an die Wand, ein Thränenstrom stürzte über ihre blassen Wangen.

„So ist's," rief der Graf barsch, „Thränen allein sind es, die uns die Frauen geben können, wenn sie uns in's Elend gestürzt haben. Hättest Du die Diamanten behalten, würdest Du nicht weinen; wir wären reich und Du hättest die Hoffnung, unser Kind wiederzusehen, während wir jetzt verloren und vergessen in der Wüste bleiben müssen und Alice nie mehr von uns hören wird."

„Oh, wie grausam bist Du gegen das Mutterherz!" murmelte die arme Frau, ihr Gesicht in den Händen bergend.

Graf Favières zuckte die Achseln, verließ den Saal und zog sich in sein Zimmer zurück, dort in krampfhafter Aufregung mit großen Schritten auf und abgehend.

Mittlerweile war der Peon dem Neger in den kleinen Hof gefolgt, der den vollen Sonnenstrahlen ausgesetzt war und wo die Marterbänke, Cepos genannt, standen.

Terral band das gestreifte Tuch, welches seine Haare bedeckte, um die Stirne, zog seine lederne Weste mit den Silberknöpfen aus, und ließ sich von dem Neger auf den Cepo binden.

Der Cepo besteht aus zwei übereinander gelegten Querbalken; eine halbrunde Charnier, die an jedem der Balken angebracht ist, umschließt die Beine und den Hals des Verurtheilten. Die Balken sind so gelegt, daß die Füße höher zu liegen kommen, als der Kopf, der sich auf den Nacken stützt. Diese Lage muß nothwendigerweise bald unerträglich werden und die Grausamkeit der Strafe wird um so furchtbarer, wenn der Strafvollzieher einen Cepo wählt, auf den die Strahlen der glühenden Sonne senkrecht fallen.

Dergleichen that auch Acacia und der Peon sprach während der Vorbereitungen zu seiner Strafe keine Silbe.

Als der Neger ihn auf dem Marterholze festgebunden und in die Unmöglichkeit versetzt sah, eine Bewegung zu machen, blickte er ihn mit triumphirendem Lachen an.

„Sieh da," sagte Acacia, „der Peon wird wie der Sklave behandelt; der Weiße, der so stolz auf seine gebräunte Haut ist, hat sich vor der Herrin zur Strafe der Sklaven verdammen lassen, er, der sich als guter mexikanischer Christ rühmte, niemals den Cepos nahe zu kommen, außer um den armen Acacia daran zu binden!"

„Schweig, Elender!" erwiderte Terral verächtlich. „Der Herr hat mich nicht verurtheilt deine Beleidigungen anzuhören."

„Oh," rief der Neger, „warum hat er mir nicht befohlen, Dich mit seinem Chucho bis auf's Blut zu peitschen! Wir würden dann sehen, ob dein Blut von anderer Farbe ist, als das meinige, da Du so stolz bist und die verachtest, welche gleich Dir Diener von Don Gontran sind."

„Alberner Wicht! Was haben wir mit einander gemein? Du bist als Sklave geboren und wirst als Sklave sterben; dein Körper, deine Seele, deine Gedanken gehören nicht Dir. Mich aber hat mein freier Wille zum Diener gemacht; ist meine Zeit zu Ende, kann ich in die Wüste eilen und mit dem Lasso und meinem Sattel mir mein Leben gewinnen."

„So," höhnte der Neger, „weshalb hast Du dann wegen einiger Piaster mehr Dich zum Sklaven machen lassen, wenn dein Vater Dich frei, wie den Vogel des Waldes, zeugte? Kommt denn der Jaguar herbei, seinen Hals der Kette darzubieten, um das Loos einer zahmen Kuh zu gewinnen? Siehst Du, Jakob Terral, was für ein Feigling Du bist!"

„Ein Feigling!" wiederholte der Peon; seine Augen flammten auf und er wand sich auf dem Marterholze, als wolle er sich von seinen Banden losmachen.

Der Neger schlug ein spöttisches Gelächter auf.

„Ah," rief er, „Dir sind die Stricke unangenehm, Du fürchtest vielleicht herabzufallen? — Nun warte, ich will sie fester binden."

Und er zog die Schlingen um Arme und Beine des Dulders fester an. Obwohl Terral furchtbar litt, antwortete er dennoch blos mit einem verächtlichen Lächeln.

Acacia höhnte nun weiter:

„Spiele nur den Muthigen; ich werde doch vor Don Gontran und Sennora Elisabeth wiederholen, daß Du ein Mensch ohne Herz und Muth bist, weil Du Dich aus einem Vaquero zu einem Peon machen ließest.“

„Die Sennora wird Dir nicht glauben!“ erwiderte Terral, während sich seine Wangen mit einer flüchtigen Röthe bedeckten. „Sie wird gewiß nicht nach den Reden eines schleichenden Ungeheuers, wie Du bist, urtheilen.“

„Ein Ungeheuer?“ wiederholte der Neger. „Und warum? Weil Vater und Mutter Sklaven waren, wie ich, weil ich mich nicht wie ein gezähmtes Roß verkaufte?“

„Nicht deshalb, sondern weil Du eine gemeine, schlechte, haßerfüllte Seele hast, weil Du lächelnd vor deinem Herrn kriechst und den Dich züchtigenden Chucho küssest, während Du vom ganzen Herzen wünschest, ihm das Dach über dem Kopfe anzuzünden und den Granatapfel, den er an seine Lippen führt, vergiften zu können. — Oh, Dich kenne ich genau, ehrenwerther Acacia!“

„Wie gut Du doch rathen kannst!“ rief der Neger mit gezwungenem Lachen, „Dich macht der Cepo zum Propheten, edler Peon! Nun wohl, möchtest Du, daß auch ich meinerseits errathe und Dir sage, warum Du auf das freie Wüstenleben verzichtetest, um mein Genosse zu werden?“

Ein Schauer durchlief Terral's Glieder, sein Blut wurde fieberhaft durch die Adern gejagt, als ob er auf einem Scheiterhaufen läge. Mit erstickter Stimme schrie er:

„Schweig, giftige Zunge!“

„Ah,“ erwiderte der Neger, „wie Du mich so schnell verstanden hast! Wie gerne möchtest Du meinen Mund mit einem eisernen Knebel verstopfen, nicht wahr? Du möchtest gerne vor Aller Augen die Leidenschaft verbergen, welche Dich, den stolzen Vaquero, zähmte, wie Du sonst die eingeteufeltsten Pferde bändigtest — aber, Du müßtest erst deinem Gesichte befehlen, nicht roth und blaß zu werden, deinen Augen, daß sie nicht gleich Diamanten strahlen, deiner Stimme, daß sie nicht zittere, wenn die Herrin Dich anspricht oder ihr Auge Dich trifft. Ihr Anblick macht Dich schwach und furchtsam, wie ein Kind. Ich könnte mich wohl an deinem Hochmuth rächen, wollte ich dieses schöne Geheimniß dem Don Gontran und der Sennora Elisabeth entdecken.“

„Schweig," schrie der Peon, „sprich diesen Namen nicht aus, der in deinem Munde wie eine Gotteslästerung klingt, beschimpfe mich, aber ehre deine Herrin!"

„Beruhige Dich," sagte der Neger kalt, „sie werden nichts erfahren. Wenn die Herrin in Dir etwas anderes sähe, als einen gemeinen Peon, einen demüthigen Diener, dann hätte ich dem Herrn schon längst Nachricht davon gegeben, wie es Pflicht eines treuen Sklaven ist, der nicht will, daß die Granatäpfel seines Herrn vergiftet werden. Aber, die Herrin liebt nur Don Gontran, er allein ist ihr schön, tapfer, stolz und edel genug! In der ganzen Welt sieht sie nur ihn."

„Hebe Dich hinweg," murmelte Terral, „und laß mich meine Strafe in Frieden erleiden, oder aber" — fügte er mit düsterem Tone hinzu — „auch ich könnte Dir meinerseits sagen, was Dich so ruhig und bei deinen Züchtigungen so geduldig macht, was Dich hindert, dieses Haus in Brand zu stecken und zu fliehen."

„Nun, das ist eben kein tiefes Geheimniß; mich würde überall meine schwarze Haut verrathen und ich könnte selbst bei den Dieben der Savannen keine Zuflucht finden."

„Acacia, Du lügst! wenn ich freiwillig hierher zurückkehrte, so geschah dies, weil ich als freier Mann mit dem freien Mann, mit meinem Herrn, einen Vertrag abgeschlossen habe, weil ich mein Wort verpfändete und mir mein Wort heilig ist; wenn jedoch Du nicht fliehst, so ist es weder Furcht noch Ergebenheit für Don Gontran, was Dich hier zurückhält. Du bleibst deshalb — weil Du mit der Wuth eines wilden Thieres jene keusche und edle Frau liebst, jene schöne und heilige Sennora, vor der ich wie vor einem Bilde der heiligen Jungfrau knieen möchte. Ah, Du glaubtest, daß man auf deinem schwarzen Gesichte nicht lesen könne, und daß deine geheimen Gedanken für Jeden hinter deiner häßlichen Maske verborgen blieben!?"

Der Neger blieb unbeweglich wie eine Statue aus Bronze. Dann kreuzte er seine Arme über die Brust und sagte mit ironischem Mitleid:

„Armer Peon! wenn wir uns Beide recht errathen haben, so hat der häßliche Acacia heute mehr Glück gehabt, als der schöne Pferdebändiger."

„Was willst Du damit sagen?" fragte Terral erstaunt.

„Höre mich an. Die Frauen lieben mehr die Tapferen als die Feigen. Dich wird die Sennora hier auf dem Cepo ausgestreckt und in Demuth die schmachvolle Strafe der diebischen und faulen Sklaven

erleiden sehen, während sie sich vor wenig Stunden überzeugte, daß der häßliche und ungestaltete Neger wenigstens keine feige Memme sei, und sich nicht vor Schlangen fürchtet."

Terral machte eine heftige Bewegung, durch welche seine Hände frei wurden, richtete seinen Kopf in die Höhe und blickte, ganz auf seine Lage vergessend, dem Neger in's Gesicht. Dieser lächelte und fuhr fort:

„Ja, Kamerad, Du bist erstaunt? Nun, so höre: heute Morgens war unsere Herrin zwei Schritte weit von einer Schlange eingeschlafen und ich sah das Unthier auf sie losstürzen."

„Eine Schlange?" rief der Peon und sein Gesicht wurde leichenblaß. „Oh, und ich war nicht da, um Sennora Elisabeth zu beschützen!"

Terral's Augen unterliefen mit Blut und seine Arme stemmten sich mit solcher Gewalt, daß der Strick, der sie umschlang, zerriß. Der Cepo erzitterte unter der krampfhaften Bewegung.

„Aber ich war da!" rief der Neger triumphirend, „ich war da und habe den Kopf der Schlange unter meine Füße getreten."

Auf dem Gesichte des Peons malten sich alle Grade des Schreckens, sein nackter Hals wurde von Blutstropfen geröthet, denn er riß ihn mit übermenschlicher Gewalt aus der Chanier des Cepo. Dann blickte er mit einem Gemische von Neid und Bewunderung Acacia an und fragte mit zitternder Stimme:

„Das hast Du gethan, Kamerad?"

Der Neger wich einige Schritte zurück, denn er fürchtete sich vor dem kräftigen Gefangenen, welcher im Stande war, das Werkzeug seiner Strafe zu zerbrechen und es zu einer Waffe zu machen, um seinen Peiniger damit zu Boden zu schlagen.

„Wie? Du hast die Herrin gerettet?" wiederholte der Peon.

„Ja."

Da trat eine Thräne in Terral's Auge, auf seinen Lippen lagerte sich ein freudiges Lächeln und, dem Neger seine beiden geschundenen Hände hinreichend, sagte er:

„Acacia, ich habe Dich verächtlich behandelt — damit that ich Unrecht. Ich verzeihe Dir deinen Haß gegen mich; von nun an fürchte nichts mehr von deinem Kameraden, er wird, gleich Dir, ein treuer Diener Don Gontran's sein. — Jetzt geh' und hole andere Stricke, damit Du meine Arme fester binden kannst."

Und sein Haupt fiel in die Charnier des Marterblockes zurück.

Acacia, der nicht im Stande war, das heroische Gefühl zu begreifen, von welchem Terral's Benehmen geleitet wurde, zuckte die Achseln, verließ den Hof, wo die Cepos standen und schlich mit stumpfer, gleichgiltiger Miene um eine kleine Bambushütte herum, welche hinter den breiten Blättern goldkelchiger Flaschenkürbisse halb versteckt stand.

Diese Hütte war Elisabeth's Boudoir.

Die junge Frau hatte sich dahin zurückgezogen, als ihr der Graf gebot, ihn zu verlassen; hier vergoß sie die bittersten Thränen, denn es hatte die Unterredung mit dem Gatten hingereicht, das ganze Glück der Vergangenheit in ihrem Herzen zu zerstören. Und bei dieser Gelegenheit konnte die Dame nicht umhin, die Würde zu bewundern, mit welcher sich der Peon benommen hatte; er hatte sich, trotz seiner Lumpen, trotz seiner Erschöpfung und seiner niederen Stellung weit erhaben über seinen Herrn gezeigt und diesem eine schmachvolle That erspart.

Elisabeth gedachte der Leiden, denen der arme Terral auf dem Cepo ausgesetzt war, mit großer Bewegung und dieser Gedanke gab ihr sogar den Muth, den Befehl ihres Gatten zu übertreten und den Gefangenen zu besuchen, um ihn in seiner Qual zu trösten und dergestalt die Demüthigung wieder gut zu machen, welcher er sich, ihrer Meinung nach, nur um ihretwillen unterzogen. Sie erwog, daß in dieser Stunde der Siesta und der Stille der Graf in seiner Hängematte schlafe und sie von keinem Blicke erspäht werden würde.

Leise trat die junge Frau aus der Hütte, richtete — vorsichtig um sich blickend — ihre Schritte nach dem Hofe, wo Terral lag, und bemerkte Acacia nicht, der unter dem hohen Grase verborgen war und, kaum sie in den Hof treten sehend, auch schon an die Thür seines Herrn eilte und anpochte.

„Ich habe doch befohlen, daß meine Ruhe nicht gestört werde," rief zürnend der Graf.

„Verzeihung, Herr!" erwiderte der Neger, „ich bringe Euch eine wichtige Neuigkeit."

„Was ist's?"

„Sennora Elisabeth ist den Peon im Cepo besuchen gegangen."

Der Graf riß die Thüre auf und sagte:

„So fordert mich denn alle Welt heraus! — Folge mir, Acacia; ihre Unterredung muß interessant sein — ich will sie anhören."

IV.

Das Goldlager.

Unterdessen war Elisabeth mit der Leichtigkeit eines Schattens in den Hof getreten.

Terral, der die Schritte der jungen Frau nicht hörte, hatte sich auf seine Elbogen erhoben und, die Hände vor das Gesicht gekreuzt, suchte er es vor der sengenden Glut der Sonne zu schützen.

„Armer Peon! wie müßt Ihr leiden!“ sagte Elisabeth.

Bei diesen, mit melancholischer Stimme gesprochenen Worten glaubte Terral zu träumen; er schlug die Augen auf, und als er die Gräfin von Favières erkannte, schoß ihm das Blut in das Gesicht. Verwirrt stammelte er:

„Sie hier, gnädige Frau? Sie haben Mitleid mit mir? Sie, die Gattin des unbeugsamen Mannes, der mich straft! Oh, Sie sind gut und schön wie die heilige Jungfrau selbst! Sie glauben also nicht, daß der Peon ein dienendes Thier sei, allenfalls wie ein Hund oder ein Falke, das Spielzeug seines Herrn, ein Ding, dessen Herz gefühllos ist gegen Schimpf, wie der Körper unempfindlich sein soll gegen Wind und Sonne — so wenigstens ist der Glaube des Grafen Gontran. Aber Sie, Madame, Sie begreifen, daß das Herz eines Peons für Haß und Liebe empfänglich ist, denn auch Sie haben gelitten.“

Die Gräfin erwiderte sanftmüthig:

„Klagt euren Herrn nicht an; er ist edel und großmüthig, aber seine Seele wurde vom Unglück umdüstert, das macht ihn mißtrauisch und ungerecht. Jetzt, wo sein Zorn vorüber ist, wird er es mir gewiß nicht abschlagen, wenn ich ihn bitte, daß er Euch den Rest der Strafe nachlasse.“

„Nein,“ fiel ihr der Peon barsch in die Rede, „ich will dem Grafen nichts schulden; ich will durchaus nicht, daß Sie für mich bei einem Manne bitten, der Ihnen gedroht hat, Ihnen, die Sie sanfter sind, als die Engel des Himmels, der im Begriffe war, Sie zu schlagen, Sie, vor welcher er auf den Knieen liegen sollte, Sie wollte er schlagen, wie man einen Sklaven schlägt!! — Oh, er könnte abermals gegen Sie in Wuth gerathen und diesmal würde ich nicht zugegen sein, um den Streich aufzufangen!“

Die junge Frau erschrack über diese kühnen Worte.

„Unglücklicher, schweigt!" rief sie aus, „Ihr vergeßt, daß der Graf Gontran von Favières in Frankreich ein stolzer Edelmann war, gewohnt zu sehen, daß man ihm überall gehorche, und daß er von der Höhe einer fürstlichen Existenz in dieses Elend, in diese ihm unerträgliche Einsamkeit herabgestürzt ist. Terral, seid ihm ein treuer Diener und verlaßt ihn nicht, weil er unglücklich ist; glaubt mir, es gibt Schmerzen, welche schlimmer als der Cepo sind."

„Oh, milde Herrin! Sie sagen, daß Don Gontran unglücklich ist und doch ist er von Ihnen geliebt, Sie würden einwilligen mit ihm für immer in dieser Wildniß zu leben!"

„Ich wünschte nur, daß ich mit meinem Herzblute ihm das Vergnügen wieder erkaufen könnte, welches ihm ein so großes Bedürfniß ist!"

„In solchem Maße lieben Sie ihn, Madame? — Nun denn, so ist für mich fortan mein Herr ein geheiligtes Wesen, denn ich schwor damals, als Sie meine arme, sterbende Mutter mit so viel Liebe pflegten, Alles zu lieben, was Sie jemals lieben würden."

„Ich that nur meine Christenpflicht," erwiderte Elisabeth bescheiden.

„Oh, sich gegen Peone und Sklaven christlich zu zeigen, heißt eine wahre Heilige sein ... ja ... Sie sind eine Heilige ..."

Die letzten Worte konnte Terral nur mit der größten Anstrengung hervorstammeln, seine Augen wurden von einem Fieberschauer umschattet, in den Ohren zischte und brauste das Blute, im brennenden Schlunde erstarb ihm die Stimme.

„Diese Qual könnt Ihr nicht länger aushalten!" rief Elisabeth geängstigt, „ich will Euch von dem Cepo losbinden helfen."

„Gnädige Frau ... es ist nichts ..." stammelte der Peon, blaß wie der Tod und sich zu einem Lächeln zwingend, „die Ermüdung ... die Sonnenhitze .... dann der Durst .... mein Hals glüht wie Feuer ...."

„Wie, Ihr habt Durst und sagtet nichts? Wartet, im Augenblicke bin ich mit Wasser da."

„Der Herr hat es verboten!" flüsterte der Peon.

„Was liegt daran?"

„Herrin, nehmen Sie sich in Acht; reizen Sie Don Gontran nicht wegen des armen Peon; ich will lieber einen ganzen Tag lang so leiden, und sollte ich darüber sterben, als Sie beschimpft sehen!"

Elisabeth, welche den unbeugsamen Willen ihres Gatten kannte, erbebte; vielleicht hätte Don Gontran mit einem Neger, der sein Eigenthum war, Mitleid gehabt, aber kümmerte ihn das Leben eines freien Arbeiters, eines Engagirten? Nichtsdestoweniger erwiderte sie entschlossen:

„Wenn der Graf Euch so verschmachten sähe, würde er Euch gewiß selbst den Wasserkrug reichen. Thue ich Unrecht, weil ich ihm ungehorsam bin, so möge die ganze Verantwortlichkeit auf mich fallen."

Und sie entfernte sich, um am Brunnen den Krug zu füllen.

Der Graf von Favières hatte als unsichtbarer Zuschauer dieser ganzen Szene beigewohnt. Versteckt hinter einem Gewinde von buntfarbigen Volubilis, die sich an einem auf den Hof hinausgehenden Fenster hinanschlängelten, hatte er nur mühsam die lauten Ausbrüche seiner Wuth unterdrückt.

„Ich wundere mich jetzt nicht mehr," sagte er endlich zu Acacia, „daß dieser Narr den Kecken und Unabhängigen spielt, da die Frau seines Herrn die barmherzige Schwester der Peone macht. Wir wollen jetzt einmal sehen, wie weit Sennor Terral seine Vertraulichkeit noch treiben wird.

Elisabeth kehrte einstweilen mit dem wassergefüllten Kruge in den Hof der Cepo's zurück und führte die Labung an die trockenen Lippen des jungen Mannes, dem ein unbeschreibliches Lächeln das Gesicht verklärte.

„In der That," murmelte der Graf in seinem Verstecke, „die Geschichte ist höchst rührend anzuschauen! Herr Greuze, der Maler des Königs von Frankreich, gäbe sicher hundert Louisdors dafür, wenn er an meiner Stelle sein könnte! Meine Frau böte ihm Stoff zu einem herrlichen Bilde, sie gibt ein prachtvolles Modell!"

Terral schlürfte in langen Zügen das eiskalte Wasser hinab, dann hob er rasch sein Haupt und sagte:

„Madame, glauben Sie in allem Ernste, daß blos die Armuth Ihren Gemal so grausam und hartherzig macht?"

„Ich bin davon überzeugt. Aber wozu die Frage?"

„Glauben Sie, daß, wenn Sie Ihrem Gatten plötzlich einen großen Reichthum verschaffen könnten, daß er wieder liebenswürdig und zärtlich gegen Sie werden würde?"

Elisabeth seufzte schmerzlich.

„Oh gewiß," rief sie. „Von dem Augenblicke an, wo er mir

zahlreiche Diener halten, mich wie ein Götzenbild schmücken, sich mit meiner Schönheit in den Augen aller Welt brüsten könnte, von dem Augenblicke an, wo ich meinen Theil zu dem Glanze beitragen könnte, mit dem er die übrigen Männer blenden und neidisch zu machen vermöchte, da würde er mich wieder lieben. Wohl ist es eine Schmach, dies zu gestehen, aber — ich wäre selbst über diese eitelkeitgeborne Liebe glücklich, wäre glücklich, ihn stolz auf mich zu sehen! — Doch, wozu solche Träume? Für Gontran bin ich nichts mehr als ein Hinderniß, eine Last."

Der Peon sprach nun festen Tones:

„Madame, Ihre Wünsche sind keine Träume. Da man Ihr Glück mit Reichthum erkaufen kann, so sollen Sie glücklich werden!"

Elisabeth und nicht minder der Graf und der Neger, blickten den armen Peon erstaunt an; sie fragten sich, ob ihn die verzehrenden Sonnenstrahlen nicht in Fieberphantasien versetzt hätten.

Terral, errathend, was der erstaunte Blick der jungen Frau sagen wollte, fuhr mit traurigem Lächeln fort:

„Oh, Madame, halten Sie mich für keinen Wahnsinnigen, beruhigen Sie sich, ich besitze meinen vollen Verstand. Wohl wird Alles, was ich Ihnen sagen werde, für Sie wie ein fremdartiger Traum sein, für Sie, die eine Neulingin in unseren Wüsten ist, welche so viel Zauber neben so vielen Gefahren bergen. Hören Sie mich an und staunen Sie nicht, daß ein armer Teufel, der sich Ihrem Gemal verdingte, der in Lumpen gehüllt ist und vor Hunger sterben könnte, von unermeßlichen Reichthümern spricht. Ihre Ungläubigkeit kommt daher, daß Sie die oft wunderbaren Zufälle nicht kennen, welche manchmal den unerschrockenen Wanderer durch die Wälder und Savannen Mexiko's auf dem Gipfel eines Berges oder im Bette eines Stromes erwarten. Madame, ich will Ihnen das Geheimniß meines Lebens entdecken."

„Seitdem ich," fuhr der Peon nach einer kurzen Pause fort, „Sie an dem Sterbebette und am Grabe meiner armen Mutter gesehen, schwur ich, daß alle Tage meines Lebens Ihnen gehören, Ihnen allein gewidmet sein sollen. Ich wußte, daß Ihr Gemal ein ganz, oder wenigstens ziemlich zu Grunde gerichteter französischer Emigrant sei und daß Sie unter einem so furchtbaren Glückeswechsel Vieles zu leiden hatten. Fortwährend sah ich Sie vor meinen Augen, so schön, so von Güte strahlend, an dem Lager von getrocknetem Grase knieend, auf welchem meine sterbende Mutter lag. Als ich mit vier wilden Pferden,

die ich eben in der Wüste gefangen und gebändigt hatte, zur Hütte zurückgekehrt war, traf mich dieser Anblick wie ein Blitzstrahl; ich taumelte und stürzte vor dem Sterbelager nieder. Sie hießen mich meine Mutter umarmen und ich gehorchte wie ein Kind. Die arme Frau fühlte meinen Kuß, ihre Lippen bewegten sich — ich glaube, sie murmelte meinen Namen. Dieser verschwamm in ihrem letzten Seufzer! Nun brach ich in heiße Thränen aus; auch Sie weinten, und als ich meinen Schmerz zu unterdrücken suchte, sagten Sie mit ihrer sanften, zitternden Stimme zu mir: „Armer Sohn, ersticke nicht deinen Schmerz, laß dein Herz ausweinen!"

„Nie hatte ich," sprach der Peon, weiter, „ich, der wilde Sohn der Wüste, ein so schönes und wohlwollendes Wesen gesehen; eine Stunde lang glaubte ich eine jener Engelserscheinungen vor mir zu haben, von denen mir die Priester erzählten. Madame, begreifen Sie jetzt, warum ich seit diesem Tage das Bedürfniß fühlte, Sie wieder zu sehen, in Ihrer Nähe zu sein, Ihnen gegen die Gefahren der Wüste als Schild zu dienen? Bis zu jenem Augenblicke war ich glücklich und zufrieden mit meinem freien kühnen Leben eines Vaquero gewesen; warf ich meinen schweren Sattel auf den Rücken eines wilden, störrigen Rosses, preßte ich dasselbe mit meinen eisernen Knieen zusammen, ließ ich mich von demselben in Sturmeseile davon tragen, so daß die Luft wie eine Kugel an meinen Ohren vorüberpfiff, da war ich rein trunken vor Freude und wenn dann endlich die Beine des müdegehetzten, gebändigten Thieres unter mir zusammenbrachen, oh, — dann hätte ich meine Siegesfreude nicht für ein Königreich vertauscht! Wie schön ist es doch frei zu sein! — Doch, nun wurde mir diese Freiheit zur Qual, ich verkaufte sie. Ich gab das Vaquero-Leben auf und verdingte meine Arme und meine Zeit Ihrem Gatten, um so meine Schuld gegen Sie, den Schutzengel meiner Mutter, abtragen zu können. Glauben Sie mir, gnädige Frau, es kam mir schwer an, vor Ihnen als ein Miethling, als ein Genosse jenes elenden Negers, wieder zu erscheinen. In den ersten Tagen meines Hierseins war ich glücklich; aber bald sah ich, daß ich Ihnen in meiner Stellung nur gewöhnliche geringe Alltagsdienste erweisen könne, daß diese nicht im Stande seien, von Ihrer Stirne die Trauer zu verscheuchen. Ich pflegte Ihre Blumen, zäumte das Pferd, das Sie besteigen sollten, bewachte Sie auf Ihren Spaziergängen, aber — alles dieses hätte Acacia ebensogut thun können. Da — plötzlich erinnerte ich mich des Handwerks meines verstorbenen Vaters

des Goldwäschers, und es fuhr mir eine tolle Idee durch den Kopf: der Entschluß zu fliehen."

„Also logt Ihr, Terral," sagte Elisabeth, „als Ihr eurem Herrn zur Antwort gegeben habt, daß Ihr Euch in der Wüste verirrtet?"

„Ja, Madame, ich habe allerdings gelogen; aber ich entfernte mich nur um Ihretwillen und schloß mich einer Truppe jener kühnen Goldsucher an, welche mit dem eisernen Stabe in der Hand die Gold- und Diamantengruben durchstöbern."

Elisabeth horchte nicht minder begierig und in äußerster Spannung auf die Worte des Peon, als der Graf in seinem Verstecke. Die junge Frau, welche noch immer zwischen Unglauben und vager Hoffnung schwankte, fragte endlich zögernd:

„Nun, und was war das Ergebniß Eures Suchens?"

„Durch vierzehn Tage lang trug ich vergebens die Qualen des Hungers, des Durstes, der Sonnenhitze, setzte ich mich dem Sturme und den Krallen der wilden Thiere aus; schon verzweifelte ich und entschloß mich endlich zurückzukehren. Wie schämte ich mich da, den herrlichen Traum, an den ich mich bereits wie in Wirklichkeit gewöhnt hatte, zusammenbrechen und verschwinden zu sehen! Ich verließ meine Gefährten und zog, trostlos und entmuthigt, allein durch die Wüste hierher."

„Eines Abends," fuhr der Peon, tief Athem schöpfend, fort, „ruhte ich, erschöpft und erstarrt von Kälte, auf einer Lichtung aus, deren Boden von Asche des Lagerfeuers eines Indianertrupps bedeckt war. Meines Unglückes gedenkend, stieß ich in mechanischer Wuth mit meinem eisernen Stocke in die noch warme Asche. Da — inmitten der Dunkelheit — gewahrte ich plötzlich an einem unförmlichen Klumpen einen blendenden Glanz; mein Herz pochte, mit zitternder Hand griff ich darnach, die Glut hatte von dem Klumpen die Erdhülle abgelöst: es war ein ungeheures Stück Gold! Ich stand auf einem Placer, der unermeßliche Reichthümer in sich faßte!"

„Ist es möglich!?" rief Elisabeth freudig.

Der Graf von Favières beugte sich aus dem Fenster.

„Ich stieß einen Freudenruf aus," erzählte Terral weiter, „als ich das Gold in meinen Händen hielt, denn ich war unruhig, ängstlich und mißtrauisch geworden, wie ein Geizhals. Ich fürchtete, daß mein Gesicht meine Freude verrathen könnte, ich zerriß meine Weste und meinen Mantel, damit sie noch lumpenähnlicher aussähen —"

„Und wo ist jener Goldklumpen, Terral?“ unterbrach plötzlich gebieterischen Tones eine Stimme das Gespräch. Es war Don Gontran, der in den Hof und auf den Cepo losstürzte.

Elisabeth wich erschrocken zurück.

Der Peon maß seinen Herrn mit verächtlichen Blicken und sagte: „Ah, Sie haben spionirt?“

„Hast Du die Wahrheit gesprochen, Terral?“ rief der Graf, welcher nur von seinem Durste nach Reichthümern eingenommen war.

„Machen Sie erst meine Bande los,“ erwiderte der Peon, „dann will ich Ihnen den Goldklumpen, mit dem ich meine Freiheit tausendfach bezahlen könnte, zeigen.“

Graf Favières machte seinen Diener sogleich von der Marterbank los.

„Jetzt leihen Sie mir Ihr Messer,“ sagte der Peon.

Nachdem sich der Edelmann einen Augenblick bedacht hatte, reichte er Terral das Verlangte und dieser ergriff seine Weste, zerschnitt das Futter — ein glänzendes Stück Gold von fabelhafter Größe fiel heraus.

Ein Schrei der Verwunderung entfuhr dem Munde Aller.

„Und Du hast das Gold wirklich gefunden, nicht etwa einem Gambusino gestohlen?“ fragte der Graf barsch.

„Wenn ich wollte,“ sagte der Peon achselzuckend, „könnte ich Sie zu dem Goldlager führen, das Niemanden als mir allein bekannt ist.“

„Oh,“ rief Gontran lebhaft, „Du wirst mich hinführen, nicht wahr? Du wirst mir das Recht überlassen, deine Entdeckung auszubeuten?“

„Und warum das?“ antwortete der Peon. „Etwa um Ihnen zu danken, daß Sie mich in den Cepo legen ließen?“

„Aber Du vermagst ja nur einen geringen Gewinn von deinem Geheimnisse zu ziehen, während es für uns Beide die Quelle eines fabelhaften und unberechenbaren Reichthumes werden kann. Begreifst Du, was für Genüsse und Ehren uns jenes Goldlager bringen kann? Weißt Du, daß wir uns ungestraft an allen Jenen rächen können, welche uns in unserer Noth verachtet und beleidigt haben?“

„Ah, Don Gontran, Sie sehen also selbst ein, daß ich mein Geheimniß bewahren muß, um mich an Ihnen ungestraft rächen zu können! Der Peon, welcher ein Millionär geworden, wird es nun wagen dürfen, einem Emigranten ein Almosen zu bieten.“

Der Graf von Favières erbleichte.

„Jakob Terral, fordere mich nicht heraus!“ rief er. „So lange Du noch in meinem Hause bist, hängst Du von meiner Gnade ab und ich kann mit Acacia's Hilfe deinen Hochmuth zähmen.“

„Sie wissen recht wohl,“ erwiderte der Peon, „daß ich weder Drohungen noch Gewalt fürchte. Würde es sich blos um Sie allein handeln, Don Gontran, hätte ich nicht eine einzige Ihrer Beleidigungen geduldet. Wenn Sie mich selbst im Cepo ließen, bis ich stürbe, würde mein Mund das Geheimniß des Gold-Placers nicht verrathen — Ihr Elend wäre meine Rache! Da aber Ihr Unglück auf eine unschuldige Frau zurückfällt, die am Sterbebette meiner Mutter wachte, so will ich dieser — so will ich Donna Elisabeth jenen Reichthum überlassen, dessen ich für meine Person nicht bedarf. — Nehmen Sie das Geschenk an, Madame?“ fügte Terral mit bewegter Stimme hinzu.

Bei dieser Frage erbebte die junge Frau und ihre von zurückgehaltenen Thränen feuchten Augen senkten sich vor Terral's traurigem Blick.

„So bedanke Dich doch bei diesem großmüthigen Diener,“ rief der Graf. „Uebrigens werden wir gegen ihn nicht undankbar sein.“

Die junge Frau erröthete bis an die Stirne, denn sie fühlte sich durch die zügellose Habsucht ihres Gatten, welche so sehr gegen die edle Uneigennützigkeit des Mexikaners abstach, tief gedemüthigt.

„Ich nehme das hochherzige Anerbieten an,“ lispelte Elisabeth endlich.

Als sie sich nun langsamen Schrittes entfernen wollte, hielt sie der Graf zurück und sagte:

„Wir reisen schon übermorgen ab, um das Goldlager aufzusuchen.“

„Ich werde Dich begleiten, Gontran,“ erwiderte sie.

„Nein, meine Theure; eine Frau ist nicht stark genug, um ein Leben voll so vieler Gefahren und Abenteuer mitzumachen.“

„Wie? Ich soll also allein, von allem Schutze entfernt, hier zurückbleiben?“

„Es wird unser treuer Neger Acacia über Dich wachen.“

Bei diesen Worten Gontran's zeigte sich ein jäher Schrecken auf dem Antlitze der jungen Herrin, was der Peon sofort bemerkte. Ein Blick auf des Negers Gesicht verrieth ihm das sonderbare Feuer, das in dessen Augen blitzte. Er begriff Alles und wendete sich rasch an den Grafen.

„Wohl ist es wahr," sagte er, „daß wir einen harten Weg vor uns haben, aber Acacia's Hilfe ist uns unentbehrlich, da er die mit den nöthigen Werkzeugen beladenen Maulthiere führen muß, während wir über die Pferde wachen; möglich sogar, daß wir längere Zeit in den Minen bleiben und gegen Herumstreicher, welche unser Goldlager aufspüren, kämpfen müssen. Donna Elisabeth, welche Muth besitzt, wird in unserer Mitte gewiß gesicherter sein, als in diesem verlassenen Hause."

„So sei's denn," sagte Gontran trocken. „Geh' jetzt, Jakob, ruhe Dich aus; morgen haben wir die Vorbereitungen zu unserer Expedition zu treffen."

Der Peon entfernte sich und die Herrin wendete sich gegen die Huerta.

„Der Unverschämte!" murmelte der Graf, als Beide fort waren.

Acacia trat zu seinem Gebieter und raunte ihm in's Ohr:

„Oh, ich wußte es wohl, daß der Peon seine Herrin liebt. Nur ein Narr oder ein Verliebter kann einer Frau ein Goldlager zum Geschenke machen."

Der Graf maß den Neger mit düsteren Blicken. Dann antwortete er:

„Ist er ein Narr, so will ich seine Narrheit ausbeuten; ist er verliebt, so wollen wir über ihn wachen, Acacia, und .... ist mir nur erst das Goldlager bekannt, dann — wehe seiner Unverschämtheit!"

V.

Die Beute des Negers.

Am zweiten Tage, in aller Frühe, verließ die Reisegesellschaft das Haus. Voran zogen die Maulesel mit dem nöthigen Geräthe, welche Acacia, mit der Peitsche in der Hand, antrieb, um sie aus ihrem trägen Schritte zu bringen. Graf Favières, Elisabeth und Terral saßen zu Pferde.

Bald verließen sie das Bett des Uris und folgten jenen Pfaden, welche die Natur inmitten einer dürren unbewohnten Gegend improvisirt hatte. Schroff abfallende Bergspitzen, die dem Blicke nichts als Gebüsche

von Aloen und stachligem Kaktus oder Steineichen und Tannen boten, erhoben sich entlang des Weges. Von den Reisenden sprach keiner ein Wort, denn es wagte keiner die sein Innerstes bewegenden Gedanken laut werden zu lassen.

Ohne große Beschwerden und Hindernisse vergingen die beiden ersten Tage; am Abende des zweiten Tages, als die Wüste mit dem ungestümen Geräusch der Nacht sich zu beleben begann, als die Dunkelheit dem Prasseln des von den Pferden gestreiften Strauchwerks, dem Knistern des Sandes, dem Summen der unzähligen durch die Nacht schwirrenden Insekten etwas Geheimnißvolles gab, hielt der Neger plötzlich stille. Er prüfte einige Augenblicke lang sorgsam den Boden, eilte dann auf den Grafen zu und sagte:

„Herr, da ist etwas Neues! Glücklicherweise leuchtet heute Abend der Mond hell genug, um damit man die Spuren erkenne, welche die vom Sturme heute Morgens feuchte Erde bewahrte.“

Terral sprang beunruhigt vom Pferde.

„Laß die Spuren sehen!“ rief er aus, aufmerksam den Boden untersuchend, wobei ihn die übrigen Reisenden umringten und in seinem Gesichte nach dem Eindrucke forschten, den seine Beobachtungen auf ihn machten. Er schien immer mehr überrascht. Endlich rief er aus:

„Das sind Spuren von Pferdehufen! Gott verzeih' mir, dieses Pferd war nie gezähmt! Was für wüthende Sätze! Oh, ich kenne es, der linke Huf ist breiter als der rechte — das ist der Satan von Pferd, das noch kein Vaquero besteigen konnte! Es hat den armen Hernandez an einen Baumstamm gedrückt und zerquetscht und meinen Kameraden Diego ein Bein gebrochen, indem es sich auf den Rücken warf. Man begnügte sich dem ungebändigten Thiere mit einem glühenden Eisen ein Kreuz in die Brust zu brennen und es wieder loszulassen, indem man ihm den Beinamen gab: der Besessene!“

„Das Pferd hat sich links vom Pfade gewendet,“ sagte der Neger. „Sein Instinkt hat es richtig geleitet, denn auf dieser Seite, nicht weit von hier, befindet sich eine Quelle, welche einen Teich nährt und wo das Thier sich abkühlen kann.“

„Eine Quelle?“ rief Gontran lebhaft. „Warum hast Du das nicht früher gesagt, Acacia? Da ist nicht zu zaudern, unsere Thiere lechzen vor Durst. Auf, auf, zu jener Quelle! Daselbst ruhen wir über die Nacht aus und morgen setzen wir unseren Weg weiter fort.“

Auf des Negers Angesicht strahlte ein eigenthümliches Lächeln, aber

dasselbe war flüchtig wie ein Blitz, so daß er, als ihn Terral fest anblickte und ihn fragte, ob nicht etwa dieser Aufenthalt mit Gefahr verbunden sei, mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt antwortete:

„Ich habe in der Grotte, die hinter dem Teiche liegt, mehr als einmal geschlafen, wenn ich — den Karabiner in der Hand — mit meinem früheren Herrn den Hirschen und Bisons auflauerte, die aus den Wäldern und Bergen herabstiegen, um sich an dieser Quelle zu erfrischen."

„Nun denn," erwiderte Terral, „so nehmen wir Acacia zum Führer nach jener Quelle und morgen früh setzen wir unsere Reise fort!"

Die kleine Truppe langte in kurzer Zeit bei der versprochenen Oase an. Alle waren zum Tode ermüdet, indessen entschädigte sie der malerische Anblick der Quelle für alle Pein und Mühe. Es war ein runder Teich, in dem mehrere Bergwässer, welche von den Höhen herabrieselten, sich sammelten. Auf diesen flüssigen Spiegel warf der Mond sein blasses unbestimmtes Licht und man sah auf demselben hier und dort die breiten Blätter der Wasserpflanzen schwimmen. Ringsum auf den Hügeln standen Gruppen von Gärberbäumen und Akajous und zu ihren Füßen zogen sich Reihen von Eschen und Wurzelträgern hin. Gegen die Ebene zu, von woher die Reisenden kamen, erhoben sich am Rande des Teiches blos zwei Cedern und in einiger Entfernung davon eine unförmliche Steinmasse, ein Felsen, eigentlich mehr ein Haufe von Felsstücken, welche durch ein Erdbeben übereinandergeworfen zu sein schienen und beim ersten Sturm zusammenzubrechen drohten. Das war die Grotte, von welcher der Neger gesprochen.

Als Terral zum Eingange derselben kam, sah er, daß sie nicht höher als drei Fuß war, obgleich in der Tiefe breit, doch immer niedriger zulief, so daß man, um in das dunkle Gewölbe zu dringen, sich bücken mußte. Die Pferde durch den engen Eingang zu bringen, war eine absolute Unmöglichkeit, weshalb der Peon dem Grafen bemerkte, daß man selbe an die Cedernbäume anbinden müsse, während er und der Neger abwechselnd draußen wachen würden, um die wilden Thiere abzuwehren, welche etwa der Durst oder der Geruch der Beute anlocken sollte.

Elisabeth war unterdessen vom Pferde gestiegen und an den Rand des Teiches getreten, von wo aus sie das ruhige und magische Bild bewunderte, das sich vor ihren Augen entfaltete. Von dem geheim-

nißvollen Rauschen des Waldes, den unbestimmten balsamischen Düften der Bäume und Blumen, den dumpfen flüchtigen Rufen, welche die Stille dann und wann aus der Ferne unterbrachen, von den blitzenden Sternen und dem leichtgefurchten Wasserspiegel wurde Elisabeth mit reiner, heiterer Freude erfüllt.

Plötzlich erblaßte die junge Frau. Als ihr Blick auf den Teichrand gefallen war, gewahrte sie auf dem feuchten Grunde tiefe Spuren, als wie wenn scharfe Klauen den Boden in gleichmäßigen Zwischenräumen zerrissen hätten; Spuren, die um so auffallender waren, als ringsum die Zweige der Bäume zerknickt und die Blätter mit Sandkörnern überstreut waren. Von unbestimmter Besorgniß ergriffen, rief sie aus:

„Was bedeuten diese Spuren?“

Der Neger, welcher mit seinen Maulthieren hinter ihr stand, schien von dieser Frage sehr unangenehm berührt zu sein; er warf einen raschen Blick nach der Grotte, um sich zu versichern, daß der Graf und der Peon ihn weder beobachten, noch hören konnten, und antwortete sodann im gleichgiltigsten Tone:

„Herrin, da ist nichts zu befürchten; es sind dies Spuren der wilden Pferde, welche hier im Teiche zu trinken gewohnt sind; bei unserer Annäherung sind sie wahrscheinlich entflohen.“

Gleichzeitig trat er auf den Spuren herum, als ob er auf dieselben gar nicht Acht gäbe und führte die Maulesel, welche trinken wollten, in so natürlicher Weise über dieselben hinweg, daß sie bereits verwischt oder verändert waren, als der Graf und der Peon zu Elisabeth traten. Die junge Frau hätte nichtsdestoweniger ihre Besorgniß nicht so leicht fahren lassen, wenn nicht in demselben Augenblicke aus dem Teiche ein helles Wiehern erklungen wäre.

„Was sagte ich doch, Herrin?“ rief der Neger. „Da haben wir noch eines von den flüchtigen Thieren vor uns, welches aus Schrecken ein Bad genommen hat.“

Nun trat der Graf vor.

„Ei, sieh da!“ rief er. „Hier zu Lande schlagen also die Pferde ihre Stallungen in den Teichen auf?“

Terral, der Peon trat ebenfalls näher. Ein Schlingnetz von Wasserpflanzen bewegte sich und hinter demselben trat der Kopf eines Brandfuchses hervor, welcher mit gespitzten Ohren und blutigen Nüstern zu

horchen schien. Dessen Wiehern fand bei den Pferden der Reisenden ein lautes Echo. Darauf näherte sich das fremde Pferd dem Teichrande.

„Herr," sagte der Neger, „mir scheint das Thier ist kräftig und wäre also ein prächtiger Fang, dessen wir vielleicht nöthig hätten."

„Wirf ihm die Schlinge um!" erwiderte Gontran.

Das Pferd bewegte sich nur langsam vorwärts; es schien von einem Argwohne, einem unbestimmten Schrecken ergriffen zu sein, denn es blieb zu wiederholten Malen stehen, und bäumte sich im Wasser, als ob es Gefahr wittere.

Die drei Männer machten keine Bewegung, hielten sich unter dem Schatten der Ceder verborgen und athmeten kaum.

Endlich war der Brandfuchs nahe genug; Acacia neigte sich über den Teichrand, streckte sich gleich einer Schlange auf den Boden und warf mit merkwürdiger Geschicklichkeit und Kraft die Schlinge dem Pferde um den Hals, welches überrascht und wüthend einen Satz nach rückwärts machte. Der Neger ließ jedoch den Strick nicht los und dieses Drosseln that dem Thiere so wehe, daß es, ein verzweiflungsvolles Gewieher ausstoßend, sich entschließen mußte, nachzugeben. Nach zwei Minuten schlugen des Pferdes harte spitzige Hufe an die Steine am Ufer.

Kaum erblickte aber Terral das Pferd in der Nähe, als er dem Grafen die bleigefüllte Reitgerte aus der Hand riß und seinen Gefährten zuschrie:

„Zurück, um Gotteswillen, zurück! Don Gontran eilt schnell mit der Herrin in die Grotte! Ich erkenne das Roß — es ist der Besessene!"

„Ah bah!" sagte der Graf, „Du machst Dich über uns lustig, Jakob. Sollen wir uns etwa vor dem Pferde da, wie vor einem Löwen oder Tiger fürchten?"

„Der „Besessene" ist gefährlich, so lange er nicht festgebunden ist," erwiderte der Peon. „Es ist ein gar böses Thier, dessen Weichen nie unter den Eisenwaden eines Reiters bluten werden. Acacia, halte den Strick fest, sonst ist's um Dich geschehen!"

In demselben Momente sah er, daß der Brandfuchs, der erst durch die Stimmen und die Erscheinung der am Ufer stehenden Männer überrascht, stille gestanden, jetzt seine Ohren noch spitzer stellte, die wirr umher flatternden Mähnen schüttelte und den Neger mit einem schiefen Blicke maß. Rasch die Peitsche hebend, schrie er:

„Achtung, Schwarzer!"

Das Pferd stürzte wirklich sofort auf den Neger los, der jedoch — bei Zeiten gewarnt — behende hinter die Ceder glitt und den Strick, dessen Ende den Hals des „Besessenen“ zusammenschnürte, um den Stamm schlang; gleichzeitig trieb Terral mit einem wohlangebrachten Peitschenhiebe das wilde Thier zurück.

Während dieses kurzen Kampfes hatte der Graf seine Gattin zur Grotte geleitet.

Der Peon betrachtete aufmerksam den „Besessenen“ und murmelte:

„Hm, wie ich meine, werden wir von dem verdammten Burschen da wenig Gewinn ziehen.“

„Ah,“ erwiderte der Neger, „mir scheint, das Thier ist mehr feige als böse; es zittert ja, die Haare sträuben sich und sein Gewieher klingt mehr klagend als drohend.“

„Es hat Furcht, das ist sicher,“ sagte Terral; „es zerrt an dem Stricke, als hoffte es die Ceder entwurzeln und fliehen zu können und doch tanzt es nicht, doch bäumt es sich nicht. Ja, ja, der „Besessene“ hat unstreitig Furcht! Aber wovor? Es muß in der Nähe ein wildes Thier herumschleichen, denn der Anblick von Menschen würde ihm keinen solchen Schrecken einjagen.“

„Ich habe,“ sagte Acacia etwas verlegen, „nie ein wildes Thier in der Nähe schleichen gesehen und jagte doch so oft in dieser Gegend. Wenn Dich Donna Elisabeth hörte, sie würde die ganze Nacht nicht ruhig schlafen können, es würde ihr die Angst alle Ruhe rauben.“

„Du hast Recht, Acacia, ich will meine Besorgniß für mich behalten; es ist unsere Sache, über den Schlaf der Herrin zu wachen.“

„Zähle auf mich, wie auf Dich selbst,“ erwiderte der Neger. „Schlafe ruhig bis drei Uhr Morgens in der Grotte, Jakob Terral; ich will, mit einer guten Flinte im Arme, Euch gegen eine ganze Heerde von Tigern und Bisons vertheidigen.“

Des Negers Lächeln brachte auch den Peon zum Lachen über sich selbst und seine unbestimmte Angst; zudem war er von Müdigkeit erschöpft. Er half demnach den Neger die Maulesel festbinden und dann aus Blättern, Moos und trockenen Kräutern in der Grotte ein Lager bereiten. Zuletzt, nachdem die Reisenden ihren Hunger gestillt, übergab Graf Favières dem Sklaven einen geladenen englischen Karabiner nebst einem breiten Jagdmesser und befahl ihm während der nächsten drei Stunden am Eingange der Grotte Wache zu halten, worauf ihn Terral ablösen werde.

Ueber der Wüste lag tiefe Stille. Es dauerte nicht lange, so waren Gontran und Terral in tiefen Schlaf versunken.

Elisabeth hingegen vermochte nicht die Augen zu schließen, ihr Herz war von einer unbestimmten, instinktmäßigen Furcht zusammengepreßt; inmitten der Dunkelheit und als selbst die Erschöpfung ihre Augenlider zufallen machte, wurde sie von beängstigenden Traumbildern verfolgt, in denen es ihr vorkam, als sei ihr Gatte auf seiner abenteuerlichen Expedition von Feinden umringt und sie allein könne ihn retten.

Da — auf einmal — glaubte sie in der Tiefe der Grotte ein eigenthümliches andauerndes Miauen zu hören. Dasselbe verstummte wieder, aber darauf schlug ein neues dumpfes Geheul an ihre Ohren. Sie öffnete die Augen, erhob sich auf ihre Elbogen und starrte vor Schrecken mit ängstlich keuchendem Athem nach dem Orte, von woher die entsetzlichen Töne drangen. Diesmal hatte sie sich nicht getäuscht! sie sah einen Schimmer leuchten und bei dessen schwachem Scheine auf einen Winkel der Grotte einen herkulischen Schatten zuschreiten. Entsetzt starrte sie darauf hin und wollte eben durch einen Schrei die Schläfer wecken, als sie in dem Schatten den Neger Acacia erkannte, der in der einen Hand einen zur glimmenden Lunte umgewandelten Strick hielt und mit der anderen den Hals eines wilden, tigerartig gefleckten Thieres umklammerte, das einer großen Katze glich und dessen Augen durch die Nacht leuchteten. Zu den Füßen des Sklaven spielten drei andere ähnliche junge Thiere, welche er ebenso wie das erste ergriff und in einen weiten Leinwandsack steckte, dessen Oeffnung er mit einem Stricke zuband. Dann warf er den Sack über die Schulter und ging auf den Eingang der Grotte zu.

Vorüberkommend an Elisabeth's Lager konnte er nicht umhin stehen zu bleiben und sie zu betrachten; als er sie wach sah, fuhr er erschreckt zusammen.

„Was machst Du da, Acacia,“ fragte die Herrin, „haben wir etwa eine Gefahr zu befürchten? Bist Du gekommen, um uns zu warnen?“

Der Neger antwortete demüthig:

„Oh nein, Herrin; ich hörte das Miauen der wilden Katzen und — weil ich fürchtete, daß dies Ihren Schlaf stören könnte — so trat ich leise in die Grotte, um sie in diesen Sack zu stecken und in den Teich zu werfen.“

Elisabeth athmete wieder auf.

„Ah," sagte sie, „das sind wilde Katzen? In der That, es war dies keine angenehme Gesellschaft, ihr Schreien hat etwas sehr Trauriges an sich und benimmt mir alle Lust zum Schlafen. In dieser Finsterniß fühle ich mich überhaupt sehr unruhig und beengt."

„Herrin, die Nacht ist so prachtvoll," versetzte der Sklave, „daß, wenn Sie sich ein wenig an das Ufer des Teiches setzen wollten, Sie bald wieder ihre Ruhe gewinnen würden."

„Du hast Recht, Acacia," sagte Elisabeth sich erhebend, „ich bedarf der frischen Luft, denn in dieser warmen, feuchten Atmosphäre kann ich wirklich kaum athmen."

Die Dame folgte dem Neger, der sie an das Ufer des Teiches geleitete. Hier waren bald Elisabeth's Schrecken verschwunden. Inmitten der Stille der Nacht kündigten dennoch tausenderlei Dinge das mächtige Naturleben an, das Plätschern eines Fisches im Teiche, das klingende Glöcklein am Halse eines unruhigen Maulthieres, das Knistern der Blätter unter einem plötzlichen Windstoß, das fortwährende Stampfen des „Besessenen", alle diese Laute zerstreuten sie, während der Neger unbeweglich, und in tiefes Nachdenken versenkt, neben ihr stand, wobei seine Hände mit dem Stricke des Sackes spielten, in welchem sich die gefangenen Thiere befanden.

Plötzlich berührte Acacia mit seinen schwarzen Fingern die blendende Schulter seiner Herrin. Elisabeth blickte erstaunt auf.

„Herrin," sagte Acacia mit aufgeregter Stimme, „glauben Sie, es sei eine Unmöglichkeit, daß ein Neger von einer weißen Frau geliebt werde?"

Elisabeth maß erst den Sklaven mit einem stolzen Blicke, dann erwiderte sie:

„Mir scheint, Acacia, Du bist von Sinnen, daß Du eine solche Frage wagst!"

„Oh, ich habe ohne Zweifel Unrecht; aber diese schöne Nacht ruft mir eine Geschichte aus dem Lande, wo mein Vater König eines großen Stammes war, in die Erinnerung zurück, eine Geschichte, die mir mein Vater oft erzählte. Es war nämlich in einer ähnlichen Nacht, wo der Mond den Fluß, die Ebene und die Faktoreien der Weißen beschien, als mein Vater den Muth hatte, in eines ihrer Häuser zu dringen und eine Frau, die er liebte, zu entführen."

„Die Unglückliche! Und was ist aus ihr geworden!?"

„Sie wollte nichts von der Liebe meines Vaters hören, obgleich

derselbe sein Leben gewagt hatte, um sie zu gewinnen und er, wegen ihr die Rache der Weißen und den Haß seines ganzen Stammes herausgefordert hatte. Eines Tages verwundete er sie in seinem Zorne mit einem vergifteten Speere, dann — in Verzweiflung darüber, daß er sie mitten in ihrem Leiden lächeln sah, als ob sie sich glücklich fühlte zu sterben — sog er die Wunde wieder aus und rettete sie. Als er endlich sah, daß ihre Hartnäckigkeit durch nichts überwunden werden konnte, entschloß er sich, sie den Ihrigen zurückzugeben. Darauf schien sie mit Freuden einzugehen. Eine Meile vor der Faktorei öffnete mein Vater, den es beunruhigte, daß er seit längerer Zeit ihre Stimme nicht gehört hatte, ihre Sänfte — sie antwortete nicht auf seine Fragen — er faßte ihre Hand — diese fiel kalt und leblos zurück."

„Sie war todt!?"

„Ja. Sie hatte sich durch Hunger getödtet, um nicht entehrt in das Haus ihrer Eltern zurückzukehren."

„O du armes Wesen!" seufzte Elisabeth. „Das ist gewiß eine traurige Antwort auf deine Frage, Acacia."

„Und doch," fuhr der Neger mit immer aufgeregterer Stimme fort, „und doch — wenn man liebt, muß man sich Liebe erzwingen. Würde ich eine schöne Weiße — wie Sie, Herrin, zum Beispiel — lieben, würde ich sie zu meinem Fetisch machen, würde ihr gleich einem Hunde gehorsam und ergeben sein, würde nur leben, um sie zu betrachten, zu beschützen, zu lieben, ich würde sie allen Vergnügungen, der Jagd, der Fischerei, und dem Kriege, ja selbst der Freiheit vorziehen, denn, wenn sie gefangen würde, würde ich mich mitfangen lassen, nur um ihr folgen zu können; oh, es würde selbst im Schlafe nur ihr Bild allein vor meinen Augen schweben, und wenn sie erwachte, um meinen Träumen zu lauschen, würde sie keinen anderen Namen als den ihrigen von meinen Lippen zu hören bekommen!"

„Ich hätte nie geglaubt, Acacia, daß so schöne Gefühle in dem Herzen eines schwarzen Sklaven Raum finden könnten; sieh, ich hatte Dich bisher schlecht beurtheilt. Nun wohl, wenn Du deinem Herrn treu und wacker bei seiner Unternehmung beistehst, werde ich deine Worte nie vergessen; ich werde Don Gontran bestimmen, daß er eine hübsche indianische Sklavin kaufe, die Dich wegen deines Muthes und deiner Güte lieben wird."

„Ah!" rief Acacia, in wildes Lachen ausbrechend, „eine Sklavin, die mich um meiner Güte Willen und trotz meiner Häßlichkeit lieben

soll!? — Herrin, warum lieben Sie Don Gontran, welcher auf Sie vergißt, nur um seinen golddürstigen Träumen nachzuhängen, ihn, der Sie mit so viel Hochmuth und Verachtung behandelt? Warum lieben Sie ihn, diesen Herrn? Antworten Sie!“

Und Acacia faßte mit Heftigkeit den Arm der jungen Frau, welche vermeinte, es sei der Neger von einem Fieberwahnsinn ergriffen und sich von der, sie krampfhaft umklammernden Hand loszumachen suchte.

„Unglückseliger!“ rief sie, „hast Du denn ganz deine Besinnung verloren, weist Du nicht, daß Du mit der Gattin deines Herrn sprichst?“

Elisabeth hörte deutlich wie die Zähne des Negers aneinanderschlugen; seine Brust ging heftig wogend auf und nieder, er schnaufte mehr, als daß er sprach. Seine gelben Augen starr auf seine Herrin gerichtet, fuhr er fort:

„Also hast Du mich verstanden? Ja, Du bist es, die ich liebe! Nicht wahr, es ist dies eine Thorheit von mir, der ich eine schwarze Haut habe und ein Sklave bin? Es kann mein Leben kosten; doch was liegt mir daran zu sterben; wenn ich nur Dich in meinen Armen in die Tiefe des Waldes trage, wie ich es seit Monaten ersehne!“

„Laß mich los, Du Elender!“ schrie Elisabeth.

„Und warum? Ich weiß wohl, daß Sie mich nicht lieben, aber Sie sind meine Beute und ich schrecke nicht, wie die feigen Weißen, vor einem Verbrechen zurück, um einen Tag in meinem verwünschten Leben glücklich zu sein.“

Jetzt begriff die junge Frau die ganze Stärke der Leidenschaft des Sklaven und das Schreckliche ihrer Lage; indessen verzweifelte sie nicht, wußte sie doch ihren Gatten und Terral in der Nähe, der letztere — das war sie überzeugt — konnte kein Genosse des Verrathes sein. Noch wagte sie einen letzten Versuch, um den Neger zur Vernunft zu bringen.

„Acacia,“ sagte sie entschlossen, „gesteh' es nur, Du warst einen Augenblick von Sinnen, Du bereust jetzt deine Worte. Noch ist es Zeit, Dich vor der verdienten Strafe zu retten; laß mich los oder — ich rufe Herrn von Favières!“

Der Neger lächelte höhnisch und erwiderte:

„Oh, Don Gontran wird Sie nicht hören, der sieht im Traume das Goldlager des Peons und schwelgt in dem Anblicke glänzender Reichthümer!“

„Nichtsdestoweniger wird Gontran kommen und Dich züchtigen,“

rief Elisabeth entrüstet. „Auch der Peon wird Dich für deine Frechheit strafen."

„Ah, Sie zählen auch Terral unter Ihre Vertheidiger? Nun, in der That, er liebt Sie, für Sie hat er die Cepo-Strafe erduldet, für Sie hat er sein Goldlager verschenkt. Wer auch sollte Sie nicht lieben, vorausgesetzt es sei kein Habsüchtiger wie Don Gontran es ist. Nun wohl," fuhr der Neger fort, den Arm der jungen Frau loslassend, „rufen Sie Beide und mögen Beide vor Ihren Augen zu Grunde gehen!"

„Oh, sie haben Ihre Waffen und Beide sind tapfer!"

„Desto besser für sie, um so schöner und interessanter wird die Jagd sein, denn sie werden es bald mit Feinden zu thun haben, die nichts von Flucht wissen."

Elisabeth, welche auf die Grotte losstürzen wollte, stand plötzlich stille. Von einer furchtbaren Ahnung ergriffen, fragte sie:

„Und was für Feinde sollten sie zu fürchten haben?"

Mit feierlicher Geberde streckte der Sklave die Hand gegen Elisabeth aus und sagte:

„Wenn Du darein willigst, die Beiden in der Grotte zu lassen und mit mir auf einem dieser Pferde zu fliehen, so ist das Leben Gontran's und Terral's gesichert; weigerst Du Dich aber, werde ich gezwungen, Dich mit Gewalt fortzuschleppen, kannst Du sie zu Hilfe rufen, — aber — es sind dann Beide verloren und Du entkommst mir dennoch nicht."

„Wie thöricht bin ich, diesen Verräther anzuhören!" rief Elisabeth und wendete sich abermals gegen die Grotte, aber in demselben Augenblicke umschlang sie ein Lasso, den Acacia nach ihr schleuderte, und sie taumelte zu Boden.

Der Neger war mit einem Sprunge bei ihr, schleppte sie bis zur Ceder und band das Ende des Lasso an den Sattelgurt eines der Pferde; darauf benützte er den Moment, wo die junge Frau, betäubt von dem Schlage, nicht Kraft genug besaß, um zu schreien, ergriff sein Messer und stieß es den beiden andern Pferden in die Brust. Die Thiere wankten und stürzten zusammen. Sodann schleppte er den Sack herbei, in dem die angeblichen wilden Katzen verborgen waren, zerriß denselben und bohrte auch diesen Thieren das Messer in den Leib.

Die Thiere stießen ein klägliches Geschrei aus, welchem anfangs in der Ferne ein heiseres Gekreisch, später ein dumpfes Gebrüll, endlich



Der Mexikaner und seine Herrin.

ein furchtbares Konzert von heulenden Rufen antwortete, so daß die Berge, Wälder und Ebenen von demselben wiederhallten.

Starr vor Entsetzen, schwindelnd und mit größter Anstrengung schrie Elisabeth:

„Gontran, zu Hilfe! Terral, zu Hilfe! Wir sind verloren!"

Ihre Stimme vermochte indessen nicht das Geheul zu übertönen, welches die Luft erfüllte und das immer näher und näher kam. Die aus dem Schlafe geweckten Maulesel schüttelten wüthend ihre Schellen, rissen an ihren Halftern, bis diese barsten und rannten nach allen Richtungen davon; selbst der „Besessene" schwitzte vor Angst, es richtete sich jedes seiner Haare empor, der Schaum stand vor seinem Munde und seine Füße stampften so wild den Boden, daß die Erde rings um ihn herum aufgelockert wurde.

„Zu Hilfe, Gontran! Zu Hilfe, Terral!" schrie Elisabeth fortwährend.

Aber ihre Stimme war zu schwach — sie verhallte spurlos.

VI.

Der Ueberfall durch Jaguare.

Rasch band nun Acacia sein Pferd vom Baume los, sprang auf dessen Rücken, packte Elisabeth um den Leib und hob sie vor sich in den Sattel. Außer sich vor Schrecken rang die junge Frau die Hände, sich vergebens gegen die Gewalt des Negers sträubend.

„Oh," rief Acacia, „Du kannst mir nicht entfliehen; beschimpfe mich, zerreiße mich, hasse mich — ich werde aus deinem Hasse neue Liebe schöpfen!"

„Elender! Ungeheuer!" schrie Elisabeth, „eher lasse ich mich von den Hufen deines Pferdes zertreten, ehe ich mich von Dir fortschleppen lasse!"

Aber der Neger faßte ihre Hände, preßte sie zusammen, so stark, daß sie hätten brechen können und rief mit dumpfer Stimme:

„Wahnsinnige! Weißt Du denn nicht, daß der Tod zu den Füßen dieses Pferdes lauert und daß keine Minute Zeit zu verlieren ist!?"

Mittlerweile näherte sich das Gebrülle immer mehr.

„Oh, Du kannst mir nicht entfliehen, ich wiederhole es Dir. Hörst Du meine Rächer?“

„Zu Hilfe, Gontran . . . zu Hilfe, Jakob!“

In diesem Augenblicke erschien der Peon, den der Lärm aufgeweckt hatte, am Eingange der Grotte.

Als er den häßlichen Neger zu Pferde und das hilferufende, händeringende Weib in dessen Armen erblickte, blieb er entsetzt stehen, aber sofort schlug er seine Flinte auf den Elenden an.

„Tapferer Terral,“ schrie der Neger, „willst Du mich treffen, so tödte früher deine Geliebte, die mir als die kostbarste Brustwehre dient!“

Der arme Peon erbebte und seine Hand zitterte wie Espenlaub.

„Mein Lieber,“ fuhr der Neger fort, „es wird gut sein, wenn Du deinen Schuß für den Feind sparst, der Dir bald Stand halten wird. Wisse, daß dieser kleine Teich hier, wo wir unsere Thiere tränkten, die sogenannte „Jaguar-Quelle“ ist.“

Ein kalter Schauer durchrieselte bei diesen Worten den sonst so unerschrockenen Peon, denn die Jaguar-Quelle genoß damals in Mexiko des traurigsten Rufes; es hütheten sich die Reisenden in ihre Nähe zu kommen, außer sie zogen in großen Karavanen und waren gut bewaffnet, denn jene Unglücklichen, die sich unvorsichtigerweise dem kleinen Teiche näherten, wo sich die ungastfreundlichen Herren der Wüste versammelten, kehrten nicht mehr zurück, und es gelang nur äußerst selten Einem von ihnen, nach einer Posada oder Hacienda*) die interessanten Umstände seiner Begegnung mit jenen Bestien zu tragen.

„Und nun, Herrin,“ sagte der Neger, „nun wähle zwischen Terral und mir — zwischen dem Tode und dem Leben!“

„Lieber den Tod!“ rief Elisabeth mit angsterstickter Stimme. „Oh, habe Mitleid mit mir, Acacia, war ich denn je ungerecht oder schlimm gegen Dich!? Lass' mich zu meinem Gatten zurück, damit ich neben ihm sterbe!“

„Nein,“ schrie der Neger außer sich, „ich habe geschworen, daß der Herr mit seinem Peon hier zu Grunde gehen soll; Du aber mußt leben, denn ich liebe Dich, während ich Jene hasse!“

---

*) Wirthshäuser.

„Tödte mich, Ungeheuer!“ murmelte die Gräfin von Favières. „Ich werde Dir nicht folgen, es wird mich Gott schützen!“

Das Gebrüll rückte immer näher und Terral wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte — den Neger zu treffen, hieß auch zugleich Elisabeth tödten.

In dem Augenblicke trat Gontran von Favières aus der Grotte und erkannte sogleich, was hier vorgefallen war. In seinem Gesichte regte sich keine Muskel, er streckte die Hand gegen den Neger aus und rief laut:

„Hierher, Hund, hierher!“

Acacia war zu sehr gewöhnt an das Joch des sklavischen Gehorsams, als daß er nicht wenigstens seinen Kopf nach dem Rufenden umgedreht und eine Art von Verlegenheit gezeigt hätte. Er gewann jedoch seine ganze Kühnheit wieder, als sein Blick auf die todesbleiche Frau fiel, deren aufgelöste Haare über seinen Arm herabhingen.

„Don Gontran,“ rief er, „ich bin nicht mehr dein Hund! Ich diente Dir deshalb so treu, um Dich desto besser täuschen zu können. Jeder mag das Seine nehmen; Du liebst das Gold, ich hingegen die weißen Frauen und habe mir die deine ausgewählt. Hätte ich nicht die Stunde abwarten wollen, um mich an Dir, vor deinen Augen, Angesicht gegen Angesicht zu rächen, würdest Du schon lange durch meine Hand vergiftet oder sammt deiner Hütte zu Asche verbrannt worden sein. Adieu, Don Gontran!“

„Sieh' mal, Terral,“ sagte Gontran laut auflachend, „der elende Schurke glaubt bei meiner Ehre, wir hätten mitsammen Schweine gehüthet und erhebt sich zu einer wahrhaft ergötzlichen Vertraulichkeit.“

„Herr, in zwei Minuten ist die Quelle wie die Grotte von Jaguaren umzingelt!“ erwiderte der Peon.

Der Neger befestigte den Gurt seines Pferdes und ließ die Zügel schießen, dem Grafen zurufend:

„Don Gontran, seht, was ich für ein treuer Sklave bin — ich rette meine Herrin!“

„Du bist allzu sorgsam, mein Bursche,“ erwiderte der Graf, sein Gewehr auf den Neger anschlagend.

Acacia bückte sich über den Hals des Pferdes, daß seine Lippen die eiskalte Stirne der jungen Frau berührten, daß diese schaudernd zusammenzuckte.

„Geben Sie Acht, Don Gontran,“ rief der Peon, „Sie könnten die Herrin treffen!“

„Wer hat Dir die Erlaubniß gegeben, Dich in meine Familien-Angelegenheiten zu mischen?“ entgegnete der Graf trocken, dabei zielend den Lauf des Negers verfolgend. Sodann fügte er hinzu: „Elisabeth, fürchte nichts!“

„Tödte mich!“ rief Elisabeth zurück. „Lieber sterbe ich von deiner Hand, als daß ich die Beute dieses Ungeheuers werde!“

Acacia kannte den unbeugsamen Charakter seines Herrn zu gut, als daß er nicht von dieser Seite einen verzweifelten Schritt gefürchtet hätte, deshalb drückte er seine Fersen in die Weichen des Thieres.

In diesem Augenblicke knallte Gontran's Schuß — die Kugel flog unschädlich in den Cederstamm, ein zweiter Schuß Terral's krachte und — die Kugel schlug in die Hand des Negers, welche den Leib der jungen Frau umschlungen hielt. Dem zerschmetterten Gliede entstürzte ein Blutstrom und es ließ seine Beute fahren. Acacia stieß einen furchtbaren Schrei des Schmerzes und der Wuth aus.

Das Pferd hatte plötzlich inne gehalten, dadurch riß der Lasso, welcher die Gräfin an demselben festgehalten; Elisabeth fühlte sich frei und sprang zu Boden, noch ehe der Neger Zeit hatte, sein Messer zu ergreifen, und ihr in die Brust zu stoßen, was sicher in seinem Plane lag.

„Ha!“ schrie der Neger, „ich wollte Dich retten, einstweilen ziehst Du es vor, mit jenen Männern zu sterben, welche ich dem Tode geweiht habe? Gut, es geschehe dein Wille, Du ahnst nicht die Todesart, die Dich erwartet!“

Die enteilende junge Frau hörte ihn nicht, endlich sank sie, vor Angst und Schmerz gebrochen, zu Terral's Füßen nieder.

„Es ist zu spät!“ murmelte der Neger, spornte sein Pferd mit der Spitze des Messers und verschwand hinter dem dunklen Erlengebüsche, während sowohl Gontran als Terral rasch wieder ihre Flinten geladen hatten.

„Oh, Terral, mein Muth ist erschöpft!“ flüsterte Elisabeth. „Jetzt kann ich es sagen — ich habe Furcht. Das Gebrüll rings um uns her kündigt mir einen fürchterlichen Tod an. Jakob, sage, bleibt uns kein Mittel, um diesen Wüstenungeheuern zu entfliehen?“

„Keines!“ rief Terral voll Verzweiflung, „es hat uns der Verräther ja die Pferde getödtet.“

„Wie, Peon?“ sagte nun der hinzutretende Graf mit der ihn charakterisirenden Kaltblütigkeit, „meiner Meinung nach bleibt uns noch ein Pferd übrig, welches Lärm für fünf andere macht und eben so gerne von hier fort sein möchte wie wir.“

„Ja wohl, aber das ist der „Besessene“!“ rief der Peon.

„So versuche ihn zu zähmen, Jakob; ist nicht er allein im Stande, den Kreis der brüllenden Bestien zu durchbrechen?“

„Ihn zähmen? Das ist unmöglich, Herr!“

„Wie?“ fragte lächelnd der Graf, „Du bist der gewandteste Vaquero von ganz Arispa und hast nicht den Muth, meine Frau zu retten?“

„Ich werde es versuchen,“ erwiderte Terral kalt. Dann eilte er zur Ceder.

Elisabeth hatte wenig von dem Gespräche der Beiden gehört, denn ihr Ohr war einzig und allein auf das Geschrei der Jaguare gerichtet. Plötzlich aber sagte sie zu ihrem Gemal:

„Gontran, versprich mir, mich zu tödten, bevor jene wilden Thiere mich erreichen.“

„Dazu hätte ich den Muth nicht, Elisabeth,“ erwiderte der Graf, „aber hier hast Du meine Navaja.“

Mit diesen Worten reichte er ihr sein langes Dolchmesser, das sie begierig ergriff.

„Oh, ich werde das teuflische Roß schon bändigen,“ rief Terral inzwischen, „und Sie, Madame, werden sich nicht tödten.“

Gontran warf einen Blick um sich herum und sagte:

„Der Schurke von Neger hat viel Verstand; er war der Jaguare sicher, sie sind gezwungen, zu dieser Quelle zu kommen. Auf Eines hat er indessen nicht gerechnet — auf den „Besessenen.“

„Aber, mein Freund, wie willst Du hoffen, Dich zu retten? Glaubst Du, ich würde fliehen und Dich in der Gefahr zurücklassen?“

„Meine Theure,“ erwiderte der Graf, „ich bin Jäger und werde mich ganz gut aus der Schlinge ziehen, indem ich auf einen dieser hohen Bäume klettere. Eure Flucht wird mir sogar von Nutzen sein, es werden ohne Zweifel die Jaguare an den Pferden sich gütlich thun, denen mein treuer Neger den Bauch aufzuschlitzen beliebte, und so auf mich vergessen. Bricht der Tag an, werden sie zum Rückzug blasen und dann hole ich Euch wieder ein.“

Während dieses Gespräches hatte sich Terral dem „Besessenen“

genähert; dieser wieherte, schäumte und drehte sich im Kreise herum. Der Peon bemerkte laut:

„Einmal losgelassen, wird der Geruch der Jaguare seinen Beinen eine Schnelligkeit von fünf Meilen in der Stunde geben.“ —

„Ha — die Jaguare — da sind sie schon!“ rief Don Gontran, als er aus dem Grase der mondbeleuchteten Ebene die geschmeidigen, mächtigen Formen einiger brüllenden Ungeheuer auftauchen sah.

Elisabeth und Terral fühlten ihr Herz vor Schrecken erstarren, aber letzterer faßte sich sogleich wieder und rief im festen Tone:

„Wir müssen einige Minuten Zeit gewinnen; Herr, zünden Sie das Gras an, der Jaguar weicht nur vor dem Feuer zurück! Fachen Sie einen Brand auf zwei Meilen im Umkreise an, er wird uns mit Gottes Hilfe eine Stunde lang als Schutzmauer dienen!“

Der Graf beeilte sich, Terral's Rathe zu folgen und in wenigen Sekunden stand das hohe Gras in Flammen.

In weiten Sätzen sprang soeben ein Rudel schwarzfleckiger Jaguare heran, welches gerade gegen die Flammen prallte. Vor Schmerz und Wuth brüllend, wichen jedoch die Ungeheuer vor dem Hindernisse zurück.

„Das ist ja gar ein köstliches Mittel,“ rief der Graf aus, „die Jaguare sehen eben nicht wie unsere Verfolger aus, im Gegentheile scheint es, daß sie vor uns fliehen!“

„Oh, sie werden gleich wiederkehren,“ erwiderte der Peon, sich beeilend von einem der todten Pferde Sattel, Gurt und Kappzaum loszumachen. Dann wendete er sich an den Grafen: „Don Gontran, sind Sie jetzt so gut und binden Sie den „Besessenen“ vom Baume los, damit ich ihm die Lederbinde über die Augen werfen kann.“

Das wilde Pferd war vom Scheine des Feuers geblendet, es schlug wüthend um sich, und zwar mit so gewaltigen Sätzen, daß die Leine, welche es festhielt, endlich barst. Im selben Augenblicke pfiff aber auch schon der Lasso des Peon durch die Luft, sich um die Beine des „Besessenen“ schlingend, so daß derselbe wie ein wankendes Kind auf den Sand niederfiel. Nun warf ihm der Peon mit Blitzesschnelle die Lederbinde über die Augen. Das geblendete Pferd sprang empor und witterte mit weit klaffenden Nüstern nach allen vier Winden herum, was der Peon benützte, um eine Schlinge um die Oberlippe zu ziehen, und das Ende des Strickes fest in die Hand zu fassen. Ohne sich weiter um die wüthenden Sprünge des Thieres zu kümmern, packte der Peon

den auf dem Boden liegenden schweren Sattel beim Knopfe und schleuderte ihn auf den Rücken des „Besessenen“. Als dieser die hölzernen Steigbügel an seine Weichen schlagen fühlte, brüllte er vor Wuth; nichtsdestoweniger war im Nu der Sattelgurt unter dem Bauche des Thieres festgezogen. Während Terral noch schnell seine langen Eisensporen festschnallte, schlang Don Gontran eine als Zügel dienende Roßhaarschnur um die Nase des Pferdes und warf ihm den Bozal (Kappzaum) über.

Da hörte Elisabeth ganz nahe bei sich Gebrüll; sie blickte nach der Grotte und stieß einen Schreckensschrei aus. Es hatte der Brand den öden steinigen Boden und die Höhle nicht berührt, und so hatten einige der entschlossensten Jaguare, welche sich durch die Flammenwand abgeschnitten sahen, das Felsendach der Grotte erklommen und diese erschien nun unter dem Gewimmel der Ungeheuer wie ein beweglicher wogender Kiosk, wie eine Pyramide von gestreiften Leibern, glühenden Augen und gähnenden Rachen — es war, als ob der ganze Felsen sich auf die Reisenden stürzen wollte.

Elisabeth's verstörter Blick traf den Gatten, welcher das Gewehr in seinen Händen hin und her wendete, wie ein Jäger, dem es leid thut, einen Schuß zu viel zu thun.

„Auf!“ rief Gontran, „es ist Zeit, daß ich mein Observatorium besteige. Jakob, Du verlassest das arme Kind nicht und sollte ein Schuß Noth thun, um den Appetit unserer scheckigen Gäste zu beschwichtigen, so rechne auf mich!“

„Herrin, Ihr Gatte sollte um Sie besorgter sein!“ flüsterte Terral; „doch — ich will es wagen; entweder rette ich Sie oder ich sterbe mit Ihnen.“

Mit einem Satze war der Peon im Sattel und riß die Lederbinde von den blutunterlaufenen Augen des „Besessenen“. Dieser noch wüthender durch die ungewohnte Last, schüttelte wie rasend an dem Sattel, um ihn abzuwerfen, jedoch vergebens, es schnürte ihm der Gurt den Bauch zusammen. Nun wandte er schäumend den Kopf, um den Reiter in den Fuß zu beißen; aber der Peon war nun ganz Vaquero geworden, mit dem nicht zu spaßen war, und ein dem Thiere höchst schmerzhafter Riß mit dem Kappzaum wendete den Kopf auf die entgegengesetzte Seite.

Nun blieb das schlaue Thier einen Moment ruhig und wie unterwürfig stehen — plötzlich aber sprang es in die Höhe, beschrieb

einen Kreis, bäumte sich kerzengerade auf die Hinterbeine und stürzte dann blitzschnell auf die Vorderfüße nieder, damit der Reiter über den Kopf hinweg fliege. Es war jedenfalls ein toller, schrecklicher Kampf, auf Leben und Tod, für Beide.

Terral, bleich, mit blitzenden Augen, schlangengewandtem Körper, klammerte die Beine fest um die Weichen des Thieres — er glich vollkommen dem Bilde eines antiken Centauren.

Der „Besessene" spannte vor Wuth und beleidigtem Stolze seine stählernen Kniebänder, sprang in zwei Sätzen bis an den Rand des Teiches und machte an der Böschung mit einem plötzlichen Rucke Halt. Doch der Vaquero warf sich nach rückwärts und behielt dergestalt das Gleichgewicht.

Nun war es an ihm, dem unbändigen Thiere seine Kraft fühlen zu lassen: er stieß ihm die langen spitzigen Sporen in die dampfenden Seiten, sprengte das Thier in den Teich und zwang es hindurchzuschwimmen; als es, vor Wuth keuchend, das jenseitige Ufer erreichte, wollte es den Reiter an einem Baumstamme zermalmen, aber die Schläge der bleigefüllten Gerte trieben es an dem Baume vorüber.

Im Galopp kam der „Besessene" an der Ceder an, unter welcher Elisabeth stand, und hielt, auf Terral's Kommando, zitternd und in Schweiß gebadet, stille.

„Kommen Sie, Madame," sagte Terral stolz und ruhig, „das Thier ist gezähmt!" Und er reichte der jungen Frau die Hand.

Aber in dem Augenblicke, wo Elisabeth fliehen und ihren Gatten verlassen sollte, fühlte sie, daß ihre Liebe stärker sei als die Todesfurcht.

„Jakob," schrie sie, „rette meinen Gemal; ich bin nur ein Weib, ein unnützes Wesen, Gontran's Leben ist wichtiger für das Glück unseres Kindes als das meinige."

Gontran, der sich bereits in das dichte Laubwerk der Erlen geflüchtet hatte, erkannte trotz der Entfernung den Sinn der Worte seiner Frau an deren flehenden Geberden und mit donnernder Stimme schrie er dem Peon zu:

„Jakob, rette meine Frau!"

Der Peon schien mit grausamen Zweifeln zu kämpfen und zögerte. Endlich sagte er zu Elisabeth:

„Sie haben Recht, Madame. Wenn ich Sie von Ihrem Gatten trenne, könnte sich leicht ein Unglück ereignen. Das Pferd ist gezähmt

und läßt sich wohl auch von einem anderen Reiter leiten. Ich habe keinen Werth, mich liebt Niemand, seit dem Tode meiner armen alten Mutter stehe ich allein und nutzlos in der Welt — übrigens kenne ich die Wüste besser als Don Gontran — retten Sie sich Beide auf dem Pferde — ich bleibe hier!"

Bei diesem heldenmüthigen, großherzigen Antrage fühlte sich Elisabeth verwirrt. Nahm sie denselben an, so zeigte sie die erbärmlichste Undankbarkeit gegen den Peon.

Terral wartete ihre Antwort nicht ab, sondern sprengte zu dem Baume, auf dessen Zweigen Don Gontran saß, und erneuerte demselben den Vorschlag, welchen er bereits Elisabeth gemacht.

Der Graf sann einen Augenblick nach. Er dachte sich: „Stirbt Terral, ist für mich die Goldmine verloren und ich mag nicht leben, wenn ich nach einem so schönen Traume in der vorigen Armuth bleiben soll."

Da trat ein Umstand ein, der die wankenden Entschlüsse fixiren sollte. Es warf sich nämlich plötzlich der „Besessene" in verrätherischer Weise auf den Boden — doch blos der Sattelknopf stieß auf und schlug den Rücken des Thieres wund — Terral war mit Leichtigkeit herabgesprungen. Als das Thier sich wieder erhob und ein triumphirendes Gewieher ausstieß, schnellte sich der Vaquero mit einem Satze wieder auf den Rücken des Pferdes.

„Du siehst, Elisabeth," rief nun der Graf, „daß blos ein mexikanischer Vaquero Dich zu retten im Stande ist, und daß wir Beide unnützer Weise zu Grunde gingen, wenn wir zusammen fliehen wollten. Also auf, auf! Glückliche Reise! Ich will unterdessen auf meinem luftigen Observatorium bleiben und von Euch weitere Nachrichten erwarten."

Mittlerweile hatten sich mehrere Jaguare, kläglich heulend, um die von Acacia getödteten, angeblichen wilden Katzen gesammelt — es hatten die Mütter ihre Jungen erkannt!

„Der Herr Graf hat Recht," sagte Terral. „Lassen Sie mich Sie in Sicherheit bringen und ich schwöre es Ihnen, daß ich dann sogleich zurückkehren werde, um den Herrn zu holen, wäre es auch mitten durch eine Armee von Tigern und Panthern."

„Edles Herz!" flüsterte Elisabeth, „was habe ich gethan, um eine solche Ergebenheit zu verdienen!?"

Terral hob die junge Frau nun sanft vom Boden auf und setzte sie auf die Croupe des Pferdes.

„Umschlinge Jakob mit aller Kraft deiner Arme!“ rief der Graf vom Baume herab seiner Gattin zu und diese gehorchte mechanisch dem Gebote.

Jakob Terral wurde blaß wie der Tod, ließ rasch den Zügel des Pferdes nach, gab ihm mit den Sporen einen Stoß und das wüthende Thier rannte, seinem Beinamen alle Ehre machend, davon; es dachte nur an Rache und sprengte geraden Laufes auf den Stumpf eines vom Sturme zerschmetterten Baumes zu, der wie ein Pfahl sich gegen die Ebene zu erhob.

„Achtung,“ schrie Gontran von Weitem.

„Wir gehen vor seinen Augen zu Grunde!“ kreischte Elisabeth, welche der rasche Flug betäubte.

„Fürchten Sie nichts, Herrin!“ ermahnte ruhig der Vaquero.

Hinter den Füßen des Pferdes flogen Sand, Erde und Gras gleich Pfeilen auf. Die Seite der Ebene, die an die Hügel- und Erlengruppen stieß, war von den, gleich einer Fluth sie umzischenden Flammen noch nicht erreicht.

Nur mehr zehn Schritte war der „Besessene“ von dem Baumstumpfe, an dem er sich den Kopf zerschmettern mußte, entfernt, als ihm plötzlich der Vaquero die Lederbinde über die Augen warf. Das erschrockene und geblendete Thier machte einen Satz nach der entgegengesetzten Richtung. Von diesem Augenblicke an folgte es ohne Widerstand seinem Besieger.

Der sonderbare Kampf mit dem Rosse hatte jedoch den Jaguaren die Spur gezeigt, welcher sie zu folgen hatten, und es stürzte das ganze Rudel wie eine heulende Meute dem „Besessenen“ nach.

Jakob Terral hatte in seinem ganzen Leben noch nicht so viel Glück empfunden, als jetzt, denn — er rettete ja die Frau, welche in seinen Augen mehr als die ganze Welt mit allen ihren unermeßlichen Schätzen galt; fühlte er doch, wie ihr Athem durch sein Haar strich, wie ihre reizenden Arme seinen Leib umschlangen — welche Seligkeit für ihn, der sich schon glücklich gefühlt hatte, wenn er die Angebetete nur sehen konnte. Inzwischen schlug das Gebrüll der Jaguare wie eine Todtenglocke an das Ohr der jungen Frau.

„Jakob!“ stammelte sie mit bebender Stimme, „hört Ihr das Geschrei der furchtbaren Ungeheuer? Ich wage gar nicht meinen Kopf

umzuwenden, denn ich fürchte mich, die schrecklichen Thiere schon auf unseren Fersen zu sehen."

„Oh, Herrin!" erwiderte Terral, „ich fühle mich so glücklich mit Ihnen auf dem Rücken des angsterfüllten Thieres dahinzubrausen, daß ich die Jaguare ganz vergesse."

„Aber, Jakob, ist das Pferd nicht erschöpft? Wird es nicht zusammenstürzen und uns den Unthieren preisgeben?"

„Das sollte der „Besessene" thun? Oh nein, Herrin. Sehen Sie, sein Athem stockt noch nicht, sein Haar ist kaum feucht — oh, das ist ein zu edles Thier."

„Man sagt aber, daß den Sprüngen der Tiger und Leoparden selbst der Lauf der Hirsche nicht Stand zu halten vermag?"

„Ich meinestheils kann an keine Gefahr glauben; es scheint mir vollkommen unmöglich, daß ich Sie nicht rette! Vielmehr fühle ich mich gestimmt, dem Himmel zu danken, daß er mir die Gelegenheit gegeben hat, Sie zu schützen. Manchen Augenblick träume ich, daß diese furchtbare Jagd kein Ende nehmen möge — so allein mit Ihnen möchte ich bis an's Ende der Welt eilen!"

Elisabeth unterbrach ihn rasch.

„Jakob," sagte sie, „ich bitte Euch, schaut doch ob uns die Jaguare nahe sind."

Terral wendete sich nun um und sah, daß zwei von den wilden Bestien der übrigen Meute vorausrannten und solche riesige Sätze machten, daß man bald ihren glühenden Athem fühlen mußte.

Wie toll sprengte der „Besessene" dahin, da die Angst seinen Lauf verdoppelte, die Erde wurde kaum mehr von seinen Füßen berührt, und dennoch zeigte sich mit jedem Sprunge der Jaguare die Entfernung, welche die Unthiere von dem Pferde trennte, immer kleiner.

Der Vaquero war von einem kalten Schauer überlaufen; er dachte sich, daß binnen fünf Minuten ganz sicher eines dieser furchtbaren Thiere seine Tatzen in den Rücken des Pferdes schlagen würde, und dann — Alles war sodann verloren. Er machte seinen Karabiner fertig und schlug ihn auf den nächsten Jaguar an, wobei er jedoch keineswegs den stürmischen Lauf seines Renners aufhielt.

Von einer Kugel in den Kopf getroffen, stürzte die Bestie heulend nieder und deren Genosse machte erschrocken Halt.

Elisabeth fühlte bei der außerordentlichen Nähe der Gefahr,

all ihr Blut gegen ihr Herz drängen. Als sie sich wieder in etwas beruhigt hatte, war Gontran ihr erster Gedanke. Sie rief ängstlich:

„Ach, was wird mein Gatte mitten unter diesen Ungeheuern beginnen!?“

Der Vaquero antwortete mit traurigem Lächeln:

„Madame, der Graf ist glücklich, denn Sie vergessen Ihre eigene Gefahr, um an die seinige zu denken! Oh, warum ist der Mann, den Sie lieben von so furchtbarem Golddurst besessen, welcher ihn fremde Güter suchen läßt, während er den größten Schatz sein eigen nennt!?“

Mittlerweile schlugen die Flammen gerade in der Richtung auf, welche die Reiter verfolgten, sie zogen sich anfänglich wie zwei ungeheure Fackeln, darauf wie zwei feurige Wände über die Ebene. Terral suchte einen Hügel zu erreichen, welcher sich vor ihnen erhob, an seinem Fuße felsig, auf dem Gipfel aber mit freundlichem Grün bedeckt war. Die Jaguare verdoppelten ihre Schnelligkeit, als ob sie fühlten, daß ihnen ihre Beute zu entgehen beabsichtige; ihre gähnenden, keuchenden Rachen, aus denen die langen rauhen Zungen heraushingen, waren deutlich zu sehen, deren brennender Athem zu fühlen; das Pferd durchschnitt wie auf Adlersflügeln die Luft — aber der arme Terral fühlte, daß seine Herrin die Arme sinken lasse, er wendete den Kopf — die Augen der jungen Frau schlossen sich vor Erschöpfung und Schrecken.

„Nur noch ein bischen Muth, Madame, und wir erreichen den Hügel!“ so rief der Peon. „Es werden die Flammen vor dem Felsen Halt machen und ihre beiden Arme, wenn sie zusammenschlagen, eine undurchdringliche Schutzmauer zwischen uns und den Jaguaren bilden!“

Elisabeth hörte nicht mehr. Nun zerschnitt der Vaquero eiligst die Schärpe der jungen Frau, schlang sie um ihren Leib und band sie an den Sattelknopf fest, sodann stemmte er seine Füße in die Seiten des Pferdes, fast auf dessen Hals und ließ die Gerte um seinen Kopf sausen. Das Thier schoß wirklich wie ein „Besessener“ dahin und war in zwei Minuten am Fuße des Hügels.

Dies geschah gerade noch zur rechten Zeit, denn in demselben Augenblicke kreuzten sich auch schon die beiden Flammenwände und als sich Terral umwendete — es geschah dies im Schrecken über das furchtbare Gebrüll hinter seinem Rücken — da sah er die Jaguare wie rasend in dem sonderbaren Hochofen umherspringen und, von den

Flammen tödtlich getroffen, zusammenstürzen. Der Peon hatte sein Versprechen gehalten — die Herrin war gerettet.

Nun legte er Elisabeth behutsam am Fuße eines Gärberbaumes nieder und bedeckte sie mit seiner Frezada. Elisabeth befand sich in einem Zustande der völligsten Erschöpfung, Terral bewachte sie bis zum Morgen mit der Aengstlichkeit eines Liebenden; aber Elisabeth erholte sich von ihrer Ohnmacht nur, um in ein Fieber zu verfallen, sie rief unaufhörlich den Namen ihres Gatten oder stachelte mit krampfhaften Rufen den „Besessenen" zu schnellerem Laufe an.

VII.

Die Schrecken einer Sandwüste.

Sechs tödtlich lange Stunden vergingen; der Grasbrand hatte schon lange aufgehört und die Savane bot nur noch den Anblick eines ungeheuren Aschenheerdes, auf welchem die heißen Sonnenstrahlen lagen, als sich das Fieber der Gräfin von Favières legte und sie wieder zur Besinnung kam. Als sie ihr Auge aufschlug, begegnete sie dem ängstlich auf ihr haftenden Blick des Peons.

„Wo ist Gontran?" fragte sie mit schwacher Stimme. „Hat er uns schon eingeholt?"

„Nein, Madame."

„Warum seid Ihr ihm nicht bereits zu Hilfe geeilt, wie Ihr es versprochen habt?"

„Wie konnte ich Sie, erschöpft, krank, im Fieber liegend, an diesem einsamen Orte zurücklassen?" erwiderte mit schmerzlich tönendem Vorwurf der Peon.

„Es handelte sich nicht um mich," entgegnete bitter die Dame. „Ihr habt versprochen, sobald Ihr mich in Sicherheit gebracht, zu eurem Herrn zurückzukehren, und mir scheint nicht, daß ich unrecht verstanden habe. Oder — habt Ihr etwa gar uns Beide täuschen wollen? Glaubt Ihr euer Versprechen brechen zu müssen?"

„Madame, bedenkt doch, der Herr ist tapfer, besitzt Waffen und kann sich vertheidigen," sagte traurig Terral, „Sie hingegen würden, wenn ich Sie verließe, von Indianern oder Savanenräubern überfallen

werden. Dann fiele der Zorn des Grafen auf mich, mit ganzer Wucht und mit vollstem Rechte."

„Elende Ausflüchte, die Ihr da ergreift!" rief Elisabeth heftig, denn es trübte ihr sonst so gerechtes und mildes Gemüth noch immer die Hitze des Fiebers. „So seid auch Ihr ein Verräther an eurem Herrn, ein ungetreuer Diener geworden? Wollt Ihr wirklich den Grafen zu Grunde gehen lassen? Habt Ihr Furcht vor dem Tode, den er gewagt hat, um uns fliehen zu lassen?"

„Gnädige Frau, Sie halten mich für den Mitschuldigen des erbärmlichen Negers und doch bleibe ich nur hier zurück, weil ich nicht ohne Grund befürchte, daß dieser Elende um uns herumschleicht und meine Entfernung sicher allsogleich benützen würde."

Elisabeth war durch diesen Widerstand, den sie für Zweideutigkeit hielt, gereizt.

„Jakob Terral, Peon des Grafen von Favières," sagte sie befehlend, „Ihr werdet unverzüglich euren Herrn aufsuchen!" — Als sie jedoch den schmerzlichen Ausdruck auf Terral's Gesicht gewahrte, brach sie in Thränen aus und flehte: „Oh, ich bin wahnsinnig und undankbar, Jakob! Verzeiht mir! Wie konnte ich Euch anschuldigen, Euch, der so ergeben, so hochherzig und edelmüthig gegen Gontran und gegen mich war!?"

„Gegen Sie, Madame, gegen Sie allein!" rief Terral lebhaft. „Ich that Alles nur für Sie, es war mir der geringste Ihrer Wünsche stets ein heiliger Befehl. Ich bin bereit, Ihnen jederzeit zu gehorchen, aber Sie können mich nicht zwingen, Sie ohne Schutz und Pflege in dieser Wüste zu lassen."

„Wohlan, Jakob, so höre mich denn. Ich kann meiner Unruhe nicht widerstehen und ich will zu dem Teiche zurück, selbst wenn ich mich auf den Knieen hinschleppen müßte, es ist meine Pflicht."

„Nun so sei es, ich habe kein Recht, mich Ihrem Willen zu widersetzen; aber — wohin Sie gehen, dahin gehe auch ich. Das Pferd hat sich erholt und wird uns an den verwünschten Ort zurücktragen, den Acacia zu unserem Grabe zu machen hoffte."

So erschöpft und gebrochen Elisabeth auch war, ließ sie sich dennoch auf das Pferd heben und der Peon schwang sich in den Sattel. Da die Dame das Galoppreiten nicht zu ertragen vermochte, so ritten sie langsam an der Hügelreihe hin, damit der Schatten der Bäume die junge Frau vor den Gluten der Sonne schütze.

Kaum waren sie eine halbe Stunde geritten, als sie auf den Kieselsteinen eines Seitenweges den Hufschlag eines Pferdes vernahmen.

Der Peon zog den Zügel an und wartete an einer Lichtung, wo der fremde Reiter herankommen mußte. Terral und Elisabeth stießen zugleich bei seinem Erscheinen einen Schrei der Ueberraschung aus — es war der Neger Acacia.

Auch dieser Elende hatte im Sinne zur Jaguarquelle zurückzukehren, er wollte sich seiner Rache vergewissern.

Als er die unbewegliche Gruppe erblickte, erbebte er. Schon wollte er wieder umkehren, als er gewahrte, daß Terral mit Elisabeth allein sei. Ein Strahl brutaler Freude zuckte über sein schwarzes Antlitz und er rief frohlockend aus:

„Ah, Du bist's, Kamerad? Du hast also meine List benützt, hast deinen Herrn den Jaguaren übergeben und die Herrin für Dich genommen? Ich täuschte mich also nicht, als ich behauptete, daß Du sie liebst? Du hast mich also nicht verachtet, sondern bist blos eifersüchtig auf mich gewesen!?"

Ueber diesen, ihm in Elisabeth's Anwesenheit in's Gesicht geschleuderten Spott war der Peon wie versteinert.

Acacia faßte den Zügel seines Pferdes mit den Zähnen, da seine verstümmelte Hand mit blutigen Linnen umwickelt war, riß aus seiner Sattelhalfter eine lange Pistole und spannte den Hahn.

„Jetzt steht die Wage zwischen uns gleich!" rief er. „Laß' mal sehen, Bruder Terral, ob Du ein ebenso guter Schütze als geschickter Vaquero bist!"

Der Peon fühlte, wie sich das Gehirn in seinem Kopfe drehte; wohl besaß er seinen Karabiner, aber — er hatte kein Pulver. Was sollte er thun? Die einzige Möglichkeit war, im Augenblicke als Acacia zielen würde, sein Pferd zu einem ungeheuren Sprunge zu bringen.

Der Neger ritt näher.

„Am liebsten hätte ich, dem Herrn gegenüber zuerst meine Schuld abbezahlt, dann wär's wegen dieser zerschmetterten Hand auch auf Dich gekommen; indeß die verkehrte Reihenfolge schadet auch nicht."

Terral vermochte keinen Laut zu erwidern. Er war beinahe wahnsinnig durch den Gedanken, daß er Elisabeth nur gerettet habe, damit sie desto sicherer der Rache dieses Elenden verfalle.

Die junge Frau lächelte jedoch zu seinem Schrecken, neigte ihr blasses Gesicht an sein Ohr und flüsterte:

„Habe keine Furcht für mich, Jakob; hier in meiner Hand halte ich die Navaja, welche mir Don Gontran gegeben hat.“

Wie ein elektrischer Schlag, so neubelebend wirkten diese Worte auf Terral. Nun hatte er eine Waffe, mit der er sich und die Herrin vertheidigen konnte. Rasch und unbemerkt faßte er das lange Dolchmesser und, in demselben Augenblicke, als der Neger das Pistol losdrücken wollte, zischte die schneidige Waffe wie ein Pfeil durch die Luft, dem Neger mitten durch die Brust fahrend.

Eine leblose blutende Masse stürzte er vom Pferde und der Schuß seiner sich entladenden Pistole fuhr in einen nahe stehenden Baum.

Neuerdings ertönte Hufschlag in der Nähe, voll Angst blickten Terral und Elisabeth nach jener Richtung und fragten sich im Innern, welche neue Gefahr über sie hereinzubrechen drohte.

Da sprengte ein Reiter auf einem Maulthiere um die Ecke; Elisabeth brach in Freudethränen aus und rief:

„Gontran! Du bist gerettet! Dem Himmel sei Dank!“

„Wie Du siehst, meine Theure,“ erwiederte der Graf mit gewohnter Herzlosigkeit; „ich muß gestehen, daß die Jaguare so zerstreut sind, wie die Mitglieder eines Rathskollegiums in der Sitzung; sie haben sich ganz gemächlich daran gemacht, die todten Pferde zu verspeisen und nahmen von mir gar keine Notiz, denn ich schien ihnen kein genügend appetitlicher Bissen, um sie von ihrem Festmale abzubringen. Diese Unaufmerksamkeit von ihrer Seite kränkte mich keineswegs und ich trennte mich ohne Groll von ihnen, sehne mich auch keineswegs darnach die Bekanntschaft mit ihnen auf vertrautere Weise wieder anzuknüpfen. So entfernten sich also die lieben Gäste und begaben sich nach Hause. Ihre Abwesenheit benützend, stieg ich vom Erlenbaume herab und schlich mich mit der Behendigkeit eines Affen nach der Richtung, die ich Euch nehmen gesehen hatte. Der Kühne wird stets vom Himmel unterstützt, und so stieß ich denn glücklicherweise auf eines der Maulthiere, welche vor Angst davongelaufen waren, schwang mich auf dasselbe und kam, ohne weitere Abenteuer hieher. Ich hörte plötzlich ein lautes Rufen, dem gleich darauf ein Pistolenschuß folgte, und so traf ich endlich Euch.“

Der leichtfertige Ton dieser Worte war dem Peon unbegreiflich, Elisabeth freilich bewunderte denselben.

Nun ließ sich aber ein klägliches Gewimmer hören.

„Ei sieh da, Freund Acacia!“ rief der Graf. „Wie geht es

Dir? Ich sehe, daß Du einen schweren Bissen zu verdauen bekommen hast."

„Habt Erbarmen!" jammerte der Neger, „macht meinem Leben vollends ein Ende!"

„Erweisen wir ihm diesen traurigen Dienst!" sagte Terral, vom Mitleid ergriffen.

„Nein," erwiderte trocken Don Gontran, „die Kanaille mag noch zwei bis drei Stunden den Tod erwarten. Man muß ihm Zeit lassen, zu hören, wie sich die Jaguare, die er uns auf den Hals gehetzt hat, gegenseitig zu dem Festschmause einladen, den er zu geben beabsichtigte, ohne zu ahnen, daß er allein die Kosten davon zu bezahlen hat."

„So sei denn verflucht!" rief röchelnd der Neger. „Diese letzte Grausamkeit wird der große Geist rächen! . . . Sei verflucht!"

Dieser Fluch des sterbenden Negers erfüllte das Herz des Peon mit bangem Vorgefühl; unruhig prüfte er die Richtung des Windes.

„Eilen wir," rief er aus, „wir müssen den Pfad wieder gewinnen, welchen wir gestern in so thörichter Weise verlassen haben, sonst könnten wir in eine noch furchtbarere Gefahr gerathen, als jene war, welcher wir entronnen sind. Wir müssen die Ebene durchschreiten, da wir von unserem Ziele abkommen würden, wenn wir dem Hügelzuge folgten."

Gontran bestieg das Pferd des Negers und nun begann der Ritt über die mit Asche bedeckte Ebene. Es umwirbelte dichter grauer Staub die Reiter, die Asche bedeckte die Spuren der Pferde und Wüstenthiere, verwehte die natürlichen Pfade und ausgetrockneten Bette der Bäche, so daß es unmöglich war, sich zurechtzufinden.

Die Unruhe des Peon wurde sichtlich immer größer, denn es trat an die Stelle der Asche nun glühender, trockener Sand und die Strahlen der Sonne, welche von ihm abprallten, brannten den Reisenden in den Augen, welche sie blendeten. Statt Luft athmeten sie Feuer, ihre Zungen schwollen an, im Halse lagerte sich ihnen dicker Staub, ihre Ohren umschwirrte ein eigenthümliches Sausen; mit jedem Schritte sanken die Pferde tief in den Sand. Der Wind hatte sich gelegt, nicht der geringste Schrei eines Vogels unterbrach die lautlose Stille; nur dann und wann sah man in der Ferne einige Bisons über den glühend heißen Boden dahineilen.

Terral betrachtete ängstlich Elisabeth's Antlitz; es war ent=

stellt, die Augen traten aus den Höhlen. Er spornte den Lauf seines Pferdes an, der „Besessene" begann müde zu werden.

So ritten sie einige Stunden, es schien, als wolle der Weg kein Ende nehmen. Aber weder Don Gontran, dessen Gesichtsfarbe fahl wie Blei wurde, noch Elisabeth und Terral, dessen Pulse heftig schlugen, getrauten sich eine Klage laut werden zu lassen, um einander nicht zu beunruhigen.

Endlich heiterte sich das Gesicht des Peons auf; sie waren bei einem Aloegebüsche neben einer vertrockneten Cisterne angekommen.

„Wir sind vom Wege abgekommen," sagte Terral, „und verirrten uns in einem Arenal, einer Sandwüste. Jetzt aber finde ich mich wieder zurecht, ich erkenne das Gebüsch, wo ich ehemals oft mit meinem Vater bei unseren Goldsuchereien Halt machte."

„Oh," murmelte Elisabeth, „ich segne das Andenken eures Vaters! Schon vermeinte ich, daß wir niemals mehr aus diesem glühenden Ofen herauskommen würden!"

„Madame, noch vor Abend werden wir das Arenal hinter uns haben," erwiderte der Peon.

„Und um das Glück voll zu machen," fügte Gontran bei, „scheint uns der Himmel einen Sturm bescheeren zu wollen, welcher die Erde und unsere glühenden Wangen sehr erfrischen wird."

Terral blickte schnell zum Himmel auf und rief erschrocken: „Ein Sturm!?"

Und wirklich stieg am Horizont eine dunkle Wolke empor, welche immer größer wurde, deren graue Färbung bald in ein lichtes Gelb überging und die Hälfte des Firmamentes bedeckte; zuletzt fuhr ein furchtbarer Wind aus derselben, wie aus einem platzenden Schlauche, der die Sandhügel vom untersten Grunde aufwühlte.

„Nieder auf die Erde!" schrie der Peon in wilder Angst.

Eine ungeheure Sandhose, deren Spitze sich im Himmel verlor, brauste mit Blitzesschnelle heran.

„Nieder auf die Erde!" schrie Terral nochmals, „oder wir sind verloren!"

Mit diesen Worten hob er rasch Elisabeth vom Pferde, band die beiden Rosse und das Maulthier an die Aloestauden und die drei Reisenden legten sich auf den Boden, um den Sturm vorbeitoben zu lassen. Wie wüthend sprang der „Besessene" umher, endlich rissen seine Bande und er verschwand im rasenden Galopp in der Wüste.

„Jakob, dein Pferd entflieht!“ schrie Don Gontran.

„Wehe uns!“ erwiderte Terral, „aber wer sich von uns erheben würde, um es einzufangen, wäre verloren.“

Jetzt brach der Sturm mit aller Gewalt los; es fühlten die Unglücklichen, wie sich der Sand in dicken Haufen über ihnen lagerte und gleich tausend glühenden Nadelstichen ihre Haut durchdrang; nur höchst mühevoll verhinderten ihre zusammengeklebten Lippen, daß sie die versengende Luft nicht ersticke. Der vollste Schrecken eines Chaos herrschte durch ein paar Minuten, dann ward es allmälig ruhiger.

Terral erhob sich zuerst vom Boden. Kaum hatte er jedoch einen Blick um sich herum geworfen, als seinem Munde ein Schreckensausruf entfuhr — jede Spur des Weges war verweht, das Aloegebüsch entwurzelt, das Maulthier lag todt am Boden. Auch Don Gontran, der seinerseits um sich blickte, unterschied geraume Weile nichts, als einen gelblichen Schein und glaubte erblindet zu sein.

Wie vom Blitze gerührt stand Terral da; er sann nach, warum denn des Himmels Zorn gerade ihnen so schwere Prüfungen auferlegte. Auf einmal hörte er, daß Elisabeth, die noch immer auf dem Sandboden lag, mit dem Ausdrucke lebhaftester Freude rief:

„Endlich! Endlich sind wir also nach so vielen Mühen und Leiden angekommen!“

„Oh, Madame, Sie täuschen sich leider!“ erwiderte traurig der Peon; „wir haben noch einen sehr langen und harten Weg vor uns, wir müssen unsern Muth verdoppeln.“

Nachdem ihn Elisabeth verwundert angeblickt hatte, brach sie in ein krampfhaftes Lachen aus. Dann rief sie in die Hände klatschend:

„Seht Ihr denn nicht, Terral, Ihr blinder sinnloser Peon, dort unten, über jenen schönen Lindenbäumen, den leichten bläulichen Rauch aus der Hütte aufsteigen? Jakob, schau dort, es ist der Zufluchtsort meines Kindes, meiner süßen Alice, wir werden sie im Schlafe überraschen. — Komm, Gontran, komm; aber leise und ohne Geräusch, wir dürfen die Kleine nicht aufwecken. Oh, sieh doch, wie ihre Wangen rosig blühen, wie blendend weiß ihre Händchen sind! Fühlst Du Dich nicht glücklich, Gontran? — Sieh, wie sie Dich anlächelt! Oh, dein Töchterchen liebt Dich, es liebt Dich, wie ich Dich liebe! Wie glücklich muß Alice sich unter diesen schönen Bäumen, diesen prachtvollen Blumen, diesen goldigen Früchten fühlen! Oh, wie begierig sie in diese saftigen Trauben beißen wird!“

Dann streckte sie die Hand gegen einen kleinen Sandhügel aus, der wie geschmolzenes Kupfer blitzte und fuhr jammernd fort:

„Siehst Du dort die sprudelnde Quelle, Gontran? — Hast Du keine Lust zu trinken, zu trinken ohne Ende? Oh, ich habe Durst... mein Hals brennt ... Gontran ... auch Du mußt Durst haben ... warte ... ich fülle den Schlauch mit Wasser ....“

Während Terral starr vor Schrecken einen verzweiflungsvollen Blick auf den Grafen warf, lächelte dieser und sagte:

„Armes Weib! Schwaches Geschöpf! Es hat sie der Schmerz in Fieberträume versetzt; sie glaubt sich in Frankreich, in der Nähe unserer Alice, während die mexikanische Sonne ihre tödtlichen Strahlen senkrecht auf unsere Häupter fallen läßt, unsere Zungen austrocknet und unsere Füße schwellen macht, so daß wir uns kaum aufrecht halten können.“

Elisabeth fuhr nun zu phantasiren fort:

„Du freust Dich also nicht gleich mir, Gontran? Du geleitest mich nicht zu jener niedrigen Hütte, wo unser Töchterlein schläft? Willst Du mich noch ein zweites Mal von meinem Kinde trennen? — Und Du, Terral, warum blickst Du so düster? Warum bist Du so kalt bei meinem Glücke? — Du sagtest, Du liebtest mich — nun, wenn Du mich liebst, mußt Du auch mein Kind lieben. Du bist unser Retter! Don Gontran hat Dir wohl deine Freiheit zurückgegeben, aber Du wirst bei uns bleiben, als unser Freund, unser treuer Gefährte, nicht wahr? Oh, ich möchte Dich, Du treue Seele, nicht gerne missen!“

Den Augen des Peons entquoll eine Thräne.

„Warum weinst Du, Jakob!“ rief Elisabeth ungeduldig. „Ist doch jetzt die Stunde gekommen, wo wir endlich Alle glücklich sein können!“

Der Graf stand unbeweglich da und heftete seine Augen starr auf die Wüste, welche sich gleich einem wogenden Meere vor ihm hinzog.

„Wie sollen wir die Herrin enttäuschen? Was sollen wir ihr antworten?“ fragte Terral.

VIII.

Auf Gold gebettet.

Der Graf von Favières blickte noch immer, trotz der versengenden Sonnenglut, in die Wüste hinaus.

„Schonen wir den Wahnsinn der Gräfin,“ sagte er kalt, „sie wird in der Hoffnung, ihre Alice wiederzufinden, den Rest des Weges zurücklegen. Uebrigens täuscht sie sich nicht, wenn sie glaubt, daß wir bald ankommen werden. Jakob“ — fuhr er im leisen und vertraulichen Tone fort — „wir nähern uns bereits der Goldmine. Hast Du nicht versichert, daß sie an der Seite eines der Bacuaches-Berge liege?“

„Freilich, Herr,“ erwiderte der Peon verwundert.

„Nun also, siehst Du nicht dort die Berge, wie Du sie mir beschrieben hast?“

Terral blickte den Grafen erschrocken an.

„Warum spielst Du den Erstaunten?“ fuhr Don Gontran fort. „Willst auch Du mich etwa täuschen? Mein Blick trügt mich nie. Jene steil abfallenden Bergspitzen ... erkennst Du sie nicht? Ha, welche ungeheuren Goldblöcke! Wie sie in der Sonne glitzern. Jenes zauberische Goldland gehört mir, es ist mein Eigenthum! Aber, Jakob, ich bin nicht geizig, ich bin Edelmann, ich werde Dich gebührend belohnen, denn Du hast mich nicht belogen. . . . Und Elisabeth glaubt, dort unten, wo sich das Goldlager befindet, mittelst dessen wir uns einen Palast bauen werden, stehe eine kleine rauchende Hütte! Ha, ha! welche ergötzliche Vision! — Und sieh, dort, weiter unten, ist ein herrlicher schäumender Fluß — dort lassen wir unsere Goldwäscher arbeiten. Vorerst jedoch wird jenes prächtige Wasser dazu dienen müssen, unsere brennenden Kehlen zu erquicken — unser Durst ist wahrhaft fürchterlich!“

Mit unbeschreiblichem Entsetzen hörte der Peon diese Reden an; er sah, daß der Graf und seine Gattin jene schrecklichen Wirkungen der Luftspiegelung empfanden, welche in der Wüste eine Art schwer zu überwindenden Irrsinns erzeugen. Nur allzugut kannte er die verschiedenartigen Symptome dieser schauervollen Krankheit — gewöhnlich folgte dem Irrsinne betäubender Schlaf und diesem Schlafe der Tod. Um jeden Preis mußte er seine Gefährten aus diesem Starrkrampfe reißen, er mußte sich entschließen ihre falsche Freude zu zerstören und sie zur

grausamen Wirklichkeit zurückzuführen, wenn er sie anders retten wollte. Er faßte zuerst Elisabeth beim Arme.

„Madame,“ sagte er, „es ist genug mit den Illusionen; erfahren Sie die Wahrheit — wir haben uns in der Wüste verirrt. Glauben Sie nicht an die falschen Spiegelbilder, welche Ihre Blicke täuschen! Wie lange müssen wir noch wandern, bis wir aus diesem Sandmeere herauskommen! Stehen Sie auf, Madame, stehen Sie auf!“

Elisabeth lächelte sanft und erwiderte:

„Mein armer Jakob, wie hat die Sonne dein Auge geblendet! Was sprichst Du von Wüste und Sand, wenn neben uns dichtes und saftiges Gras grünt, wenn ich nur die Hand auszustrecken brauche, um sie in der sprudelnden Quelle zu baden?“

Mittlerweile war der Tag vorwärts geschritten und in dem Maße, als der Glanz und die Hitze der Sonne nachließen, verringerte sich auch der Einfluß der Luftspiegelung. Terral brachte es endlich dahin, daß sich seine Herrin mit einer letzten Anstrengung erhob; er setzte sie auf das einzige Pferd, das ihnen geblieben war, das des Negers, welches er am Zügel hinter sich herzog.

Aengstlich spähte der Peon nach dem geringsten Anzeichen, das ihm hätte hoffen lassen, eine Oase zu finden. Langsam und schweigend schritten sie vorwärts, die Wüste dehnte sich noch immer vor ihnen aus.

Plötzlich zuckte der Peon beim Anblicke einiger leichten Sandhügel, welche sich in langer Reihe hinzogen, zusammen. Ohne sich aufzuhalten, wies er mit dem Finger darauf hin und sagte mit kalter Ironie:

„Don Gontran, freuen Sie sich. Diese Hügel hier sind der Anfang des wunderbaren Goldlagers, das sich bis zu den Bacuaches-Bergen hindehnt und welches zu erreichen, Sie mit Gefahr Ihres Lebens erstrebten.“

Halb erstaunt, halb im Zweifel, rief der Graf aus:

„Das Goldlager? Und das kündigst Du mir mit so viel Gleichgiltigkeit an? Und Du machst nicht einmal Halt, Jakob?“

„Was kümmern mich diese Ströme von Goldkörnern!“ sagte Terral mit verächtlichem Achselzucken und einem besorgten Blicke auf Elisabeth, welche sich kaum mehr auf dem Pferde zu erhalten vermochte. „Im gegenwärtigen Augenblicke gäbe ich alles Gold der Erde für einige Tropfen Wassers oder für die gewöhnlichste Frucht, welche ich der Sennora bieten könnte!“

„Ah bah,“ erwiderte Gontran, „von der Sekunde an, wo wir

das Goldlager betreten, sei alle Beschwerde vergessen. Doch — bist Du auch gewiß, daß Du Dich nicht irrst, Jakob?“

Mit wilder Gier wankte er zu einem der Hügel, kniete an demselben nieder und stieß mit bebender Hand den Eisenstab in den Sand. Dann rief er triumphirend:

„Jakob, Du hast Recht, hier ist gediegenes Gold, ohne allen Beisatz; in der That, man braucht sich nur zu bücken, um es aufzuheben! So bin ich denn endlich reich und glücklich! In dem Augenblicke ist mir, als ob ich der Herr der ganzen Welt wäre! Jetzt, nachdem ich diesen unerschöpflichen Schatz gesehen habe, werde ich mit einer Anzahl Sklaven zurückkehren und ihn diesem verzauberten Boden entreißen.“ Und nun legte er sich auf den Hügel nieder und rief aus: „Welche Wollust gewährt diese Ruhe; Gott sei Dank — ich bin auf Gold gebettet!“

„Das ist nur angeschwemmtes Land, wenngleich sehr goldhältig,“ erwiderte Terral. „Auch mich freut diese Entdeckung, jedoch nur, weil sie mir ankündigt, daß wir uns Bergen nähern, von deren Höhen der Schnee in Gießbächen herabströmt! Es wird Wasser für die Herrin geben! Nur noch zwei Stunden Muth, nur noch zwei Stunden Kraftaufwand, und wir sind gerettet. Auf, Don Gontran, eilen wir!“

Aber der Graf von Favières rührte sich nicht; seine Augen hafteten unverwandt auf dem Goldlager. Er fuhr zu simuliren fort:

„Die Ausbeute durch Wäscherei begehrt die einfachsten Apparate; wir werden, wie die Indianer, Oefen von glasirter Erde anwenden. Es erheischt demgemäß unser Unternehmen kein Kapital und wir werden auch durch keine großen Vorrichtungen die Augen der Neugierigen und Diebe auf uns ziehen.“

„Jetzt handelt es sich durchaus nicht um die Ausbeute des Goldlagers,“ drängte der Peon, welcher mit Schrecken gewahrte, daß auch seine Glieder nach und nach matt wurden. „Es muß vor Allem unsere Sorge sein, die Berge zu erreichen; jeder verlorene Augenblick erschöpft das Bischen Kraft, welches wir noch haben.“

Gontran raffte eine Hand voll Goldkörner auf und ließ sie durch seine Finger gleiten.

„Laß mich meinen Reichthum betrachten,“ rief er unwillig, „das allein erquickt und stärkt mich. Ist denn nicht Gold das Ziel, nach welchem die Menschen durch ihr ganzes Leben hindurch jagen, um dessenwillen sie sich tausenderlei Entbehrungen auflegen, alle Arten von Gefah-

ren und Verbrechen wagen!? Ist es denn nicht dieses glänzende Metall, mit dem man die strengste Tugend blendet und verführt, mit dem man die Gewissen erkauft, die größten Freiheiten sich erwirbt und Herr aller Erzeugnisse der Erde wird?“

„Nun,“ erwiderte der Peon düster und höhnisch, „wenn das Gold so mächtig ist, so verschaffen Sie uns inmitten dieser glühenden Wüste eine Wasserquelle!“

„Oh, Elisabeth,“ fuhr Gontran fort, „fortan wird uns nichts mehr fehlen; wir werden ein Zauberleben führen. Mit dieser Hand voll Gold werde ich Dir Sklaven halten, die Dich in der Sänfte tragen, mit dieser werde ich Dir einen schimmernden Palast erbauen …“

Er konnte nicht vollenden, denn in demselben Augenblicke stieß das Pferd, auf welchem Elisabeth saß, einen Klageton aus, wankte und stürzte zusammen. Eiligst faßte der Peon seine Herrin in seine Arme und legte sie sanft auf den Boden nieder; dann schüttelte er mit einem heftigen Rucke seinen Herrn auf, so daß sich dieser auf den Sandhügel knieend erhob.“

„Erwachen Sie aus Ihren unnützen Träumen, Don Gontran!“ sagte Terral. „Dieser Aufenthalt ist unser Verderben! Meinen Sie denn, daß der Anblick des Goldes unsere wunden, geschwollenen Füße zu heilen vermag, daß es uns Hunger und Durst, diese furchtbarste Qual der Wüste, vergessen machen kann!?“

Der Graf suchte sich nun zu erheben; aber, was der Peon befürchtete, geschah wirklich: das Haltmachen hatte seine Schwäche vermehrt und Gontran sank erschöpft auf sein goldenes Bett zurück.

„Ich kann nicht weiter gehen,“ murmelte er. „Es ist unmöglich.“

„Unmöglich!?“ rief Terral aus. „Unmöglich, nachdem Sie das Goldlager, dessen unwiderstehliche Anziehungskraft Sie so vielen Gefahren trotzen machte, gesehen und es mit Händen gegriffen? — Oh, was für eine eingebildete, furchtbare Macht liegt in diesem Metall, um dessentwillen die Menschen selbst vor einem Verbrechen nicht zurückschrecken und das doch nicht einmal die Falten von ihrer Stirne verscheuchen, noch sie vor dem Tode schützen kann! — Sie wollen also auf diesem Goldhaufen, der Sie reich und glücklich machen sollte, verschmachten? Gestehen Sie doch zu, daß der zerlumpteste Bettler, welcher jetzt auf der Kirchentreppe zu Arispa seine Tasse Granatwasser trinkt, reicher und glücklicher ist, als Sie!“

In diesem Augenblicke rief Elisabeth mit matter Stimme:

„Jakob, ist denn nicht ein Tropfen Wasser in dieser Wüste?"

„Nein," erwiderte der Peon schmerzlich, „unglücklicherweise nein, nicht ein Tropfen, nicht ein Baum, der uns ein Bischen Schatten und Kühlung gewährte; aber dafür besitzen wir ganze Hügel von Gold, unermeßlich viel Gold!"

„Oh, warum haben wir unser bescheidenes Haus verlassen!" jammerte die Gräfin weiter. „Wie glücklich, wie ruhig hätten wir dort leben können! Wenn ich an die frischen Wasserfälle, an die Baumwollstauden und Weidenbüsche denke, unter deren Schatten ich deiner Rückkehr harrte, Gontran, so bin ich versucht, dieses nichtswürdige Goldlager zu verwünschen, um dessenwillen wir jenes Paradies verlassen haben! Jakob, warum habt Ihr mir diese schreckliche Entdeckung mitgetheilt? Ihr seid es, der uns in das Verderben trieb!"

„Madame, Sie klagen mich an?" murmelte der Peon wehmüthig.

„Ja, Euch, weil Ihr meinen Gatten nicht rettet, Ihr, der Ihr ein Kind der Wüste seid, deren Geheimnisse kennen müßt, der Goldliebe meines Mannes geschmeichelt habt und ihn nun im Angesichte dieser Schätze verschmachten lasset."

„Oh," rief Terral muthlos, „ich bin wirklich ein Elender, daß ich Ihr edles Leben der Gefahr ausgesetzt habe!"

„Ich habe ja nicht von mir gesprochen," erwiderte die Gräfin trocken.

Der Peon rang verzweiflungsvoll seine Hände.

„Wie kann ich Sie retten!?" rief er wie im Fieber. „Wie kann ich Sie retten!?"

„Jakob," fuhr die Gräfin fort, „gebt mir einen Tropfen Wasser . . . ich habe Feuer in der Kehle . . . in meinem Munde brennt es wie glühende Kohlen . . . oh, einen Tropfen Wasser . . . ich sterbe sonst . . ."

Der Peon ließ seine verstörten Blicke trostlos umherschweifen . . . „Ha!" ertönt ein Freudenschrei aus seinem Munde — er hatte am Sattelsaume von des Negers Pferde, das gefallen war, einen Wasserschlauch erblickt, der bisher der Beobachtung Aller entgangen war.

Terral sank auf die Kniee und murmelte ein heißes Dankgebet, dann lief er zu dem Pferde, machte den Schlauch eiligst los und zeigte ihn den Grafen, welcher einen gierigen Blick nach demselben warf. Ach, es waren nur mehr einige Schluck Wasser darin!

„Oh, wie ich dürste!“ murmelte Elisabeth, ihre Hände krampfhaft gegen die brennende Brust pressend.

„Welche furchtbare Qual mußte sie ertragen und mit welchem Muthe that sie dies!“ rief der Peon. „Aber, Gott sei Dank, es ist wenigstens ein Bischen Wasser übrig geblieben und die schaudervolle Pein wird für sie ein Ende haben!“

Als er jedoch auf Elisabeth zueilen wollte, hielt ihn der Graf mit gebieterischer Geberde zurück.

„Bist Du toll, Jakob?“ rief er. „Meine Frau ist erschöpft, sie wird uns nicht mehr folgen können, auch wenn sie ihren Durst löscht und wir haben vielleicht noch einige Stunden Weges vor uns. Auch mein Mund ist ausgetrocknet, auch meine Kehle glüht, auch in meiner Brust brennt ein Feuer; auch ich könnte nicht weiter, wenn ich nicht aus jenem Schlauche Erquickung erhielte.“

Voll Entrüstung bebte der Peon zurück.

„Don Gontran,“ rief er, „Sie sind ja ein Mann, Sie sind stärker, wie dieses zarte Wesen, Sie können der Qual des Durstes leichter widerstehen. Noch vor Einbruch der Nacht können wir eine Cisterne, eine Quelle, einen Fluß finden, aber sie .... Elisabeth kann nicht warten; was für uns nur ein Schmerz ist, ist für sie Todeskampf und Tod.“

Terral wollte sich aus der krampfhaften Faust des Grafen losmachen, aber dieser hielt ihn wie mit eisernen Klammern fest und rief:

„Nein, nein, Elisabeth hält uns ohnedies nur auf! Wir dürfen dieses Wasser nicht an sie verschwenden, da es uns die nöthige Kraft erhalten kann, vorwärts zu schreiten, um endlich aus dieser Sandwüste herauszukommen.“

„Wie?“ rief Terral seinen Herrn mit nicht minder entsetztem Blicke anstarrend, als dies Elisabeth that. „Wie? Sie könnten also Ihre Frau, dieses junge edle Wesen, das Sie so innig liebt, auf diesem glühenden Goldbette zurücklassen!?“

„Ah bah,“ erwiderte gleichgiltig Gontran, „wir werden wiederkehren sie abzuholen, und sind dann Alle Drei gerettet.“

Elisabeth starrte ihren Gatten mit einem Blicke an, der unbeschreiblich war. Sie fühlte, daß die Liebe, welche sie bisher für Gontran in so vergötternder Weise im Herzen getragen, vor der nackten

Niederträchtigkeit dieses Scheusals schwand und sich in tiefste Verachtung umwandelte.

„Nein und tausendmal nein!“ schrie Terral. „Ich verlasse das arme Weib nicht. Ich kann nicht harten Herzens ihr Gewimmer anhören, wo ich ihre Qualen zu lindern im Stande bin; ich werde nicht wie ein feiger elender Mörder das Weib tödten, das sich uns anvertraute und das wir zu schützen gelobten!“

„Aber ich sage Dir, elender Thor,“ kreischte der Graf, „daß wir Beide durch das Wasser hier gekräftigt, den Ausweg aus der Wüste finden werden. Meinethalben können wir dann uns bemühen, auch meine Frau zu retten, wenn wir aber jetzt ihren momentanen Leiden nachgeben, verschmachten wir sicher Alle Drei.“

In diesem Augenblicke erhob sich Elisabeth, sank aber sogleich wieder erschöpft zurück und jammerte:

„Oh, der Durst, der Durst . . . welch' ein Summen in meinen Ohren, welch' ein Brennen in meiner Brust! . . . Oh, mein Gott, mein Gott! nur einen Tropfen Wasser auf meine Lippen! —“

„Hören Sie, hören Sie?“ sagte der Peon zu dem Grafen.

„Nun ja, es muß entsetzlich sein, aber — leide ich denn nicht auch?“

„Ein Tiger würde Mitleid haben mit so viel Qualen!“ rief Terral. „Beruhigen Sie sich, Madame, fassen Sie wieder Muth, ich bringe Wasser.“

Elisabeth warf ihrem Gemal einen Blick der unsäglichsten Verachtung zu, streckte die Hände gegen den Peon aus und rief: „Einen Schluck Wasser, Jakob, schnell . . . einen Schluck Wasser!“

„Platz da, Don Gontran!“ rief der Peon. „Lassen Sie mich zu Ihrer Frau!“

„Nein,“ schrie Gontran, „nein! Du willst mir den Besitz der Goldmine entreißen! Dieser Schlauch ist meine einzige Hoffnung, mein Leben! Her mit ihm, ich befehle es Dir!“

„Wahnsinniger!“ schrie der Peon außer sich, „Du drohst, während Du bitten solltest?“

„Ich soll meinen Diener bitten? Nein, ich will sehen ob ich noch Gewalt über ihn habe.“

Mit diesen Worten umfaßte er Terral und riß ihn an sich. Der Peon, wenngleich unvorhergesehen angegriffen, wehrte sich dennoch tapfer, aber Gontran war mit einem Jagdmesser bewaffnet und führte

mit demselben plötzlich einen Stoß nach seinem Gegner. Glücklicherweise fing ihn dieser mit dem Arme auf — der Schlauch rollte auf die Erde, der Wunde des Peons entquollen Blutstropfen — die beiden Gegner umfaßten sich wie zwei Schlangen, wälzten sich auf dem Sande und rangen wüthend mit einander.

Bei dieser furchtbaren Kampfscene öffnete Elisabeth, die bis nun geschlossenen Augen — sie versuchte es, sich zu den Ringenden hinzuschleppen — ihre Glieder waren jedoch wie gelähmt — ihre Stimme erstarb in der Kehle.

In diesem Augenblicke zwang die Erschöpfung Beide zu einem Waffenstillstande.

„Jakob," sagte der Graf, „das Weib dort ist dem Tode verfallen; was hilft es, ihren Todeskampf um einige Stunden zu verzögern? Leeren wir zusammen diesen Schlauch und wir werden unsere Goldmine erreichen."

„Wie?" rief der Peon voll Grauen. „Sie denken noch fortwährend an jene Mine, die ich mit Freuden für einen Tropfen dieses Wassers geben würde, das in meinen Augen kostbarer ist, als tausend Königreiche!? Und was rettet denn Elisabeth!?"

Mit blutunterlaufenen Augen und todtfahlen Zügen wendete sich nun der Graf von Favières gegen seine unglückliche Gattin.

„Elisabeth," rief er, „befehle diesem Menschen, der Dich liebt und Dir allein gehorcht, daß er zuerst mich meinen Durst stillen lasse!"

„Oh, der Durst . . . der Durst . . ." wimmerte die junge Frau halb besinnungslos und mit röchelnder Stimme.

Durch diesen Weheruf kehrte dem Peon die volle Kraft zurück; er schleuderte mit Gewalt den Grafen zur Seite, stürzte auf den Wasserschlauch, riß den Kork heraus und führte den erquickenden Trank an die brennenden Lippen des Weibes, für das er willig tausend Leben hingegeben hätte.

„Ich bezahle Dir damit den Trunk auf dem Cepo!" murmelte Terral.

Der Graf gerieth über diese aufopfernde Handlung in so sinnlose Wuth, daß er aufsprang, hinzueilte und sein Jagdmesser in den Rücken des treuen, aufopfernden Dieners stieß; aber — in demselben Momente wendete sich dieser, in seiner steten Vorsicht um und so streifte das Messer nur seine Schulter. Er suchte nun Don Gontran die

Waffe zu entreißen, was ihm auch gelang; Gontran wollte sich derselben wieder bemächtigen, warf sich mit ganzer Gewalt auf Terral und — rannte sich selbst die Klinge bis an's Heft in die Brust. Röchelnd stürzte er zu Boden — Graf Gontran von Favières war nun für immer auf Gold gebettet.

Alles dieses war das Werk eines Augenblicks. Der Peon stand vor Schreck versteinert neben dem sterbenden Gebieter, während Elisabeth mit geschlossenen Augen und in gierigen Zügen den Labetrunk hinabschlürfte.

Als Elisabeth tief aufathmend wieder die Augen öffnete und den blutigen Leichnam ihres Gatten erblickte, stieß sie einen herzzerreißenden Schmerzensruf aus; es war eine unbeschreibliche Scene des Jammers. Das junge Weib, das früher mit so glühender Liebe an dem Manne ihres Herzens hing, weinte und wehklagte nun — trotzdem sie ihn in Folge seines schändlichen Benehmens in der Wüste verachten gelernt hatte — um den Verlorenen.

Terral schien Sprache und Besinnung zu fehlen und er erhielt selbe erst wieder, als Elisabeth sich zu ihm wandte.

„Mörder meines Gatten!“ schalt sie. „Stoße den tödtlichen Stahl auch in meine Brust!“

„Ihr irrt, Herrin,“ sagte der Peon mit überzeugender Ruhe. „Nicht ich habe Don Gontran getödtet, er that das selbst in seinem Egoismus, Euch das Wasser zu entreißen und mich zu hindern Euch zu vertheidigen. Ihr saht und hörtet selbst, wie feige und niederträchtig er Euch opfern wollte, nur um sein Leben zu retten und seiner Habsucht noch eine Zukunft zu bereiten.“

Dann wiederholte er ihr die näheren Details, welcher sie sich nur allzusehr erinnerte, und schloß mit den Worten:

„Madame, ich glaube Ihnen bewiesen zu haben, wie tief ergeben ich Ihnen bin und wie wenig selbstisches Interesse ich verfolge. Wenn Sie jetzt noch nicht einsehen, daß der Graf von Favières Ihrer Liebe vollkommen unwerth gewesen, so gibt es keinen Trost mehr für Sie. Gontran hat ein düsteres Loos ereilt, er hat sein Grab gefunden auf dem Golde, um dessenwillen er Ihr Leben opfern wollte. Ich will nicht sagen, daß Sie ihn vergessen sollen, aber um Eines bitte ich Sie: verlassen Sie mit mir diesen Trauerort, gedenken Sie, daß Sie Mutter sind, daß Sie ein armes verlassenes Kind erwartet; Sie müssen sich Ihrer Alice erhalten, das ist Ihre heiligste Pflicht. Kom-

men Sie, es wird der Trunk Ihre ärgsten Schmerzen gestillt haben, Ihre Füße werden wieder Kraft gewinnen und Sie noch eine Strecke weit tragen, bis zu dem Orte, wo Sie sich vollends zu erholen vermögen werden.“

Terral sprach so eindringlich und überzeugend, daß das Mutterherz den Sieg über den Schmerz um den durch eigenes Verschulden gefallenen Gatten errang. Sie sah still weinend zu, wie der Peon den goldschimmernden Sand über dem Leichnam zu einem Grabeshügel aufwarf und ließ sich dann willenlos und gebrochen von ihm hinweg geleiten.

Elisabeth war durch den Trunk so weit gestärkt, daß sie, wenn auch beschwerlich, dennoch vorwärtsschreiten konnte. Wollte sie ja schluchzend wieder zusammensinken, so rief Terral blos den Namen ihres Töchterleins, und sofort gewann die arme Frau wieder Muth und Kraft. Endlich nach mehr als zweistündigem Wandern erschienen die ersehnten Berge — noch eine letzte Anstrengung — und die Reisenden hatten die Sandwüste mit all ihrem Goldreichthum hinter sich.

Nach Verlauf zweier Monate bestieg eine junge, in Trauer gekleidete Frau in Vera Cruz ein nach Frankreich bestimmtes Schiff, sie reiste in Begleitung eines unermeßlich reichen Mexikaners, der aber gegen sie die Zärtlichkeit eines Anbeters, vereint mit der Sorgsamkeit eines treuen, aufopfernden Dieners beobachtete. Ihr Gepäck bestand in einer Kiste, welche von mäßiger Größe und von enormem Gewichte war — sie enthielt einen reichen Schatz von Gold. Diese Frau war die verwitwete Gräfin Elisabeth von Favières, der Mexikaner nannte sich Jakob Terral.

In Frankreich angekommen eilte die junge Frau wie auf Windesflügeln dem Orte zu, wo sie ihr geliebtes Töchterchen Alice in Max Birman's Händen zurückgelassen hatte; sie fand es blühend und schön wieder, und ihre Freude darüber hatte keine Grenzen.

Nach abermaligem Verlaufe einiger Monate kehrte dasselbe Paar nach Mexiko zurück, diesmal vermehrt um eine Person; es waren dies: Herr Jakob Terral mit seiner Gattin Elisabeth und seiner Stieftochter Alice.

Ein englischer Werther.

In den Siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts lebte auf seinem Landgute in der Grafschaft Huntingdon der berühmte Diplomat und Staatsmann Lord Eduard Sandvich. Derselbe hatte sich 1748 beim Kongresse in Aachen ausgezeichnet, wurde später Staatssekretär und erster Lord der Admiralität, und lebte nun, schon in reifen Jahren, zurückgezogen seinem Familienglücke.

Er war aber nicht verheiratet, sondern hatte seine Freundin bei sich.

Diese war Miß Margareth Reay, die Tochter eines Logenschließers im Coventgarden-Theater, welche als dreizehnjähriges Mädchen in einem Handschuhladen zu London gedient hatte. Durch ihre Schönheit, Anmuth, natürliche Lebhaftigkeit und ihren Witz fühlte sich Lord Sandvich dergestalt angezogen, daß er ihr Gönner wurde und es mit der zärtlichsten Liebe und Rücksicht durch eine lange Reihe von Jahren, ja bis zu ihrem Tode blieb. Er hatte ihre vollständige Erziehung besorgt und ihr in gesellschaftlicher Beziehung alle jene Annehmlichkeiten und Ehren verschafft, welche ihr bei ihrer zweifelhaften Stellung vor der Welt und dem Gesetze möglich waren.

Neunzehn Jahre lebte Miß Reay in intimer Verbindung mit ihrem edlen Gönner und Freunde; sie hatte ihm während dieser Zeit neun Kinder geboren (von denen jetzt noch Eines, einer der ausgezeichnetsten englischen Kronjuristen, lebt), und so stand sie in der Mitte der Dreißiger, was zur Meinung führen sollte, sie hätte Verstand genug gehabt, um keine leichtsinnigen Streiche zu machen.

Zur selben Zeit lebte ein sehr junger Mann, Namens James Hackman, Sohn eines Kaufmanns aus Hampshire. Er wurde von seinen Eltern zu demselben Geschäfte bestimmt, war jedoch zu lebhaften Geistes und warmen Blutes, als daß von ihm zu erwarten war, er werde als Geschäftsmann sein Glück machen. Daher strengten die Eltern ihre letzten Kräfte an, um ihm eine Offiziersstelle zu erkaufen. Dergestalt wurde er Fähnrich im 68. Infanterieregimente.

Er war noch nicht lange im Dienste gestanden, als er ein Kommando erhielt, um Rekruten zu sammeln, und da führte ihn sein Auftrag nach der Grafschaft Huntingdon. Lord Sandvich nahm ihn mit großer Freundlichkeit auf und lud ihn oft an seinen Tisch, ohne zu ahnen, zu welch' traurigem Ende diese Bekanntschaft führen sollte.

James Hackman lernte Margaretha Reay kennen, die er beinahe Mutter hätte nennen können, und entbrannte bald in wahnsinniger Liebe zu ihr. Miß Reay ließ sich ein bischen mehr Zeit, aber auch sie wurde ebenso zärtlich von dieser Flamme entzündet.

Beide dachten an eine eheliche Verbindung; Hackman, für welchen sich keine Aussicht zu einem Avancement in der Armee zeigte, dachte daran seine Offiziersstelle niederzulegen und — in den geistlichen Stand zu treten. Unsere Leser dürfen sich darüber nicht wundern. Er konnte sein Offizierspatent verkaufen und durch die Gunst irgend eines vornehmen Patrons eine Pfarre erhalten; dergleichen ist wie bekannt in England Brauch.

Hackman wendete somit alle seine Gedanken auf die Kirche und — um sein Ziel zu erreichen — nahm er schon die Ordination an und hatte bereits in der Grafschaft Norfolk eine Landprediger-Stelle erhalten, was um Weihnachten des Jahres 1778 geschah.

Während der Zeit hatten die Liebenden eine Korrespondenz geführt, aus welcher wir einige Briefe mittheilen. Zu manchen der Anspielungen, welche darin vorkommen, fehlt wohl der Schlüssel, sie konnten jedoch nicht fortgelassen werden, ohne die Färbung des Ganzen zu verwischen; auch sind sehr reiche, interessante Charakterzüge eingewebt, die schon an und für sich von Werth für das Zeitbild sind. Die Wortklaubereien, der haut gout der modernen vornehmen Gesellschaft, den verzweifelten überschwenglichen estilo culto in Theater- oder anderen Kreisen jener Epoche, diese Niaiserien der Liebesverstecke und Liebeswitze, den abstrakten Styl, die oft schwülstige, verschrobene Sprache verzeiht man nicht ungerne, wenn neben dieser Manier die Poesie einer mächtigen Naturwahrheit in den schlagenden Momenten hervorbricht.

An Miß Margaret Reay.

Huntingdon, 6. Dezember 1775.

Oh meine herzinnige Margaret, nein, ich will nicht länger im Vortheile stehen, ich will nicht mehr beschämt sein, daß Du, süßestes großmüthigstes Wesen, in Hangen und Bangen, wie gestern, Dich mir bekennst. Wenn mein Glücklichsein, meine Margaret nicht glücklich macht, dann meine Glückseligkeit, hinweg mit Dir!

Und doch könnte ich dagegen remonstriren. Angenommen, er hat Dich erzogen — angenommen, Du fühlst Dich verschuldet gegen ihn wegen der zahllosen Vollkommenheiten, die sein Geist in Dir erweckt hätte — bist Du darum denn sein Eigenthum? Ist es denn wie ein Pferd, das sein Herr erzogen hat und es darf nicht mehr gegen Sporn und Zügel sich sträuben? Angenommen endlich, Du wärst sein Eigenthum, hat denn die Treue so langer, langer Jahre gar keine Wucht, um von der langen Stufenleiter der Dankbarkeit einige Sprossen wenigstens abzubrechen?

Eure verschiedenen Jahre! — Angenommen, Du hättest noch nicht tausendmal deine Schuldigkeiten abgelöst, gibt es denn keine Ablösungen, die durch die unnatürliche Ungleichheit der Jahre von selbst eingetreten sind? — Kann die Natur Einem verbieten, daß er bei 55 immer stehen bleiben soll und von einer andern fordern, daß sie bei 25 schneller eilen solle? Und ich setze dabei die geringsten Maße. Manche Frauen stehen ja in denselben Verpflichtungen zu ihren Vätern. (Doch nein — wenige oder keine können sich für ähnliche Vervollkommnungen bei Jemand bedanken). Ja sie sind noch mehr Dankes schuldig für ihre Väter, nämlich es ist noch ein Zusatz, Sie danken ja ihr Alles der Existenz Ihrer Eltern. Müssen Sie sich aber darin allein an Ihre Väter lehnen? Muß der Jasmin überall seine zarten Arme um die sterbende Ulme schlingen?

Mein geringes Vermögen kennst Du ja. Willst Du mit mir theilen? Und offen und ehrlich sag' Seiner Gnaden, dem Lord, daß Du ihm Dank schuldig warst, so lange als es deine Schuldigkeit war, bis Dir die Liebe sagte, daß Du nun gegen Andere eine Schuldigkeit hast, nämlich gegen Hackman.

Guter Himmel und Du konntest doch noch schwanken?

Ich will ja gar keinen Vortheil für mich. Gewiß nicht. Nur an deine Kinder will ich Dich erinnern. Oh, mein Gott, und zweifelst Du daran, wie ich ihnen ein treuer herzlicher Vater werden will!

Wäge die Schalen ab — Dankbarkeit oder Liebe. —

Sinkt jene, dann schwöre ich bei meiner Liebe, morgen gehe ich zu meinem Regimente.

Wenn die Liebe aber siegt, rufe den Sieg aus und fordere den Preis. Ich will ja keinen Vortheil.

Denke doch darüber. Ich will Dich ja nicht überraschen. Ueberschlafe es, ehe Du antwortest. Trim soll morgen wieder die alte List brauchen. Und — wollte es der gnädige Himmel — daß Du diese Nacht allein schläfst!

Warum sangest Du gestern das süße Lied, obgleich ich Dich doch so inständig bat. Die Worte und deine Stimme waren zu viel.

Was sollen Worte sagen was ich denke!

An Master Hackman.

Huntingdon, 7. Dez. 1775.

Mein theurer Hackman! — Das ist eine traurige Geschichte seit gestern. Aber fürchte Dich nicht. — Wir sind nicht vor Profanen verrathen. Unser schönes Märchen ist — (auf wen hattest Du denn Verdacht?) nur der Liebe und der Dankbarkeit vertraut geblieben. Und sie müßten, aus zwanzig Gründen meine ich, deine Freunde bleiben.

Ueber deine Rechtsfrage ist gestern, seit dem Abgang des ehrlichen Trim, ernstlich hin und her gestritten worden. Die Liebe, wenn ich sie auch nicht für so ganz blind ansehe, ist doch eben ein Richter wie Sir John Fielding. Ich wäge streng und ernst, rechts und links; auf Seiner Gnaden Seite stimmt der Kopf, auf deiner das Herz. Diese letztere führt an: wenn ich den Vasalleneid der Dankbarkeit zu einer Zeit abgelegt, wo ich, der Himmel weiß es, nichts von Liebe wußte, so sei er nicht giltig, und ich sei in voller Freiheit, nun beides, Leib und Seele, zu opfern, denn — doch still! Morgen beim Mittagessen will ich das Endurtheil sprechen. Nur noch das — Liebe sendet Dir die zärtlichsten Wünsche und Dankbarkeit — und ich — weiß Dir nicht genug zu danken für deinen schöuen, lieben, edlen Brief von gestern.

Nun aber, mein Hackman, nichts mehr von so häßlichen Schrullen! Du darfst nicht zum Advokaten wider mich werden. Ich will Dir ja keine Mühe machen. 's ist ja unmöglich.

Also morgen kommst Du. Und gewiß wird Omiah die Liebe nicht ermorden. Dennoch glaube ich, daß er gestern unsere Augensprache bemerkte. Das Auge spricht eine Sprache, die Jeder verstehen kann. — — —

Was würde Rousseau dazu sagen, mein Hackman? — Deine Meinung morgen. Ich schreibe auch kein Wort mehr, denn das Gewissen, das über meine linke Schulter lauscht, könnte mir die Feder und vom Papier das Wort fortreißen: morgen!

An Miß R.

Huntingdon, 7. Dez. 1775.

Oh, Du meine theuerste Seele. Vom Himmel hoffe ich, daß Trim Dich heute noch vor Abend erreicht. Nicht ich, nein, mein ganzes künftiges Leben soll Dir danken für das eine theure Blatt Papier, das Du mir eben geschickt hast. Segen und Segen! Aber sprechen, mich ausdrücken, geloben und bitten, dann erst, wenn die glückliche Stunde kommt.

Nun höre mich, Margaret. Wenn ich deine Liebe verdient habe, dann will ich sie ganz verdienen. Ein Beweis, doch — ich habe Dich ja um nichts gedrängt, was dein Gewissen verwirft .... Unsere Liebe, der unerbittliche Tyrann unserer Herzen, fordert dieses Opfer, aber er bittet uns, die geweihten Mauern des edlen Lord nicht zu beleidigen. Wie liebevoll lud er mich im vorigen Oktober nach Huntingdon ein, und ich war ihm ein ganz unbekannter Offizier. Wie höflich empfing er mich gleich in seinem Hause. Wenn ich daran denke, wie erfüllt es mich mit Schamgefühl.

An Master H.

Huntingdon, 10. Dez. 1775.

Deine Briefe von vorgestern und das, was Du mir gestern in meiner Wohnstube sagtest, haben mich wahnsinnig gemacht. Du willst etwas verkaufen, was Du hast, und dann einen andern Schritt thun, um Geld zu verschaffen für uns Beide! Das ist nicht hübsch. Du weißt, wie es in so delikaten Angelegenheiten mit mir peinlich ist. Mich heiraten zu wollen, daran mußt Du nie denken. Wie, ein Mann, den ich so hoch ehre, der will bei einem Lord um eine Anstellung oder so etwas sich

verkaufen! Was soll die Welt denken! Oh, es empört mich. Meine ganze Seele sträubt sich dagegen. Ueberdem, Master Hackman, ich fühle mich nur so weit schuldig, oder entschuldbar, daß ich einer jugendlichen Leidenschaft mich hingab. Konsequenzen, Vortheile davon, daran denke ich nicht. Wenn Du mich näher, inniger kennen gelernt hast, etwa in einer Woche oder in zehn Tagen, dann wird auch deine Meinung sich sehr geändert haben. Und dennoch wirst Du mich ebenso aufrichtig lieben, wie ich — — oh, still davon!

Ich will das aber in einem Liede sagen, welches ich Dir noch nicht vorgesungen, und es ist doch mein Liebling. Es sind Verse aus einer alten schottischen Ballade, welche, wie man behaupten will, Lady A. W. niedergeschrieben hat. Seit wir Beide uns gegenseitig vollständig gekannt haben, mochte ich sie Dir nicht wieder vorsingen, weil es auf unsere Lage zu anzüglich ist. — Und was mehr jetzt, als Du mich gestern mit deinem grausamen lieben Vorschlage erschreckt hast! — Ich weinte wie ein Kind, als ich es heute Morgen summte:

„Ich geh wie ein Geist um; meine Spindel schwirrt um,
Ich denk nur an Jamie, — und Sünde wär's drum!
Ich wünscht' ihm die beste Frau, die es nur thut,
Denn alt Robin Grey, er verdient es so gut."

Meine Augen werden mir zu weh, um es weiter zu schreiben. Laß mich morgen wieder meinen Jamie sehen. Dein Name ist ja auch Jamie.

An Miß R.

Huntingdon, 28. Dez. 1775.

Wie Du zu großmüthig gestern wegen meiner grundlosen Eifersucht mich beschwichtigt hast. Ich hatte es nicht verdient. Und wie ich mich selbst in meiner Leidenschaft exponirte! Aber ich sage es Dir ja, meine Leidenschaften sind alle Schießpulver. Doch, Gott sei Dank dafür, ich bin doch noch kein Othello.

„Nicht Leid zu Eifersucht; doch trifft sie mich,
Dann schmettert sie zum Boden — —"

Und Gott weiß, wie ich Dich liebe, verehre, vergöttere.

Und wie konnte ich neben Dir noch an ein Geschöpf wie — denken! Du sagtest gestern, Du wolltest es mir vergeben, und ich hoffe, Du hast vergeben. Aber ich möchte es gern morgen noch einmal von deinen Lippen hören. Alles soll bereit steh'n — auch die Guitarre, nach der ich schrieb, ist gekommen, und ich bringe das Lied mit und Du sollst es singen und spielen dabei, und ich will Dich bitten, es mir zu verzeihen und Du sollst mir verzeihen und — noch viele — fünfhundert außerdem.

Eifersüchtig ich! — Ja, ich bin's, ich wäre zu eifersüchtig auf dieses Blatt Papier, wenn Du es mit zu großer Inbrunst küssen solltest.

Welch ein Narr ich sei? — Nein, Margaret, sage lieber welch ein Liebhaber!

Tausend Dank für dein Bild.

An dieselbe.

Huntingdon, 1. Jänner 1776.

Könnte ich diesen Morgen Dich nicht sehen, will ich's — Dies ist ein neues Jahr. Möge jeder Tag für meine Margaret ein glückseliger werden. Aber gibt

es noch einen Wunsch oder etwas, was Segen ist, was ich Dir nicht schon gewünscht habe?

Ein neues Jahr — ich liebe nicht dies Wort. Man könnt's auch denken auf neue Liebe, Geliebte, Liebesschwüre — ich kann das nicht leiden. Margaret kann nie ihren Hackman vertauschen. Ich will's beschwören, sie kann ihn nie für einen neuen, wahrhaftern Geliebten vertauschen.

Ein neues Jahr — 76. Wo werden wir sein in 77? Wo in 78? Wo 1779? Wo denn 1780? —

In Jammer oder in Glückseligkeit, im Leben oder im Tode, im Himmel oder in der Hölle — wo Du bist, da muß ich sein!

An Master H.

Huntingdon, 23. Februar 1776.

Wo warst Du diesen Morgen, mein Leben? Ich zitterte und bebte vor Kälte und wäre beinahe erfroren, wenn ich nicht auf Dich gewartet hätte. Ich bin unwohl, recht unwohl. Was konnte Dich abhalten? Du hattest ja selbst verabredet.

Warum nicht schreiben, wenn Du nicht kommen konntest? — Und dann hatte ich einen Traum in letzter Nacht, einen traurigen Traum, mein Hackman.

„Befürchtung ist's um Dich, Geliebte,
Denn Geisterträume schreckten mich heut' Nacht."

Du antwortest mir vielleicht mit meiner Geliebten Iphis:

„Was achten auf die schwarzen Nachtgebilde,
Die nur ein kranker Magen foppt im Schlaf."

Ja, ich kann mir aber nicht helfen. Ich bin ein schwaches Weib und nicht Soldat. Ich sah, Du hattest ein Duell mit einer Person, von der, nach unserer Verabredung, nicht gesprochen werden darf *). Ihr ermordet Euch Beide, Einer den Andern. Ich sah nicht nur seinen Degen, sondern ich hörte auch den scharfen Stahl, wie er durch meines Hackman's Brust sauste. Ich sah Euch Beide sterben und mit Euch starben Beider Liebe und Dankbarkeit. Um wen muß Margaret trauern? fragte ich mich. Ach, es ist Keiner da.

Nenne mich albern; aber ich bin unwohl, jämmerlich, kläglich! Wahrhaftig, wahr und wahrhaftig, so ist es. Um Gottes Willen, laß mich von Dir hören.

Derartige Briefe, wie die vorliegenden, gab es mehr als hundert. Die Exaltation in Hackman's Schreiben steigerte sich von Jahr zu Jahr. Er wurde nach Irland versetzt, ertrug die Entfernung von dem Gegenstande seiner Anbetung nicht, quittirte, wurde Theologe und stand am Vorabende, Pfarrer zu werden.

Hackman kehrte nach London zurück und sah Margaret

*) Lord Sandwich.

Reay anfangs häufig, später seltener. Es schien, als hätte Pflichtgefühl für ihren greisen Wohlthäter Lord Sandwich, dem sie, wenn auch nicht angetraut, doch als Mutter seiner Kinder, als Gefährtin im Hause, angehörte, sie gegen Hackman zurückhaltender gemacht.

Das mochte des jungen Poeten und Pfarrkandidaten Exaltation auf den höchsten Punkt steigern, ohnedies war sie durch Lektüre (darunter spielte Göthe's „Werther" keine unwichtige Rolle) immer mehr und mehr entzündet worden. Und so trat endlich die schauerliche Katastrophe ein, welche nun folgte.

Es war am 7. April 1779; Hackman hatte sich den ganzen Tag über mit der Lektüre von Blair's*) Predigten beschäftigt.

Am Abende machte er einen Ausgang nach der Admiralität, wo er — es heißt zufällig? — Miß Reay sah, welche mit einer Freundin, die bei ihr auf Besuch gewesen, in die Kutsche stieg. Der Wagen fuhr nach dem Koventgarden-Theater, wo beide Damen das Stück: „Liebe im Dorfe" anschauen wollten.

Hackman war zur selben Zeit in das Theater getreten, ging aber bald darauf wieder nach Hause, steckte zwei geladene Pistolen zu sich und kehrte damit in das Schauspielhaus zurück, wo er ruhig bis zum Ende der Vorstellung blieb.

Miß Reay kam aus dem Theater und setzte den Fuß eben auf den Kutschentritt, da — stand plötzlich Hackman neben ihr und — zerschmettert sie mit einer Pistole. Im Augenblicke darnach drückte der Mörder die zweite Pistole auf sich selbst ab, jedoch — der Schuß ging nicht los. Rasch wendete er die Pistole um, faßte das Rohr am Ende und schlug sich mit dem Kolben heftig auf die Schläfe, wobei er sich jedoch nur leicht verletzte.

Sofort entrissen ihm die Umstehenden das Gewehr. Nachdem man ihm das Blut etwas gestillt hatte, schleppte man den Mörder zu dem nächstwohnenden Richter zu Tothilfields bei Newgate.

Die Zeugen sagten aus, daß der Mörder, als er der Ermordeten im Gedränge des das Theater verlassenden Publikums nachgefolgt sei, plötzlich dieselbe mit dem Finger auf der Schulter berührte, wie um sie aufmerksam zu machen. Im nächsten Augenblicke habe er zwei Pistolen aus der Tasche gerissen, mit der ersten die Dame ebenso im

*) Hugo Blair, einer der berühmtesten geistlichen Redner und Schriftsteller neuerer Zeit. Geb. 1718, gest. 1800.

Augenblicke erschossen und mit der zweiten sich selbst einen Schuß beibringen wollen, der aber versagt habe. Sie versicherten ferner, daß Hackman seinem Opfer so nahe gestanden habe, daß die Dame den Mörder beim Fallen berührt haben mußte. Nachdem derselbe sich weder durch die Kugel noch den Pistolenkolben hatte tödten können, schrie er auf: „Es möchte ihn doch Einer umbringen!“ Ein sicherer Master Mac Mahon verband ihm die Wunde und führte ihn in die Shakesspeare-Taverne, wo Miß Reay, sofort, nachdem sie dort hingebracht worden, verstorben war.

Aus der gerichtlichen Untersuchung erhellte nicht das mindeste über den geheimeren Zusammenhang der That. Der Angeklagte erklärte sich für nicht schuldig.

Schon am Tage nach der Ermordung seiner Geliebten schrieb er an den letzten Vertrauten:

An Charles — Esquire.

Tothilfields, 8. April 1779.

Ich lebe — und sie ist todt. Ich erschoß sie und mich nicht. Von ihrem Blute klebt noch auf meinen Kleidern. Mich verlangt nicht mit Dir zu sprechen — ich wünsche auch nicht, daß Du mich besuchst, komme nur und bringe mir etwas starkes Gift. So stark, daß es genug ist. Auf meinen Knieen bitte ich Dich, wenn deine Freundschaft ernsthaft war, komm', komm', bringe mir Gift.

An denselben.

Tothilfields, 9. April 1779.

Dein kurzes Billet von gestern und der zugleich angekommene lange Brief von vorgestern, der schon vorgestern mich erreichen sollte, haben meinen Entschluß verändert. Ich ertheile Dir hier feierlich das Versprechen, welches Du wünschest. Ich will keinen Angriff auf mein Leben thun. Hätte ich deinen freundlichen Brief zur rechten Zeit erhalten, dann glaube ich, wäre das nicht vorgekommen.

Verzeihung, was ich Dir wegen des Giftes sprach. Ich bin jetzt nicht recht zurechnungsfähig. Nichts soll mich mehr versuchen. Mein Tod ist allein, was ich als Sühne den Gesetzen meines Vaterlandes darbieten kann. Dr. V. — hat mir einen trefflichen Rath gesandt und Master H. — meine falschen Argumente verschüttet und vernichtet. Auch ein Wesen wie ich hat Freunde! —

Endlich stand der Angeklagte vor der Jury in den Sessionen von Old Bailey. Die Untersuchung führte William Blackstone, der berühmte Verfasser der Kommentarien über die englischen Gesetze, Professor in Oxford.

Bei dem Prozesse kam nichts Besonderes oder dramatisch Ueberraschendes vor; nur bei seiner Vertheidigung gab er Rechenschaft ab, weshalb er auf die Frage des Richters sich als nicht schuldig erklärt hatte. Er sagte:

„Ich würde gerne den Gerichtshof der Mühe überhoben gehabt sehen, noch Zeugen, wodurch erst meine Schuldigkeit festgestellt werden mußte, zu vernehmen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, daß, wenn ich mich vorhinein als schuldig bekannte, es den Anschein gehabt, als hoffe ich dadurch dem Todesurtheil mich zu entwinden — etwas, dem ich doch entschieden entgegen war und den Gesetzen meines Landes, mich zu unterwerfen die ernste Absicht hatte *).

„Ich stehe hier vor den Schranken als der unglückseligste Mensch von der Welt und bekenne mich im vollsten Sinne als Kriminalverbrecher. Und während ich hier mit Scham und Reue bekenne, daß ich mein Leben selbst zerstören wollte, ja daß es nicht allein ein Vorsatz geblieben, sondern zur That wirklich geworden ist, so muß ich doch feierlich und mit der Wahrheit protestiren, als man es mir in einer so feierlichen Lage meines Lebens wohl glauben wird, daß mein Wille, sie zu zerstören, welche mir in meinem Leben die allertheuerste war, nur eine wahnsinnige, unwillkürliche Aufwallung war, die ich jetzt auf das allertiefste bedauere. Der Brief, welchen ich an meinen Schwager überlassen wollte, wird dies vor allen guten Menschen, hoffe ich, zur vollen Ueberzeugung bringen!“

Nachdem Hackman derart gesprochen, wurde der erwähnte Brief vorgelesen, dessen Schluß undeutlich ist, was vielleicht eine Folge unrichtiger Abschrift. Er lautet:

„Mein theurer Freund — wenn dieses Dich erreicht, bin ich nicht mehr. Möge Dich aber mein Unglück nicht zu sehr erschüttern. Ich habe gekämpft, so lange es ging, aber es überwältigt mich jetzt. Du weißt, wer das Ziel meiner Leidenschaft war. Weil ich durch eine oder die andere Schuld ihre Liebe verlor — eine Idee, die ich nicht ertragen konnte — trieb's mich zum Wahnsinn.

J. Hackman.“

Folgerichtig sprach die Jury ohne Zögerung ihr „Schuldig“ aus.

Hackman hörte mit völliger Fassung und Ruhe diesen Spruch an. Die wenigen ihm gelassenen Tage benutzte er mit Schreiben, ernsten Betrachtungen und Gebet.

---

*) Der Angeklagte, der sich vornherein als schuldig vor Geschwornenrichtern bekennt, thut dies gewöhnlich in der Hoffnung und Aussicht auf ein Gnadengesuch.

Am 17. April erhielt der zum Tode Verurtheilte einen kurzen, aber höchst bedeutsamen Brief, der den ganzen Edelmuth des Schreibers kennzeichnet. Das Billet lautete:

„An Master Hackman in Newgate.

17. April 1779.

Wenn der Mörder von Miß Reay zu leben wünscht, will der Mann, den er am Tiefsten gekränkt hat, seinen Einfluß darauf verwenden, ihm sein Leben zu retten."

Er kam von Lord Sandwich, dem es, bei seinem Einflusse als geachteter Staatsmann, ein Leichtes gewesen wäre, Hackman's Begnadigung unter irgend einer Form zu verschaffen.

Am selben Tage ging von Seite Hackman's folgender Brief ab:

„Die Zelle des Verurtheilten in Newgate. 17. April 1779.

Der Mörder Derjenigen, welche er verehrt, mehr als sein Leben verehrt, vermuthet die Hand, von welcher ein Geschenk ihm geboten wird, welches er weder wünscht, noch verdient. Seine Wünsche gehen nach dem Tode, nicht nach dem Leben. Er hat einen Wunsch. Könnte ihm in dieser Welt von dem Mann Verzeihung vergönnt werden, welchen er am Tiefsten gekränkt hat — oh Mylord, wenn ich ihr in einer andern Welt begegnete, mir möglich wäre, mit ihr zu sprechen (insofern selige Geister um irdische Dinge noch wissen und fühlen können), oh, daß Sie uns beiden verzeihen könnten und, daß Sie der Vater werden ihrer theuern Kinder!

James Hackman."

Unter den Billets und Betrachtungen an den erwähnten Freund heben wir schließlich noch das Folgende hervor:

An Charles — Esquire.

Newgate, Sonnabend Nacht, 17. April 1779.

Mein theurer Charles — die Glocke hat eben 11 geschlagen. Alles ringsum in diesem traurigen Gebäude ist auf einige Zeit ruhig geworden. Ach, möchte es so in meiner Brust sein.

Die dumpfe Feierlichkeit meiner immer so beliebten Young'schen Nachtgedanken, die harmonisch jeder Zeit zu meiner Seele stimmen, würde mich diesmal noch weit höher gestimmt haben, wenn ich die Donnerglocke von Saint Paul in den Mauern der Newgate-Verurtheilten in dieser stillen Nacht hören könnte. Der Ton ist wahrhaft feierlich — er scheint wie der Ton des Todes.

Oh, daß es die Glocke des Todes wäre! Wie lechzt mein Ohr ungeduldig auf das Dröhnen der Glocke. Und doch — noch einen Tag nur. Ruhe, Ruhe, unruhiger Geist, bis dahin. Und dann —

Mein Gott, mein Schöpfer, mein erster Vater! Du, der Du mich gemacht hast mit diesen Gefühlen, diesen Leidenschaften, diesem Herzen! Du, der Du alle Macht bist und alle Barmherzigkeit! Wohl weißt Du, daß ich nicht, wie so viele

andere deiner Kreaturen, dem Irrthum lebte, es gebe keinen Gott. Noch fiel ich auch nicht in den Irrthum, daß ich Recht hätte, ein anderes Menschenleben zu rauben. Oh dann, mein Vater, verwirf mich nicht auf immer von deiner väterlichen Anwesenheit. Nicht Strafen, Qualen, ich fürchte keine Hölle; was ein Mann ertragen kann, das kann ich. Meine Furcht ist, von deiner Güte undankbar gewürdigt zu sein, unwürdig also deiner Gegenwart und verstoßen zu werden aus dem Lichte deines Werthes.

Wohl weißt Du, es sträubte sich mein Sinn dagegen, undankbar zu sein gegen etwas aus deiner Kreatur — ja es sei ein Hund, ein Thier — sogar unbelebte Dinge — einen Baum, ein Buch! Und könntest Du, daß ich mich widerlehnen dankbar werden sollte gegen Dich selbst!

Und könnte — könnte ich entsagen den Freuden der anderen Welt, denen, welche kein Auge sehen, keine Zunge sprechen, kein Traum wiederspiegeln kann — könnte ich dafür entsagen einem ewigen Dasein der Liebe und Seligkeit mit ihr, welche —

Wahnwitziger Mörder! Du die Seligkeit des Paradieses!

Mein Vater, der Du bist im Himmel, ich kniee im Staube vor deiner Barmherzigkeit; ich verschließe den Athem und erwarte den Schooß, wo Dein Urtheil tönen wird.

Die Hinrichtung James Hackman's fand am 18. April 1779 statt. Während des ganzen Zuges nach Tyburn — der Richtstätte — schien er sehr erschüttert, aber sprach wenig.

Als er in Tyburn angekommen war und aus der Kutsche stieg, um den Karren zu besteigen, nahm er von Dr. Porter und dem ordentlichen Geistlichen in herzlicher Weise Abschied.

Er schied rasch von der Welt.

Es ist nie ermittelt worden, ob Margareta Reay als Dulderin, unschuldig, nur in Folge zufälliger Umstände dem Lose verfallen und, von einer dämonischen Leidenschaft verstrickt, den Tod gebüßt, oder ob sie eine sträfliche oder leise Schuld gegen den Geliebten traf, ihr Mörder aber in seinen letzten Bekenntnissen mit eben solchem Liebeswahnsinn ihren Schatten rein zu brennen versucht hat.



Ein Inkognito Ludwig's XIV.

Der sogenannte pyrenäische Friede war zwischen Frankreich und Spanien von den beiden ersten Staatsministern, Kardinal Julius Mazarin und Don Louis de Haro, am 7. November 1659 auf der Fasaneninsel im Bidassoaflusse auf der Grenze beider Staaten geschlossen worden. Im Jahre 1635 hatte der Krieg zwischen Frankreich und Spanien seinen Anfang genommen, er dauerte noch nach dem westphälischen Frieden (1648) fort. Frankreich verband sich mit England (1657), nachdem der Protektor Olivier Cromwell bereits 1655 den Krieg an Spanien erklärt hatte, und eroberte in den spanischen Niederlanden mehrere feste Plätze; zugleich mußte Spanien zur See und in Amerika Verluste erleiden. 1640 war Portugal abgefallen, Catalonien im Aufstande, Andalusien zum Abfalle geneigt und in Italien griff Savoyen die spanische Lombardie an. So mußte sich denn König Philipp IV. von Spanien entschließen, jenen Frieden einzugehen, welcher das Uebergewicht der Macht Ludwig's XIV., Königs von Frankreich, befestigte. In Folge dieses Friedens vermälte sich am 6. Juni 1660 der zweiundzwanzigjährige König Ludwig XIV. mit Philipp's Tochter, der nur um zwölf Tage jüngeren Infantin Maria Theresia, welche Verbindung bei beiden Nationen viel Freude erregte. Philipp wollte selbst seine geliebte Tochter den Händen ihres Gemals übergeben und die Fasaneninsel in der Umgebung von San Juan de Luz wurde zu dieser merkwürdigen Zusammenkunft auserwählt.

Ludwig der XIV. begab sich mit der Königin Mutter, Anna von Oesterreich, dem Staatsminister Kardinal Mazarin und dem ganzen Hofe, nach Aix der Hauptstadt der Provence. Daselbst fühlte er jedoch bald eine Uebersättigung, veranlaßt durch die ermüdenden Ehrenbezeugungen und die Langweile der Etiquette. So kam es denn, daß er eines Abends dem Herzoge Nikolaus Neufoille von Villeroi, seinem gewesenen Erzieher und Freunde, der nun seine Gar=

den befehligte, den Vorschlag machte, am nächsten Morgen, mit Tagesanbruch, das Schloß zu verlassen und mit seinem Jagdhunde Medor, der dem Könige fast nie von der Seite wich, auf die Jagd zu gehen. Sie wollten sich verkleiden und nur einen, ebenfalls verkleideten Pagen mitnehmen, ein Vorhaben, das pünktlich ausgeführt wurde.

Es war am 28. Mai 1660, als die beiden Freunde mit dem Pagen, als Lakaien verkleidet, in der Morgendämmerung aus Aix herausschritten und an den reizenden Ufern der Louine, die sich in der Ebene dahinschlängelte, fortschlenderten. Medor zeigte sich sehr rührig und spürte massenhaftes Wild auf, so daß die geschickten Jäger eine bedeutende Anzahl Wachteln und Wasserhühner schoßen, welche von dem Pagen in seine Jagdtasche geschoben wurden.

Ein Unangenehmes hatte die Jagd dennoch, es brannten die Sonnenstrahlen mörderisch auf ihren Leibern. Wohl bemerkten sie Anfangs in ihrem Vergnügen nicht, daß sie bereits von Schweiß trieften. Wenn sie nur wenigstens die Vorsicht gehabt hätten, sich vom Weiten eine Kalesche oder Reitpferde folgen zu lassen, würden sie der Abmattung und den Qualen des Hungers, die sich bereits einstellten, schneller entkommen sein, so aber verzehrte sie ein brennender Durst, den Nichts, als höchstens das schlammige Wasser der Louine hätte stillen können. Da die Sonne von Stunde zu Stunde höher stieg, vergrößerte sich auch die Pein unserer Jäger; König Ludwig keuchte bereits wie ein Piqueur, der seine Meute führt, hielt endlich im Schatten einer Citronenhecke an und sank vor Entkräftung, Hunger und Durst nieder.

Während der Herzog von Villeroi und der Page auf einen Weiler zugingen, den sie in einiger Entfernung bemerkten, um von dorther Nahrung und Labung für den Gebieter zu verschaffen, blieb Ludwig allein, hingestreckt auf den Rasen, mit seinem treuen Medor, der ihm die Hände leckte und die rosenrothe Zunge hängen ließ, was zu sagen schien: „Sieh', auch ich komme um vor Durst."

Der König liebkoste seinen Hund.

„Armes Thier!" rief er aus; „ich habe nichts für Dich. Wenn ich nur auf diesen Bäumen einige reife Früchte sehen würde, allein die Jahreszeit ist noch nicht so weit vorgerückt. Also, Medor, wir müssen schon zu leiden uns bequemen!"

Kaum hatte Ludwig diese Worte gesprochen, so fiel eine Orange von größter Schönheit zu seinen Füßen nieder. Vermeinend, es sei dies ein Werk des Zufalls, hob er die Frucht auf, riß die Schale ab und

erquickte seine trockenen Lippen mit dem köstlichen, saftigen Fleische. Sogleich wurde eine zweite Pomeranze über die Hecke geworfen und rollte ebenfalls zu seinen Füßen. Ueberrascht, gerührt, stand er auf und wollte sehen, woher denn dieses unerwartete himmlische Manna komme und — er entdeckte durch mehrere Gebüsche von blühenden Citronenbäumen die Gestalt eines jungen Mädchens mit etwas von der Sonne gebräunten, aber sehr frischem Teint, großen, schwarzen, flammenden Augen und langen schwarzen Haaren, die unter einem kokett auf das eine Ohr gesetzten Strohhute hervorquollen und in reizenden Locken auf die schönen Schultern fielen. Ein süßes Lächeln um die purpurnen, schwellenden Lippen bezeugte die Freude, welche sie darüber empfand, dem jungen, hübschen, klagenden Jäger eine angenehme Ueberraschung bereitet zu haben.

Ludwig winkte ihr zu, näher zu treten.

„Wer bist Du denn, reizendes Geschöpf?“ fragte er nun.

„Ich bin eine Bewohnerin des Dorfes Mereuil, das hier ganz in der Nähe liegt,“ erwiderte die Provençale. „Eben reinigte ich unsere Citronenbäume vom garstigen Gewürme, als ich eure klagende Stimme hörte. Ihr solltet Noth leiden, während ich Euch doch laben konnte! Nein, das wäre das erste Mal gewesen, daß sich Blanche unempfindlich für die Stimme eines Leidenden gezeigt hätte. — Aber nun sagt auch Ihr mir, junger Jäger, wer Ihr seid? Und wie schön seid Ihr! Wie freue ich mich, Euch zu Hilfe gekommen zu sein!“

Während die reizende Blanche dies sagte, setzte sie sich mit anmuthiger Vertraulichkeit und liebenswürdigem Erröthen zu dem unbekannten Jäger. Sie entkorkte dann eine Kürbisflasche, zog ein Stück Roggenbrot und einige trockene Früchte aus einer Tasche und sagte in kindlich unschuldigem Tone:

„Wie gerne möchte ich Euch alles dies anbieten und überdies noch das Stück Kuchen von feinstem Weizenmehle, das mir meine Mutter gegeben hat, allein — ich berührte es bereits mit meinen Lippen . . .“

„Ach, gib nur!“ erwiderte Ludwig, indem er das Mädchen mit Bewunderung anschaute.

„Ach, wie schön der Jäger ist!“ wiederholte Blanche.

Die Unterhaltung wurde bald belebter. Die Provençale theilte dem Jäger mit, daß sie die einzige Tochter eines seit zwei Jahren verstorbenen Landmannes sei und durch ihre Arbeit die Stütze und der

Trost ihrer alten kränklichen Mutter geworden. Ludwig seinerseits gab sich für einen Lakai des Königs von Frankreich aus, welchem er in die Provence gefolgt sei, worauf Blanche tausend Fragen an ihn stellte.

„Man sagt," sprach sie unter Anderm, dabei den Lakai stark fixirend, „er sei der schönste Mann seines Reiches. Ist er sogar schöner als Ihr? — Wenn dies der Fall ist, muß er unter den Hofdamen gräßliche Verheerungen anstellen."

Dieses Lob, aus dem frischesten und ausdruckvollsten Munde entzückte den König so lebhaft, daß er Blanche in seine Arme schloß und auf deren Stirne einen Kuß drückte. Die Holde geberdete sich darüber nicht überrascht, ja sie sträubte sich keineswegs dagegen, daß er ihre rosigen Wangen küßte, als er jedoch seine Lippen ihrem blendend weißen Halse nähern wollte, da rief sie mit einem Lächeln voll argloser Unschuld und vertraulicher Treuherzigkeit:

„Oh genug, lieber Herr, genug!" Ihr geht wahrhaftig zu weit! Stirne und Wangen konntet Ihr wohl küssen, denn dieses verbietet nicht die Sitte unseres Landes, zudem seid Ihr so schön, daß man Euch eine solche Gunst kaum zu verweigern vermöchte; mehr aber ist nicht erlaubt, denn ich gehöre Christian an, dem ich bereits meine Hand versprochen habe."

„Wer ist denn dieser glückliche Christian?"

„Es ist der geschickteste Pflanzer von Olivenbäumen an den Ufern der Louine. Er ist allerdings nicht so schön als Ihr, indeß fehlt dazu nur wenig; übrigens liebe ich ihn. Wir sind seit drei Wochen Braut und Bräutigam und in acht Tagen Mann und Frau."

„Wie?" rief Ludwig, „Ihr könntet einen einfachen Landmann heiraten? Das werde ich keineswegs zugeben und ich will Euch ein besseres Schicksal bereiten."

„Ihr wollt, Ihr wollt! Das ist sehr viel gesagt; ich meine, daß nur der König sagen kann: Wir wollen!"

„Nun denn," versetzte schalkhaft lächelnd Ludwig, „wir wollen, daß ein so reizendes, gutes, liebes Engelskind nicht im Dorfe bleibe. Wenn Ihr einwilligt, so nehme ich es auf mich, Euch in die königliche Silberkammer zu bringen und Euch das glänzendste Los zu sichern."

„Und was geschieht dann mit Christian?"

„Christian, Christian — nun wir wollen sehen, ob wir ihn im Parke beschäftigen können.“

„Und mein gutes altes Mütterchen?“

„Die wird Euch begleiten.“

„Ach, Ihr vergeßt, daß sie kränklich und schwach ist; es hieße ihr den Tod geben, wollte man sie nöthigen, die Olivenbäume zu verlassen; ja und ich selbst hätte niemals die Kraft, den Ort zu verlassen, wo ich die ersten Liebkosungen meiner Eltern empfing. Oh, ich ziehe meine Pomeranzenbäume, eine einzige Liebkosung meiner Mutter und einen zärtlichen Blick Christian's Allem vor, was mir im Palaste des Königs von Frankreich geboten werden könnte.“

Ludwig XIV., dem das schöne Mädchen immer mehr gefiel, bot alle seine Ueberredungsgabe auf, um es seinen Wünschen geneigt zu machen, aber das reine, feste Herz desselben war nicht zu erschüttern und so verfehlte er seinen Zweck vollständig. Auf alle seine Lockworte erhielt er in Blanche's schlichter, unbefangener Weise die Antwort:

„Und meine alte Mutter, welche die Stütze meines Armes nicht entbehren kann? Und Christian, den ich liebe? Und meine Citronenbäume, meine Lieblingsarbeiten, meine Jugendgewohnheiten? — Nein, nein, ich will da sterben, wo ich das Leben begrüßt habe. Ich hörte sagen, daß eine versetzte Blume bald dahinwelkt — deshalb will ich auch hier bleiben, blühen für Christian und ihm meine Frische, meinen Frohsinn, meine Pomeranzenbäume und meine Liebe erhalten.“

Mittlerweile näherte sich der Herzog von Villeroi, gefolgt von dem Pagen, der die Erfrischungen für den König trug.

„Ich würde,“ sagte der König auf Blanche und ihre beinahe geleerte Tasche deutend, „mich der hier empfangenen Gastfreundschaft unwerth halten, wenn ich auch nur das Geringste von anderer Hand nähme.“

Dabei machte Ludwig ein Zeichen, welches dem Herzoge verrieth, daß der König sein Inkognito beibehalten wolle, und so behandelte man ihn als Kameraden und einfachen Lakai. Die Provençale, immer fester überzeugt, daß sie es mit Bedienten des Königs zu thun habe, wurde immer zutraulicher und überließ sich ganz der Lustigkeit ihres glücklichen Temperamentes.

Indessen war es Mittag geworden und die drei Jäger schickten



Ein Inkognito Ludwigs XIV.

sich an, die Stadt zu erreichen, wo sie — wie sie sagten — den Dienst des Königs versehen müßten.

„Wie seid Ihr glücklich!“ rief Blanche aus. „Ihr seht den König täglich und in bequemster Weise! Man sagt, er sei ebenso schön als galant; ich gäbe — glaube ich — Demjenigen meine schönsten Orangen und erlaubte ihm überdies noch, so viele Küsse, als ihm beliebt, zu nehmen, der mir das Glück verschaffte, König Ludwig den Vierzehnten in der Nähe zu sehen.“

„Das nehme ich auf mich,“ sagte lachend Ludwig, zog aus der Jagdweste ein Portefeuille, riß ein Blatt heraus, schrieb mit Bleistift ein paar Worte darauf und übergab es Blanche.

„Nehmt dieses Papier,“ sagte er, „und bringt es gegen sechs Uhr Abends nach Aix, in den Palast des Gouverneurs, zeigt es ihm und Ihr werdet einen Platz erhalten, an welchem Ihr den König bequem sehen könnt.“

„Meinen Christian darf ich doch auch mitbringen?“

„Meinetwegen!“ erwiderte Ludwig, eine kleine Aufregung von Aerger unterdrückend.

„Haltet Ihr mich aber nicht etwa zum Besten?“ fragte Blanche. „Ich werde also unseren schönen, unseren großen König sehen, nicht wahr?“

„Traut auf mein Wort,“ sagte Ludwig mit solcher Würde, daß er beinahe sein Inkognito verrathen hätte. „Ich habe noch nie eine Zusage gebrochen.“

„Ja, ja, das glaube ich schon, Ihr küßt viel zu freimüthig und unbefangen, als daß Ihr ein Betrüger sein könnt,“ versetzte lachend die Reizende. „Also auf Wiedersehen für heute Abend.“

Die vermeintlichen Lakaien entfernten sich nun grüßend und Blanche lief in das Dorf Mereuil, wo sie ihrem Christian den ganzen Vorfall, die Küsse nicht ausgenommen, erzählte, ihm auch das Billet übergab, worauf nur die Worte geschrieben standen: „Sie ist es.“

„Ach,“ rief Christian, „die Fremden haben sich nur auf deine Kosten einen Spaß erlaubt.“

„Wenn Du nicht daran glaubst, gehe ich allein,“ erwiderte Blanche beinahe beleidigt; „derjenige, welcher mir den Zettel gab, hatte etwas so Ehrfurcht einflößendes in seinem Blicke, etwas so Ungezwungenes in seiner Rede, er gestattete mir überdies, daß mich mein

Bräutigam begleiten dürfe, so daß ich nicht im Stande bin an seiner edlen Gesinnung und Absicht zu zweifeln.“

„Du magst Recht haben, ich folge Dir.“

Das Brautpaar, angethan mit seinen Festkleidern, wanderte Arm in Arm an den Ufern der Louine vorwärts und langte, weit vor der bezeichneten Stunde, an den Thoren der Stadt Aix an. Die Straße, welche zum Palaste des Gouverneurs führte, war von Leuten angefüllt.

„Oh, wir werden bis zum Eingange nicht durchdringen können!“ sagte Christian, schob jedoch kräftig Alles bei Seite, was ihm den Weg versperrte.

„Bah!“ meinte Blanche, „meine Mutter sagt immer: Mit Geduld und Muth erreicht man sein Ziel. Nur vorwärts!“

Endlich, nach vielen Bemühungen, gelangte das Pärchen bis zum Schweizer, dem Blanche das Billet hinreichte, welches sie aus dem Busen gezogen hatte.

„Platz gemacht! Platz gemacht!“ rief der Schweizer sogleich, denn er hatte bereits in Betreff des Brautpaares seine Befehle erhalten. „Führt die jungen Leute hier unverzüglich zum Herrn Gardekapitän Herzog von Villeroi.“

Der Herzog ließ das Brautpaar allsogleich vor und ergötzte sich an Blanche Erstaunen, als sie in dem mächtigen Hofherrn einen der angeblichen Lakaien erkannte. Villeroi nahm sie nun bei der Hand und führte sie durch mehrere große Säle, in denen eine Unzahl der elegantesten Personen anwesend war, bis zu jenem Saale, in welchem sich der König aufhielt.

Mit einem Lächeln, in welchem unschuldsvolle Anmuth sich mit ehrfurchtsvoller Rührung paarte, sprach sie den König an:

„Sire, ich hatte wohl Recht zu sagen, daß der König nicht schöner sein könne, als Ihr.“

Hierauf stellte Ludwig XIV. das Landmädchen allen Kavalieren und Damen vor, wünschte Christian Glück, daß er eine so zärtliche und treue Braut habe, und befahl dem Gouverneur, in seinem Namen der Hochzeit beizuwohnen und das Brautpaar mit 40.000 Livres auszusteuern.

Ueberglücklich durch die Milde und Gnade des Monarchen, hörten Blanche und Christian nicht auf, den schönen Tag zu preisen, an welchem sie der König von Frankreich neuerdings verlobt hatte.

Ludwig XIV. empfing, so lange er lebte, am 28. Mai jeden

Jahres von dem Ehepaare einen Korb voll Pomeranzen, die er jedesmal auf seinen Tisch setzen ließ und deren merkwürdige Schönheit und köstlicher Duft ihm die reizende Provençale in's Gedächtniß zurückriefen. Einer süßen Erinnerung sich hingebend, erzählte er dann, mit welcher edlen Einfalt und kindlichen Offenheit Blanche den Küssen des angeblichen Lakais die gebührenden Grenzen gesetzt und mit welcher Standhaftigkeit sie es verweigert habe, ihm nach Hofe zu folgen.

„Ich trinke," schloß er dann, „auf das Wohl und die Ehre aller Mädchen, welche — wie Blanche — allen Verführungen, selbst den, ungeachtet des Inkognitos so mächtigen Verlockungen eines Königs, mit solcher Unerschütterlichkeit zu widerstehen wissen."

Jüdische Ehen werden im Himmel geschlossen.

In der düstern und einsamen Hinterstube eines alten Hauses in der Bäckerstraße zu Wien saß ein Greis, der Großhändler Moses Ehrenstein, vor einem Schreibtische aus Eichenholz, dessen schön geschnitzte Säulen sein Alterthum verbürgten; neben ihm ließ eine halberöffnete Wertheim'sche Kassa eine bedeutende Menge von Werthpapieren, Wechseln, Banknoten und Goldmünzen bemerken.

An den Stuhl des Alten gelehnt stand eine Jungfrau, deren reines, etwas längliches Profil den Typus der orientalischen Schönheit darbot; ihr schwarzes Seidenhaar rahmte sich um das schön geformte Haupt in üppigen Flechten und verschlang sich hinter demselben in eine reiche Lockenfülle, die auf den weißen, zierlich gebauten Hals herabfiel. Der Glanz ihrer großen schwarzen Augen wurde durch lange feingeschnittene Augenbrauen gemäßigt und die harmonischen Umrisse der schlanken Taille, das reizende Füßchen, sowie die blendend weiße Hand vollendeten den Adel ihrer Gestalt.

Der Greis sagte nun zu dem jungen Mädchen:

„Esther, Du wurdest am 23. Juli 1850 geboren, heute ist der 22. Juli 1868, Du wirst also morgen Dein achtzehntes Jahr vollenden. Es ist der Augenblick gekommen, wo ich Dir meine Anord-

nungen in Betreff deiner Zukunft mittheilen muß, damit Du Dich darnach richtest. Du bist vier Jahre alt gewesen, als deine Mutter starb, damals hat mich der Schmerz über ihren Tod bewogen, Prag zu verlassen, wo ich meine theure Sarah kennen gelernt, wo ich so glücklich mit ihr gelebt hatte. Den Abend vor meiner Abreise trat mein Bruder Josef in mein Gemach, seinen Sohn Abel, ein achtjähriges Knäblein, an der Hand haltend, und der sagte zu mir: „Moses, Du willst uns verlassen, wer weiß, wenn wir uns wiedersehen! Von jetzt an werden Freitag Abends und am Samstage unsere Stimmen im Tempel des Herrn nicht mehr vereint erschallen; wir werden an festlichen Tagen nicht mehr an einer Tafel speisen, am Vorabende des Passahfestes *) wird mich das Grabmal unseres Vaters allein erscheinen sehen. Fruchtlos werde ich Dich vor dem Marmor suchen, der die geehrten Ueberreste deckt, an denen wir seit zwanzig Jahren mit gebeugtem Haupte, mit verschlungenen Händen unsere Thränen und Gebete in Eins verschmolzen haben. — Mein Bruder, bevor wir uns trennen, sollte uns doch ein neues Band fester miteinander vereinigen. Sieh', ich hab' einen Sohn, Du hast eine Tochter —. „Ich ließ meinen Bruder nicht ausreden, denn ich errieth seinen Wunsch, und vollzog eure Verlobung; die beiden Zeugen, welche vom mosaischen Gesetze erfordert werden, waren da: mein Bruder und ich. Der kleine Abel nahm einen Ring von seinem Finger, steckte ihn Dir an und sagte zu Dir mit lauter Stimme: „Esther, wenn Du dareinwilligst meine Gattin zu werden, so empfange dieses Pfand!"

„Ist das nicht," entgegnete bebend Esther, „was man vormals die Kidúschin nannte?"

„Vormals! Vormals?" rief der alte Jude mit zornerfüllter Stimme. „Vormals? Auch heute noch, mein Fräulein! Sind denn die Gesetze Gottes so sehr in Vergessenheit gerathen, daß Du selbe nicht mehr kennst?"

„Ich glaubte," erwiderte Esther in kindlicher Demuth, „daß im neunzehnten Jahrhunderte die Kidúschin nicht mehr im Gebrauche seien."

„Im neunzehnten Jahrhundert? Da haben wir's — so ist die Sprache der heutigen Jugend, das ist die Frucht der schönen Erziehung, die Du bei Frau von Springer, meiner modernen Schwester, Dir

*) Ostern.

angeeignet hast. Ach, hätte ich meine theure, vielgeliebte, fromme Sarah nicht verloren, wärest Du nie von mir gegangen. Glaubst Du denn, daß der Allmächtige mit Freuden darauf herniederschaut, wenn sein Tempel vereinsamt steht, wenn die heiligen Gesänge nur von erkauften Miethlingen gesungen werden und das Volk Israels, das Volk, welches das seinige zu nennen ihm gefiel, ruchlose Gebräuche befolgt, am heiligen Sabbath die Gewölbe und Magazine öffnet, an die Börse geht und Zigarren raucht, wie die Christen!? Glücklicherweise gibt es noch einige alte Juden, echte Patriarchen, auf der Erde hie und da zerstreut, welche leben, um des Allmächtigen Lob zu singen, seinen Namen zu segnen und den gegenwärtigen und folgenden Jahrhunderten zu beweisen, daß das Volk des Herrn existirte und noch ferner existirt, ja stets existiren wird. Also, habt Ihr mich verstanden, mein Fräulein? Ihr habt Abel Ehrenstein's Kidúschin empfangen und die Kidúschin sind genau so heilig, wie die Vermälung inmitten des Tempels und mit ganz Israel zum Zeugen. Zum Beweise, daß sie der Trauung gleich sind, können sie nur durch Scheidung gebrochen werden."

„Durch die Scheidung!?" rief Esther aus, und man merkte, daß sie diese Idee mit großem Wohlgefallen auffaßte.

„Wohlan, Esther," sprach der alte Ehrenstein mit großem Ernste, „ich hoffe, daß Du deine Pflichten vollkommen erkennen wirst, daß Du nicht glauben wirst, es könne Dir möglich sein —"

„Aber," unterbrach ihn das reizende Töchterlein, „wenn ich etwa meinem Vetter nicht gefallen sollte?"

„Gott Israels! wer hat Dich, mein Kind, so kühn gemacht, an dem Gehorsam zu zweifeln, welchen dein Vetter den Geboten seines Vaters leisten wird? Ich zweifle keineswegs an dem Deinigen. Geh', Esther, geh' mein Töchterlein," fuhr er in sanfterem Tone fort, „ich hab' Dir gesagt, was ich Dir zu sagen hatte. Die Sonne geht unter, der Freitag ist zu Ende, es beginnt der Samstag. Geh', mein Kind, und zünde die Sabbathlampe an!"

Esther machte einige Schritte gegen die Thüre, aber in demselben Augenblicke, wo sie die Schwelle überschreiten wollte, wurde sie von ihrem Muthe, ihrer Kraft verlassen und sie brach in heftiges Weinen aus. Trotz der Anstrengung, die sie machte, um ihr Schluchzen zu unterdrücken, trafen die Schmerzenstöne dennoch das Ohr des Großhändlers, der sich auf's neue in die Berechnung der Papiere vertieft

hatte, welche vor ihm ausgebreitet lagen; er wendete seinen Blick gegen die Thüre und, seine Tochter erblickend, rief er ungeduldig aus:

„Wie? Du bist noch hier?"

„Nur noch ein Wort, Vater, bevor wir uns trennen," erwiderte Esther zu seinem Tische zurückkehrend.

„Sprich schnell!" rief Moses und seine Aufmerksamkeit schien zwischen dem Schmerze seiner Tochter und dem Kassaabschlusse getheilt, den er vor Einbruch der Nacht vollenden mußte.

Esther wendete sich flehend zu ihm.

„Oh, mein Vater, ich bitte Dich — opfere mich nicht! Opfere deine Tochter nicht einem Manne, den sie nicht kennt!"

„Opfern?" fragte der Alte überrascht. „Was willst Du mit diesem Ausdruck sagen? Opfern, das ist auch eine von euern neuen Ideen, mein Fräulein. Du sagst, Du kennst deinen Verlobten nicht? Nun, er wird nächsten Montag hier sein, da kannst Du Bekanntschaft mit ihm machen."

„Aber, Vater, ich liebe ihn nicht."

„Was weißt Du davon, da Du ihn nicht kennst."

„Nun, so werde ich sterben, das ist gewiß."

Ehrenstein zuckte die Achseln und erwiderte:

„Geh', Du bist eine Thörin, Esther. Wenn Abel alt wäre, häßlich und bösartig, so würde ich deinen Schmerz begreifen; so aber findet gerade das Gegentheil statt: er ist jung, seine Gestalt sehr anmuthig, sein Benehmen zierlich und wie das eines Kavaliers, sein Charakter vortrefflich, sein Benehmen höchst liebenswürdig, kurz er ist ein Gentleman des neunzehnten Jahrhunderts, wie Du es doch prätendirst, so schreibt mir mein Bruder."

Esther entgegnete im bitteren Tone: „Schreibt Dir auch dein Bruder, ob —"

Aber Papa Ehrenstein wies seiner Tochter die Thüre und sagte: „Genug, genug, ich habe nicht Zeit deine Einwendungen anzuhören! Verlass' mich jetzt."

Esther verließ laut schluchzend das Zimmer.

Auf dem Gange trat der schönen Esther eine bejahrte Frauensperson entgegen, deren Kleidung eine reinliche Wirthschafterin bezeichnete, sie hielt ein Stück Wachskerze in der Hand.

„Mein Leben, ich such' Dich schon seit einer Viertelstunde, um die Sabbathlampe anzuzünden," sagte die alte Frau.

„Ach, warum ist meine gute Mutter gestorben!" rief Esther schmerzerfüllt aus.

„Damit sie die Lampe anzünde? Höre, Kleine, es ist baarer Unsinn darüber zu weinen."

„Nein, gute Leah, nicht deshalb; aber meine Mutter hätte es nicht geduldet, daß man ihr Kind hinopfere."

„Opfern? Dich hinopfern? Und wer ist es, der Dich hinopfern will?" rief Leah mit aller Lebhaftigkeit ihrer Nation. „Glaubst Du, das würde ich leiden, ich, die Dich mit der Milch ihrer Brüste genährt? Du bist ja auch mein Kind! Jetzt komm nur die Lampe anzuzünden, die Nacht bricht ein; dein Leid kannst Du mir nachher erzählen. Komm, Du mein süßer Stern! Nimm das Wachslicht, es ist der Ueberrest von demjenigen, welches an dem großen Jom Kipur *) im Gemache deiner Mutter gebrannt hat — es wird Dir Glück bringen."

Esther nahm das Wachslicht, das ihr von der Amme dargeboten worden, und folgte derselben in den Speisesaal. Von der Decke herab hing an einer kupfernen Kette eine Lampe vom nämlichen Metall herab, sie war von runder Gestalt, mit sieben Schnäbeln, und aus jedem derselben ging ein Docht hervor, dessen anderes Ende in Oel getaucht war. Die Jungfrau stieg auf einen Stuhl und nahm, nachdem die Amme die Wachskerze angezündet hatte, selbe in die Hand und entzündete die Dochte aller sieben Schnäbel, wobei sie jedesmal sprach: „Gesegnet sei der Herr, unser Gott, der den Sabbath geheiliget hat!"

Nachdem dies vollzogen war, begab sich Esther nach ihrem Boudoir, das von einem Divan nach türkischer Art umgeben war; sie sank auf die Kissen desselben nieder und hieß die Amme an ihrer Seite Platz nehmen.

„Höre mich, Leah," sagte sie, „dann sprich selbst, ob ich nicht sehr zu beklagen bin. Vor Allem gib mir Kunde, ob Du gewußt hast, daß ich von meinem Vetter Abel die Kidúschin erhalten habe?"

„Ja wohl ist es so, mein Kind."

„Nun, so höre — er wird kommen."

„Welches Glück! Dann ist ja eine Hochzeit im Hause!"

---

*) Versöhnungsfest, der sogenannte „lange Tag."

„Schau meine Thränen, meine Verzweiflung an, dann wage es nochmals zu sagen, welches Glück das sei."

„Was, also darum weinst Du, mein Estherchen?"

„Warum sollte ich sonst weinen?"

„Mein Kind, deine Thränen sind unnütz. Du hast die Kidüschin empfangen."

„Aber ich war damals noch ein Kind und wußte nicht, was ich that."

„Dein Vater aber war kein Kind und hat wohl gewußt, was er gethan hat."

„Aber — ich liebe einen Andern — ich kann meinen Vetter nicht heiraten."

Bei diesem Geständnisse, welches unwillkürlich aus Esther's Herzen quoll, drehte sich Leah auf ihrem Sitze schnell um und rief entsetzt aus:

„Du kannst ja keinen Andern heiraten, theures Kind!"

„Dann muß ich sterben, Leah!" stammelte Esther mit schmerzgebrochener Stimme und ihr Schluchzen verdoppelte sich.

„Nu — nu — wir wollen sehen, was zu machen ist. Weine nicht so, Du zerreißest mir das Herz." Dabei weinte die Amme bittere Zähren. „Aber sage mir endlich — Du verlassest mich ja keinen Augenblick — wo kannst Du denn den Andern gesehen haben!? Gott Israels, ist das ein Unglück!"

Esther trocknete ihre Thränen und sprach mit etwas festerer Stimme:

„Du wirst Dich gewiß noch erinnern, daß im vorigen Jahre die Schwester meiner Mutter, Frau von Levi, die in Prag wohnt, eben im Begriffe war ihre Tochter Pauline zu verheiraten, nach Wien kam und sich die Einwilligung meines Vaters erbat, daß ich mit ihr nach Prag zur Hochzeit reisen und einen Monat dort bleiben dürfte. Am Hochzeitstage meiner Cousine war Ball und auf dem Balle ein junger Mann —"

„Ich denke," unterbrach sie die Amme, „es werden ihrer mehrere da gewesen sein."

„Natürlich, aber ich hatte nur Augen für diesen Einzigen. Wie er in den Saal trat, wünschte ich — den Grund davon weiß ich selbst nicht — daß er sich gegen mich wenden möge und als es geschah, ergriff mich eine nie gefühlte Angst. Es nannte nämlich Jemand meinen

Namen, Esther Ehrenstein; da schien der junge Mann überrascht, wendete seinen Blick mir zu und sah mich lange und ernst an. Ich bin sicher, er hätte meine ganze Toilette beschreiben können, ohne eine Blume zu vergessen, mit solch prüfendem Blicke betrachtete er mich. Als das Orchester das Zeichen zum Beginne des Tanzes gab, schritt er auf mich zu, um mich aufzufordern. Ich nahm seine Hand erröthend an und von dem Augenblicke an tanzten wir oft zusammen. Er that viele Fragen an mich, über meinen Vater, meine Erziehung und unsere Lebensart in Wien — oh, meine liebe Leah! es bedurfte nicht zweier Quadrillen, um zu errathen, daß der junge Mann meine Hand zu erhalten wünschte."

„Also hat er Dir gestanden, daß er Dich liebe und hast Du ihn errathen lassen, daß Du ihn wieder liebst? Unvorsichtiges Kind, das Du bist!"

„Oh nein, meine gute Amme, das sagte ich ihm nicht."

„Nun, so gibt es noch Mittel. Und wie heißt denn der junge Mann?"

„Das weiß ich nicht, liebe Leah, ich habe ihn seit der Zeit nicht wiedergesehen."

„Wie? Und Du willst die Frau eines Unbekannten werden, dessen Namen Du nicht einmal weißt?" rief die Amme höchst erstaunt.

Esther, welche sich durch die Erzählung ihres Ballerlebnisses schon zur Hälfte getröstet fühlte, fuhr fort:

„Vor Allem muß ich Dir bemerken, daß, wenn ich seinen Namen wüßte, mir der Mann ja nicht unbekannt wäre."

„Aber, Kind, das Erste, was man thut, wenn einem Jemand gefällt, ist doch mindestens das, daß man sich um seinen Namen erkundigt. Wenigstens scheint es mir so."

„Der Schein trügt, meine Liebe; ich wagte keine Frage, aus Furcht zu erröthen und daß er auf meinem Gesichte lesen könnte, was ich im Herzen fühlte."

„Aber, Kleine, ich habe meinen Mann sehr lieb gehabt, und fürchtete niemals zu erröthen, wenn ich von ihm sprach."

„Vielleicht geschah dies, weil Du ihn erst nach der Hochzeit liebtest?"

„Ja wohl — ei, ich glaubte nicht, daß man vorher lieben könne."

„Nun aber siehst Du, daß man es kann. Aber, Leah, rathe mir nun, was soll ich thun?"

„Was Du thun sollst, theures Kind? Nichts — ihn vergessen.“

„Niemals werd' ich das können!“

„Und deinen Vetter mußt Du heiraten.“

„Eher sterben!“

„Derlei darf man sich nicht vornehmen. Was heißt Niemals? Die jüdischen Heiraten sind im Himmel geschlossen — siehst Du — und was Du sagst und was Du thust, ob Du Dich freust oder weinst, was dort oben geschlossen ist, das geschieht hier unten.“

„Hm!“ meinte Esther, das Köpfchen stolz erhebend, „das ist noch nicht bewiesen. Mich kann die Scheidung von meinem Vetter befreien und ich will mich scheiden.“

„Kind, überlege Dir das früher wohl, ehe Du deinem Vater so tödtlichen Kummer bereitest!“ erwiderte die Amme ernsten Tones. „Bedenke doch die Heiligkeit des Bandes, das Du so leichtsinnig zerreißen willst. Die unausweichliche Folge der Scheidung ist immer: größtes Unglück. Und sage mir — entsetzlich! — wenn der junge Mann etwa gar ein Christ wäre!“

„Gibt es nicht die Zivilehe?“

Leah fuhr entsetzt von ihrem Sitze auf; beruhigte sich aber bald und sagte mit einem Seufzer der Erleichterung über ihren Einfall:

„Gottlob, dein Vetter kommt Montag aus Leipzig an und der Andere ist weit entfernt —“

„Der Andere ist hier, in Wien,“ lispelte Esther.

„Hier!?“ schrie Leah betäubt.

„Ich habe ihn gestern gesehen.“

„Wie? Bei wem? Wo? Ich habe Dich ja den ganzen Tag nicht einen Augenblick allein gelassen!?“

„Er ging an unserem Hause mit Doktor Jellinek vorbei. Und nun höre, meine Gute, Du mußt mir einen Gefallen thun.“

„Sprich, mein Stern.“

„Geh zu dem Doktor und bitte ihn, daß er Dir den Namen des Fremden nenne, mit dem er gestern durch unsere Straße ging.“

„Fräulein Esther!“ rief nun ein Dienstmädchen, das die Thüre des Gemaches öffnete, „Ihr Herr Vetter ist so eben angekommen; er speist hier und der Herr Papa läßt Ihnen das sagen, damit Sie Ihre Einrichtung darnach treffen können.“

„Es ist gut,“ entgegnete Esther, von dieser Nachricht mit Ent=

setzen erfüllt. Als sich die junge Magd entfernt hatte, erhob sie sich, bleich wie eine Todte, und wendete sich zur Amme:

„Komm, hilf mir, mich zu Bette zu legen — ich fühle es, daß ich das nicht ertrage."

„Mein armes Kind, ich verlasse Dich nicht, aber — wie die Sachen jetzt stehen, kann ich nicht zu Doktor Jellinek gehen."

Drei Tage gingen vorüber, Esther lag noch immer im Bette.

„Schau, theures Kind," sagte die Amme, welche am Bette saß, „es sind jetzt drei Tage vorüber, seit Du Dich krank stellst und Dich hartnäckig weigerst, deinen Verlobten zu sehen. Das kann doch nicht länger mehr fortdauern. Gestern erklärte der Arzt deinem Vater, daß Du Dich vollkommen wohl befindest und das Bett verlassen kannst. Sei kein Trotzköpfchen; auf die Versicherung des Arztes hin, hat dein Vater deine jungen Freundinnen eingeladen und für heute das Brautbad bestellt."

„Wie? Trotz meiner entschiedenen Weigerung meinen Vetter zu heiraten, werden doch alle Anstalten zur Vermälung gemacht?" rief Esther weinend aus.

„Mein Gott ja, mein Stern, Du hast seiner Zeit die Kidúschin angenommen und das Kürzeste wäre nach meiner Meinung, daß Du Dich darein ergibst. Die Corbeille — wie ihr nach moderner französischer Art das Ding nennt — ist gekauft, der Trosseau vollendet, der Kontrakt unterzeichnet, Du selbst hast unterschrieben —"

„Und mußte ich nicht — Papa führte mir beinahe die Hand. Aber der Kontrakt bedeutet gar nichts. Ich habe mir das Gesetz erklären lassen: wenn am Ende eines Jahres die Heirat nicht stattgefunden hat, ist der Kontrakt null und nichtig."

„In diesem Falle müssen wir ein Jahr lang warten; dein Vater hat aber Befehl gegeben, Madame Mick und deren Schwester zu rufen, daß sie Dir das Bad bereiten."

„Das Bad kann ich schon nehmen," entgegnete Esther aufstehend, „es verpflichtet mich nicht um ein Jota mehr als der Kontrakt."

„Schau, mein Herz, gehe doch ein wenig in den Salon, und betrachte deine Brautgeschenke; das verpflichtet Dich doch ebenso wenig, als das Bad und der Kontrakt, ja fast noch weniger.“

„Aber — wenn ich in den Salon ginge, um den Corbeille zu betrachten, der mich wenig kümmert, da ich ihn nicht annehme, könnte ich etwa meinem Vetter begegnen.“

„Nun und was wär's weiter? Das Zusammentreffen mit dem verlobten Vetter verpflichtet Dich eben nicht mehr als der Kontrakt, das Bad und der Corbeille.“

„Nein, Leah, ich hörte er sei ein vollendeter Gentleman, und einem solchen, einem Ehrenmanne überdies, möchte ich nicht die Demüthigung einer nachherigen Zurückweisung zufügen. Schiene das nicht zu sagen: „Ich wollte Dich sehen, dein Anblick mißfiel mir!“ Jetzt mag er davon denken, was er selbst will, vielleicht ahnt er die Wahrheit, daß ich einen Anderen liebe und — darüber kann mir mein Vetter nicht zürnen.“

„Also, was erwartest Du noch?“

„Ich erwarte . . . ich erwarte . . .“ antwortete Esther, zwischen dem Wunsche schwankend, ihr Herz durch Mittheilung zu erleichtern und der Besorgniß, von der Amme verrathen zu werden, „ich erwarte . . . sobald ich mit den Frauen gesprochen haben werde, die das Bad bereiten . . . oh, diese Frauen wissen so viel, wie ein Rabbiner . . . geh nur nachsehen, ob sie schon da sind.“

Kaum hatte die Amme das Gemach verlassen, als mehrere junge Mädchen mit schlanker Taille, dunklen Feueraugen und Haaren wie Ebenholz hereinstürmten, um die Braut zu begrüßen.

„Guten Morgen, Esther!“ riefen sie. „Oh, Du Heuchlerin! Du heiratest und hast uns letzten Samstag im Tempel kein Wort davon gesagt!“

„Damals wußte ich ja selbst noch nichts davon.“

„Wie sieht dein Bräutigam aus? Ist er groß? klein? schön? häßlich? braun? blond? Wie heißt er denn?“ So schrien alle durcheinander.

„Ich kann Euch nur die letzte Frage beantworten,“ entgegnete Esther kalt, „er heißt Abel Ehrenstein.“

„Also wie Du?“

„Sein Vater ist meines Vaters Bruder.“

„Und die andern Fragen, warum antwortest Du nicht darauf?“ versetzte das jüngste und neugierigste der Mädchen.

„Einfach deshalb, weil ich ihn bis heute noch nicht gesehen habe,“ erwiderte Esther.

In diesem Augenblicke kam Leah zurück und meldete, daß das Bad bereit sei. Alle diese jungen Mädchen begleiteten nun Esther in ein anstoßendes Gemach, wo auf dem Tische ein ungeheurer Kuchen aufgestellt war.

„Madame Mick hat diesen Kuchen gebracht,“ bemerkte die Amme.

„Den ich selbst gebacken habe,“ setzte die genannte Frau hinzu, aus der Thüre des Badezimmers tretend. „Es ist der Brautkuchen. Sehen wir doch — wie viele junge Damen sind hier? — Eilf! Leah, theilen Sie den Kuchen in eilf Theile und jede nehme einen davon und esse, — denn alle jungen Frauenzimmer, welche von dem Brautkuchen gegessen haben, heiraten noch in diesem Jahre.“

Bei diesen Scherzworten ließ Esther die Hand, welche schon ein Stück Kuchen an die Lippen führte, wieder herabsinken und legte es auf eine Ecke des Tisches.

„Nun und Du, Esther?“ riefen ihr die gesammten Gespielinnen essend zu.

„Nun,“ meinte Esther lächelnd, „ich will das Orakel auf die Probe stellen.“ Dann fügte sie, sich zu Frau Mick wendend, hinzu: „Ich bin bereit.“

Die jungen Mädchen entfernten sich, Madame Mick folgte Esther und Beide begaben sich in das Badezimmer.

Es gibt Städte in Europa *), wo die Jüdinnen das Brautbad im fließenden Wasser nehmen, wenn dies jedoch die Lokalität nicht zuläßt, bedienen sie sich des Regenwassers, das in einem Reservoir gesammelt wird, oder nehmen auch Brunnenwasser zu dieser heiligenden Zeremonie. Das Badebecken gleicht auf keine Weise den gewöhnlichen Badewannen; es ist bei den Reichen aus Stein oder Marmor und

*) Z. B. zu Nimes in Frankreich.

einige Fuß über dem Boden erhöht, viereckig in der Form und man steigt mittelst einer Leiter hinauf und auf der inneren Seite über eine steinerne Treppe hinab. Das Becken wird bis an die Schultern der Braut mit Wasser gefüllt, diese begibt sich, gehüllt in einen Bademantel, hinein und ihre Haare fallen gelöst auf die Schultern herab. Die Mutter begleitet ihr Kind zu dieser Zeremonie, oder wenn sie keine Mutter mehr hat, erfüllt eine ehrbare Matrone diese Pflicht und sobald diese den Bademantel von den Schultern der Verlobten nimmt, sagt sie ihr mit lauter Stimme ein kurzes Gebet in hebräischer Sprache vor, das die Braut sodann wiederholt. Endlich taucht sie selbe so tief in das Bad, daß selbst ihr Haupthaar unter dem Wasserspiegel verschwindet.

Sobald Esther in das Badezimmer getreten war, wendete sie sich an die beiden Frauen, welche sich anschickten, sie auszukleiden.

„Laßt mich,“ sagte sie mit einem Ausdrucke, der jeden Widerspruch abschnitt, „ich bin nur hierher gekommen, weil ich mit Euch Beiden zu sprechen habe und keinen andern Vorwand finden konnte, Euch in das Haus meines Vaters einzuführen. Hört mich also an.“

Während die beiden Frauen stumm und verwundert auf das Fräulein blickten, ohne errathen zu können, wohin diese Einleitung führen solle, fuhr Esther fort:

„Mein Vater hat mich irrig verbunden, da er mich während meiner Minderjährigkeit mit Abel, dem Sohne Josef Ehrenstein's, verlobte. Heute entdecke ich Euch meine Gefühle, er gefällt mir nicht und ich kann nicht einwilligen ihn zu nehmen.“

„Aber, Fräulein,“ rief Madame Mick, „was Sie da verlangen ist ja eine Scheidung!“

„Allerdings und — hier ist die Akte,“ erwiderte Esther, das betreffende Dokument hervorziehend, welches sie unter ihrem Gewande verborgen hatte.

„Wenn aber Ihr Bräutigam sich weigert?“

„Man kann mich auf keine Weise zwingen, die Vermälung zu vollziehen.“

„Das freilich nicht, aber — Sie können sich dann auch mit keinem Andern vermälen?“

„Ich werde die Folgen meiner Handlungsweise zu ertragen wissen, Madame!“ versetzte Esther würdevoll. „Das Gesetz will, daß ich

diesen Entsagungsakt durch zwei achtenswerthe Frauen vollziehen lasse — wollen Sie das Geschäft übernehmen?"

„Ist die Sache in Ordnung?"

„Lesen Sie das Dokument und unterzeichnen Sie, ich bitte darum."

Madame Mick nahm das Papier und las laut:

„Esther, die Tochter des Moses Ehrenstein, hat vor uns auf den Bräutigam Verzicht geleistet, den man für sie gewählt; sie sagte aus: „Mein Vater hat mich irrig verbunden, indem er mich während meiner Minderjährigkeit mit Abel, dem Sohne Josef Ehrenstein's, verlobte. Heute entdecke ich meine Gefühle, er gefällt mir nicht und ich kann nicht einwilligen, mit ihm zu wohnen."

Als Madame Mick und deren Schwester die Entsagungsakte unterschrieben hatten, sagte Esther:

„Und nun erzeigen Sie mir noch die Gefälligkeit, dieselbe in das Hotel zum „weißen Roß" in der Leopoldstadt zu tragen, wo Herr Abel Ehrenstein wohnt, und sie ihm zu eigenen Händen zu übergeben."

Die Frauen drückten ihre Bereitwilligkeit aus und entfernten sich. Esther kehrte in ihr Zimmer zurück, das sie, nach der Gewohnheit, welche sie seit der Ankunft des Bräutigams angenommen, den ganzen Tag nicht mehr zu verlassen gedachte.

Nach einer Stunde trat die Amme ein.

„Willst Du wohl in den Salon kommen," sprach Leah mit traurigem und furchtsamen Ansehen. „Ich habe von deinem Vater den Befehl, wie Du gehst und stehst, Dich mit Gewalt hinabtragen zu lassen, wenn Du Dich weigerst."

„Ist Herr Abel unten?" fragte Esther bebend.

„Ja wohl, die Wagen stehen vor der Thüre und man erwartet nur Dich, um sich in den Tempel zu begeben."

„Oh, mein Gott, gib mir Muth!" flehte schmerzvoll die junge Jüdin.

„Armes Kind! wie wird das enden?" murmelte die Amme.

Und als Esther mit unbedecktem Haupte aus dem Zimmer eilte, ergriff Leah die Mantille und die Handschuhe ihrer Gebieterin und folgte ihr zitternd.

Im Salon waren nur wenige Personen versammelt. Ein Mann von hoher schlanker Gestalt, zur Hälfte von Draperien bedeckt, stand am Fenster und sprach mit Moses Ehrenstein.

Als Esther mit niedergeschlagenen Augen, blaß und zitternd, vorwärts schritt, kam ihr Vater ihr einige Schritte entgegen und faßte ihre Hand.

„Wohl, meine Tochter,“ sagte er lächelnd, „ich freue mich deines Gehorsams und verzeihe Dir dafür Alles, was in den letzten drei Tagen vorgefallen ist. Mögest Du Dir es nur auch selbst verzeihen!“

Dann wendete sich Papa Ehrenstein zu dem jungen Manne, der aus der Draperie hervortrat, und setzte hinzu:

„Abel, ich stelle Dir hiermit meine Tochter vor — deine Verlobte seit langen Jahren, in einer Stunde dein Weib.“

Esther war begierig auf Abel's Benehmen nach dem Empfange der Scheidungsakte, welche sie ihm zugesendet hatte, und konnte ihre Ueberraschung nicht verbergen, als sie ihre Hand aus jener des Vaters in die des jungen Mannes hineingleiten fühlte, welcher sie ebenso sanft als zärtlich drückte.

„Haben Sie denn nichts erhalten, mein Herr?“ fragte Esther leise und richtete die Augen auf den Vetter — ein lauter Schrei entfuhr ihrer Brust!

„Was ist Dir?“ fragte der Vater besorgt.

„Nichts, nichts!“ entgegnete Esther erröthend, dabei die Augen mit der freien Hand bedeckend.

„Das ist der Augenblick der Krisis,“ sagte die Amme zu sich selbst, während sie dem Fräulein nahte, um die Mantille zu überreichen; sie fürchtete eine Szene der Weigerung, sah aber zu ihrer größten Ueberraschung, daß Esther, die Augen noch immer auf den Boden geheftet, sich die Mantille ruhig umhängen ließ, einem der Zeugen den Arm reichte und ohne jedweden Widerstand sich an den Wagen führen ließ.

„Oh, sie wird im Tempel noch nein sagen!“ dachte sich Leah. „Darüber kann kein Zweifel obwalten.“

Aber die neugierig sich vordrängende Leah hörte mit maßlosem Erstaunen ein ganz deutliches „Ja!“ von den Lippen ihrer jungen Gebieterin erschallen.

Als die Zeremonie vorüber war und Esther sich zärtlich auf den Arm ihres Gatten stützte, näherte sich Herr Moses Ehrenstein seiner Tochter und sprach schmunzelnd:

„Madame Mick, die Abel nicht in seinem Hotel gefunden hat,

übergab mir ein Dokument von Dir, das für ihn bestimmt sein soll. Gib es ihm nun selbst."

Damit überreichte er ihr die Scheidungsakte.

„Laß mich das Papier sehen," rief Abel neugierig.

„Es ist ein Akt der Thorheit!" unterbrach ihn Esther hastig und verbarg das Papier in ihrem Busen.

„Und an wen war er gerichtet?" fragte Abel.

„An meinen Verlobten," antwortete Esther mit sanfter und zitternder Stimme, „ich werde dafür die Verzeihung meines Gatten erflehen."

„Wenigstens wirst Du uns das Geheimniß aufklären," versetzte Moses Ehrenstein.

„Morgen, morgen!" entgegnete Esther, indem sie sich in die Arme ihres Vaters warf, der sie zärtlich an sein Herz drückte.

Zur Rückkehr nach dem Hause des Herrn Moses Ehrenstein, wo die glänzende Hochzeitsfeierlichkeit stattfinden sollte, reichte der Bediente des Herrn Abel Ehrenstein der Amme Leah sehr galant den Arm.

„Ob man die Mädchen von heutzutage begreifen kann!" rief Frau Leah aus. „Fräulein Esther wollte von dieser Heirat gar nichts hören — nun auf einmal, gleich beim ersten Anblick — 's ist wahrhaft sonderbar —"

„Verzeihen Sie, Madame," entgegnete der Bediente, „es ist ja nicht das erstemal, daß mein Herr Ihre Gebieterin sieht. Die Beiden sind schon in Prag, bei Frau von Levi zusammengetroffen und ich habe aus dem Vorzimmer zugesehen, wie sie den ganzen Abend zusammen tanzten und diskurirten."

„Was? Bei Frau von Levi in Prag?" rief verblüfft die gute Leah. „Jetzt sage mir ein Mensch, ob es nicht wahr ist, daß die jüdischen Ehen schon lange bevor im Himmel geschlossen werden!"

Lady Killigrew, die Bigamistin.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebte zu Staunton, einem ziemlich entfernt von London gelegenen Städtchen der Pfarrer William Collinson, ein unverheirateter Mann von vierzig Jahren, welcher eine Knaben-Kostschule hielt.

Collinson, ein uneigennütziger Mann, behandelte — nicht in Folge etwaigen Eigennutzes, sondern weil sein eigenthümlicher Charakter, den seiner Kirche im härtesten Sinne zur Richtschnur genommen hatte — seine Zöglinge sehr strenge und gab ihnen nur spärliche Kost, was aber nicht hinderte, daß er seine Pflegekinder väterlich liebte und daß ihm diese hingegen die herzlichste Ergebenheit weihten.

Eines Tages kam zu dem Pfarrer Frau Anna Sowerby, eine ältliche Witwe, die ihn schon oft an Krankenbette gerufen hatte, da sie eine von jenen Frauen war, welche wirklich thätig in guten Werken sind, dabei aber mit so wenig Seelenkunde verfahren, daß sie oft durch ihre Barmherzigkeit brennendere Wunden schlagen, als sie zu heilen verstehen. Diesesmal führte sie den Pfarrer zu der Witwe des Hauptmanns Edward Cecil, welche arm und freundlos war, und vom Lande, wo sie so beschränkt als möglich gelebt hatte, aus dem Grunde nach Staunton gezogen war, um einem guten Arzte näher zu sein. Denn an ihrem Leben zehrte ein schleichendes Fieber, und Mary, ihre Tochter, das einzige Kind, sollte in ihr Stütze, Schutz — mit einem Worte — Alles verlieren.

Der Pfarrer fand die völlig erschöpfte Kranke in einem Lehnstuhle, von Betten unterstützt, alle ihre Umgebungen zeugten von strenger Beschränkung, dabei aber von sorgfältigster Reinlichkeit und der zärtlichsten Aufmerksamkeit, all' das Vorhandene zu ihren Diensten zu benützen.

Vor ihr lag Mary, ein siebzehnjähriges, blendend schönes Mäd-

chen, auf den Knieen und ordnete einen Blumenstrauß, mit welchem sie ihrer Mutter einen angenehmen Anblick verschaffen wollte, jedoch es verriethen der angstvolle Blick ihres thränenschweren Auges, das Beben ihrer Lippen, die wechselnde Farbe ihrer Wangen, daß von den heiteren Farben der frischen Blumen abirrende Gedanken sie beschäftigen mußten.

Carl Eduard Stuart, Prätendent der Krone von England, ein Sohn des prätendirenden Königs von England Jakob III., der früh schon kühnen und unternehmenden Geist gezeigt hatte, fand bei Ludwig XV., König von Frankreich, Beistand, um König Georg II. vom großbrittanischen Throne zu stoßen. Im Juli 1745 landete er wirklich mit französischer Unterstützung unter dem Titel eines Regenten von Großbrittanien in Schottland, besetzte mit Hilfe eines großen Anhanges schottischer Herren Edinburgh, trieb den General Cope bei Prestonrans zurück, drang über Manchester bis nach Knottesworth tief in England ein und setzte selbst London in Schrecken. Die treuen Engländer vertrieben aber jetzt, mit Hilfe der aus den Niederlanden gekommenen Truppen nicht nur den Prätendenten aus England, sondern schlugen ihn auch, seines bei Fallkirk erlangten Vortheiles ungeachtet, den 7. Jänner 1746 bei Culloden völlig auf's Haupt, worauf er nach langem Herumirren in Schottland sich endlich genöthigt sah, nach Frankreich zü fliehen.

Mary's Vater, der Hauptmann Edward Cecil, hatte sein Leben in dem vorerwähnten letzten Versuche, welchen die Anhänger des Hauses Stuart für die abgesetzte Königsfamilie machten, und zwar in der Schlacht bei Culloden, verloren, was dessen arme Gattin, welche im Ueberflusse erzogen worden war, zu Grunde richtete. Sie lebte von einer kleinen Rente, welche mit ihrem Leben erlosch und gedachte mit unaussprechlicher Angst der Hilflosigkeit, in der sie ihre Mary zurücklassen mußte. Gar oft weinte sie über das derselben drohende Geschick, und je öfter Mary mit zärtlicher Schwärmerei sie versicherte, daß nach dem Verluste ihrer Mutter ihr kein Unglück mehr drohen könne, weil Gott sie ihr nachziehen, oder vor allem Bösen beschützen müßte, desto nagender wurde ihr Schmerz.

Herr Collinson wurde von so inniger Kindesliebe bei so glänzender Jugendschöne tief gerührt, Frau Sowerby hatte auf seine Unterstützung für Mary's Zukunft gerechnet, sie beförderte also seine Theilnahme nach Kräften, und Frau Cecil empfing noch vor ihrem

Tode das tröstende Versprechen von ihrer Freundin und ihrem Seelsorger, Mary's Versorgung zu übernehmen.

Und gar bald trat die Nothwendigkeit ein, dieses Versprechen zu halten, denn der Tod enthob die Kranke so leise den Sorgen des Lebens, daß sie, von der ängstlich wachenden Tochter unbemerkt, zur höheren Erkenntniß hinüberschwand, Mary zurücklassend, welche mit aller Kurzsichtigkeit des irdischen Daseins, ihren unersetzlichen Verlust bejammerte.

Der Pfarrer Collinson ordnete die kleinen Angelegenheiten der Verstorbenen, wobei er nothwendigerweise gar oft an die verwaiste Tochter denken mußte, und der gute Mann konnte es sich zuletzt nicht verbergen, daß diese rührende, reizende Waise auf sein Herz einen Eindruck gemacht hatte, den er bisher noch niemals empfunden. Es empörte ihn diese Entdeckung, er haßte sich selbst wegen dieser, wie er meinte, seines Alters und Standes unwürdigen Empfindung; statt aber sie einzugestehen und, wenn er es für nöthig hielt, sie zu bekämpfen, verleitete ihn seine geregelte Denkart, ihr unverzüglich einen Charakter zu geben, der seiner angemessen wäre, das heißt: er beschloß Mary zu seiner Gattin zu machen.

Vom Augenblicke an glaubte er das Recht auf seiner Seite zu haben, er war sich bewußt, die junge Waise nach besten Kräften versorgen zu wollen; allein, wie es darauf ankam, seine Absicht zu erklären, fühlte er sich ebenso linkisch, wie furchtsam. Dies erboßte ihn nun gegen sich, machte ihn rauh und launig gegen Mary und flößte dergestalt dieser eine solche Furcht vor dem Manne ein, den sie doch für ihren Wohlthäter ansah, daß sie ihn fortan nur mit Zittern erblickte.

Schon bevor Herr Collinson diese unangenehme Stimmung verrieth, hatte Mary sich in ihrer Lage bei Frau Sowerby höchst unglücklich gefühlt; sie war wohl einsam und beschränkt, aber unter den Augen einer sehr gebildeten, liebevollen Mutter auferzogen worden, sie hatte ernste Beschäftigung geübt, jedoch war die ihnen folgende Ruhe von Geist und Herz gewürzt worden; sie hatte Frömmigkeit und gute Werke als des Christen erste Pflicht kennen gelernt, aber dieselben heiter und anspruchslos erfüllt. Frau Sowerby hingegen übte alle christlichen Tugenden nur in der Knechtschaft unverständigen Gehorsams und nach den dürren Worten des Gesetzes.

Unter diesem Drucke auf Herz und Geist gedachte Mary oft einer jungen Freundin, die sich ein paar Jahre vor Frau Cecil's Tode nach London verheiratet hatte. Sophie, so hieß diese Freundin,

war die Tochter eines wohlhabenden Müllers in dem Dorfe, wo Frau Cecil lebte, und wegen ihrer Güte und reinen Sitten von dieser als Mary's einzige Spielgefährtin, hie und da auch als Lerngenossin aufgenommen worden. Sophie's Gatte, Herr Samson, ein Krämer der Londoner City, hatte in treuherzigster Weise der Einladung seiner Frau, es möge Mary nöthigenfalls sein Haus als das ihrige betrachten, beigestimmt, und es war Mary's sehnlichster Wunsch, sich zu Sophien zu begeben. Sie war sich nicht geringer weiblicher Geschicklichkeit bewußt und hoffte bei strengem Broterwerb glücklicher zu sein, als in einer Lage, wo man zwar nicht ihre Zeit, aber ihr Gewissen und ihre Denkart dienstbar zu machen bestrebt war.

Herr Collinson, der den Streit in seinem Innern nicht zu schlichten vermochte, theilte endlich Frau Sowerby seine Absichten auf den Schützling mit und trug ihr auf, selbe zu befördern.

Weiber, von der Denkungsart der Frau Sowerby, regeln bekanntlich die menschlichen Neigungen mit großer Strenge und haben eine besondere Vorliebe für das Stiften von Heiraten, so wie großes Wohlgefallen an zahlreichen Familienvermehrungen. Diese Frau nun, welche Mary stets jeden Gedanken an das männliche Geschlecht so streng abgerathen, daß sie ihr sogar einige schöne antike Köpfe aus ihrer Zeichenmappe mit großem Abscheu gerissen hatte, verhieß ihrem geistlichen Freunde für einen so heiligen Entschluß alle Segnungen des Himmels, übernahm mit Freuden seine Bewerbung bei Mary, und es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß das Mädchen einen solchen Vorschlag, der sie von einer frommen Obliegenheit befreite und einer hilflosen Waise ein reichliches tägliches Brot gab, verwerfen könne. Nach einem langen Eingang, mit welchem sie Mary vorbereitete, die Güte der Vorsehung dankbar anzuerkennen, unterrichtete sie dieselbe von Herrn Collinson's ehrendem Antrage, wie von einem unbezweifelt annehmlichen Beschlusse, zu dessen Ausführung zu schreiten, nun das nächste Geschäft sein müsse.

Im ersten Momente war Mary mehr durch Ueberraschung als durch Schrecken gelähmt. Im Allgemeinen fühlte sie, daß Frau Sowerby Recht habe, Gottes Güte zu rühmen, auch hatte sie ihre Mutter gelehrt, einen solchen Antrag von Seiten eines ehrenwerthen Mannes zu achten, wenn man ihn auch zu verwerfen entschlossen sei, und daher, ohne zu wissen, welchen Sinn man ihren Worten geben könne, sagte sie zitternd:

„Ich erkenne ehrerbietig Herrn Collinson's Absicht, aber in diesem Augenblicke bin ich nicht im Stande, meine Lage ganz zu übersehen."

Diese Antwort wurde von Frau Sowerby ganz geziemend befunden und dem Herrn Pfarrer als Einwilligung vorgetragen, so daß er seine Heirat für beschlossen hielt und bei dem Mädchen die Stelle eines beruhigten Bräutigams einnahm. Die fromme Dame war sehr geschmeichelt, die Lobsprüche aller Bekannten zu empfangen, welche ihr die ehrenvolle Versorgung der armen Waise zuschrieben, und trieb Mary beständig an, ihr Glück zu erkennen und jeden Beweis von des Pfarrers Zuneigung mit Dankbarkeit zu empfangen.

Herr Collinson, dem Mary's Wohl thatsächlich am Herzen lag, tadelte ihre freudenlose Stimmung als eine unchristliche Gemüthsfassung, stellte ihr ihre künftigen Pflichten und Lasten vor, die allen Muth, alle Gottergebenheit forderten und dämmte jedwede fröhlichere Regung mit herber Strenge ein, daß er selbst, wenn sie bei einem Spaziergang durch den Anblick der Natur wie eine Blume nach dem Gewittersturm ihr Köpfchen aufhob und die Blicke irgend eines Vorübergehenden von ihrer Anmuth angezogen wurden, sie mürrisch anwies, sich als ehrbare Braut eines Kirchenmannes dem Angaffen der Gecken zu entziehen.

Schon bei der ersten Nachricht von dem Schicksal, das man ihr bereite, hatte Mary an ihre Freundin Sophie geschrieben und ihr den Entschluß mitgetheilt, sich ihrer jetzigen Lage zu entziehen, um bei ihr Arbeit und Ruhe zu suchen. Unaussprechlich war daher ihre Bestürzung, als der Pfarrer, wie Frau Sowerby ihr erklärten, daß sie sie als unwiderruflich gebunden ansähen und Alles, was sie ihr sagten, ihr begreiflich machte, daß jeder Schritt, den sie thun könnte, sich der ihr drohenden Zukunft zu entziehen, als Undankbarkeit und Empörung gegen Gottes gütigen Rathschluß angesehen werden würde.

Zu diesem Zwiespalte zwischen Verhältnissen und Gefühlen wäre eine Seelenkraft erforderlich gewesen, die Mary nie besitzen konnte, und so gab sich das Mädchen als ein gerichtetes Schlachtopfer vollkommen auf, fiel in eine dumpfe Gleichgiltigkeit, die jeden Gedanken an Widerstand aufhob, und gewöhnte sich daran, ihre Heirat als den Zeitpunkt ihres Todes anzusehen, den sie, nach Art der blühenden Jugend, für ihren unfehlbaren Retter hielt.

Sechs Monate nach ihrer Mutter Tod fand Mary's Verehelichung mit dem Pfarrer Collinson statt. Man vollzog die Trauung

in aller Stille, und unmittelbar nach derselben führte Frau Sowerby die Neuvermälte in das Pfarrhaus ein. Herr Collinson hatte gesucht, seine Wohnung zum Empfange der jungen Frau freundlich zu bereiten; seine Haushälterin hatte die altväterischen Geräthe rein geputzt, ein weiß gedeckter Tisch war mit einem häuslichen Male besetzt. Wie tief sich auch Mary in Fühllosigkeit eingewiegt hatte, machte doch der heimatliche Empfang auf die so lange Heimatlose einen günstigen Eindruck und sie suchte ihres Gatten Augen auf, um ihm zu danken.

Da — erblickte Mary zwei Jünglinge in festlichen Kleidern, welche ihr, mit sichtbaren Zeichen des Erstaunens, ihre Ehrerbietung bezeigten. Es waren dies die beiden Zöglinge, welche Herr Collinson allein noch von seiner Kostschule übrig behalten hatte, weil deren Eltern, von seiner geprüften Fähigkeit, junge Leute zu bilden, überzeugt, in ihn gedrungen waren, sie noch ein Jahr lang zu unterrichten, und er auch das bedeutende Jahrgeld, welches sie bezahlten, nicht ausschlagen wollte. Wohl hatte es einen lebhaften Kampf in seinem Inneren gekostet, sich dazu zu entschließen, denn er ahnte, daß er neben dem achtzehnjährigen liebenswürdigen Jüngling als Gatte einer siebzehnjährigen Frau hie und da in Verlegenheit kommen würde. Indeß hatte ihm der hohe Begriff seiner Würde und sein reiner Wille auch hier einen Ausweg gezeigt, da er glaubte durch sein Ansehen Frau Collinson so hoch stellen zu können, daß die beiden jungen Leute vor ihrem Ansehen in den engsten Schranken gehalten wären. Nur war der schwierige Punkt der, seine Braut mit diesem Theile seines Hauswesens bekannt zu machen. So oft er es sich auch vornahm, konnte er einen zornigen Widerwillen nicht überwinden und sagte sich endlich, daß er diese Ankündigung gar nicht nöthig habe, indem eine gehorsame Frau das Hauswesen ihres Gatten, so wie er es ihr übergebe, auch übernehmen müsse.

Während der Trauung hatte er diesen Umstand ganz vergessen; fromme Gesinnungen und eine wirklich zärtliche Unruhe über Mary's marmorbleiche Gestalt, die unter dem Pomp der heiligen Handlung vielmehr wie eine Braut des Grabes, als eines Mannes Verlobte aussah, hatten sein unruhiges Innere beschäftigt. Jetzt nahm er wahr, wie der älteste seiner Zöglinge, als hätte ihn eine himmlische Erscheinung überrascht, in Mary's Anblick versunken schien, während die sprechenden Züge des jüngsten, eines muthwilligen Knaben, ebenso viel Bewunderung als Spott und Lustigkeit ausdrückten.

Als Herr Collinson die beiden Jünglinge als seine Schüler

und Hausgenossen vorstellen mußte, begrüßte Mary dieselben mit bezauberndem Liebreize, und die Beseligten hätten ihren strengen Mentor gerne für die Aussicht umarmt, mit einer so engelschönen Frau unter einem Dache leben zu sollen. Dem armen Pfarrer entging keineswegs die frohe Ueberraschung der jungen Leute, und sein Blut wallte auf, denn er ahnte ein Uebel, was daraus entstehen konnte, sah schon den Aeltesten als seinen Nebenbuhler, hörte schon wie der Jüngste seine Witze ausließ, und als er nun gar Mary's huldvollen Gegengruß hörte, der doch nur pflichtgemäß war, benahm ihm ihre Liebenswürdigkeit und seine Eifersucht derart alle Mäßigung, daß er seine Braut schonungslos und laut der absichtlichen Gefallsucht beschuldigte.

Hätte der Unselige nur das nicht gethan! Ohne Widerstand und Klage hatte Mary alle ihre Hoffnung auf irdisches Glück hingeopfert und Gott angefleht, ihr, so lange ihr Leben daure, Kraft zu treuer Pflichterfüllung zu geben, es hatte sie bis nun dieses Gebet aufrecht erhalten; aber die rohe Beschuldigung, welche sie jetzt vernahm, raubte ihr die einzige Stütze, die sie für die Zukunft hoffte — die Achtung ihres Gemals, und mit ihr alle Kraft und Besinnung — sie sank leblos dahin.

Beim lauten Unwillen des Bräutigams eilte Frau Sowerby herbei und machte ihm die bittersten Vorwürfe, ja auch sich selbst, daß sie eine Heirat befördert habe, welche unter so traurigen Umständen begonnen worden. Es wurde ein Arzt herbeigeholt, der sich lange vergebens bemühte, Mary in's Leben zurückzurufen, was endlich, jedoch nur auf kurze Zeit, gelang, denn sie verlor bald auf's Neue die Besinnung, und es hielt fast noch schwerer, als das erste Mal, sie wieder zu erwecken.

Nachdem sich der Arzt von allen Umständen unterrichtet und die Leidende beobachtet hatte, erklärte er: „Eine dritte Ohnmacht wird ihr das Leben oder den Verstand kosten! Zur Erhaltung der Armen ist die größte Ruhe, die gänzliche Entfernung des Herrn Collinson und der Frau Sowerby erforderlich. Es ist unerläßlich zu ihrer Rettung, daß ihr die Bilder der nächsten Vergangenheit entzogen werden, deshalb kann ich blos der Haushälterin des Pfarrhauses ihre Pflege anvertrauen.“

Wirklich gab diese wohl überlegte Sorgfalt Mary dem Leben wieder zurück. Das arme Kind gelobte sich mit frommem Herzen, es muthig zu tragen; sie genoß der Ruhe, welche man ihr gönnte, blickte

mit neu erwachter Theilnahme in die ferne Landschaft, athmete den Blumenduft, welcher aus dem Garten vor ihrem Fenster aufstieg, ja sie hörte sogar, sich nur der von ihm empfangenen Wohlthaten erinnernd, wohlgefällig auf Herrn Collinson's Stimme, die ihr von daher zutönte.

Collinson selbst brachte nicht lange Zeit in gleicher Ruhe zu. So lange die Gefahr seiner jungen Gattin währte, ging er herum wie ein Verbrecher, sich den frühen Tod des lieblichen Geschöpfes zumessend; als er aber für deren Leben nicht mehr zu zittern brauchte, da erwachte neuerdings seine unselige Eifersucht beim ersten Ausdrucke von Theilnahme seines ältesten Pflegesohnes, eines Gefühles, das doch so natürlich war und die einfache Höflichkeit gebot, und diese Eifersucht stieg zu einer solchen Höhe, daß er jede andere Rücksicht bei Seite setzte und die beiden Jünglinge ihren Eltern zurückzubringen beschloß. Wohl war er sich der ökonomischen Einbuße bewußt, die dieser Schritt nach sich zog, ja er kannte gut die Gefahr, dem Vater seiner Zöglinge, durch dessen Einfluß ihn Beförderung erwartete, zu mißfallen, er fühlte vollkommen seine Thorheit, aber die Scham und der Zorn, welche dieses Gefühl erregten, gaben seiner Liebe für Mary nureine Beimischung von Haß, statt daß sie ihn gebessert hätten.

Noch bevor er seinen Entschluß ausführte, schuf ihm seine unselige Stimmung einen neuen Feind seiner Ruhe; es wurde nämlich der Arzt, welcher Mary das Leben erhalten hatte, der Gegenstand seines selbstsüchtigen Unsinnes. Gleich Anfangs hatte dessen Verbot, seiner Kranken vor Augen zu kommen, einen üblen Eindruck auf Collinson gemacht; da die Gefahr nun vorüber war, widerstrebte es ihm, dasselbe noch ferner zu halten, und, obwohl ihm des Heilkundigen rechtlicher Charakter bekannt war, so wie er in dessen Alter und eigener glücklichen Ehe die besten Bürgen hatte, gönnte er ihm dennoch nicht den Zutritt bei Mary, und er bat ihn, die fernere Heilung derselben der Natur zu überlassen. Nach diesem despotischen Verfahren glaubte der Pfarrer sein Haus mit mehr Ruhe verlassen zu können. Mit Mühe erhielt der Arzt die Erlaubniß, von Mary persönlich Abschied nehmen zu dürfen, Collinson überredete sich selbst, sie auf dem besten Wege der Besserung zu finden und befahl der Haushälterin strenge, dem Arzte keinen Zutritt zu gestatten, was auch immer für Umstände eintreten möchten.

Mary, welche diesen lieblosen Befehl hörte, dessen Ursache ihr

unbegreiflich war, da sie keine Ahnung von einer Veranlassung ihrerseits hatte, versank neuerdings in die größte Muthlosigkeit, und hielt Herrn Collinson für einen jener gallsüchtigen Despoten, welche sich stets angetrieben finden, Anderer Wünsche zu durchkreuzen, Anderer Ruhe zu stören. Sehr wehmüthig und dadurch in ihrer Genesung aufgehalten, hatte sie einige Tage hingebracht, als unerwartet ein Wagen eintraf, den ihr Herr Collinson mit dem Befehle zuschickte, sich entweder augenblicklich unter Frau Sowerby's Schutz zu begeben und in jeder Rücksicht den Verhaltungsregeln, welche er dieser ertheilt hatte, zu fügen, oder in dem übersendeten Wagen zu ihm auf das mehrere Stunden entfernte Landgut seines Oheims zu kommen. Eine ältliche Haushälterin dieses Oheims, welche mit dem Wagen zu ihrer Begleitung gekommen war, unterrichtete sie, daß eine plötzliche gefährliche Krankheit dieses Verwandten, von dem Herrn Collinson eine Erbschaft erwarten durfte, ihn von den Eltern seiner Zöglinge, bei denen er einige Tage zu verweilen gesonnen war, abgerufen hatte und er, da seine Gegenwart länger nothwendig sein würde, die Gesellschaft seiner jungen Gattin nicht entbehren wollte.

Beim Gedanken, dem gefürchteten Manne am fremden Orte unter fremden Menschen hingegeben zu sein, mochte Mary schaudern, aber sie folgte dem Rufe der Pflicht und, ungeachtet ihrer noch obwaltenden Schwäche, reiste sie sogleich ab. Kaum waren sie im Freien, wo der Wagen langsamer einen Hügel hinanfuhr, als die Magd des Pfarrhauses nachlief und einen Brief emporhielt. Mary ließ halten und erfuhr, daß das Schreiben kurz vor ihrer Abreise angekommen und in der Verwirrung des Abschiedes vergessen worden sei. Mary erkannte sogleich die Hand ihrer Jugendgespielin, welche, im Glauben, daß ihre Freundin die verabscheute Heirat nicht eingehen werde, ihre Antwort nicht beschleunigt hatte, ihr jedoch nachträglich versicherte, daß sie und ihr Mann Mary mit warmer Freude aufzunehmen bereit wären.

Das arme junge Geschöpf wurde von dem Bewußtsein, einen sicheren Hafen gehabt zu haben, statt dessen sie nun auf dem Meere der Trübsale treiben müsse, dergestalt erschüttert, daß sie ihren Schmerz nicht zu verbergen vermochte. Ihre Begleiterin, welche bisher wenig mit ihr gesprochen, schien Theil an ihr zu nehmen, und kam ihr mit dem Beileide entgegen, das ihr die Ehe mit einem Manne einflößte, den seine nächsten Verwandten nicht mehr als den Vorigen erkannten.

„Herr Collinson," sagte die alte Dienerin, „war immer ein ernster Herr, doch billig und gleich gelaunt, seit er aber jetzt bei seinem kranken Oheim ist, halten wir ihn Alle für ausgetauscht oder verrückt. Und mit Ihnen muß er es, nach den Aufträgen, die ich Frau Sowerby zu überbringen hatte, wunderlich genug vorhaben. Außer Schloß und Riegel, sollen Sie wie eine Gefangene behandelt werden, nicht einmal in die Kirche sollten Sie gehen und offenbar nur aus Furcht, daß der Prediger Sie sehen könnte. Auf diesem Wege wird der Mann seine Achtung als Geistlicher bald verlieren. — Sie bringen ihm kein Glück."

Mary's Verwirrung wurde durch diese ungeschlachten Bemerkungen vollendet und sie ließ sich verleiten, ihrer Begleiterin die Geschichte ihrer traurigen Heirat zu erzählen.

„Nun also?" erwiderte die Magd. „Derart sind Sie ja gar nicht seine Frau; zu der Heirat gezwungen und nach der Trauung getrennt — es wäre des Kirchenmannes eigener Vortheil, das Heiraten wäre ihm nie eingefallen. Gehen Sie lieber nach London und nähren Sie sich dort redlich; es ist unwahr, daß es dort lauter Sünder gibt, manch' eine Seele steigt von London zu ihrem Gott auf, so gut wie in Welwyn, dem Gute von des Pfarrers Oheim."

Mary antwortete nicht und weinte, denn ihr moralisches Gefühl schauderte vor einem Ansinnen zurück, dessen Ausführung eine starke Seele erforderte, um sie mit klarer Ansicht zu vollziehen.

Sie kamen in Welwyn an. Herr Collinson hatte gefürchtet, seine Gattin werde den Aufenthalt bei Frau Sowerby der Wiedervereinigung mit ihm vorziehen, daher wurde er bei ihrem Anblicke von lebhafter Freude ergriffen und hätte er sein Weibchen zu behandeln verstanden, wäre noch Alles gut geworden. So aber ärgerte ihn die sichtbare Niedergeschlagenheit ihres Wesens, er warf es sich als eine Schwäche vor, irgend welche zärtliche Empfindung zu zeigen, er wollte nur seine Rechte darthun und als die junge Unglückliche sich bei seiner vertraulichen Annäherung verschüchtert zurückzog, beging er die Unklugheit seine Verbitterung ausbrechen zu lassen und Mary mit wüthenden Vorwürfen zu überhäufen.

Mary, fast ohnmächtig, ließ sich von ihrer Reisegefährtin auf ihr Zimmer führen und diese letztere, vom Unwillen über des Pfarrers Ungerechtigkeit durchglüht, auch durch andere Ursachen gegen ihn gereizt, bot ihr an, ihr zur Flucht nach London behilflich zu sein.

„Nichts ist leichter," versicherte sie. „Die Postkutsche fährt gegen acht Uhr Abends unten an der hinteren Allee vorbei, dort können Sie unbemerkt einsteigen und werden, da Sie wegen Ihrer Unpäßlichkeit vor jedem Ueberfalle sicher sind, schon eine gute Strecke vom Wege nach London zurückgelegt haben, ehe man Sie morgen beim Frühstücke vermißt."

Mary nahm den Vorschlag der Haushälterin an, bestieg zur verabredeten Zeit den Postwagen und legte die ansehnliche Entfernung bis London ohne Anstoß zurück.

Das unglückliche Weib verging sich allerdings schwer; aber — wer will sie verdammen? Der Begriff vom Ehestand, den ihr ihre Mutter beigebracht hatte, widersprach in jeder Rücksicht der unnatürlichen Verbindung, in welche si eSchwäche und Zwang verwickelt hatten. Die Bemerkung ihrer Reisegefährtin: eine Ehe, wo die Einwilligung erzwungen gewesen und die Trennung der Trauung gefolgt sei, könne keine Ehe genannt werden, hatte die Zustimmung ihres gesunden Verstandes und es fehlte ihr an Kraft, das Elend zu bestehen, das sie vor sich sah.

Mary's Rathgeberin hatte ihr auf's Strengste anbefohlen, unterwegs mit Niemand Bekanntschaft zu machen und in London ihre Heirat unverbrüchlich zu verschweigen. Dieser Gegenstand war ihr verhaßt, ihr Gewissen darüber zu unsicher, als daß sie diese letzte Klugheitsregel nicht so gern als die erste befolgt hätte.

Herr und Frau Samson nahmen Mary in London auf das freundlichste auf; deren Blässe, Magerkeit und kummervoller Blick befremdete Sophien nicht, da der Schmerz um den Tod ihrer Mutter allein hinreichte, sie zu erklären; aber sie hatte gelegentlich eines Besuches im Dorfe bei Frau Cecil Frau Sowerby kennen gelernt und machte sich ein lebendiges Bild von den Quälereien, denen ihre arme Freundin bei dieser Frau ausgesetzt sein mochte, denn sie hatte deren strenge und mürrische Frömmigkeit seit jenem Besuche nicht vergessen. Da die gute Krämerfrau übrigens in Herrn Collinson's Wohnort keinerlei Bekanntschaft hatte, erfuhr sie auch keine andere Ursache von Mary's traurigem Zustande, sondern war nur bemüht, das Zweckmäßige zu ihrer Genesung zu thun. Es gelang ihr dieses auch. Mary war der Lage entgangen,

die sie gequält hatte, die Unwissenheit, in welcher ihre Umgebungen über die unselige Heirat waren, machten sie ihr selbst, bei dem Gesichtspunkte, aus dem sie dieselbe ansah, gewissermaßen vergessen und wie sehr ist es der Jugend so natürlich, sich dem Genuß der tröstlichen Gegenwart zu überlassen.

Mary's Tage flossen still und thätig dahin; sie übernahm alle Nadelarbeit, welche Sophien's Familie erforderte und machte überdies noch manche feine Arbeit zum Verkauf. Dergestalt vergalt sie ihren Unterhalt und erwarb einiges Geld zu ihren kleinen Bedürfnissen. Den wenigen Bekannten des Hauses war sie als eine Waise aus Sophien's Heimat vorgestellt worden, die durch manchen drückenden Kummer ihre Gesundheit gefährdet gesehen hätte, aber nun, da ihre Wiederherstellung schnelle Fortschritte mache, den Platz einer Gesellschafterin oder Erzieherin aufzusuchen gesonnen wäre. Mary wurde durch dieses wunderliche Gemisch von Wahrheit und Fabel immer mehr beruhigt, ihre Jugendblüte kehrte zurück, ihre Schönheit und ihr feines Betragen, bei so viel Güte und Dienstfertigkeit, flößte ihren Hausgenossen so viel Achtung ein, daß sie, indem sie an jedem häuslichen Geschäfte Theil nahm, dennoch wie ein, diesem Kreise ganz fremdes Wesen erschien.

Herr Samson, der Krämer, hatte schon mehreremale von einem jungen Lord gesprochen, der seit einigen Jahren die Zimmer des ersten Stockes in seinem Hause in den Wintermonaten bewohnte, er rühmte dessen Liebenswürdigkeit und sittlichen Charakter und pries sich glücklich, einen so vornehmen und rechtlichen Miethsmann zu haben. Der Herbst war noch nicht weit vorgerückt, als von demselben, Namens Charles Lord Killigrew, ein Brief anlangte, in welchem er seinen Hauswirth bat, seine Zimmer allsogleich in Stand zu setzen, indem er sie auf kurze Zeit zu beziehen gedächte, um sich zu einer Reise in's südliche Frankreich einzurichten, die ihm die Aerzte als unentbehrlich zur Befestigung seiner Gesundheit gerathen hatten.

Sogleich waren Herr und Frau Samson geschäftig, Alles zum Empfange ihres Miethsmannes zu bereiten; Mary legte auch mit Hand an, um seine Zimmer zierlicher zu schmücken und der Lord zögerte auch nicht, sie zu beziehen.

So neugierig Mary auch war, einen Mann zu sehen, von dem man ihr einen so vortheilhaften Begriff beigebracht hatte, gelang es ihr dennoch nicht gleich die ersten Tage. Es bemühte sich Frau Samson so eifrig ihn zu bedienen, daß ihn nichts in das Familienzimmer

zu kommen nöthigte, auch war er so unpäßlich, daß er bei dem eingetretenen feuchten Wetter selten seine Wohnung verließ.

Eines Morgens, als Mary am Nähtische saß und eben ein Röckchen für Sophien's Töchterchen schneiderte, dabei eine alte Ballade sang, trat Lord Charles Killigrew herein, um eine Tasse Fleischbrühe, welche ihm Frau Samson auf Anordnung des Arztes bereitet hatte, am Kamin seiner Hausleute zu genießen. Er war, des Todes seines Vaters wegen, in tiefe Trauer gekleidet, in welcher seine schlanke Gestalt besonders günstig erschien, er war blond, blauäugig und sein ganzes Wesen drückte Gefühl, Milde und Adel aus.

Eine so liebenswürdige männliche Erscheinung hatte Mary noch nie in der Nähe gesehen, sie war davon auf's Höchste überrascht, nicht minder der Lord, im Hinterstübchen eines Krämers ein Mädchen zu finden, welches, wie der erste Blick zeigte, einer ganz anderen Sphäre angehörte. Bestürzt setzte er sich an's Feuer und nur der Umstand, daß er es für knabenmäßig hielt, neben einem artigen Mädchen zu sitzen, ohne an sie ein Wort zu richten, vermochte ihn, seine Befremdung zu beseitigen. So begann er denn das Gespräch mit einem Gemeinplatz über das Wetter.

Mary's Antwort, so einfach sie auch war, bestärkte ihn in der Ansicht, daß dieses schöne Mädchen nicht zu dem Platze geboren sei, den sie jetzt einnehme. Bald wurde das Gespräch lebhafter, allein, so langsam auch der Lord seine Brühe verzehrte, mußte sie doch endlich gar werden und Mary's Wesen flößte ihm zu viel Achtung ein, als daß er gewagt hätte, sie länger ohne Vorwand zu unterhalten.

Lord Killigrew fand von dem Tage an, daß ihm Frau Samson's Fleischbrühe erstaunlich wohl that und an ihrem Kamine, aus der ersten Hand genossen, viel stärkender sei, als wenn selbe sein Kammerdiener erst über die Treppe hinaufbringe. Die Wahrheit seiner Behauptung wurde bald durch sein Aussehen bewiesen; sein Gesicht nahm wieder die Farbe der Gesundheit an, sein Gespräch wurde täglich lebhafter und Heiserkeit und Brustschmerz verloren sich dergestalt, daß er Mary oft irgend ein Meisterstück englischer Dichtkunst vorlas, das sie mit innigem Gefühle auffaßte und mit hellem Verstand zu beurtheilen wußte.

Frau Samson, ein scharfsichtiges Weibchen, war über ihren Heilbalsam, der des Lords wunder Brust Genesung gebracht hatte, nicht so verblendet, um nicht einzusehen, daß derselbe dessen Herzen tiefere

Wunden beigebracht hatte. Sie theilte ihre Besorgnisse ihrem Gatten mit, dieser untersuchte die Umstände und fand, daß alle Anzeigen den Verdacht seiner Frau rechtfertigten.

Fest entschlossen gegen seine schöne Hausgenossin ehrlich zu sein, mußte er als Hausvater seine Geldverhältnisse auch berechnen, weshalb er Sophie anwies, ein wachsames Auge auf ihre Freundin zu haben. Er wollte sich die Sache noch ein paar Tage überlegen, ehe jedoch sein Entschluß reif war, änderten sich die Verhältnisse.

Es kam die gewohnte Stunde zu Mylord's Gesundheitsfrühstück. Er erschien nicht im Wohnzimmer. Mary horchte auf jedes Geräusch, welches sich auf der Treppe hören ließ, glaubte zehnmal für einmal seine Schritte zu hören, ergriff die Tasse, um sie bei seinem Eintritte zu füllen — stets vergeblich. Endlich trat Lord Killigrew ein.

Mary erschrack über seine Blässe, über die Mattigkeit, welche über sein ganzes Wesen verbreitet war, reichte ihm daher zitternd die Tasse und unfähig ihre Rührung zu verbergen, rollten ihr Thränen über die Wangen, als er ihr mit zurückgekehrter Heiserkeit seinen Dank sagte.

Da aber war die Reihe des Erschreckens an ihn. Schnell setzte er die Tasse hin und faßte ihre beiden Hände.

„Was ist es denn, Miß Mary?“ fragte er ängstlich. „Was fehlt Ihnen?“

„Ich finde Sie leidend, Mylord,“ antwortete sie, ihre Bewegung bemeisternd, „die Hoffnung, Ihre Genesung nicht mehr gestört zu sehen, hatte uns sicher gemacht. —“

„Uns?“ rief der Lord freudig, „also auch Sie, Mary?“

„Erstreckt sich denn Ihre Güte nicht auch auf mich!?“ fragte Mary mit fast unverständlicher Stimme.

Killigrew hielt noch ihre Hand, blickte ernst und zärtlich in ihr glühendes Antlitz, es schien ihn ein überwallendes Gefühl zu ergreifen, jedoch ermannte er sich, drückte ihre Hände an seine Brust und verließ sie.

Von dem Tage an kam der Lord nicht mehr in das Zimmer, wo Mary arbeitete. Sein Kammerdiener gab die Versicherung, daß er nur matt, nicht krank sei, allein diese Nachricht schien Mary nicht zu beruhigen, denn sie wurde so blaß, wie der unsichtbare Kranke, verlor alle Eßlust und es vermochte sie nichts, auch nur zur kleinsten Erholung

das Zimmer zu verlassen, in welchem sie jeden Schritt Killigrew's über ihrem Haupte bewachen konnte.

Mary's unruhvoller Zustand wurde mit Besorgniß von Frau Sophie Samson bemerkt und sie äußerte sich darüber gegen ihren Gatten.

„Hm," meinte dieser, „so wehe es mir thut, das schöne Gesichtchen so erbleichen zu sehen, ist mir doch nicht bange für Mary's Heilung. Mylord betragt sich ganz wie ein wackerer Mann, der ein liebes Mädchen nicht zu bethören gedenkt, und Mary wird sich als sittsames Mädchen schon trösten."

Lord Killigrew verdiente indessen dieses Lob nicht lange. Ehe acht Tage verflossen waren, kam er wieder zur gewohnten Stunde, ja bald auch außer dieser in das Familienzimmer und die wackere Hauswirthin, welche es sich zur Gewissenssache machte, ihn mit Mary nicht allein zu lassen, hört mit Befremden, daß er diese sorgfältig nach allen ihren Familien-Umständen fragt, sich von ihrem Vater erzählen läßt und gar nicht bemüht war, seine Theilnahme zu verbergen. Nur schien sich seine Gesundheit bei dieser neuen Heilmethode nicht so gut zu befinden, wie sein Herz, das rauher werdende Wetter bedrohte dieselbe noch mehr und eben, als der gute Samson ohne auf seinen persönlichen Vortheil Rücksicht zu nehmen, bei Mylord eine ehrerbietige Vorstellung wagen wollte, kam ihm dieser mit der Erklärung zuvor, daß er das, seiner Mutter gegebene Versprechen, nach Frankreich zu reisen, wohl nun erfüllen müsse.

Während Frau Samson über diesen heilsamen Entschluß ihren vollsten Beifall ausdrückte, verließ Mary, ihrer Bestürzung nicht mehr mächtig, das Zimmer. Lord Killigrew fragte nun theilnehmend nach den jetzigen Verhältnissen ihrer jungen Freundin und hörte mit sichtbarem Entzücken das Lob ihrer kindlichen Ergebenheit während den Lebzeiten ihrer trefflichen Mutter und des Muthes, mit dem sie einen ihr ungewohnten Lebensweg eingeschlagen, um eine ehrsame Unabhängigkeit zu erringen.

„Doch, was hilft's?" setzte Frau Samson hinzu. „Wie kann es einem so schönen, freund- und hilflosen Mädchen gelingen, nicht auf eine oder die andere Weise das Opfer der Umstände zu werden?"

„Nein," rief feurig der Lord, „das soll sie nicht; so lange ich lebe, soll sie das nicht!"

„Und wie wollten Sie das verhindern, Mylord? Heiraten können Sie das Mädchen doch nicht."

„Und warum nicht? — Ich kann es und will es, aber ich muß Zeit gewinnen, die Einwilligung meiner Familie zu suchen, die selbst erst vor Kurzem durch Dankbarkeit an das Haus Braunschweig, welches gegenwärtig den englischen Thron inne hat, gefesselt ist, leider daher gegen die Tochter eines Edelmannes, der für die Stuart's starb, einen, wenn auch unbilligen Widerwillen hegen wird. Ich kann daher im Augenblicke meine Ehe nicht bekennen, habe aber volles Recht sie zu schließen, denn ich bin mündig und Mary ist eine Waise. Willigt Mary ein, so gehe ich voraus nach Frankreich, Herr Samson wird so gütig sein mir die Geliebte auf das Festland nachzubringen, wo ich sie empfangen und mir antrauen lassen werde."

Diesen Plan fanden die schlichten Bürgersleute ebenso vortrefflich als entzückend und empfanden große Freude darüber, daß Mary ein solches Glück unter ihrem Dache gefunden habe.

Mary willigte sofort in Alles. Unsere freundlichen Leser mögen sie nicht verdammen! Der Schwur, durch den sie an den Pfarrer Collinson gebunden war, wurde durch den Mißbrauch eines starren Gesetzes erzwungen, ohne Killigrew's Schutz standen ihr Armuth und Dienstbarkeit bevor, dagegen bot er ihr Liebe, Glück, im Kreise lohnender Pflichten.

So wurde denn Mylord's Weisung pünktlich befolgt, Herr Samson führte Mary in Amiens ihrem Geliebten zu und ein englischer Priester sprach über das Ehebündniß den Segen aus. Mary hatte, an der Hand des geliebten Mannes, die ganze Vergangenheit vergessend, den fremden Tempel betreten. Als sie aber vor dem geschmückten Altare die Worte der Einsegnung hörte, erkannte sie dieselbe Formel, welche sie bereits mit Collinson verbunden hatte, und — noch waren nicht die letzten Worte des Gebetes vollendet — so sank sie, niedergedrückt von ihrer schweren Schuld ohnmächtig zu Boden.

Eine lang verschwiegene Schuld verwächst solchergestalt in der Tiefe des Herzens fest, daß sie dasselbe oft blutig zerreißt, wenn der schwer davon Belastete sie hervorzuheben sucht. Mary, nunmehr Lady Killigrew, wünschte sich oft von der ihrigen, deren Andenken am zweiten Traualtar erwacht war, zu befreien, aber das zärtliche Vertrauen ihres Gatten, seine rückkehrende Gesundheit, sein heiteres Leben zeigten ihr das unglückliche Geständniß im Lichte eines moralischen

Mordes. Sie beschloß lieber ihr Schuldbewußtsein allein zu tragen und nach und nach senkte es sich auch wieder tiefer in die Brust.

Die Gesundheit des Lord Killigrew war in Nizza wieder hergestellt worden, darauf reiste er nach Rom, wo seine junge Gattin die Huldigung aller gebildeten Zirkel empfing. In der letztgenannten Stadt fand der Lord eine große Anzahl von Anhängern des Hauses Stuart. Es hatte durch den in Aachen 1748 abgeschlossenen Frieden Ludwig XV., König von Frankreich sich verpflichtet, den Prätendenten Karl Eduard aus seinen Staaten zu entfernen, was auch geschah, und dieser Letztere lebte von da an (bis an seinen am 31. Jänn. 1788 im 68. Lebensjahre erfolgten Tode) in seiner Geburtsstadt Rom. Die Stuartisten, welche jede Hoffnung verschwunden sahen, ihren angeerbten Fürsten wieder auf Englands Thron zu erblicken, ließen allmälig die Bitterkeit, welche sie gegen die Anhänger der neuen Dynastie Braunschweig-Hannover hegten, wenigstens in gesellschaftlicher Hinsicht, schwinden und so kam es, daß Lord Killigrew mit den angesehensten in Rom lebenden englischen Katholiken verkehren konnte. Auch das gedrückte Gemüth Mary's gefiel sich in dem Pompe der römischen Kirche, erquickte sich an der Musik der geistlichen Feste.

Aber damals, so wie jetzt, wurden die politischen Ränke von der Privatklatscherei ausgebeutet, ja selbst von ihnen gelenkt und so kam es, daß die Familie des Lords Killigrew, dessen gesellschaftliche Verhältnisse zugetragen erhielt und da dessen Mutter befürchtete, der neue Hof möchte dieselben als Treubruch ansehen, drang sie auf seine Abreise von Rom.

Was den jungen Lord selbst anbelangt, verachtete er wohl diese höfische Aengstlichkeit, jedoch wünschte er seiner jungen Gattin freundliche Verwandte zu gewinnen, und fügte sich deshalb in deren Wunsch. Er führte Mary, welche dem Glücke Mutter zu werden, entgegenging, nach Nizza zurück, von dessen milder Luft ihm die Aerzte für ihre, seit der Ankunft auf dem Festlande wankende Gesundheit günstige Folgen versprachen.

Wenige Monate, nachdem Mary dort eingetroffen, genas sie eines lieblichen Mädchens. Die Aerzte mißriethen ihr, dem Kinde die Brust zu reichen, denn sie waren in den Folgen für Mutter und Töchterlein besorgt, aber, nicht muthig genug, um dem Lord, die drohende Gefahr unumwunden zu sagen, gaben sie dem Wunsche der Lady nach, und — das kleine Geschöpf trank Siechthum und nach drei Mo-

naten den Tod an demselben Quell, den die Natur zu seiner Belebung bestimmt hatte.

Mary's Gram darüber war unbegrenzt. Sie klagte jedoch nicht die Folgen ihres thörichten Ungehorsams an, sondern schrieb den Verlust der wohlverdienten Strafe ihrer früheren Schuld zu und blickte mit Angst in eine Zukunft, wo, bis sie gebüßt worden, sie nur Unheil zu erwarten hatte.

Die Geburt eines Enkels hatte die Mutter des Lord Killigrew gänzlich mit der nicht lange verborgen gebliebenen Heirat ihres Sohnes versöhnt, konnte sie doch einem schönen, tugendhaften Weibe, das ihren Sohn glücklich machte, nicht beständig zürnen, und drang nun in ihn, mit seiner Gattin in's Vaterland zurückzukehren.

Mit Entsetzen hörte Mary diesen Vorschlag an, der sie dem Schauplatze ihrer Jugend, dem Wohnsitze ihres ersten Gatten nahe bringen sollte. Unvermögend, einen haltbaren Grund zu einer Weigerung anzugeben, blickte sie in namenloser Angst um sich her. Ihr Gemal, der seit längerer Zeit die Stimmung seiner armen Gattin sich nicht mehr zu erklären vermochte, äußerte ihr jetzt seine Besorgniß, nicht ganz ihr Vertrauen zu besitzen, und beschwor sie, einen Kummer, der an ihrem Leben zu nagen scheine, ihm zur Hälfte mit tragen zu lassen.

Mary's Kraft war gebrochen. Sie konnte ihre Schuld nicht mehr verschweigen, aber indem sie dieselbe in Worte kleiden wollte, wuchs sie vor ihrer Phantasie zu einer so ungeheuren Größe, daß sie zu ihres Gatten Füßen sank und, seine Knie umfassend, ausrief:

„Oh hasse mich nicht, Charles, wenn Du mir auch den Namen deiner Gattin entziehen mußt!"

Lord Killigrew war tief erschüttert. Wie war es möglich, daß das Weib, welches er als Urbild der Tugend zu lieben alle gegründete Ursache hatte, in deren Herzen unumschränkt durch drei Jahre geherrscht zu haben er fest überzeugt war, dieses nach menschlichen Begriffen vollkommene Weib, sich ihm als Verbrecherin ankündigte!? Sein erster Gedanke ließ ihm eine völlige Ueberspannung ihrer Seelenkräfte fürchten. Er hob die Flehende zärtlich empor, hielt sie fest umschlossen und versprach ihr Vergessen und Vergeben, worin auch immer ihr Irrthum bestanden haben möge.

Mary gewann es nur mühevoll über sich, zu erzählen, mit welcher unverzeihlichen Willkür Frau Sowerby über ihre hilflose Jugend

verfügt, wie des Pfarrers Collinson Grausamkeit die verlassene Waise zur Selbsthilfe gezwungen habe.

Lord Killigrew's Gefühl als Liebender und Gatte wurde durch diese Vorgänge, so sehr sie sein Menschengefühl empörten, nicht verletzt, es war daher seine Zärtlichkeit ganz ungestört bemüht, die Schreckbilder in Mary's Phantasie zu zerstreuen und er versicherte sie, daß bei vorwaltenden Umständen die Trennung ihrer ersten Ehe vor jedem Tribunale zu erhalten sein werde, auch gab er ihrer Sehnsucht nach, von Herrn Collinson Verzeihung ihrer Eidbrüchigkeit zu erflehen.

Seit diesem Zeitpunkte schien Mary's Gefühl beruhigt, aber — ihre Lebenskraft erlosch. Jedoch schien sie mit Wohlgefallen jeden Augenblick, in welchem sie das Dasein noch genoß, unter den Augen ihres Gatten, von seiner Liebe umgeben, leben zu wollen. Sie trug nun selbst gerne zur Beschleunigung der Reise nach England bei, sie stiegen in einem holländischen Hafen zu Schiffe und Mary blickte sehnsuchtsvoll nach Albions Küsten und schien sich ihnen, wegen der Entsühnung, die sie dort suchen wollte, wie einer Quelle neuen Lebens zu nähern.

Das Fahrzeug wurde durch einen fürchterlichen Sturm sechs Tage lang auf den Wellen umhergetrieben. Mary's zunehmende Schwäche machte Lord Killigrew unempfindlich gegen Sturm und Gefahr und mit einem lauten Dankesruf sah er in Harwich, in dessen Nähe eines seiner Güter lag, landen. Mit selbstsüchtiger Eile suchte die Schiffsgesellschaft das Land zu erreichen, mit unaussprechlicher Angst sah er, wie die todtenbleiche Gestalt seiner Mary in das Boot hinabgelassen wurde, wo er sie in seine Arme empfing.

Mary streckte nun ihre Arme nach dem nahen Ufer aus, sagte leise und innig: „Ach, so soll ich unversöhnt scheiden!?" neigte ihr Haupt an des Gatten Busen und — war verschieden.

Lord Killigrew, der ihre letzte Bewegung für Zärtlichkeit und nicht für den Tod hielt, drückte seine geliebte Last fester an sich und vernahm erst durch das Geschrei der Umstehenden, daß er am Herzen — eine Leiche trage.

In der gewohnten Umgebung seines Schlosses hätte er vielleicht den Schrecken dieses Auftrittes nicht ertragen, die theilnahmslose Neugier des ihn umgebenden Haufens rief aber seinen Stolz auf, er verhehlte trotzig seinen Schmerz und folgte seinen Dienern, die eine Matratze herbeigebracht hatten, auf der sie ihre entseelte Herrin forttragen konnten, in die Hafenstadt. Als er aber die geliebte Todte dem

Auge der Menschen entzogen und im ruhigen Gemache gebettet hatte, verließ ihn seine trotzige Fassung und er würde sich ganz der Weichheit hingegeben haben, hätten sich nicht seine Leute zu ihm gedrängt, um ihm von dem öffentlichen Gerüchte Nachricht zu geben, das ihm vorausgeeilt war und ihn beschuldigte, zurückgekommen zu sein, um als Anhänger der Familie Stuart neue Unruhen zu stiften; man hatte den Dienern versichert, es seien sogar die Unterthanen seines Gutes in Essex bereit, sich seiner Ankunft zu widersetzen, weßhalb er eilen müsse, durch seine Gegenwart jeden üblen Eindruck zu verwischen.

So milde Lord Killigrew's Charakter auch war, besaß er durch sein Zartgefühl selbst den Muth, den die Gefahr nährt. Er erkannte die Nothwendigkeit sich von der geliebten Leiche zu trennen und verordnete mit blutendem Herzen ihr Begräbniß. Doch erfüllte das Opfer seiner Gefühle, das er eines Mannes würdig, seinen Verhältnissen brachte, nicht den Zweck, um dessenwillen es gebracht worden war.

Es hatte nämlich das öffentliche Gerücht, welches in Zeiten politischer Parteiungen jeden Vorfall an das jedesmalige Interesse dieser Zeiten anknüpft, schon zu den abgeschmacktesten Vermuthungen Anlaß gegeben. So wurde dem Maire hinterbracht, daß der Sarg, welchem mit so vieler Sorgfalt ein luftiges Gewölbe in der Kirche zugerichtet worden war, eine höchst wichtige Person, ja wahrscheinlich den Prätendenten Karl Eduard Stuart selbst beherberge, den man auf diese Weise bis zur Möglichkeit seines Hervortretens zu verstecken gedenke.

Der Maire nahm seine Maßregeln, er sicherte den Einzug des Leichengepränges in die Kirche, der Sarg ward nach herkömmlichem Gebrauche vor dem Geistlichen niedergesetzt, doch im Augenblicke, als sich das Volk ungestüm hinzudrängte, sagte der Maire, welcher seinen Platz wie zufällig neben dem Geistlichen genommen, diesem einige Worte in das Ohr, zugleich hoben einige Polizeibeamte den Sargdeckel ab und — Mary's vom Tode selbst nicht entstelltes Antlitz, so mild und wehmüthig wie es im Leben gewesen, strahlte den ungestümen Gaffern entgegen.

„Oh Gott, mein Weib! Mein verlorenes Weib!“ ertönte da plötzlich eine jammernde Stimme und der, schon gealterte Geistliche sank mit gerungenen Händen neben der Leiche nieder.

Es war der Pfarrer Collinson, dem seit seiner unglücklichen

Heirat Staunton ein quälender Aufenthalt geworden war und der sich hatte nach Harvich versetzen lassen.

Die Ansicht jener Frau, welche, indem sie Mary zur Flucht von ihrem Gatten aufmunterte, ihr gesagt hatte, daß Collinson sich selbst besser befinden würde, wenn sein Eheband getrennt wäre, wurde vom Erfolge gerechtfertigt. Die Sorge, die ihm Mary's Schicksal einflößte, sobald sein erster Zorn verraucht war, machte vernünftigem Nachdenken Platz; es hinderte ihn wohl sein stolzer Charakter, äußeren Schmerz blicken zu lassen, allein in seinem Innern bewirkten die Selbstvorwürfe, denen er nicht entging, mildere Gesinnungen gegen Andere und seine Wirksamkeit, die bisher von Frömmlern mißbraucht worden war, beschäftigte sich fortan mit den Leidenden, ohne nach ihrer Glaubenskraft zu fragen.

Dieser, durch Unrecht und Leiden gebesserte Mann, sah nun bei der feierlichen Ausübung seines Amtes, indem er die Gemeinde von Grab und Tod auf den Lohn der Ewigkeit verweisen sollte, den verstummten Zeugen seiner Schuld vor sich im Leichentuche liegen. Wäre die Kraft eines stets in der Seele festgehaltenen Begriffes nicht stärker, wie der Tod, wäre Collinson am Sarge Mary's seinem Schmerze erlegen; der Gedanke seiner geistlichen Würde und der Achtung der Gemeinde gaben ihm Selbstbeherrschung genug, um, beim Erwachen aus seiner Betäubung, die näheren Umstände des Vorfalls gar nicht zu berühren, er wankte neben dem Geistlichen, der seine Amtsverwaltung übernommen, einher und warf selbst eine Hand voll Erde auf das schöne Geschöpf, dem seine Thorheit die erste Natter an's Herz gelegt hatte.

Bei der ersten Nachricht von dem befremdlichen Vorgange bei der Leichenfeier errieth Lord Killigrew sofort den Zusammenhang. Er eilte zu Collinson, machte ihn mit Mary's Reue bekannt und bat — ihrem Wunsche nachkommend — um seinen Segen, nun nicht mehr für sie, aber doch für ihr geliebtes Gedächtniß.

So vieler Güte und Frömmigkeit wich endlich Collinson's geistlicher Stolz; er rief den verklärten Geist seines Schlachtopfers um seine Fürsprache am Throne der versöhnenden Gottheit an und dankte Killigrew für die Liebe und den Trost, den Mary in der Verbindung mit dem Lord gefunden hatte.

Lord Charles Killigrew begab sich auf seine Güter, wo er als Vater seiner Unterthanen das Gesetz und die Sitte, welche allein

des Volkes unmittelbare Herren sind, und dem Staate allein Sicherheit verschaffen, durch Beispiel und That ehren lernte und, so verödet auch sein Herz war, räumte er nach Mary doch nie einer anderen Geliebten einen Platz darin ein.

Ein Aug' blieb vor Custozza.

Es war ein schöner Junitag des Jahres 1866; die Fahne flatterte, Rosse wieherten, die Militärkapelle ließ die rauschendsten Weisen ertönen und die wackeren Kampfesbrüder jubelten laut: „Es geht nach Italien! Gegen den Sardenkönig! Hoch unser Marschall Albrecht!"

Das Regiment verließ sein Standquartier und zog in den blutigen Streit, in den beginnenden Krieg. Unter den Jubel der auf die Südbahn marschirenden Krieger mischte sich das laute Weinen ihrer geisterbleichen Mütter und Bräute.

An der Spitze des Zuges ritt, düsteren Auges vor sich hinschauend, wenngleich die Brust von Thatendurst und Muth geschwellt, der Major von Faltern. Es stand ihm ein banger Auftritt noch bevor — das Lebewohl an die Geliebte, ihm Verlobte, von deren Herzen ihn des Monarchen schnelles Gebot und der Ehre Ruf hinwegtrieben.

„Zur Verantwortung all' des Unglückes," lautete eine Stelle im Manifest des Kaisers Franz Josef, „das der unheilvolle Krieg über Einzelne, Familien, Gegenden und Länder bringen wird, rufe ich Diejenigen, die ihn herbeigeführt, vor den Richterstuhl der Geschichte und des ewigen allmächtigen Gottes."

Und wer an all' die bangpochenden Herzen der Familienglieder dachte, mußte mit gefalteten Händen in die Schlußworte dieses, an seine Völker gerichteten Manifestes einstimmen, welche lauteten:

„Auf unserer Einigkeit, unserer Kraft ruhe aber nicht allein unser Vertrauen, unsere Hoffnung. Ich setze sie zugleich noch auf einen Höheren, den allmächtigen gerechten Gott, dem Mein Haus von seinem

Ursprunge an gedient, der die nicht verläßt, die in Gerechtigkeit auf Ihn vertrauen. Zu ihm will Ich um Beistand und Sieg flehen und fordere meine Völker auf, es mit Mir zu thun."

Der Zug der Krieger wallte langsam, verlängt und aufgehalten durch klagende Verwandte, vorwärts. Aus einer offenen Equipage heraus wehte ein Tuch im Morgensonnenstrahl. Faltern erkannte an ihm und an der Graziengestalt die Geliebte, welche an der Seite ihres würdigen Vaters, verklärt von der steigenden Sonne, stand.

„Wilhelmine ist es!" rief der Major seinem Busenfreunde, dem Hauptmann Wendelin, welcher neben ihm ritt, zu und sprengte voraus. Ihm folgte der Hauptmann, der jetzt leise ihn bat:

„Bruder, sei ein Mann!"

„Ich bin es, Freund," erwiderte der Major, „doch auch ein Mensch und — weh'! dem Aermsten, der nicht beides ist. Süß ist der Wink der Liebe, die Scheidestunde erschütternd, doch der Ruf der Pflicht ist mir noch heiliger. So trotze ich der Weichheit, aber nicht der reinmenschlichen Bewegung."

Auf dem Bahnhofe hing Wilhelmine wie ein lächelnder Engel an seinem Halse; ihr Entschluß, das Auge trocken zu bewahren, und so dem Scheidenden die Fassung zu erhalten, wurde zur That. Der Kreis der Liebenden und ihrer Theuren lebte feierliche Augenblicke. Pflichtgefühl und Pflichtgebot erhoben den Mann, Liebe und Hoffnung das Mädchen.

Die Scheidestunde schlug.

„Hoffnung!" rief der Major mit gepreßter Stimme und drückte die weiße Hand der Angebeteten an seine schnellfliegende Brust.

„Treue!" sprach leuchtenden Auges Wilhelmine und schaute hinauf an den Horizont, der in der Farbe der Beständigkeit prangte.

„Und Vertrauen!" setzte der Schwiegerpapa in spe hinzu, legte noch einmal der Tochter Hand in die des Sohnes und küßte segnend das Paar.

„Vertrauen!" wiederholte mit bedeutsamem Tone die Jungfrau und sah dem Verlobten fest in's Auge.

Als Wilhelmine in ihr Boudoir zurückgekehrt war, warf sie sich in einen Sessel und stützte das Lockenköpfchen an das Fenster; sie

gedachte des Entfernten, der so großer Gefahr entgegenging, und schauderte. Der lang zurückgedrängte Kummer trat mit furchtbarer Gewalt in ihr hervor; schnell ging der Athem, hoch und brennend klopfte es im Busen und das glühende Auge starrte hinab zu Boden. Nicht des Vaters tröstende Zusprache — der heute sogar um ihretwillen die Börsestunde versäumte — noch das betäubende Geschwätz des muthwilligen Malchens, ihrer Gesellschafterin, bannte den Trübsinn, die erschöpfende Bangigkeit. Erst am Abende löste sich die pressende Empfindung in sanfte, wohlthuende Wehmuth auf.

Im purpurnen Schein der sinkenden Sonne lag die Erde, als sie, begleitet von ihrer Gespielin, eine Spazierfahrt nach Schönbrunn unternahm. In Hetzendorf stieg sie aus und wandelte, das Schwatzen Malchen's überhörend, bis sich die Gegenstände in Dämmerung hüllten. Der Mond goß sein magisches Licht auf die schweigende Welt. Vor der Lustwandelnden lag der Kirchhof mit seinen ruhigen Hügeln und Kreuzen, wie eine friedliche Himmelsstadt, und aus der wunderbaren Helle sprang jetzt die Urne hervor, welche die Ruhestätte ihrer frühverklärten Mutter bezeichnete. Dahin zog es sie mit Allgewalt — sie trat in die Freistatt müder Pilger. Der stille Raum erfüllte ihr Gemüth mit frommer Bewegung; die Schatten der Wolken, welche den Mond zeitweilig überflogen, schwebten langsam und dunkel über die Gräber hin. Wilhelminens aufgereizte Phantasie sah in ihnen wandelnde Geister der Entschlummerten und warf sich, in Wehmuth aufgelöst und betend an der Mutter Urne hin. Ihr Auge näßte sich, ihre Thränen thauten auf die Blumen, welche die Dankbarkeit der Armen auf den Grabhügel der entschlafenen Wohlthäterin, deren Nachfolgerin die Tochter war, gepflanzt hatte. Sie flehte, in die Gegend hinausblickend, in welcher der Geliebte heute ihrem Auge entschwand, für dessen glückliche Wiederkehr und rief die verklärte Mutter zur Fürbitterin an. In dem Augenblicke erklangen von der Ortschaft her liebliche Töne. Flöten sangen und des Waldhorns schwellender Laut zitterte durch die Abendstille. Eine frohe Ahnung machten der Betenden die Brust leicht; sie nahm, von sanfter Rührung angeweht, den Zufall — der eben jetzt die süßen Klänge von einem nahen Garten her erschallen ließ — für ein Zeichen der Erhörung und erstand getröstet, gestärkt und ruhig.

„Unverletzt und gut wird er zurückkehren und dieser Arm den

Edlen bald umfangen!" sagte sie mit Zuversicht zu Malchen. „Es kann mein freudiges Ahnen mich nicht täuschen!"

Und forthin bewegte sie sich wieder in der gewohnten heiteren Ruhe.

Acht Tage darauf trat Wilhelminen's Vater, der Bankier Großmann, an der Hand einen bildhübschen Jüngling führend, in das Zimmer seiner Tochter.

„Hier, mein liebes Kind," sagte er, schalkhaft lächelnd, „hier stelle ich Dir einen jungen Mann vor, der einige Zeit bei uns wohnen wird. Herr von Millberg aus Sachsen, den eine Ehrensache einstweilen aus seinem Vaterlande entfernt. Er ist unglücklich, Du wirst den schönen Beruf deines Geschlechtes erfüllen und ihn zu trösten streben; dafür wird er in Faltern's Abwesenheit und bei meinen häufigen Geschäften dein Begleiter außerhalb und daheim dein Gesellschafter sein."

Die folgsame Tochter, obwohl hoch verwundert über dieses, mindestens seltsame Ansinnen, bewillkommte freundlich den Gast, welcher in gewählten Ausdrücken sein Glück pries, in der holden Hausgenossin den Engel des Trostes gefunden zu haben; doch beobachtete er lange noch ein düsteres Schweigen. Endlich aber verwandelte Wilhelminen's frohe Laune, ihre Theilnahme, den Stummen in einen feurigen Redner, der die Liebenswürdigkeit und milde Güte der edlen Fee bis an die Wolken hob.

Es war höchst seltsam, daß forthin das Verhältniß des Paares von Stunde zu Stunde sichtbar traulicher wurde; stets erschien es öffentlich vereint und fröhlich. Die Familie hatte bereits ihren Sommeraufenthalt bezogen, in der Umgebung der Villa machten die klatschsüchtigen Nachbarn Glossen, und der Hausarzt des Bankiers, Doktor Wenzig, schüttelte bedenklich den Kopf, denn der junge Millberg hatte in seiner Gegenwart eines Tages das Fräulein vertraulich umfaßt und dieses dazu gelächelt. Er, der gern Alles genau wußte, um seine Kranken und Bekannten mit Neuigkeiten zu unterhalten, und dafür ihren Wein zu trinken, an ihrem Tische zu schmausen; der jetzt, als die kaiserliche Armee noch nicht einmal in volle Aktion getreten war, schon die Nachricht verbreitete, daß man eine Kanonade gehört haben wolle, fragte insgeheim das geschwätzige Malchen, was das bedeute, und vernahm von der Zungenfertigen, daß das Fräulein eine neue Liebschaft zu haben scheine, um nicht ganz verlassen zu sein, wenn ihr Verlobter — was nicht unmöglich sei — den Gefahren und Be-

schwerden des italienischen Feldzuges, dem Schwerte, einer Kugel oder der Spital-Epidemie etwa unterliegen sollte.

Doktor Wenzig fand, ein volles Weinglas aus des Bankiers Keller in der Rechten, dies ganz billig und erzählte eine halbe Stunde später den horchenden Freunden, daß Wilhelmine die Braut Millberg's sei. Das Gerücht durchbrauste sofort die Stadt und flog — in der gewöhnlichen zarten Fürsorge sogenannter guter Freunde, die stets das Angenehme verschweigen, dafür in theilnehmendster Weise nur das Wehthuende melden — in Briefen dem Regimente nach.

Am 20. Juni 1866 hatte es — wie das Schreiben des Oberkommandanten der königlich italienischen Armee, Generalstabs-Chef Alfons La Marmora, lautete — Seiner Majestät der König als eifersüchtiger Hüter der Rechte seines Volkes und Vertheidiger der nationalen Integrität als seine Pflicht erachtet, dem Kaiserthum Oesterreich den Krieg zu erklären; eine Erklärung, welche der österreichische Armee-Kommandant Erzherzog Albrecht nach Gebühr würdigte, das heißt, — gar nicht beantwortete, sondern am nächsten Tage an seine Truppen einen Armeebefehl richtete und sie gegen den Mincio rücken ließ, um dem dort stehenden stärkeren Theil des Feindes mit dem größten Nachdrucke und so rasch als thunlich entgegenzutreten. Am 23. Juni begannen die Feindseligkeiten; zwischen 7 und 8 Uhr Morgens fand der allgemeine Uebergang der feindlichen Armeen auf verschiedenen Punkten statt.

Major Faltern ging mit dem siegenden Heere die rauhe Bahn der Gefahr; doch war sein Genius mit ihm, seltene Besonnenheit rettete ihn, wenn ihn sein Muth, seine Kühnheit in drohende Wirbel zogen und unversehrt entkam er dem Schlachtengewühle und den Stürmen. Aus dem Briefwechsel mit Wilhelminen schöpfte er stets neuen Muth; sie lebte ja für ihn und sparte ihm eine paradiesische Zukunft auf. Aber einer ihrer Briefe meldete ihm Millberg's Erscheinung im väterlichen Hause und — er ward unruhig. Ein junger Lieutenant, der dem Heere nachgekommen war, theilte ihm ferner mit, was er in der Garnison über das Verhältniß seiner Verlobten zu dem Fremdling vernommen hatte, und er knirschte, denn der alte Pfahl im Fleische, der Höllenstein reizbarer Gemüther, der Dämon der Eifersucht — dem er nur allzusehr huldigte — peinigte ihn. Zum Mißtrauen geneigt, weil die entwichene Zeit ihn mit so manchem tugendlosen Weibe bekannt gemacht hatte, zweifelte er an seiner Verlobten Werth und Festigkeit.

Oft schon hatte er früher argwöhnisch mit der Geliebten gegrollt; zwar sah er sich am Schlusse stets von seinem Irrwahn überführt und mußte bereuend um Vergebung flehen; doch loderte bei jedem, noch so geringen Anlaß der böse Funke wieder leicht zur Flamme auf.

Glücklicherweise war Hauptmann Wendelin der Vertheidiger Wilhelminen's, wie überhaupt des ganzen weiblichen Geschlechtes und hatte des Freundes Vertrauen gewonnen.

„Sie ist," sagte Wendelin, im Gefolge der Wechselrede über diesen Gegenstand, „so gut, so fromm und zuverlässig, daß jeder Zweifel an ihrer Treue ein Verbrechen ist; und makellos steht sie jetzt da, wenn man unbefangen und leidenschaftslos sie richtet. Ihr Vater hat den geisteskranken Jüngling ihr zur Heilung übergeben und sie erfüllt mit Freundlichkeit das Gebot des Vaters und der Menschlichkeit; aber die entartete Welt kennt nur die Sünde, nicht die Reinheit, sieht, mit Balken in Augen, überall Splitter und lauscht auf trüglichen Schein, um rufen zu dürfen: „Siehe da, sie ist wie unser Einer!" — dann setzte er schwermüthig hinzu: „Wie unglücklich ist der Mann, der, auf Scheingründe hin, an der Geliebten, an des Weibes Tugend zweifelt! Denke doch, wie elend ich sein würde, wollte ich mich mit ängstlichen Träumen dieser Gattung martern! Höre meine Geschichte. Im letzten schleswig-holsteinischen Kriege fand ich Laura, das Mädchen meiner Wahl, im Norden als eine Waise im Hause ihres habsüchtigen Vormundes, der die blühende und begüterte Mündel seinem bengelhaften Sohne bestimmte, so sehr sie sich auch weigerte, des Geizes Opferlamm zu werden. Ich wurde ihr Hausgenosse und gewann ihr schönes Herz, das meine schlug nur für sie. Laura wollte mir angehören, aber der Alte und sein Sohn wachten, wie Cerberusse über sie. Ich mußte endlich bestrebt sein, sie diesem entsetzlichen Verhältnisse zu entreißen, der Vormund kam hinter unsern Fluchtplan und sperrte die Ertappte nur noch fester ein. Mein Beruf führte mich gleich darauf hinweg und Laura blieb, gleich einer Taube in den Krallen zweier Habichte, zurück. Sie wagte mehr als einen Versuch, mir zu folgen, zu entfliehen, aber es scheiterte ein jeder an der Wachsamkeit ihrer Hüter. Indessen fand sie Mittel, mir ein Schreiben zukommen zu lassen, das eine Bestätigung ihres früheren Treugelübdes enthielt. — Seit vielen Monden hörte ich jedoch nichts von ihr, hoffe aber immer sie einst als mein holdes Weib zu umarmen, weil ich auf sie baue und überzeugt bin, daß ein lie-

bendes Weib eher dem Leben, als ihrer Liebe entsagt. Darum vertraue auch Du auf Wilhelminen's Redlichkeit!"

Des Freundes Beispiel und Ueberredungsgabe wirkten beruhigend auf Faltern; er kehrte im Allgemeinen zurück zum besseren Glauben an die Treue der Geliebten; dennoch blieb ein Stachel in seinem Gemüthe zurück. „Sie ist gut!" urtheilte er, „aber doch nur ein Weib, und folglich reizbar, eitel und wandelhaft, wie ihr ganzes Geschlecht!"

Doch zwang er sich, dem Freunde ganz beruhigt zu erscheinen und der Verlobten den neuen Argwohn zu verschweigen. Aber vergebens hatte der Hauptmann den bösen Geist gänzlich zu verbannen gesucht; er schwieg wohl eine Zeitlang, doch zeigte er sich stets von Neuem wieder. Faltern's Meinung von der Frauen Wankelmuth blieb die alte und das Mißtrauen wurde immer wieder laut, so wie noch lange der Donner in den Gebirgen wiederhallt und ein Steinwurf im Wasser die Ringe und kleinen Wellen bis an das ferne Ufer hin treibt. Einsilbig und finster war und blieb der Major.

Bald nach jenem Zwiegespräch fand die ruhmvolle Schlacht bei Custozza statt; die italienische Armee hatte den Rückzug angetreten. Alle kaiserlichen Truppen waren in's Feuer gekommen, daher im höchsten Grade ermüdet. Erschöpft von der blutigen Arbeit, rasteten am Ziele die Krieger im Angesichte des Schlachtfeldes, das der Würgengel mit zahlreichen Opfern übersäet hatte. Die österreichische Armee hatte über 7900, die italienische über 8100 Mann verloren.

Erschöpft saß Wendelin auf einem Hügelabhange; sinnend stand Faltern vor ihm und zeichnete mit seiner Säbelscheide verworrene Züge auf den Rasen.

„Was treibst Du da?" forschte der Hauptmann. „Längst schon bist Du nicht mehr heiter, Du Grillenfänger; laß' hören, was Dich quält!"

„Ich denke an meine Zukunft!" erwiderte Faltern.

„Doch wohl mit froher Erwartung?"

„Im Gegentheile — mit banger Ahnung. Du bist mein Freund, redlich bewährt. Wohlan, ich will meinen Kummer Dir entdecken und das Mittel, welches ich ersann, ihn zu heben. Versprich mir dagegen, mich zu unterstützen."

„Alles, was ich vermag, soll geschehen!" erwiderte der Hauptmann, ihm die Hand reichend.

„Sieh," fuhr der Major fort, „mir gaben bittere Erfahrungen Mißtrauen gegen das weibliche Geschlecht ein. Deine Vertheidigung hob meine Zweifel nicht ganz. Es mag sein, daß Du Recht hast, daß Wilhelmine nur Millberg's Freundin ist; aber mir mangelt die Ueberzeugung von ihrer Beständigkeit — diese will ich mir verschaffen und erst dann vollkommen ruhig sein. Die Weiber hängen immerdar am Aeußern, an der Schale; nur Zugabe ist ihnen der Kern, das Unvergängliche. Sicher ist's, daß meine Gestalt entschiedenen Einfluß auf Wilhelminen's Wahl hat."

„Nun ja, zugegeben; das ist aber doch menschlich."

„Laß' mich enden!" bat der Major. „Ich bin Soldat und als solcher jedes Unsternes Beute. Wie leicht zerstört ein Schuß, ein Säbelhieb das Ebenmaß der Glieder, beugt den Rüstigen, macht den Gesunden zum Krüppel, den Starken zum Schwächling. Wird jenseits des Traualtars der Invalide ihr noch so werth sein, als der Mann in der Fülle seiner Kraft? Und bei dem Anblick dieses Schlachtfeldes, bei dem Gewimmer der Verstümmelten, die hier bluteten! ich wäre verloren, wenn sie dann mich verließe. Der Gedanke an diese Möglichkeit macht mich schaudern, rasen. Darum will ich jetzt, jetzt, da es nicht zu spät ist, sie und ihren Sinn versuchen, sehen, ob ich wage oder nicht. Höre, sie soll in mir einen — Einäugigen wiederfinden. Nehmen wir an — ein Aug' blieb vor Custozza."

„Und wenn sie von dem Einäugigen zurücktritt?"

„Gibt sie mich eines körperlichen Makels wegen auf, so habe ich mit der Sinnlichen, der Trüglichen, nichts verloren. Beharrt sie aber, so darf ich mit unendlichem Entzücken an einem Herzen ruhen, das für mein besseres Ich schlägt, das immer für mich glüht und im Nothfalle für mich zu leiden, zu verbluten stark genug ist. Lange habe ich fruchtlos nachgesonnen, wie ich zur Sicherheit gelangen möge. Heute erst, als es neben mir ächzte, stöhnte und tiefe blutende Wunden mich angähnten, erst da fiel mir das Mittel bei, und ich bin entschlossen, es anzuwenden."

„Verblendeter!" schalt Wendelin. „Du bist auf dem Wege, das Opfer deiner romanhaften Grillen zu werden; denn ich glaube mit Dir, daß deine Verlobte nicht blos den edelherzigen, tapfern, sondern auch den schönen Mann liebt, und ich gestehe, daß ich es verzeihlich finde, wenn sie in dem vorliegenden Falle von Dir scheiden würde."

„Wie??"

„Nun ja; was sagtest Du, wenn Du bei der Rückkehr das Mädchen entstellt, kränkelnd, schwach fändest? Die Hand auf's Herz — was thätest Du?"

„Ich würde beharren."

„Erlaube mir, daran zu zweifeln. Noch bindet Dich und sie kein heiliger Eid, und Niemand darf Wilhelmine tadeln, wenn sie, die Verlobte, nicht die Gattin, sich von dem Entstellten trennt. Anders darf die Braut, anders muß das Weib handeln; dieses schwur ja, das Leid des Gatten zu theilen wie seine Freuden; jene bindet nichts, wenn ihr Verlobter zum Krüppel ward. Das Gesetz und die Welt spricht für die Lebenskluge. Liebst Du dein Heil, so gib die Grille auf! Gefährlich sind Prüfungen dieser Gattung, so lange die Menschen Menschen, nicht Engel sind. Der Weise nimmt das Gute, wie er's findet."

Aber Wendelin verschwendete diesmal fruchtlos seine Redekunst und tausend haltbare Gründe. Ein neuer Moses stand der Hauptmann vor dem verstockten Pharao, ein neuer David vor dem Saul, von dem der böse Geist nicht wich. Faltern beharrte bei dem Prüfungsplan und seufzend sah Wendelin sich endlich genöthigt, dem Fräulein schriftlich zu melden:

„Was den Major Faltern anbelangt, so bin ich gezwungen, den bedauerlichen Umstand kundzugeben, daß er verwundet worden — ein Aug' blieb vor Custozza!"

Der Friede war zu Wien am 3. Oktober 1866 geschlossen. Leider hatte der glänzende Feldzug in Italien, verherrlicht durch den Sieg bei Lissa, dem Staate die schöne Provinz Venedig nicht erhalten können, denn im Norden war allzuviel verloren worden. Es ist hier nicht der Ort, das Wie und Warum zu erörtern, kurz: so ungleich das Kampfresultat der österreichischen Armee auch war, Eines steht fest: die Armee selbst war im Glück und Unglück, im Süd wie im Nord wie stets tapfer, todesmuthig und brav; das muß auch selbst der Feind anerkennen.

Faltern meldete seiner Braut, daß er, kaum der Hand des Arztes entronnen, dem Regimente voraneile, um, so früh als thunlich, im belebenden Blicke der Liebe sich zu sonnen, glücklich zu werden am

Altare; wie er viel gelitten, und daß eine feindliche Gewehrkugel ihm das rechte Auge hinweggenommen habe; wie der Verlust aber weder seine lebensfrohe Laune, noch seine heiße Liebe gemindert habe, und daß er im Wiedersehen und am Busen der liebreizenden Braut vollen Ersatz für jedes Widrige zu finden mit Zuversicht hoffe.

Wirklich befand er sich, als er den Brief verfaßte, auf dem Rückwege und traf, drei Tage später als sein Schreiben, in der ehemaligen Garnison ein.

Er wählte das abendliche Dunkel zu seinem Einzuge und schlang vor dem Thore eine schwarze Binde um das Haupt, deren Pflaster das rechte Auge, dessen Verlust er fingirt hatte, bedeckte.

Vor des Bankiers Haus stieg er ab — die Fenster waren lichtlos, die Thür verschlossen. Er pochte, ein Diener öffnete und zeigte dem Fragenden an, daß das Fräulein gestern mit Herrn von Millberg nach dem drei Meilen entlegenen Gute ihres Vaters abgereist sei.

„Und doch hat sie gewußt,“ zürnte Faltern, „daß ich heute, spätestens morgen, hier eintreffen würde!“

„Das wußte sie freilich,“ entgegnete der Alte, „aber Herr von Millberg bat so dringend und die gute Dame schlägt ihm nicht gerne etwas ab.“

„Die gute Dame,“ wiederholte der Major bitter, „die ihm nichts abschlägt, hat also nichts, gar nichts in Hinsicht auf mich hinterlassen?“

„Nicht das Mindeste, Herr Major!“ erwiderte gleichmüthig, wenngleich beinahe spöttisch der Befragte und beleuchtete die Augenbinde. Dann setzte er hinzu: „Ei, ei, der Herr Major haben ein Auge verloren? Bedaure sehr!“

„Ich sehe leider noch zu viel mit dem andern Auge!“ rief dumpfen Tones Faltern. „Gute Nacht, Alter!“

Er entfernte sich eilig, und höchst aufgeregt durch das, was er in des Bankiers Hause vernommen hatte.

„Ach!“ rief er, mit langen Schritten im Zimmer des Hôtels, wo er abgestiegen war, auf- und abgehend, „ach, meine Ahnung betrog mich nicht. Mein eigentliches Selbst war ihr also nichts; die äußere Form bestach ihre Eitelkeit, ihre Sinnlichkeit. Der schöne, stattliche Mann allein zog sie an, den Verletzten flieht sie und verkehrt mit Herrn von Millberg, dessen blühende Jugend und Wohlgestalt man mir rühmt. Ja, ja, diese unreife beauté du diable trägt gar oft den

Sieg über die gereifte Männlichkeit davon! — So sei es! — Wir sind geschieden!"

Aber der Heroismus wich dem Kummer der gekränkten Liebe, der Abspannung, dem Kleinmuth. Andere Vorstellungen erzeugten andere Entschlüsse. Er belegte sich mit Vorwürfen, daß er die gefährliche Prüfung unternommen. Gebeugt von Reue, ermattet vom Kampf widerstrebender Empfindungen, am Rande der Verzweiflung, warf er sich auf das Lager, das keine Ruhe für ihn hatte. Der Schlaflose schwankte in der Wahl der Mittel, ja in der Wahl des Zweckes; doch endlich, gegen Morgen, kam ihm ein besserer Rath. Er beschloß, Wilhelminen noch einmal zu sehen und nach ihrem Benehmen sein künftiges Verhalten zu ordnen.

„Oft," sagte er zu sich selbst, „treibt der Zufall sein Spiel mit unserer Ruhe und wirft Berge von Irrthümern und Mißverständnissen zwischen gleichgestimmte Wesen. Vorschnell spricht dann der Thor ein falsches Urtheil und geht unter im trüglichen Wahn; der Kluge aber eilt über Dornen zum Licht und mißt und wägt, ehe er verzweifelt. Ich will nach eigener Anschauung entscheiden!"

Er entschlummerte mit diesem Gedanken. Doch schon als der erste Sonnenstrahl die Wolken röthlich färbte, trug sein Pferd ihn nach dem Gute des Bankiers. Die Familie war nicht dort, sondern zum Besuche in die Nachbarschaft gefahren, es hieß: sie werde erst nach vier Tagen zurückkehren. Unmuthig kehrte er nach Wien zurück, wo ihn Alles an sein Unglück erinnerte. Was er weiter hörte, war keineswegs darnach, ihn zu begütigen, denn jeder seiner Bekannten wußte viel von Herrn von Millberg und Fräulein Großmann zu erzählen, ja man nannte sie unverholen ein Brautpaar.

Die Stunden schlichen schwer und prüfend an ihm vorüber, seine Geduld rang mit dem Verhängniß. Endlich hörte er von seinem kundschaftenden Diener, daß Wilhelmine mit ihrem Vater zurück sei, zugleich erfuhr er, daß auch sein Regiment eingezogen wäre.

Als er nach Wilhelminen's Wohnung eilte, sah er mit freudigem Beben die Geliebte am Fenster; die Liebliche erschien ihm schöner und begehrenswerther als je, aber — neben ihr lehnt ein wohlgebildeter Jüngling, und seine Stirne furchte sich. Das muß Herr von Millberg sein!

Er war's auch. Ein vorübergehender Freund, den Faltern fragt, kennt den schönen jungen Mann. Sie kosen lächelnd. Der Major knirschte.

Jetzt fliegt das Fenster zu. Faltern tritt in's Haus, wird gemeldet und — abgewiesen.

„Das Fräulein ist unwohl und für Niemand zu Hause," sagt der alte Diener.

„Aber ein junger Mann war soeben mit ihr am Fenster," brummte der Eifersüchtige.

„Ja," entgegnete der Diener, „das ist ein vertrauter Freund, der ihr vorliest."

„Kennst Du mich, mein Freund?" fragt bebend vor Ingrimm der Major. „Ich nenne mich Faltern."

„O ja!" war die gedehnt gegebene Antwort.

Kaum erhielt sich der Major in der nöthigen Fassung, um den Alten nicht zu Boden zu schlagen.

„Schon gut!" stammeln die bleichen Lippen und er wankt, kaum seiner Sinne mächtig, mit zerrissenem Herzen seiner Wohnung zu. Zorn und Liebe ringen in ihm. Endlich malt sich ein Entschluß in seinem flammenden Auge.

„Ich will mein Loos ganz kennen!" rief er aus, eilte nochmals fort, kam im Hause des Bankiers an, stieß den alten Diener, der ihn melden wollte, kräftig zurück und öffnete rasch die Thüre, welche nach Wilhelminen's Zimmer führte.

Da saß sie neben Millberg, dessen Arm sie umschlungen hielt, während sein Haupt an ihrem Busen ruht. Malchen, die Vertraute, spielte daneben mit einem reizenden Seidenpintscher.

Mit leichtgerötheter Wange, aber freien Blickes und unbefangen stand Wilhelmine sammt ihrem theuren Millberg auf und die ehemalige Braut begrüßte den Major mit jener ruhigen Kälte, mit jener artigen Fremdheit, die man bei vergessenen Bekannten anwendet. Der junge Millberg rieb, etwas verlegen, wie es schien, die Hände. Es konnte auch ebenso gut Behagen ausdrücken.

„Der Herr Major!" rief Malchen höflich und bot ihm lachend einen Stuhl.

Dieses Benehmen schnitt dem Verlassenen tief in die Brust, in der es wild und heftig pochte. Er hielt sich nicht mehr, seine Wuth sprengte des Anstandes Fesseln und er brach ungezügelt los.

„Wilhelmine!" rief er, „ist das ein Empfang für einen Verlobten? das die Begrüßung für einen Bräutigam? Konnten meine Entfernung, mein Unglück diese erschütternde Veränderung bewirken?"

„Eine Veränderung fließt aus der andern!“ entgegnete spöttisch Malchen.

„Sie sind sehr verändert,“ sprach Wilhelmine mit abgewendetem Gesichte. „Ich bemitleide Sie.“

„Mitleid!“ rief Faltern bitter. „Also doch noch eine Spur der sanften Weiblichkeit? Ich träumte freilich mehr, träumte von Redlichkeit, Seelenadel und Treue, von zarten Banden und Einklang verwandter Geister, von Sittsamkeit und Reinheit. Ich träumte! Aengstlich und erschrecklich ist das Erwachen, aber wohlthätig für die Zukunft. Besser heute Wermuth, als morgen Gift.“

„Der liebenswürdige Mann,“ flüsterte Wilhelmine, „besaß meine Zärtlichkeit, dem Entstellten weihe ich Theilnahme. Verlangen Sie mehr? Ihr Männer liebt unsere Wohlgestalt, mit unserer Schönheit endet eure Liebe und der Verlassenen Klagen verhallen unbeachtet. Was dem Manne ziemt, darf, in unserem Falle, auch das Weib.“

„Herrliche Freimüthigkeit, treffliche Grundsätze!“ rief Faltern im Innersten empört und bebend aus.

„Meine Freundin sagte sich dem Gesunden zu,“ redete Malchen drein, „die Ansprüche des Verletzten sind ungiltig. Wilhelmine hörte auf, den Herrn Major zu lieben und sich als sein Eigenthum zu betrachten. Amor ist blind, aber auch schon ganz blind. Wenn's den Herrschaften recht ist, werde ich Ihnen eine Geschichte erzählen von dem Wiener Amor, dann mögen Sie sich weiter entscheiden. Ich bitte aber, mich in Ruhe anzuhören. Sie, Major, setzen Sie sich schön auf diesen Stuhl und werfen Sie ihr glühendes eine Auge nicht auf Wilhelmine und Millberg, die im Sopha sitzen bleiben. So — jetzt hört mich an. Meine Geschichte betitelt sich:

Zum Amor.

Im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts bemerkte man in Wien auf öffentlichen Promenaden, in Theatern und Konzerten einen jungen Mann, dessen Augen von einer schwarzen Binde bedeckt waren und der mit rührender Sorgfalt von einer Dame von vollendeter Gestalt geleitet wurde. Diese Dame bekam man jedoch nicht vom Angesicht zu schauen, da ein Spitzenschleier ihre Züge den neugierigen Beschauern entzog. Man nannte den schönen, jungen Mann gewöhnlich den Amor, da er gleich diesem, seine Augen mit einer Binde verhüllt hatte. Es

war ein Ehepaar und wohnte dasselbe in dem Eckhause des Krautgäßchens am Graben. Die Geschichte dieses Paares ist sehr interessant.

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren die beiden gräflichen Familien Hadik und Almasy durch enge Freundschaftsbande verknüpft. Man wollte diese sich immer enger verschlingende Freundschaft durch eine Verbindung beider Familien dauernd befestigen, und so wurde beschlossen, die beiderseitigen Kinder Theodor und Konstanze miteinander zu vermälen, wenn sie das gehörige Alter erreicht haben würden.

Theodor Graf Hadik war der einzige Sprößling und mit Konstanze, einem Mädchen, welches schon in frühester Jugend ein herrliches Gemüth offenbarte und von ausgezeichneter Schönheit war, zugleich erzogen. Demgemäß entwickelte sich bei den jungen Leuten diejenige Neigung, welche sie das ganze Leben hindurch aneinander fesseln sollte. Auch grenzten die Besitzungen beider Familien aneinander, so daß Komtesse Konstanze von Almasy dem Unterrichte ihres jugendlichen Gespielen beiwohnte, und während sie ihr Wissen vervollkommte, sich ihr Liebreiz unter dem Schutze seiner kindlichen Freundschaft immer mehr ausbildete. Beide beseelte ferner eine lebhafte Neigung zur Musik, welche der ungarischen Nation, der sie Beide angehörten, überhaupt angeboren ist, und so schlangen sich immer sympathischere Bande um das kindliche Paar. So kam die Zeit, wo Theodor und Konstanze wahre Musterbilder von Anmuth wurden und die beiderseitigen Väter ernsthaft der Gedanke einer demnächst zu vollziehenden Verbindung beschäftigte.

Da brach der Krieg gegen Frankreich aus. Auch die Magnaten rüsteten sich zum Kampfe für ihren König. Alles griff zu den Waffen und stellte sich unter die Banner. Graf Hadik, stets bedacht auf den ererbten Ruhm seines Hauses, wünschte, daß auch sein Sohn theilnehmen möge an dem bevorstehenden Kampfe für das Vaterland, und Theodor, so sehr er seine Braut liebte, ergriff freudig die Gelegenheit, den Geboten der Ehre zu folgen, um der holden Jungfrau, die bald sein eigen werden sollte, immer würdiger zu werden. Constanze war ebenfalls Ungarin und somit unterdrückte sie ihren Schmerz in dem Gedanken, daß sich ihr Jugendgespiele noch Ruhm zu erwerben habe, daß die Trennung hoffentlich nur eine kurze Zeit währen würde, und daß das wechselvolle Kriegsglück den Geliebten beschützen könne.

„Die Abreise war somit beschlossen. Tags vorher fand die feier-

liche Verlobung des Paares statt, und Theodor begab sich sofort an der Spitze seiner Schaaren auf den Weg, um zu der in Pest versammelten ungarischen Armee zu stoßen.

„Während Theodor sich in ruhmvollster Weise vor dem Feinde auszeichnete, traf Konstanze ein großes Unheil. Sie verfiel in eine schwere Krankheit, welche sie sogar mit dem Tode bedrohte — sie wurde von den Blattern befallen. Lange schwebte sie zwischen Leben und Tod; es gelang wohl den Aerzten, sie dem ersteren zu erhalten, aber die schrecklichen Folgen des Uebels konnten dieselben nicht hindern. Das liebreizende Mädchen war bis zur Häßlichkeit entstellt, das anmuthige Gesichtchen voll tiefer Narben. Als die völlige Genesung jede Gefahr beseitigt hatte, da erst erlaubte man ihr, sich in einem Spiegel zu besehen. Dieser verhängnißvolle Augenblick erschütterte Konstanze bis in das Innerste ihrer Seele. Sie entsetzte sich vor sich selbst beim Anblicke der gräßlichen Entstellung, welche sie in Folge der Krankheit getroffen hatte. Es bemächtigte sich ihrer sogleich der Gedanke — Theodor könne sie unmöglich mehr lieben; sie wünschte nur — zu sterben.

„Der alte Graf Hadik, ihr zukünftiger Schwiegervater, bemühte sich vergeblich, sie eines besseren zu überreden; sie wies alle Trostgründe, alle Betheuerungen der unwandelbaren Liebe ihres Bräutigams zurück, gemartert dem peinlichen Gefühle, sie sei Theodors nicht mehr würdig. Die holde Blume welkte sichtlich dahin, denn für ihr trostarmes Herz gab es keine Hoffnung mehr hienieden."

„O!" rief Faltern glühend aus, die Pause, welche die Erzählerin machte, benützend, „o, ich hätte mein Wort sicher gehalten und ich zweifle keinen Augenblick, daß es Graf Theodor ebenfalls gethan."

Malchen fuhr fort:

„An einem Tage saß Konstanze gerade trauernd auf dem Sopha, neben ihr der sie zärtlich liebende Vater, welcher sie umschlungen hielt und im tiefbewegten Tone anflehte, sich zu schonen, als der Diener, welcher ihren Bräutigam in das Feld begleitet hatte, hereintrat und dessen Ankunft meldete. Zugleich ließ sich außen eine männliche Stimme hören, welche sehnsüchtig ausrief:

„Konstanze! Konstanze! wo bist Du?"

„Die Unglückliche fuhr erschreckt zusammen und barg ihr Antlitz unter dem Tuche in ihren Händen.

„Theodor!" schrie sie verzweifelnd. „Um des Himmels

Willen nähere Dich mir nicht! Meine Schönheit ist dahin, ich habe Dir ja nichts mehr zu bieten, als mein Herz!"

„Was hör' ich?" rief Theodor. „Sieh mich doch erst an, Konstanze!"

„Nein, nein, Theodor! Sieh mich ja nicht an, Du würdest entsetzt vor dem häßlichen Bilde fliehen. Ich bin zu furchtbar verändert!"

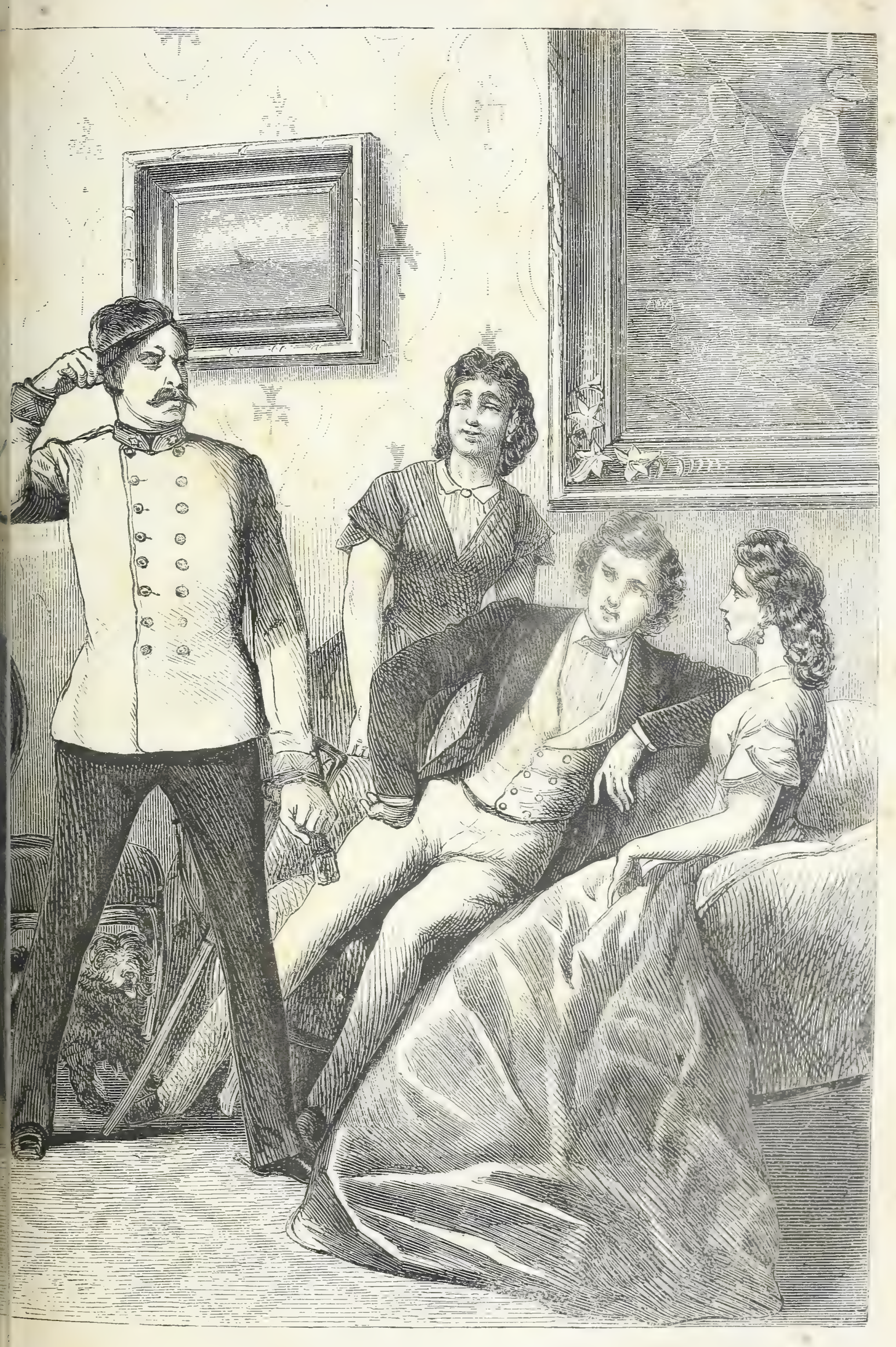
„Was liegt daran, Konstanze, wenn nur deine Liebe mir geblieben ist! Konstanze, arme Konstanze — ich kann Dich ja nicht mehr sehen!"

Konstanze blickte nun auf, — starrte ihren Verlobten an — ach! — Theodor war blind. Es hatte ihm im Felde ein Schuß das Augenlicht geraubt.

„Mein Gott!" rief Konstanze, mit Thränen überströmten Augen. „Welches entsetzliche Unglück für Dich, aber auch welches Glück für mich! Du bleibst nun mein, Du kannst mich noch lieben! Ja, ich bleibe bei Dir, ich werde Dein Führer sein, ich werde Dir das sein, was ich Dir in den ersten Tagen unserer Liebe gewesen! Gott, Du kannst mich noch lieben!"

„Binnen kurzem fand die Trauung statt. Das edle Paar war seines Glückes würdig, die Gräfin stets die sorgsame Führerin ihres blinden Gatten, dem sie nie von der Seite wich und alle Sorgfalt widmete. Theodor trug stets die schwarze Binde um die Augen, seine Gattin, nicht weil sie sich ihrer Entstellung schämte, sondern aus Besorgniß, daß ihr Gemal durch Bemerkungen dritter Personen über ihre verlorene Schönheit gekränkt werden könnte, entfernte in der Oeffentlichkeit niemals den Schleier vom Gesichte. Mit dem Verluste des Augenlichtes schien auch die angeborene Liebe zur Musik bei dem Grafen zuzunehmen, deshalb war er auch in allen Konzerten zu sehen, stets gehütet von seiner sorgsamen Führerin, die nur für ihn allein lebte und fühlte.

„Im Jahre 1826 wollte der Besitzer der im Hause Nro. 1 der Krautgasse befindlichen Putzwaarenhandlung, Herr Anton Deibel, einen neuen geschmackvollen Handlungsschild aushängen und es fiel sein Gedanke auf den in Wien so beliebten sogenannten „Amor". Der renommirte Künstler Leopold Kupelwieser stellte nun den Liebesgott dar, wie sich ihn die Alten dachten und schilderten, nämlich als einen geflügelten Knaben, den Köcher auf der Schulter, den Bogen in der Hand, von dem er eben mit schalkhaft lächelnder Miene, schon zum



Ein Aug' blieb vor Custozza.

Voraus erfreut über seinen Sieg, einen Pfeil abschießt. In einer freundlichen Umgebung von Rosen stand der Gott mit liebenswürdiger Grazie da, welche, verbunden mit Harmonie der Farben und Innigkeit des Ausdruckes verursachten, daß die Blicke der Vorübergehenden gerne auf dem lieblichen Bilde verweilten. Es war dasselbe wirklich ein Kunstwerk und die Bewohner Wiens nahmen so vielen Gefallen daran, daß sie das Haus nur mit dem Schilde „Zum Amor“ bezeichneten.“

„O, ich kenne das schöne Schild!“ rief der Major, „und die Erzählung, welche sich daran knüpft, sollte Wilhelminen zum Beispiele dienen.“

„Ach, Major“, entgegnete Wilhelmine lächelnd, „das ist eine Geschichte von Anno dazumal; in der Neuzeit handeln die Mädchen und Jünglinge klüger.“

„Entschuldigen Sie, Fräulein“, rief entrüstet Faltern aus, „die neueste Zeit hat nicht minder ein ähnliches Beispiel bewundernswerthester Frauengröße. Sie kennen doch Alle den biedern, leider blinden Oberlieutenant Leopold Leidersdorf. Nun dieser, im Jahre 1827 zu Wien als Sohn des Großhändlers Maximilian Leidersdorf geboren, trat im Alter von fünfzehn Jahren als Kadet in das fünfte Kürassier-Regiment Graf Auersperg, wurde nach sechzehnmonatlicher Dienstleistung Offizier und im August 1848 zum Oberlieutenant avancirt. Er machte die Affaire im Oktober vor Wien mit und rückte im Dezember nach Ungarn, wo er bei jeder Gelegenheit sich auszeichnete. Da traf ihn ein entsetzliches Unheil. Am 18. Februar 1849 wurde die Oberstdivision seines Kürassier-Regimentes (nun Kaiser-Nikolaus-Dragoner), welche zur Beobachtung der Theiß durch fünfzehn Tage detachirt war, in der Marschstation Kompolt durch eine bedeutend überlegene feindliche Macht bei Anbruch des Tages überfallen. Der zweite Flügel der Oberst ersten Eskadron hatte an diesem Tage die Vorposten bezogen. Verrath, stürmisches Wetter, ganz dunkle Nacht begünstigten das Anrücken des Feindes. Daß der Ueberfall dem Feinde nicht gänzlich gelang, war zum großen Theile dem tapfern, gut geführten Flügel, welcher an diesem Tage die Vorposten bezogen hatte, zu danken. Außer dem Rittmeister von Fluck, welcher den Flügel kommandirte und schwer blessirt wurde, war ganz besonders Oberlieutenant Leidersdorf zu nennen, welcher durch sein entschlossenes und tapferes Benehmen seine Mannschaft zur heldenmüthigsten Ausdauer anfeuerte. Leider wurde dieser ausgezeichnete Offizier so schwer verwundet, daß

derselbe für todt gehalten, am Kampfplatze zurückgelassen werden mußte. Als er erwachte fühlte er sich — des Augenlichtes vollständig beraubt*). Auf welche Weise, durch welche Art der Verwundung — er wußte es nicht, er weiß es jetzt ebensowenig — er war blind. In seiner unbeschreiblichen Trübsal fand er die größte Sorgfalt und Pflege, die liebevollste Behandlung von dem biederen Inspektor des Grafen Karolyi, Herrn Noiko. Aber das Augenlicht kehrte nicht wieder! Er suchte beim Landesvertheidigungsausschusse um die Erlaubniß nach, aus der Gefangenschaft nach Hause zurückkehren zu dürfen — er war ja doch nunmehr unschädlich. Die Erlaubniß kam noch immer nicht, aber das Vordringen der Kaiserlichen während der Schlacht bei Kápolna machte diese Huld des Herrn Kossuth überflüssig. Unter dem Schutze eines edlen Wiener Bürgers, Herrn Jakob Hammer, kam unser Gefangener am 9. März 1850 in Wien an. Seine Gesundheit stellte sich unter der liebevollen Behandlung der Verwandten wieder her, aber die Sehkraft kehrte nicht wieder und alle Bemühungen der Aerzte hatten keinerlei Erfolg. Für seine Hingebung und Tapferkeit wurde ihm das Militärverdienstkreuz zu Theil, für sein Unglück ist ihm die Theilnahme und Liebe aller fühlenden Menschen gesichert. Seine Majestät der Kaiser, wissend, daß Leidersdorf früher ein großer Freund der Oper gewesen, stellte demselben einen permanenten Sperrsitz im Parterre des Hofoperntheaters zur Verfügung und verlieh ihm ein Geschäft in der Josefstadt.

„Leidersdorf war Bräutigam einer verwaisten Offizierstochter, des Fräuleins Theresia Liba. Der Unglückliche, welcher keine Hoffnung hegte, daß das junge muthige Mädchen sich an einen blinden Gatten werde ketten lassen, gab ihr ihr Wort zurück und sagte düsteren Tones zu seinen Freunden: „Therese kann keinen blinden Gatten brauchen!“ —

„Aber der Blinde braucht **mich**!“ erwiderte das hochherzige Mädchen und legte ihre treue Hand in die seine. Auf Allerhöchste Verordnung fand in der Hofkapelle zu Wien die Trauung statt. Braut und Bräutigam wurden von der ersten Pallastdame Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth zum Altare geführt. Ihre Majestäten selbst, sowie andere Familienglieder des Kaiserhauses, der ganze Hofstaat und die

*) Die Versionen über dieses Unglück sind im Volksmunde verschieden. Es soll die Peitschenschnur eines ungarischen Csikos, nach Andern ein Säbelhieb Ursache gewesen sein.

höchsten Civil- und Militär-Autoritäten wohnten dem feierlichen Akte bei. — O, welches Glück genießt dieser Erblindete! — Aus neuer Zeit kennt man noch ein Beispiel. Fräulein Querangel, die Tochter des französischen Admirals, las stets mit Bewunderung die vortrefflichen Schriften des berühmten Autors Augustin Thierry. Als sie erfuhr, daß derselbe blind sei, faßte sie den heldenmüthigen Entschluß, dessen Leiden zu mildern und ihm in seinem Lebensdunkel als Führerin zu dienen. Sie wurde seine Gattin und leistete, was sie sich vorgenommen hatte, dreizehn Jahre lang mit unabläßiger Sorge. Sie war das Auge ihres Gatten, durch das er die alten Geschichtsquellen studirte, sie war seine Hand, durch die er niederschrieb, was er erforscht und erdacht hatte; dabei fand sie Zeit, selbst als Schriftstellerin aufzutreten. Bei ihrem Begräbniß folgten aber auch alle literarischen Berühmtheiten Frankreichs, an der Spitze Chateaubriand, ihrem Sarge."

„Lieber Major", sagte Malchen, „das ist etwas ganz Anderes. Nur die Halbheit stößt zurück. Stets äußerte Wilhelmine — das bezeuge ich — entschiedenen, unüberwindlichen Widerwillen gegen Einäugige."

„Darum" — fiel Wilhelmine ein — „ist unser ehemaliges Verhältniß aufgehoben. Ich bin Braut dieses Jünglings."

Mit diesen Worten reichte sie Millberg die Hand.

„Recht so!" rief glühend Faltern. „Segen über diese entzückende Offenheit!" — Nach kurzem Schweigen fuhr er aber tief betrübt fort: „O, Wilhelmine, was ist aus Ihnen geworden! Sind Sie dieselbe noch, die, knieend an der Mutter Sterbelager, gemeinsam mit mir den Segen der Scheidenden empfing? Die dann unter Thränen und Gelübden an mein Herz sank? Die — doch, hinweg mit aller Rührung und Wehmuth verklungener Erinnerungen! Nur das noch: ich danke meinem guten Geiste, der den Gedanken mir einhauchte, daß ich Ihnen die Falle stellte, in welche Sie gingen. Dank meiner Vorsicht, die mich rettete! Ich scheide für immer von Ihnen mein Fräulein! — Doch nicht der Einäugige, nicht der Blinde — der Geheilte entrinnt der Schlange! — Nehmen Sie ihn denn hin, Ihren unbärtigen Jüngling! Nehmen Sie ihn und meine Verachtung!"

Faltern riß mit diesen Worten die Binde vom Auge, warf sie zur Erde und sah lauschend hinüber, welche Wirkung sein Thun haben werde. Er erwartete Bestürzung, banges Erschrecken — sah aber nichts von allen dem.

„Liebloser!“ rief Wilhelmine und ihr Auge flammte im leichten Zorne auf, wie ein Stern durch die Wolken.

Herr Millberg lächelte, was den Major so außer sich brachte, daß er ihn zu fordern beschloß; Malchen lachte überlaut und der schöne Seidenpintsch bellte unter dem Sessel lustig hervor.

„Angeführt! Angeführt!“ rief Malchen schadenfroh. „Lieber Major, wie gefällt es Ihnen in der eigenen Prüfungs-Grube?“

Fast aufgelöst vor Grimm wendete sich Faltern nach der Thür — diese verstellte Hauptmann Wendelin, dem Bankier Großmann auf dem Fuße folgte.

„Wohin, mein Freund?“ fragte der Hauptmann. „Ach, ich errathe — kehre nur um und trachte dein holdes Bräutchen zu versöhnen!“

„Gott im Himmel! Wendelin!“ rief in diesem Augenblicke Millberg.

Der Hauptmann sah bestürzt auf, starrte mit seltsamem Blick den Rufenden an und stürmte, als sein Aufschrei: „Laura! meine Laura!“ freudig bejaht wurde, in die umstrickenden Arme der Wiedergefundenen.

Der Liebe Jauchzen, der Freundschaft Glückwunsch hallte, immer lauter bellte „Madi“, und der Major stand der Gruppe gegenüber, wie ein verstummter Schüler vor den Examinatoren.

Dort durchkreuzten sich Fragen, Erklärungen und süße Namen.

„Wir wußten längst“, versicherte Malchen, gegen den Betäubten gewendet, „woran wir mit Ihnen waren. Herr von Großmann sei Zeuge.“

„Ich bin's“, sagte der Bankier.

Von Zweifeln und Hoffnungen, von Staunen und Verwirrung, Wißbegier und Scham bedrängt, lehnte der Major an seinem Sessel. Bankier Großmann führte ihn endlich der Tochter näher, doch Wilhelmine wendete sich ab und der Aufschluß konnte den beschämten Eifersüchtigen nicht erheben.

Die Aufklärung in Betreff Laura's war bald gegeben. Es war ihr doch einmal gelungen, dem Vormunde und ihrem häuslichen Kerker zu entfliehen. Als sie in Wendelin's Garnisonsstadt einzog, war er eben nach Italien abmarschirt. Der Verzweiflung nahe, erinnerte sie sich glücklicherweise, daß ihr Geliebter oft den Namen des Bankiers Großmann in Wien, als seines biederen Freundes genannt habe. Sie sucht ihn auf, vertraut sich ihm an und er ladet sie ein

in seinem Hause Schutz und Sicherheit zu suchen. Wohl wünscht sie dem Geliebten nachzueilen, aber Großmann widerrathet dieß entschieden und malt ihr die Gefahren der Reise für ein schutzloses Mädchen mit den abschreckendsten Farben. Sie entschloß sich also, die Rückkehr des Hauptmanns abzuwarten; selbst dagegen ist der Bankier, daß sie ihm ihre Flucht und ihren Versteck melde, da das Schreiben in unrechte Hände gerathen und so ihr Vormund von ihrem Aufenthalte unterrichtet werden könnte. Um den Nachstellungen dieses Schlaukopfes zu entgehen, räth er ihr ferner, das Männerkleid, welches sie auf ihrer Flucht getragen, auch noch ferner beizubehalten und unter männlichem Namen in seinem Hause zu leben, bis Wendelin nach beendetem Feldzuge sie in seinen Schutz, an sein Herz nehmen werde. Anfangs wollte er, zu noch größerer Sicherheit, selbst seiner Familie Laura's Geschlecht verbergen und stellte ihr den Fremdling als Herrn von Millberg vor; doch bald wich er von seinem Vorsatze ab und so fanden die Mädchen eine liebende Schwester.

Später erfuhr Wilhelmine mit Entsetzen den erdichteten Verlust von des Majors rechtem Auge. Mit dem Schreiben in der Hand sank sie bewußtlos in die Ottomane, doch nicht verletzte Eitelkeit, nur das Unglück des Heißgeliebten beugte die Getreue. Die Folge des Erschreckens, des Grames ist ein Fieber. Man theilte dem herbeigerufenen Doktor Wenzig den Grund der Krankheit mit und zeigt ihm die schriftliche Hiobspost. Der All=Ergründer schüttelt lächelnd den Kopf.

„Dem Major“, sagt er, „fehlt so wenig etwas, als mir. So eben war ich bei meinem Freunde, dem zuerst die Listen der Verwundeten durch die Hände laufen. Herr von Faltern steht nicht darauf, ja — was noch mehr — ein Courier, der von der Armee kommt und ihn gesehen hat, erklärte, daß der Major vollkommen gesund und unbeschädigt sei.“

Nun staunte man, grübelte nach, und Wilhelmine, das stete Mißtrauen des Geliebten wohl kennend, erräth sofort den wahren Sachverhalt, den Wendelin's unterstrichene Worte: „ich bin gezwungen“ noch verstärken; sie beschließt, den Zweifler an ihrem Herzen, der ihr so viele bittere Thränen erpreßt, sie auf das Krankenlager geworfen hat, zu bestrafen, und ihm als wandelbar zu erscheinen, auf daß ihn die Angst züchtige. Der Vater, gekränkt von Faltern's verwerflichem Beginnen, billigt den Plan, Laura wird zur Unterstützung aufgefordert und muß in ihrer Verkleidung als des Fräuleins Bräutigam gelten.

Verzeihung erflehend liegt nun der Sünder zu den Füßen seines schönen Richters, aber der schüttelt finster das Haupt. Die Umstehenden werden zu Fürbittern, aber Wilhelmine erhält sich fort und fort bei dem Ernste der Tiefgekränkten.

„Vertrauen“, sagt sie bedeutungsvoll, „nur Vertrauen heiligt die Ehe; eigensüchtiges Mißtrauen aber ist ihr böser Engel und krankhafte Eifersucht in der Regel unheilbar. Des Gatten rastloser Argwohn würde mich in des Elendes Tiefen, ja zu den Todten hinabwerfen. Und darum löse ich ein Band, das schmerzlich mich zu pressen droht!“

Faltern gelobte Besserung; sie äußerte Zweifel, ließ sich aber endlich nur unter der Bedingung erweichen, daß die Vermälung um ein Jahr hinausgeschoben werde, auf daß der Major sein Gelübde bethätige.

„Sie versuchten mich, ohne daß ich Ihnen Anlaß gab“, sagte sie entschieden, „nun sollen Sie, der wirklich Verdächtige, sich einer gerechten Prüfung unterwerfen.“

Kein Widerspruch des Vaters, keine Bitte der Freundschaft und der Liebe, weder Schwur noch Zorn des Anbeters half. Er schmollte noch lange, selbst als schon Hauptmann Wendelin mit der erzwungenen Einwilligung des Vormundes Laura's glücklicher Gatte und Malchen die Verlobte eines wackeren frohsinnigen Gutsbesitzers war, aber endlich erzwang die Achtung, welche er vor Wilhelminen's Festigkeit hatte, seine Billigung der Thatsache und er unterwarf sich dem strengen Ausspruche.

„Sie ist unerschütterlich, wie wenige der Frauen“, sagte er, „sie wird es auch als Liebende, als Gattin sein!“ Und er liebte nur noch inniger die Verlobte, die ihm jetzt nicht nur blos schön, sondern auch als sehr charaktervoll erschien.

Am Ziele der Prüfungszeit nahm die Braut den Geliebten und Bewährten an ihre treue Brust, und stärker als des Priesters Segen und der Kirche fromme Weihe, band die, in unendlicher Hochachtung begründete Liebe den seligen Mann an sein edles Weib.

Als nach einem Jahre der überglückliche nunmehrige Oberst einen bausbäckigen Stammhalter in die Arme schloß, sagte er zu demselben:

„Höre, Bursche, wenn es Dir je beikommen sollte, wie dein Vater „ein Auge vor Custozza“ lassen zu wollen, so werde ich Dich Mores lehren!“

Die kleine schöne Louise von Sachsen-Coburg-Gotha

(Mutter des Prinzen Albert von England).

Herr Robert von Hanstein befand sich zu seinem Vergnügen in Gotha, er hatte Zeit genug übrig, um an Allem Theil zu nehmen, was in der Stadt und auf dem herzoglichen Schlosse Friedenstein heiter und lebenslustig sich regte und umgetrieben wurde, letzteres versteht sich, soweit es einem Fremden vergönnt war.

Wie am Mond die kleineren Höfe immer farbiger sind als die großen, so sind auch auf unserer sublunarischen Erde jene immer die lustigeren; sie stehen der Volksfreude näher, und wenn die andern durch ihre Größe an die Gravität gewiesen sind, so können sich jene, wie kleine Leute, ohne Schaden selbst parodiren.

Am Sonntag früh trieb's Herrn von Hanstein zur Schloßkapelle, sowohl wegen des musikalischen Gottesdienstes, als der schönen Prinzessin Louise von Sachsen-Gotha wegen, von der er seit seinem Dortsein so viel Liebes gehört hatte, so daß er vor Verlangen brannte, auch etwas von ihr zu sehen. Denn nicht zu gedenken der übrigen Aehnlichkeiten, welche Herr von Hanstein mit Jean Jacques Rousseau haben mochte, so machte ihn diese zu seinem Leidens- und Freudensbruder, daß er, wie jener Philosoph, von jeher sich gegen schöne Prinzessinnen beim ersten Anschauen entflammt fand.

Die Prinzessin kam in ihre Kirchenloge und was er geahnt, war bald geschehen — er wurde in sie verliebt. Welche Wonne ein schönes Mädchen zu sehen, aber welche Qual, sie beschreiben zu müssen! Wer noch nie eine reizende Prinzessin gesehen hat, an den schlägt die beste Beschreibung schon gar nicht an. Es denke sich Jeder das Reizendste, was ihm im Wachen und Träumen vorgekommen und so können wir in unserer Erzählung beruhigt fortfahren.

Herr von Hanstein hatte sich hinter ein Singpult gestellt, halb mit Absicht, um es als Catapult, jene Wurfmaschine der Geschosse bei den alten Römern, gegen die holdselige Fürstentochter zu gebrauchen;

denn wie konnte er eher hoffen, von den schönen Augen der andächtigen Prinzessin bemerkt zu werden, als wenn er sein musikalisches Talent geltend machte. „Wie oft“ — sagte er zu sich im Stillen — „ist nicht schon aus einem Solo sänger ein Solo fänger geworden! Die Geschichte hat Beispiele.“

Nicht lange, so sprach ihn der Chorregent zuvorkommend um Mithilfe an. Hanstein trug das Quoniam etc. mit dem besten Ausdrucke, dessen er mächtig war, vor. Die Verehrte, welcher die fremde Stimme auffallen mochte, blickte gegen die Orgel herüber, jede Viertelspause war ihm ein Freipaß zu Gegenblicken. Nach beendetem Gottesdienste drängte es ihn, sich der Prinzessin auf dem Korridor in den Weg zu stellen. Sie erwiderte sein Kompliment sehr gnädig und wenn ihr blaues Auge etwas länger auf ihm ruhte, als er jedem Andern gegönnt hätte, so las er darin einen stillen Dank für seinen Gesang.

Hanstein hatte Prinzessin Louise in der Nähe gesehen, die einzelnen Züge ihrer schönen sanften Seele, ihr Gang, ihre Bewegungen, ihr Gruß, drückten sich ihm brennend in das Gedächtniß — von nun an war sie das herrschende Bild in seiner Seele.

„Wie wäre es,“ dachte er sich, „wenn diese liebliche Sonne, während sie von Sternen erster bis sechster Größe umgeben ist, aus ihrer durchlauchtigen Aetherhöhe herab (denn in Bezug auf Prinzessinnen ist das kleinste Fürstenthum dem größten Kaiserthume gleich) durch so viel Wolkenschichten von Hindernissen hindurch, auf mich, den bescheiden dahinrollenden Satelliten, besonders freundlich herabblicken und meine wenigen romantischen Thal-Gründe und Blumen-Auen huldreich bescheinen und erwärmen würde? Ja, ich frage mich jetzt, was gibt es außer einer erlaubten Liebe Schöneres, als eine solche verbotene?“

Des Nachmittags kam ein Kammerdiener in seinen Gasthof und dann, ganz leise tretend, an ihn selbst, um ihm wegen des Zweckes seines Hierseins ein wenig auf den Zahn zu fühlen. Es ist nicht schwer den Pfiffigsten kommen zu hören und den hatte der Hof erst nicht gewählt.

Hanstein hatte Lust, weil seine Funktion ihm nicht glanzvoll genug erschien, um der Prinzessin, wenn ihr etwas davon zu Ohren käme, ein würdiges Bild von sich zu geben, sich ein wenig in Nebel zu hüllen; er wußte ja aus der Optik, daß derselbe die Gegenstände vergrößere. Der Kammerdiener sah Herrn von Hanstein halb ehrerbietig, halb zweifelnd an, und ging.

Aus des Wirths gebrochenen Worten brachte er so viel heraus, daß man am Gothaer Hofe schon seit einiger Zeit eine bedeutende Person erwarte, welche möglicherweise in Herrn von Hanstein versteckt sein könnte.

„Nun," erwiderte Hanstein, „ich versichere Sie, in mir haben Sie nichts weniger als einen verkappten Großen zu verehren und wirthsmäßig zu schneiden — halten Sie sich strikte an den Meldungszettel."

„Hm!" meinte der Wirth, sich hinter dem Ohre kratzend, „es reisen jetzt so viele wirkliche und Ex-Potentaten inkognito, daß man gar nicht mehr weiß, wen man vor sich hat, ein vorsichtiger Gastgeber muß also, wenn ein Reisewagen vorfährt, die aussteigenden Passagiere sogleich im Verdacht des höchsten Ranges halten und darnach taxiren."

Auf den folgenden Tag war eine Jagd im fürstlichen Thiergarten angesagt, bei welcher Hanstein die Holde zu sehen hoffen durfte. Er stellte sich unter die Zuschauer. Nicht lange währte es, so kamen die hohen Herrschaften durch die Oeffnung des ausgespannten Garnes hereingefahren. Er sah nur sie, wie sie in einem niedlichen Amazonenkleide, eine irdische Cynthia*), ausstieg und sich heiter umsah.

Das fürstliche Ehepaar, Herzog August Emil Leopold von Sachsen-Gotha und dessen zweite Gemalin, Prinzessin Karoline von Hessen, dann Prinzessin Louise, ein aus erster Ehe mit der mecklenburgischen Prinzessin Louise herstammendes Paraphernalgut, endlich der Hofspaßmacher, der dicke Kanzleirath Block, stellten sich in den Jagdschirm.

Diesen letzteren wird die Welt dem Gothaer Hof gern erlassen, wenn sie bedenkt, daß die den Fürsten umgebenden Hofweisen als Gegensatz eines Hofnarren verlangen, der ihre Vernunft durch seinen Aberwitz nur destomehr in's Licht setzt. Wenn das ganze Land ernsthaft aussieht, weil es viel zu prästiren hat, wer soll Spaß machen? Wird es nicht mit Dank angenommen werden müssen, wenn so ein aufgeräumter Kanzleirath sich anerbietet, außer den Kanzleistunden des Fürsten lustiger Rath zu werden? — so nannte man ja ehemals die Hofnarren — und wenn bei seinen Don-Quixotiaden, Eulenspiegels- und Hannswurststreichen, bei seinen Schildaerstückchen und lustigen Scenen aus

*) Die Jagdgöttin Diana führt diesen Beinamen vom Berge Cynthus auf der Insel Delos, weil sie auf denselben geboren sein soll.

Narren- und Eselsfesten, welche ja in unserer klugen und gesitteten Zeit nicht mehr zu haben sind, ganz erlauchte Häuser vor Lachen bersten wollten, durften sich die Unterthanen nicht die mildeste Regierung versprechen?

Die Jagd begann. Die Treiber klopften, schrieen und schlugen an die Büsche, das Wild rauschte hervor, die Büchsen knallten und der Jagdlärm drang lustig die Waldhöhe hinab und durch die romantisch wiederhallenden Klüfte des Thiergartens.

Plötzlich kam der Hof-Spion von Kammerdiener, der Herrn von Hanstein unter den Zuschauern bemerkt und dem Fürsten verrathen haben mußte, mit einer Doppelbüchse zu ihm und sagte:

„Seine Durchlaucht der Herr Herzog August achten Ihr tiefes Inkognito, bitten Sie aber, einen Stand zu wählen und an der Jagd thätigen Antheil zu nehmen.“

Hanstein war nicht wenig betroffen; es war Verlegenheit über das Mißverständniß, das rücksichtlich seiner Person bei Hof obzuwalten schien und wie sich dieses lösen werde, und zugleich ein süßer Schrecken, daß er der schönen Prinzessin Louise wahrscheinlich bald näher kommen werde. Ehe er sich indessen bedenken konnte, war die Büchse in seinen Händen und wollte er jetzt nicht wie eine verlorene Schildwache dastehen, mußte er dem Kammerdiener in einen der Jagdstände folgen. Das gute Wild hatte unter solchen Umständen nicht viel von ihm zu besorgen. Wie konnte der junge Mann ruhig im Feuer liegen, da in ihm selbst ein so unruhiges flammte? Und ist nicht ein Geschossener der schlechteste Schießende? — Ein paar Rehe war Alles, was Hanstein erlegte.

Der erste Akt des Spektakels war vorüber. Jetzt kam die Reihe an den dicken Kanzleirath. Ein muthiges Schwein wurde eingelassen, welchem sich der Waidmann mit der Jagdfeder — so nennt die alles mildernde Jägersprache einen gewichtigen Spieß — die er jetzt statt der Kanzleifeder zu führen hatte, entgegenstellte. Von einigen Rüden gehetzt, wurde der Schweins-Jüngling krauser Laune und wies dem bangen Nimrod seine elfenbeinernen Hauer. Der Rath merkte Unrath und parirte in der Angst nicht zum Besten. Endlich ermuthigte er sich aber doch, denn Aller Augen waren auf ihn gerichtet, und eine Speckseite des Hochwildes war seiner Küche so viel als gewiß, wenn er den Stoß gut führte. Alle feldbegüterten Jagdfröhner hielten ihm

den Daumen, weil sie den borstigen Damnifikanten und seinen gottlosen Verwüstungssinn kannten.

Ein zweiter Fallstaff stand jetzt mit ausgespreizten Beinen unser Held, blasend und dampfend, und hielt, indem er sich räusperte und dann den Jagdruf: „Hui Sau!“ — für diese das wahre Schlag- und Stichwort — ausstieß, die tödtliche Spitze dem wüthend anrennenden Borstenvieh entgegen. Dieses aber machte eine unerwartete Lanzade, kam ihm, ehe er noch mit seiner Jagdfeder ihr Todesurtheil unterschreiben konnte, zwischen die Beine und — im Nu saß der Kanzleirath dem Eber auf dem Rücken und hielt sich krampfhaft an der posthornähnlichen Fortsetzung seines Leibes.

Niemand getraute sich diesem sonderbaren Centauren in den Weg zu treten und dem Kanzleirath, dessen Sache hier allerdings nicht auf Flaumfedern stand, von dem garstigen Pegasus herabzuhelfen. Der Hof hielt sich vor Lachen den Bauch, die Unterthanschaft wollte den Spaß nicht verderben.

Die Kavalkade war im Kreis herum, gerade bei Herrn von Hanstein's Stand angekommen, als die „Hyäne des Eichenwaldes“ den armen Kanzleiverwandten abschüttelte und ihm mit ihren Fangzähnen den Bauch aufzuschlitzen drohte. Schnell ergriff Hanstein den neben ihm hängenden Hirschfänger und rannte ihn dem grunzenden Wütherich in den aufgesperrten Rachen.

„Dumpf hin krachte er im Fall, und um ihn rauschten die Borsten.

Homer.“

Der lustige Rath lag der Länge und Dicke nach hingestreckt neben jenem und rief stöhnend:

„Bin ich todt, oder der Eber?“

„Glücklicherweise ist der Eber todt,“ erwiderte Hanstein, der ihn mit Hilfe der herbeieilenden Jagdknechte aufhob.

Der Kanzleirath sah ihn mit einem langen, todtenbleichen Gesichte an und stammelte:

„Dank! Tausend Dank, gnädigster Herr! Wir ahnen die hohe Hand, welche hier mitgewirkt hat.“

Das „wir“ schien sich auf sein kollegialisches Verhältniß mit dem Eber zu beziehen.

„Es hätte mir leid gethan,“ erwiderte Hanstein, „wenn Sie ein zweiter Adonis geworden wären, Herr Kanzleirath.“

Der Rath verneigte sich tief und es zuckte schon wieder ein schalkhaftes Lächeln in seinem Thorheitfältchen, als er sich so wohlbehalten fand. Der Hof umringte ihn und bezeigte sein Mitleid. Der Rath bat, den tragischen Vorfall in ewige Vergessenheit zu begraben, denn ihm klangen schon die schönen Benennungen in den Ohren, die ihn jetzt überall verfolgen würden. Die Prinzessin beruhigte ihn und versprach huldreich, sich seiner anzunehmen.

Jetzt trat Herzog August zu Herrn von Hanstein.

„Ich mache Ihnen mein Kompliment," sagte er herzlich, „Sie sind ein Meister im Treffen. Nur muß ich bemerken, Sie haben — was doch bekanntlich in dieser Saison unerlaubt ist — statt der Rehböcke deren Weiber erlegt und also dennoch einige Böcke geschossen."

Alles lachte über das fürstliche Bonmot und trug es weiter.

Die Nähe der Holden machte aber Hanstein das Alles vergessen; die Prinzessin näherte sich ihm, mit viel verschämter Röthe in sichtlicher Verlegenheit, und sagte ihm etwas Verbindliches, das er mit von Liebe umnebelten Sinnen aufnahm und es eben so verstört erwiderte.

Endlich stieg man in die Jagdchaisen — Herrn von Hanstein blieb nichts übrig, als der reine Klang ihrer Silberstimme und ihr unaussprechlich holdes Lächeln.

Noch war Herr von Hanstein nicht recht zu sich gekommen, als ihm ein herzoglicher Reitknecht ein schön gesatteltes Pferd vorführte und ihn devotest hinaufnöthigte. Sein Bischen Reitkunst kam ihm wohl zu Statten, denn man hatte, wahrscheinlich in Voraussetzung seiner vornehmen Erziehung, einen jungen Satan von Renner aus dem Marstalle gewählt. Hanstein sprengte an den fürstlichen Equipagen vorüber, machte den Herrschaften seine Verbeugung und suchte sich besonders der Fürstentochter durch einige Paraden im besten Lichte zu zeigen. Beim Gasthofe gab er an den ihm nachgaloppirenden Reitknecht, nebst einem hübschen Douceur, seinen schwitzenden Schweißfuchsen ab.

Der Wirth verdoppelte seine Ehrerbietung und seine Kreide; in

Hanstein entstand aber jetzt eine bängliche Unruhe — denn, von abenteuerlichen und reizenden Ereignissen rasch fortgezogen, hatte er bisher gar nicht Zeit gehabt, an die weiteren Folgen zu denken. Jetzt aber, als dieser lärmende Zustand nachließ, war er wieder an sich selbst gewiesen und hatte diese bunten und tanzenden Phantasiebilder in sich zur Ruhe zu bringen.

Fast wünschte Hanstein, er wäre bei Allem bloßer Zuschauer geblieben und hätte sich des Anschauens der liebenswürdigen Prinzessin in stiller Anbetung gefreut; jetzt war er ihr unvermuthet nahe gekommen, aber er hatte kein rechtes Verhältniß zu dieser, ihm bisher fremd gebliebenen Welt. Lagen auch in ihm die Keime zu allen möglichen Ehrenstellen eingeschachtelt, konnte er auch, wie ein Zwiebelgewächs, nach verschiedenen Häutungen, in einen Staatsrath, Gesandten oder Minister aufschießen — was hatte er jetzt mit dem Gothaer Hofe zu schaffen, was konnte dieser von ihm wollen? Dergleichen Gedanken verfolgten ihn bis in seine Träume.

Am anderen Morgen brachte ihm ein Livrébedienter ein Billet. Der Hofmarschall schrieb ihm im fließenden Französisch: Da er schon einmal sein musikalisches Talent, das überhaupt in der Familie liege, verrathen habe, so müsse er schon erlauben, daß man bei ihm auch das dramatische voraussetze. Man wünsche bei Hofe zum Geburtstag Seiner Durchlaucht „das Kind der Liebe“ aufzuführen; wenn er die Rolle des Pastors zu übernehmen geneigt sei, so folge hier die Rolle — Abends sei Probe im Schloß.

Herr von Hanstein war nur einige Augenblicke unschlüssig, was er thun solle; er hatte zwar nie Gelegenheit gehabt, auf einem Liebhabertheater aufzutreten, da er aber häufig das Schauspiel mit Interesse besucht, auch meistens die eine oder die andere Rolle in Gedanken zu der seinigen gemacht und durch deklamatorische Uebungen mit seinen Freunden die angeborene Schüchternheit abgelegt hatte, so durfte er sich wohl dieser Kunst, auch ohne äußere Schule, durch diese stille innerliche, in gewissem Grade zugereift und gewachsen glauben. Die Rolle des Pastors schien ihm dankbar genug, da ein so schöner theatralischer Lohn — die Hand einer schönen Baronesse — seiner wartete.

„Wahrscheinlich ist,“ sagte er zu sich selbst, „die Gesellschaft, wie manche Kirchengemeinde, um einen guten Pfarrer in Verlegenheit und ein erträglicher könntest Du ihr doch wohl werden. Es der schönsten

und erhabensten Zuschauerin zu Dank zu machen, ist doch kein kleiner Sporn! Da man zwar bei Hofe in meiner unverstellten einfachen Erscheinung wer weiß welches vornehme Inkognito findet, dieses aber bescheiden achtet, nun, so kann ich immerhin diese neue reizende Lebenserfahrung mitnehmen!"

Wie gedacht, so gethan. Hanstein memorirte seine Rolle aufs Beste, ging zur bestimmten Stunde in's Schloß und wurde in den Flügel desselben gewiesen, wo eine kleine, aber niedliche Bühne aufgeschlagen war. Der Hofmarschall, der ihn auf das Artigste empfing, spielte den „Baron von Wildenhain", seine Gemalin die „Wilhelmine Böttcher", die übrigen Personen waren durch andere Hofchargen besetzt, der reimsüchtige „Tafeldecker" fand in dem dicken Kanzleirathe Block seinen Mann.

Man hatte, um sich besser in die Sache zu finden, sogleich das Theaterkostüme angelegt; in einem Augenblicke war Hanstein in die geistliche Hülle gekrochen und flößte Ehrfurcht ein. Er war begierig, wer die Tochter des Barons, die naive „Amalie" übernehmen werde, weil er zunächst dabei betheiligt war, er rieth auf die Tochter des Hofmarschalls, doch wollte er nicht darum fragen.

Man denke sich seine Ueberraschung, als im zweiten Akte die Prinzessin Louise hereintrat und als „Amalie" in einem allerliebsten Morgenkleid die Scene mit ihrem Vater, wo er sie wegen ihrer Neigung zum „Grafen von der Mulde" ausholt, aufs Naivste durchspielte. Die Auftritte, wo sie Beide zusammentreffen sollten, traten ihm nun mit Blitzesschnelle nach der Reihe vor die Phantasie; die zuströmenden Bilder trieben ihm das Blut zum Herzen, er hätte in den Augenblicke keinen Ton hervorzubringen vermocht.

Den „Grafen von der Mulde" gab ein junger Sekretär, der nie über die Grenzen des Herzogthums hinausgekommen war und so sehr er sich bemühte, die Narrheiten des französirenden Gecken darzustellen, doch viel zu wünschen übrig ließ.

Das erste Auftreten des „Pastors" bei dem Vater leitete Hanstein in die Sache ein; nicht lange, so stand er vor der schönen „Amalie" und hatte ihr die Freuden und Leiden des Ehestandes auseinanderzusetzen; ihr und ihrem äußerst wahren innigen Spiel gegenüber wurde ihm der Theaterschein zur vollen Wirklichkeit. Wenn sie ihm in aller Unschuld ihre Liebe bekannte, wenn sie ihm ihre Hand auf's Herz legte, um ihn zum Geständnisse der Gegenliebe zu bewegen, wenn er diese sanft und

warm in seiner Hand fühlte, wo das rege Leben der zarten Finger an sein innerstes Nervengebäude tastete und die süßesten Accorde griff, da hätte er diese köstliche Hand nur behalten und sein eigener Copulator werden mögen.

Wie hinreißend naiv sagte sie die Worte: „Hab' ich doch nicht gewußt, was mir auf dem Herzen lag" — dieses hob und senkte sich sichtbar unter seiner Hülle von schneeiger Leinwand — „nun weiß ich's, es ist herunter!"

„Fräulein!" rief darauf Hanstein aus dem innersten Gemüthe, „Sie bringen mich um den Verstand und um mehr als das — um meine Herzensruhe!"

Hanstein's Eigenliebe fand die größte Wollust darin, zu bemerken, daß die Prinzessin sich auch ziemlich in den Ernst hineingespielt hatte; Beiden standen während der ganzen Scene die Thränen in den Augen und die Prinzessin erntete den vollsten Beifall bei dem ganzen Theaterpersonale, der augenscheinlich kein bloßer Erguß der nothwendigen Höflichkeit war.

Der tafeldeckende Kanzleirath löste nun diese sentimentale Scene ab; er war so abenteuerlich aufgestutzt, daß schon sein Anblick Lachen erregte. Ueberhaupt war die gute Haut auch in ihren außertheatralischen Rollen mehr der Gegenstand als der Schöpfer des Lachens, mehr die Zielscheibe als der Schütz, und selten machte er von der Narrenfreiheit Gebrauch, dem Fürsten das, was seine Höflinge als etwas Gemeines und Unbequemes sorgfältig von ihm abhielten, zu sagen — die Wahrheit.

Die Scene, wo „Amalie" bei des Vaters Stuhl vorgeblich eine Nadel sucht, ihm aber plötzlich um den Hals fällt, und ihn mit Bitten um seine Einwilligung bestürmt, gewann ihr vollends alle Herzen, das ihres Partners voran. Man hatte an dem ganzen Stücke, um es den Umständen anzupassen, Vieles gestrichen und Manches abgeändert; die Ketzereien gegen den Adel durften jedoch bleiben, denn der Herzog vertrug in der Theaterloge Manches, was er außerhalb derselben streng geahndet hätte — er steckte die Theater-Sentiments ein und gebrauchte sie als Salz, um seinem gewohnten Leben, aus welchem er nichts weniger als herauszugehen gewohnt war, nur noch mehr haut-goût dadurch zu geben. Die Scene, wo der schlichte „Pastor" die Hand der schönen „Amalie" wirklich davon trägt, hatte man aus Rücksicht auf den Stand der Spielerin auch etwas gemildert und Umarmung

und Kuß gestrichen. Wie man aber oft unwillkürlich in das hineingeräth, was man vermeiden wollte — als der „Baron“ sagte: „Malchen, willst Du ihn für mich bezahlen?“ — so folgte die Prinzessin dem gedruckten ungestrichenen Original .... sie fiel in Hanstein's Arme, Beider Lippen berührten sich feurig und warm, und mit Rührung sprach sie die Worte: „Ach, mir ist so wohl!“

Seliger konnte Hanstein jetzt nicht werden — wer ihm vor Kurzem gesagt hätte, daß er sobald dieses holde Wesen in seine Arme schließen, ihr Herz pochen fühlen dürfte!

Als er seine Predigershülle ausgezogen hatte, sagte die Prinzessin bedeutungsvoll zu ihm:

„Lieber Pastor, Sie hätten wohl noch eine Maske abzulegen!“

„Verehrungswürdige Prinzessin,“ erwiderte er traurig, „ich bin und bleibe leider, was ich scheine.“

Mit einem zweifelhaften, wehmüthigen Blicke verließ ihn Prinzessin Louise.

Unterdessen war in demselben Gasthofe, welchen Hanstein bewohnte, ein Fremder abgestiegen, der auf einem herrlichen Mecklenburger, von einem Bedienten begleitet, vor einer Stunde in Gotha angekommen war. Er hatte schon vorläufig von der theatralischen Belustigung gehört, welche bei Hof vorbereitet wurde und kaum hatte derselbe mit Hanstein die ersten Komplimente gewechselt, als er mit vielem Interesse sich nach der Sache zu erkundigen anfing. Hanstein nannte ihm nun das Stück, die Rollenaustheilung und auf welche Art er dazu gekommen, daran Antheil nehmen zu dürfen.

„Ich verhehle Ihnen auch nicht,“ sagte schließlich Hanstein, „daß man am Gothaer Hofe hinter mir einen verkappten Vornehmen oder auch vielleicht nur dessen Abgesandten vermuthet und nun auf diese oder jene Weise hinter meine Maske zu kommen sucht.“

„Hm, ich hörte auch schon dergleichen,“ erwiderte der Fremde. „Aber, hören Sie, Herr von Hanstein — mich verlangt es ungemein, ebenfalls Zutritt zu bekommen; ja ich wünschte sogar die Rolle des Grafen Mulden zu übernehmen, die wohl eine bessere Besetzung verdient, als die ist, welche Sie mir schilderten und die ich schon zu

Hause auf einem Liebhabertheater mit großem Beifalle gegeben habe. Ich nenne mich Ernst von Ehrenburg und habe im letzten Feldzuge mit Ehren im sächsischen Armeekorps gedient."

„Ich bin erfreut, Herr von Ehrenburg, Sie kennen zu lernen, ich würde Ihnen unendlich gerne gefällig sein, aber Ihnen zu einer Rolle im Schloßtheater zu verhelfen, liegt gänzlich außerhalb meiner Macht; Sie müssen sich diesbezüglich an den Herrn Hofmarschall wenden, der die Sache wohl noch einleiten kann."

Beim Abendessen hörte Hanstein von dem gewandten Edelmanne, daß die Sache schon im Reinen sei. Darüber froh, diese, das Stück sehr heiter kolorirende Rolle gut besetzen zu können, hatte man, dem Gaste zu Liebe, noch eine Probe halten wollen, was dieser aber sich verbeten hatte, versichernd, wenn man seine Partien nur ganz unverstümmelt gäbe, so stehe er für jedes Wort.

Der Abend der Aufführung kam; die Plätze füllten sich mit den geladenen Honoratioren der Stadt und dem Adel der Nachbarschaft. Das fürstliche Paar erschien, begrüßt von Trompeten und Pauken. Man that sein Möglichstes, um dem Fürsten einen heiteren Geburtsabend zu gewähren.

Der „Graf von der Mulde" hatte sich bereits im Gasthofe angekleidet und ließ sich nicht eher sehen, als bis der zweite Akt begonnen hatte. Endlich kam die fünfte Szene. Er trat ein und setzte den „Obersten" und seine „Amalie" durch sein wahrhaft exzellentes Spiel in eine gewisse angenehme Verlegenheit, denn er gab den deutsch-französischen Hasenfuß auf eine Weise, wie es der Dichter sich schwerlich lebendiger gedacht haben mag.

„Lieber Herr Pastor," sagte die Prinzessin im Zwischenakte zu Hanstein, „ich komme kaum recht zu mir selbst — der Graf hat mich erschreckt; ich meine immer, es sei der wirkliche Graf von der Mulde."

„Die Aehnlichkeit ist allerdings so täuschend," bemerkte Hanstein, „wie bei wächsernen Gestalten und könnte auch auf ähnliche Weise erschrecken."

Die Spässe des guten „Tafeldeckers", der mit ihnen die Scharte an seinem Jagdmesser von neulich wieder auswetzen wollte, wurden über dem Grafen ganz überhört. Er klagte über einen vergessenen Topf mit Pomade, als hätte er seinen besten Freund im Stich lassen müssen und sein Auge war feucht, als er jammerte, daß jetzt vielleicht die deutschen Mäuse den delikatesten Parfum verzehren, den Frankreich

jemals hervorgebracht. Es lief durch die spielende und schauende Versammlung, wer doch dieser treffliche Akteur sein möge, der Fürst hatte selbst auf die Bühne geschickt und sich erkundigen lassen. Es war aber nichts herauszubringen als das, was Ehrenburg bereits seinem Gasthofgefährten gesagt, nur setzte er lächelnd hinzu, er werde bald Seiner Durchlaucht dem regierenden Herzoge persönlich seine Aufwartung machen.

Hatten Hanstein, als Menschen, gestern die Szenen mit der Prinzessin einen Himmel voll Wonne gegeben, so mußte er sie heute als Verehrer der Kunst hochachten. Das Zartgefühl der siebzehnjährigen Prinzessin und ihr richtiger Takt goßen eine wunderbare Harmonie über ihre Darstellung, die er gestern nicht so gewahr wurde. Wie eine sorgsame Wärterin ihr Kind mit fester Hand über holperige Wege führt und über Gräbchen hebt, so daß es auf unbequemen Pfaden doch bequem zu gehen scheint, so verfuhr sie mit ihrer Rolle; sie vermied ebenso das Alberne, wie das Gesuchte, das Preziöse, wie das Aufdringliche; man wünschte sie in bedeutenderen Rollen zu sehen und allerdings mußte man ihr und dem Herrn von Ehrenburg den ersten Rang zuerkennen — Beide hätten durch ihr heutiges Spiel jedem Hoftheater Ehre gemacht.

Als die Hofmarschallin zwischen den Coulissen die Prinzessin mit dem „Grafen von der Mulde“ im Scherze aufzog und ihr vorhielt, wenn es außertheatralischer Ernst wäre, so möchte — ohne dem „Pastor“ nahe zu treten — doch auch der „Graf“ nicht zu verachten sein, erwiderte Louise, Herrn Hanstein mit unaussprechlich holdem Lächeln ansehend:

„Bei uns Beiden mag der Theaterschein wohl sehr nahe mit der Wirklichkeit zusammenfallen — ich lobe mir meinen sanften Herrn Pastor.“

Die Umarmungsszene wurde heute nach dem gestrichenen Exemplar gegeben und Hanstein usurpirte um so mehr die gestrigen unschätzbaren Momente, insoweit sie außer der subtilen Linie der berechnenden Kunst lagen, für sich als Menschen.

Bereits neigte sich das Stück zu Ende, als auf einmal hinter den Coulissen ein entsetzlicher Lärm losging — es hatte der „Graf von der Mulde“ an einer der Lampen Feuer gefangen; sein Bedienter, im Verlangen, seinen Herrn zu löschen, schrie in Einem fort aus Leibeskräften:

„Wasser her! Wasser! Herzog Ernst von Sachsen-Coburg brennt!“

„Herzog Ernst von Sachsen-Coburg!?“ rief Alles, wie aus einem Munde.

Das Geheimniß war somit verrathen. Mit genauer Noth war das Stück vollends zu Ende gespielt worden. Der Vorhang rauschte nieder; Alles drängte sich um den dampfenden und vom Wasser triefenden „Grafen von der Mulde“. — Die Prinzessin, statt in ihm den Herzog von Sachsen-Coburg zu begrüßen, der eventuell ihr Bräutigam war, wußte nicht mehr, wo ihr der Kopf stand; sie wurde halb ohnmächtig auf ihr Zimmer gebracht. Der Herzog selbst entfloh dem Gedränge und erholte sich bei seinen künftigen Schwiegereltern von dem Schrecken. Hanstein lief mit verworrenen Sinnen nach Hause.

Am folgenden Tage brachte ihm ein Bedienter der Hofmarschallin ein Billet und ein Schächtelchen. Das erstere lautete folgendermaßen:

„Verehrungswürdiger Herr Pastor!

Ich nenne Sie so, weil Ihr Bild als solcher, bei uns das bleibende sein wird. Man ist Ihnen eine Erklärung über gewisse Vorgänge und Aeußerungen schuldig, welche Sie wohl zum Theil durch das unerwartete Erscheinen des regierenden Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg von selbst werden gefunden haben.

Das Portrait, das unser Vertrauter und Korrespondent an seinem Hofe in seinem letzten Briefe von dem Herzoge entworfen, wobei er insbesondere auch dessen Liebhaberei für Musik und Theater erwähnt hatte, traf, so wie die Zeit seiner wahrscheinlichen Hierherkunft, so nahe mit Ihrem ersten Erscheinen bei uns zusammen, daß wir, als der wirkliche Herzog kam, keine Ahnung hegten.

Ich soll Ihnen im Namen der Prinzessin Louise und Ihrer durchlauchtigsten Eltern für Ihr schönes lebendiges Feuerspiel danken; erstere, welcher der gestrige Feuerlärm und die Ueberraschung ein kleines Fieber zugezogen, bittet Sie, Beifolgendes als Andenken an Sie anzunehmen.“

In dem Schächtelchen befand sich ein goldener Ring mit dem Namenszuge der Prinzessin aus Brillanten.

Hanstein drückte das Kleinod mit heißer Inbrunst an seine Lippen; ein paar glühende Thränen fielen auf dasselbe nieder und glänzten mit den kalten Steinen um die Wette. Sorgfältig legte er ihn wieder in sein sammtenes Lager und steckte ihn in den schon gepackten Koffer.

Phantastische Bilder jagten sich in seinen Träumen, die Gestalt der liebenswürdigen Prinzessin schwebte ihm vor, die verschiedenen

Situationen der letzten Tage kehrten in allerhand wunderlichen Irrbildern wieder — endlich zerrann das holde Bild und Louisen's Name strahlte in glänzendem Brillantfeuer, das ihm die Augen blendete. An dem allmäligen Verglühen desselben entschlief er.

Die Stadt lag noch in den Federn, als Herr von Hanstein von dannen fuhr. In den Niederungen lagen weiße Nebel, die Höhen umher strahlten im röthlichen Licht der jungen Sonne, die Fenster des Schlosses glühten. Der Abreisende faßte das Gebäude noch einmal recht in's Auge und rief aus:

„Schlummere sanft noch ein Weilchen, himmlische Prinzessin! Möchte dein Erwachen zu neuen Verhältnissen so heiter sein, als es deine schöne Seele verdient! — Kommt aber je die Zeit, wo dein Herz eines treuen Freundes bedarf, so sollst Du ihn an Robert von Hanstein gefunden haben und säßest Du auch auf dem höchsten Throne der Christenheit!"

Der vom Herzog Ernst I. von Sachsen-Coburg im Jahre 1817 geschlossenen Ehe mit Louise, der einzigen Tochter des letzten Herzogs von Sachsen-Gotha, welche von zwei Söhnen gesegnet wurde*), war keine lange Dauer beschieden.

Herzog Ernst, bei seiner Verehlichung dreiunddreißig Jahre alt, hatte die Freuden des Lebens in seiner Jugend schon in solchem Uebermaße genossen, daß er nicht dazu taugte, plötzlich ein guter Gatte zu werden. Da der männliche Stamm im Herzogthum Gotha mit dem Vater der Prinzessin Louise ausstarb, die Regierung deshalb an Herzog Ernst von Coburg übergehen mußte, so war es der Wille des Ersteren, daß seine Tochter seinen Nachfolger zum Gemal nehme.

Prinzessin Louise war ein schönes kleines Weibchen, von unnachahmlicher Grazie und Liebenswürdigkeit, dabei sehr klug und talentvoll; leider kümmerte sich ihr Gemal sehr wenig um sie, und sie war noch viel zu jung, um ihr Leben schon in stillster Einsamkeit zu vertrauern. Wie es an Höfen gewöhnlich geht, wurden diese Umstände weidlich

*) Der ältere ist der jetzt regierende Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha, der jüngere Albrecht, gestorben als Gemal der Königin Viktoria von England.

ausgebeutet und eine große Schaar notabler Männer drängte sich um die verlassene Fürstin. War es also zu verwundern, daß sie gegenüber so zahlreicher Huldigungen nicht gleichgiltig bleiben konnte, daß gerade der Mann, welcher schon, bei seinem ersten Erscheinen, auf das Mädchen tiefen Eindruck gemacht hatte, nun auch die junge Frau bezauberte? Gar bald also wußte man, daß Herr Robert von Hanstein, welcher sich am coburgischen Hofe aufhielt und da, gleich einer Mücke, den Lichtkreis umschwärmte, der glückliche Bevorzugte sei, und das Verhältniß wurde immer vertrauter, ja endlich dem Herzoge bekannt, was zur Folge hatte, daß er sich im September des Jahres 1824 von seiner Gemalin trennte und im März 1826 förmlich von ihr scheiden ließ. Herzogin Louise erhielt eine Jahresrente, die sie aber im Lande verzehren sollte, und da ihr die Herzogthümer nach dem Vergangenen nicht die gewünschte Zurückgezogenheit bieten konnten, siedelte sie nach Sankt Wendel, der Hauptstadt des kleinen Fürstenthums Lichtenberg, über, welches bis 1844 coburgische Enklave in der Rheinprovinz war.

Ein Jahr lang verbrachte Louise still und allein auf ihrem Wohnsitze, dem vor der Stadt gelegenen Schlößchen, wohlthätig nach allen Seiten, freundlich gegen Jung und Alt. Dann kam auch Herr von Hanstein, anfangs im Gasthofe wohnend und nur häufige Besuche auf dem Schlößchen machend, zuletzt aber selbst dahin ziehend. Was man längst vermuthet hatte, traf endlich ein — die Herzogin Louise heiratete Herrn von Hanstein und, kraft eines Rechtes, welches sie als Herzogin von Gotha besaß, ernannte ihren Gatten zum Grafen von Pölzig und Baiersdorf*).

Die Hochzeit wurde prunklos gefeiert, an dieselbe knüpfte sich eine Reise in's Ausland und darauf pflegten die jungen Eheleute auch in den folgenden Jahren im Sommer und Herbst längere Zeit im Auslande zu verweilen.

Gar oft kam die Herzogin auf ihren Reisen nach Coburg und bemühte sich, ihre Kinder zu sehen — stets vergeblich, denn der Herzog hatte strengen Befehl gegeben, ihr zu denselben niemals Zutritt zu gestatten; kleine Miniaturbilder von den beiden Knaben, auf deren Rückseiten Haarlocken befestigt waren, das war aber auch Alles, was man der armen Mutter gewährte.

---

*) Zwei gräfliche Güter, die sie im Herzogthum Gotha zu eigen hatte.

Herzogin Louise kränkelte beständig, und als sie sich im Jahre 1831 nach einer Reise durch Italien in Paris aufhielt, ereilte sie daselbst am 30. August im einunddreißigsten Lebensjahre der Tod.

Aber ihre Leiche sollte lange nicht zur Ruhe kommen und in abenteuerlichster Weise herumgeschleppt werden.

Der Graf von Pölzig ließ die Leiche seiner Gemalin einbalsamiren, in einen doppelten Sarg verschließen und in einem eigens erbauten Leichenwagen nach St. Wendel transportiren. Der Bevollmächtigte des Grafen hatte den Auftrag, die Leiche an der Grenze abholen zu lassen und sie vorläufig, bis weitere Ordre komme, an einem passendem Orte aufzustellen.

Der Bevollmächtigte, Dr. Melz, Bürgermeister und Notar in St. Wendel, hielt das Schlößchen für den angemessensten Platz und so wurde denn die Leiche in großer Prozession, mit Kerzen und katholischem Pompe eingeholt und auf das Schlößchen getragen, wo sie in einem Saale auf den großen Tisch gestellt und mit Palmen und Topfgewächsen umgeben wurde. Die ersten Nächte machten sich die Bürger von St. Wendel, welche die Verstorbene hoch verehrt hatten, eine heilige Pflicht daraus, abwechselnd bei der Leiche zu wachen, da aber nach Verlauf mehrerer Tage noch immer keine Ordre kam, was mit derselben weiter zu geschehen habe, so zog man es vor, das Schlößchen einstweilen zu verschließen.

In ihrem zu Paris ausgefertigten Testamente hatte die Herzogin zuerst ihre beiden Söhne Ernst und Albrecht zu Universalerben ernannt, dann aber dem Grafen, ihren Gemal, die beiden Güter Pölzig und Baiersdorf, wie auch ihren reichen Brillantschmuck vermacht, der sich noch im Besitze des Herzogs befand. Als der Graf nach Coburg ging, um die höchst werthvollen Präziosen in Empfang zu nehmen, lieferte selbe der Herzog, welcher sich selbst als den alleinigen rechtmäßigen Eigenthümer der Juwelen betrachtete, nicht aus und der Graf mußte einen Prozeß anstrengen, der sich — wie alle Prozesse gegen den Landesherrn — in die Länge zog.

Auf St. Wendel hörte man nichts von dem Rechtsstreite weiter, als plötzlich von dem Grafen die Ordre kam, den Sarg sofort aus dem Schlößchen weg und an einen sicheren Ort zu bringen, da eine Kabinetsordre des Herzogs die Leiche mit Beschlag belegen werde. Der Regent war im Rechte, das Schlößchen gehörte ihm und es stand ihm zu, sich der in demselben befindlichen Gegenstände zu bemächtigen. Aber

wo sollte man den schweren doppelten Sarg hinbringen? noch dazu mußte er schnell entfernt werden, damit die Regierung nicht zuvorkäme.

Endlich kam man auf den Gedanken, die Leiche in das Schlafzimmer von des Bürgermeisters Sekretär zu bringen, und eben, als man überlegte, wie die Dislozirung vorzunehmen sei, verkündete das taktmäßige Stampfen militärischer Schritte die Ankunft von sechs Gendarmen, welche, begleitet von der lustigen Schuljugend des Städtchens, nach dem Schlosse zogen. Hinein konnten sie freilich nicht, da der Bürgermeister den Schlüssel hatte, aber vor der Fronte desselben wurden sie als Besatzung und Schutzwache aufgestellt.

Was blieb nun übrig, als den Sarg hinauszuschwärzen, welcher seltsamen und mühevollen Arbeit sich der Sekretär unterzog und ihn durch eine Hinterpforte, über die Felder — unter hunderterlei Schwierigkeiten und Abenteuerlichkeiten — nach seinem Zimmer brachte.

Ueber Jahresfrist hatte, wohl mit Wissen des Herzogs, die Leiche seiner geschiedenen Gemalin dort geruht, als plötzlich die Nachricht nach St. Wendel kam, Graf Pölzig werde die Tochter des coburgischen Ministers von Carlowitz heiraten, daß der Herzog dieses Bündniß begünstige und dem Grafen die bestrittenen Juwelen ausgeliefert habe. Vom Grafen Pölzig kam bald darauf die Ordre, die Leiche seiner ersten Gemalin in einer evangelischen Kirche beizusetzen, und so brachte man sie nach Pfeffelbach, wo sie unter der Kanzel zu ruhen kam. Im Jahre 1859 ließen die Söhne die sterblichen Ueberreste der Herzogin Louise von Sachsen-Coburg-Gotha in der Familiengruft zu Coburg beisetzen.

Wie sich eine Opern-Figurantin das Marquisat erkämpft.

Unter Ludwig XIV. beherrschte der königliche Kapell- und Kammermusikdirektor Pasqual Colasse die französische Bühne mit seinen langweiligen Opern, die Kirche mit seinen eintönigen Messen. Er starb 1709 im 70. Lebensjahre, einen Sohn hinterlassend, der es vorzog, als Schneider seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. Der Sohn dieses bei Hofe gut angeschriebenen Kleiderkünstlers verschmähte hingegen wieder das Gewerbe des Vaters fortzuführen und ambitionirte, sich des Namens seines Großvaters würdig zu machen — er wurde Musiker. Da er aber nicht um ein Haar mehr Talent hatte als sein langweiliger Großvater, gab es keinen Dichter, der ihm ein Libretto anvertraut hätte, und so mußte sich die Nachwelt begnügen, daß Pasqual Colasse, der Enkel, einige unbeachtete Sonaten und mehrere Kontretänze, die — wenn schlechtes Wetter war — in den Bällen der Courtille gespielt wurden, ihrer nachsichtigen Beurtheilung überließ. Sein Name brachte ihm nichtsdestoweniger Gewinn, denn diesem allein verdankte er es, daß er eine Geigerstelle im Orchester der großen Oper erhielt.

In der Courtille lernte der Musiker den Fechtmeister Jean Carivière kennen, der vormals Werber gewesen, eine besondere Force in der doppelten Quart und nebstbei eine sehr schöne Tochter hatte, auch ein ganz ehrlicher Mann war. Marie Carivière war Schülerin des Colasse im Kontretanze, es konnte daraus folglich nur eine Heirat werden. Demoiselle Carivière wurde Madame Colasse und beschenkte nach neun Monaten ihren Gemal mit einem wunderreizenden Töchterchen, welches der Liebling des Großvater-Fechtmeisters wurde. Und so wären wir denn bei Clytie, der Heldin unserer Erzählung angelangt.

Großpapa Carivière mußte zum Haushalte des Musikers das Meiste beisteuern, denn die Einkünfte des Operngeigers waren sehr

schmal und für den Kontrapunkt fanden sich viel weniger Schüler, als für das Rapier. Nichtsdestoweniger lebte Colasse in der besten Hoffnung, denn Herr von Marmontel hatte ihm ein Opernbuch versprochen und hätte es ihm wohl auch anvertraut, wenn er nicht dem berühmten Grétry wehe zu thun gefürchtet hätte. Da Colasse mit dem Kammerdiener des Herrn Beaumarchais bekannt war, hoffte er auf diesem verläßlichen Wege dessen „Tarare“ zu bekommen, der gerade zu jener Zeit Aufsehen zu machen anfing, und so unterhielt er sich allabendlich mit seinem Schwiegervater und seiner Frau über diese glänzenden Aussichten und über die Zukunft seiner Tochter Clytie. Ein verdammter kalenderwidriger Name war das allerdings, aber derselbe war einer Oper seines Großvaters entlehnt, und von ihm seiner strenggläubigen Ehehälfte aufgedrungen worden.

„Unsere Kleine,“ sagte der Vater, „wird sicher eine prachtvolle Stimme bekommen, denn sie hat ein vortreffliches Gehör. In fünfzehn Jahren wird sie in der Oper auftreten und Alles bezaubern; ich selbst werde ihr eine Antrittsrolle schreiben.“

„Nun ja,“ erwiderte der Großpapa, „sie singt recht hübsch: Hinaus in die Schlacht! und so weiter, aber laßt mich mit dem Theaterfirlefanz in Ruhe. Sie soll lieber einmal einen wackeren Gardefeldwebel heiraten, und da sie eine gute Faust hat, werde ich sie fechten lehren.“

„Keines von Beiden,“ meinte im stolzen Muttergefühle Madame Colasse. „Meine holde Clytie muß einen Kavalier heiraten und eine große Dame werden, sie wird so reizend werden, daß ihr an jedem Finger zehn Edelleute hängen müssen.“

Jedes arbeitete nun auf diese Bestimmungen los. Schon im sechsten Jahre ihres Alters führte Clytie Nachmittags das Rapier und sang Vormittags Skalen, Abends unterrichtete sie die Mutter in allen Tugenden, welche eine Dame zieren sollen. Mit der Entwicklung ihrer Körperkraft hielt auch die Leibesübung gleichen Schritt, und dies stärkte das Kind. Clytie wurde groß und schön, kräftig genug, alle Beschwerden der Szene zu tragen, aber auch graziös und anmuthig in allen ihren Bewegungen. Uebrigens hatte sie eine eiserne Gesundheit und würde einen ganzen Winter haben singen können, ohne über Erschöpfung oder Schnupfen zu klagen. Nun und derartig herrliche Eigenschaften waren gewiß für jeden Direktor unschätzbar, um so mehr, als sich noch eine herrliche Gestalt zu denselben gesellte.

Bald hatte Colasse, in seiner Stellung und mit seinem Namen, die Einwilligung zum Debut für seine Tochter erlangt; aber nun begann ein hartnäckiger Kampf in seinem Hause, da die ebenso fromme als eitle Mutter durchaus nicht ihre Tochter das Theater betreten lassen wollte. Da aber Clytien's Debut die fixe Idee des Musikers bildete, so war sein Wille unerschütterlich, und der Mutter blieb nichts übrig als nachzugeben und den Himmel im Stillen zu bitten, er möge die Debutantin durchfallen lassen. Diesen Wunsch theilte das Töchterchen keineswegs. Schöner noch als jemals ihre Mutter, durch ihre mannhaften Fechtübungen fast mit männlichem Muthe beseelt, bereitete sie sich gerade so zum ersten Auftritte vor, als wenn es zum Assaut ginge.

Damals gab es nur eine Bühne in der Welt und auch nur ein Publikum, wo eine höhere geistigere Auffassung des musikalischen Drama's möglich sein konnte — in Paris, wo Lully und Rameau die Oper zu einem Drama mit wahrhaften, ernsten Tendenzen erhoben, wo die klassische Tragödie aus Ludwig's XIV. Zeitalter Traditionen und Ansichten verbreitet hatte, die eine gute, wenn auch mehr abstrakt-verständige und formalistische Grundlage einem kühnen und freieren Geiste bieten konnten. Damals war Deutschland nicht fähig, Gluck zu verstehen, am wenigsten konnte dies Wien, woselbst man von einer Oper nichts kannte und wollte, als Sinnesgenuß und kostbaren Zeitvertreib. Es war daher ein wahres Glück, daß sich dem tiefdenkendsten aller Tondichter, Christoph von Gluck, durch den in Wien eben anwesenden Bailli de Roulet, welcher dessen Geist auffaßte, der Schauplatz in Frankreich öffnete. Roulet erbot sich ihm aus Racine's Tragödie: „Iphigenie in Aulis“ ein Operngedicht zu verfertigen, Gluck vollendete sein Werk in zwei Jahren, dasselbe wurde vom Parisertheater angenommen, die Kabalen der Gegner unter der Protektion Marie Antoinettens — welche in Wien Gluck's Schülerin gewesen — überwunden und am 19. April 1774 erfolgte die erste Aufführung.

Was hatte nicht Alles schon früher im Publikum verlautet! Man erzählte, wie der deutsche Musiker, als er die Leistungskraft des Orchesters, selbstverständlich des ersten der Welt, und der Sänger, natürlich die vorzüglichsten Virtuosen, welche überhaupt gefunden werden konnten, in der ersten Probe kennen zu lernen das große Glück hatte, weit entfernt — wie man bestimmt erwartete — die freudigste Ueberraschung

zu zeigen, vielmehr eine beleidigende Unzufriedenheit kundgegeben; ferner wußte man, daß er nicht nur durch seine Grobheit das Orchester derart in Wuth versetzt habe, daß ihm öfter die Instrumente an den Kopf geflogen wären, hätten nicht die Brüder Canevas, (eigentlich Canevasso), berühmte Violinisten und Cellisten, sich in's Mittel gelegt und die erhitzten Gemüther besänftigt. Es war am Unerhörtesten, daß er sich sogar unterstand, die gefeierte Sängerin und Trägerin der Titelrolle, Mademoiselle Sophie Arnould, als diese sich bei ihm beschwerte, daß in ihrer Partie statt brillanter Arien nur Rezitative mit Kantilenen befindlich seien, ganz kurz mit den Worten abzufertigen: „Wenn man große Arien singen will, muß man erst wirklich singen können. Trachten Sie gut zu sprechen, das ist Alles, was ich von Ihnen verlange und merken Sie sich vor Allem, daß Schreien nicht Gesang ist."

„Oh," hatte die Primadonna pikirt erwidert, „ich dränge mich gar nicht um das Glück in Ihrer Oper zu singen."

„Das thut gar nichts," meinte da Gluck kaltblütig, „ich habe Jemand gefunden, der Sie vollständig ersetzen wird."

Das war nun freilich ein Donnerschlag für die stolze Arnould und sie fügte sich in des Meisters Willen.

Die Dame nun, welche Gluck statt der Arnould in Petto hatte, war Demoiselle Clytie Colasse, welcher der Meister allerdings nicht zutraute, die Partie zu singen, die er jedoch gerne als Schreckschuß verwendete.

Das Schlimmste bei Allem war, daß sich bereits nach den ersten Proben eine Partei für den fremden Eindringling gebildet hatte, so daß schon Gerüchte von der wunderbaren Schönheit der Musik, welche einen ganz neuen Styl verrathe, umliefen, ja, daß man eine „Revolution gegen die veraltete Form" in Aussicht stellte. Die Anhänger Rameau's, Piccini's und die Italianissimi sprachen dagegen und so wurde das Ergebniß der ersten Vorstellung mit fieberhafter Spannung erwartet.

Der verhängnißvolle Abend erschien. Schon nach fünf Uhr war das Haus gänzlich überfüllt. Später erschien der Dauphin und die Dauphine Marie Antoinette, sowie der Graf und die Gräfin von Provence in der Hofloge, die Herzoge von Chartres, die Herzogin von Bourbon, die Prinzessin von Lamballe, die Minister und der ganze Hofstaat in den übrigen Logen. Der Chef des Orchesters —

Gluck selbst wohnte der Aufführung in einer Loge bei — gab das Zeichen und die Ouvertüre begann. Man nahm sie mit einem nur leise ausgesprochenen Gefühle der Bewunderung auf, da die Anwesenheit des Hofes den lauten Applaus verbot, bevor nicht die Dauphine das Signal dazu gegeben hatte. Dieses geschah denn auch nach dem ersten Rezitativ Agamemnons. Nun wurde der Beifall enthusiastisch. Man erzählt, daß bei der Zornarie Achill's in einem Augenblicke alle Edellente, unwillkürlich hingerissen, ihre Degen entblößt haben. Jede neue Aufführung steigerte den Erfolg, der vergötterte Lully, der hochgeachtete Rameau waren vergessen, die Revolution war erklärt, mit der „Iphigenie“ war eine neue Kunstepoche angebrochen. Die Gegner mußten sich alle als geschlagen erklären, denn, um sie vollends zu vernichten, war, als die Direktion nach der zwanzigsten Aufführung der „Iphigenie“ Rameau's „Castor und Pollux“ zur Aufführung brachte, kaum die Hälfte des Hauses vom Publikum besucht.

Diesen Intervall benützte Papa Colasse, um sein Töchterlein in der so beliebten Oper debütiren zu lassen. Damals spielte der junge Sänger Lainez den Achill mit ungeheurem Erfolge, und man hoffte, es werde ein Abglanz davon auch auf die Debutantin fallen. So wurde denn die einundzwanzigste Vorstellung der „Iphigenie“ als Debut des Fräuleins Clytie bestimmt.

Die Debutantin wurde der Operngesellschaft vorgestellt. Die Sänger fanden sie schön, die Damen behaupteten neidisch, Clytie sei ohne Grazie, ihr Gesicht ohne Ausdruck, ihre Stimme roh. Letzteres war richtig und ließ die Einwilligung der Demoiselle Arnould erklärlich erscheinen. Colasse bereitete alles für das erste Auftreten vor, man hatte ihm für diesen Abend erlaubt, seinen Platz im Orchester zu verlassen und seiner Tochter zwischen den Coulissen beizustehen, ja selbst ihrer Toilette beizuwohnen.

Als Clytie Colasse im Foyer der Schauspieler erschien, da brach alle Welt in einen Ruf der Ueberraschung über ihre Schönheit, über die Zierlichkeit ihres Kostüms aus. Die reizende Iphigenie trug — nach damaliger Mode — Schönpflästerchen, ihr weiches Haar war gepudert à la maréchale, ihr Brokatkleid wurde durch ein Korbgestell (heute Krinoline genannt) ausgebauscht.

Die damaligen Theater-Habitué's, junge Marquis, Grafen, Söhne von Herzogen, Stutzer, Generalpächter u. dgl. erfüllten das Foyer, drängten sich alsogleich um das Mädchen und weissagten ihr glänzenden

Erfolg. „Welche zierliche Haltung! Diese schönen Augen! Welch' himmlisches Geschöpf!" so ertönte es von allen Seiten, und Colasse triumphirte nicht wenig, als er diese kaum unterdrückten Ausrufungen vernahm.

Bald trat ein Kavalier auf Clytie zu und drückte ihr mit den Fingerspitzen die Hand. Es war dies Eduard Marquis von Montbrun.

„Schöne Iphigenie," sagte er, „ich beneide den glücklichen Achill, er darf Ihnen wenigstens sagen, daß er Sie liebt. Auf Ehre, dieser Schelm von Lainez ist nichts für eine solche Prinzessin!"

Demoiselle Colasse, die keineswegs schüchtern war, wollte eben antworten, als sie den Blick zu dem galanten Marquis erhob. Es traf sie wie ein Blitzschlag.

Montbrun war ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, hatte einen eher kleinen als großen Wuchs, blendend weißen Teint, blaue Augen, wahre Korallenlippen, sanfte und gefällige Züge, kurz er war ein reizender Junge. Clytie erröthete, machte einen tiefen Knix und stammelte nur: „Ich danke Ihnen, Monsieur!"

Der galante Marquis fuhr fort: „Wenn ich auch Ihr Achill nicht auf der Bühne sein kann, will ich doch im Saale für Sie wirken. Fürchten Sie daher weder das Geschrei noch die unmächtige Menge, zagen Sie weder vor Griechen noch vor Trojanern, weder vor Ulysses noch vor Kalchas, denn ich stehe Ihnen gut für mich und meine Freunde. Schöne Iphigenie, Sie werden bald klar einsehen, welcher von Ihren beiden Achillen Ihnen der nützlichste Diener ist."

Nach diesen Versprechungen verließ der Marquis die schöne Iphigenie und ging in den Saal.

Nun erschien Lainez, nach damaliger lächerlicher Theatermode angethan mit einem tragischen Uniformfrack, auf dem Haupte einen schönen vergoldeten Helm, ein herrlicher Mann, im vollen Glanze der Jugend und Schönheit, welch' letztere er selbst noch im Alter bewahrte. Er war bei den Damen sehr beliebt, zu sehr, als daß ihn die Tochter eines Orchestergeigers besonders gekümmert hätte. Er ging vertraulich auf Clytie zu, faßte sie beim Kinn und sagte: „Nun, Kleine, fürchtest Du Dich etwa? Geh', sei kein Kind auf der Bühne. Uebrigens halte Dich immer zu meiner Rechten, hörst Du?"

Demoiselle Colasse würde Achill ihren Theil gehörig geantwortet haben, aber sie durfte sich mit demselben nicht überwerfen, deshalb schlug sie blos die Augen nieder und erwiderte: „Monsieur Lainez,

Sie werden mit mir zufrieden sein.“ Da trat ihr Vater in's Foyer und rief: „Meine Tochter, die Ouvertüre ist zu Ende, der Vorhang geht auf.“ — Und Achill schlug mit Iphigenien den Weg nach den Coulissen ein.

Clytie war von festem Charakter, nichtsdestoweniger empfand sie doch ein bischen Lampenfieber, als sie Clytemnestra's Wagen bestieg und sich dem Publikum zeigen sollte. Ihr Beben entging nicht dem scharfen Auge ihres Vaters, der zu sich selbst sagte: „Hm, sie fürchtet sich — das erste Stück wird sie schlecht singen, aber im zweiten Akte wird sie es einbringen.“

Das Erscheinen der Debutantin auf der Bühne wurde mit rauschendem Beifall begrüßt. Trotz ihrer Erregung bemerkte sie gar wohl den Marquis von Montbrun in einer der ersten Logen, welcher in voller Thätigkeit war, bald selbst wüthend klatschend, bald seine Freunde dazu auffordernd, ein Wohlwollen, das ihr Muth einflößte. Ohne Aufregung trat sie vor und konnte das Gespräch der Nächstsitzenden hören.

„Es ist Colasse's Tochter,“ sagte der Eine.

„Des Geigers?“

„Ja, desselben. Sie ist recht groß für ihr Alter, erst sechzehn Jahre.“

„Hübsche Figur hat sie.“

„Ja; aber nicht sehr tragisch.“

„Hübsche Stimme ebenfalls.“

„Sie scherzen, das ist Alles ordinär, trocken, seelenlos.“

„Wie strenge Sie sind; sie hat ja kaum einige Noten gesungen.“

„Thut nichts, ich weiß es zum Voraus, denn ich war gestern auf der Probe.“

So hart dieses Urtheil war, so gerecht war es, denn — Demoiselle Clytie Colasse hatte keine Stimme. Es bestach ihr Aeußeres, aber aus den wundervollen Augen sprach kein Talent; sie wußte das, was sie zu singen, zu agiren hatte, recht gut auswendig, aber es fehlte das heilige Feuer der Künstlernatur. Und gar in einer Partie, welche die weltberühmte Sophie Arnould zu ihren Glanzrollen zählte! Die hatte über ihre Nachfolgerin leicht lachen.

Der anfängliche Beifall verlor sich nur allzuschnell und es lagerte sich ein fürchterliches Schweigen auf dem Parterre, das sich nach dem dritten Akte in lautes Murren verwandelte, wie es gewöhnlich einem theatralischen Ungewitter vorangeht. Schließlich ließen sich gar die scharfen

Töne von Zischen und Pfeifen hören. Alles nahm gegen Clytie Partei.

Nur Marquis Montbrun blieb ihr treu. Er eilte mit mehreren Freunden in's Parterre hinab, um die Pfeifer zur Ruhe zu bringen, aber nun ging's erst recht los. Es erhob sich ein unbeschreiblicher Tumult, der Vorhang fiel mitten im Schlachtengetümmel, welches der Marquis Achill für seine Iphigenie lieferte. Die Bühnenmitglieder umringten einstweilen Clytie und — da sie von der neuen Sängerin nichts zu fürchten hatten — bemühten sich auf das Liebreichste, sie zu trösten.

„Später wird es schon besser gehen," sagten sie, „wenn Sie sich nur erst an die Szene und an die Zuschauer gewöhnt haben. Zu diesem Behufe wäre es vorzüglich geeignet, wenn Sie die Stelle einer Figurantin annähmen."

Clytie ging auf diesen Antrag ein, zum großen Entsetzen des alten Colasse, welcher sich schließlich mit ihrer Zukunft vertröstete. Madame Colasse that heftigen Einspruch, aber Clytie hatte sich mit dem ersten Schritte auf die Bühne emanzipirt und so blieb es beim Alten. Der einzige, heimliche Beweggrund der Sängerin war die Möglichkeit, ihren großmüthigen Beschützer, den Marquis, wiederzusehen, denn Montbrun hatte durch sein Aeußeres und sein Benehmen den tiefsten Eindruck auf sie gemacht. Montbrun nahm auf ein halbes Jahr Urlaub — er war Garde-Offizier — zog von Versailles nach Paris und war täglicher Gast im Foyer der Oper, blos um der reizenden Figurantin den Hof machen zu können. Er war ein reicher, unabhängiger junger Mann, wohl etwas verzogen von den Damen, aber tapfer von Person. Er hatte manchmal nicht übel Lust, auf seine Herrschaft im Gatinois zu gehen, aber die Jugend ist vergnügungssüchtig und ehrgeizig.

Sobald Montbrun Clytien erblickt hatte, war sie allein das Ziel seiner Wünsche. Er sagte zu sich selbst: „Sie ist ein prächtiges Mädchen! Kann ich einen besseren Zeitvertreib haben, bis ich heirate?" — Als, trotz seiner Anstrengungen, ihr Debut mißglückte und sie Figurantin geworden war, tröstete er sich: „Auch gut; so kostet sie mich jährlich mindestens um einige hundert Louis weniger."

Clytie hörte die Liebesanträge des Marquis wohlwollend an, denn sie liebte ihn wieder. Ueber seine Anerbietungen schüttelte sie jedoch das Köpfchen. Er hatte ihr eine petite maison, eine Equipage, einen Koch und einen anständigen Kredit bei der elegantesten Modistin,

Demoiselle Bertin, angeboten. Was sollte sie jedoch mit allen dem machen? Ein Haus brauchte sie nicht, denn sie wohnte bei ihren Eltern, ein sechzehnjähriges Mädchen benöthigt ferner weder Equipage noch einen Koch, und da Clytie nicht im mindesten kokett war, so war auch der Kredit bei Demoiselle Bertin vollkommen unnütz.

„Nun also, was wünschen Sie denn sonst?“ fragte der Marquis.

„Sie lieben mich?“

„Ob ich Sie liebe!“

„Nun, so — heiraten Sie mich!“

Das war lächerlich, aber der Marquis ließ sein Erstaunen nicht laut werden.

„Das geht vorläufig nicht, theure Clytie! meine Jugend — mein Vater (der war zwar schon seit drei Jahren todt) — meine Mutter (die hatte er in der Wiege verloren) — ich brauche Zeit, um meine Eltern zur Einwilligung zu bewegen. Theures Mädchen, sage nichts zu Hause davon, sonst würde uns meine Familie trennen. Ich schwöre Dir, daß ich Dich heirate, sobald ich die Einwilligung meines Vaters mir errungen habe!“

Clytie glaubte dem Sausewind, denn sie war jung und liebte. Unmöglich konnte er meineidig sein! seine zärtlichen Augen waren der Ausdruck seiner Gesinnung. Es wäre freilich klüger gewesen zu warten, aber — sie gab ihm ihr Herz ohne Rückhalt hin. Bald jedoch sollte sich eine drohende Wolke am Glückshimmel der Liebenden bilden.

Das Durchfallen seiner Tochter hatte dem alten Colasse die Augen geöffnet, er sah ein, daß sie Beide nicht bestimmt waren, auf der Bühne zu glänzen und ging auf den Vorschlag seiner Frau ein, welche fromme Seele viel im Vikariathause von Saint Roche galt, und welche ihm die erledigte Kapellmeisterstelle an dieser Kirche verschaffte. Nebstbei genoß er in Folge seiner langen Dienstjahre von Seite der großen Oper eine hinreichende Pension. Was den alt gewordenen Fechtmeister Carivière anbelangt, verschaffte ihm Madame Colasse eine Stelle als Kirchenpfleger. So wurde denn beschlossen, Clytie von ihrer gefahrvollen Laufbahn zu entfernen, und man meinte am Besten zu thun, sie zu verheiraten.

Man hatte bereits für eine angemessene Partie gesorgt. In der Nachbarschaft wohnte ein berühmter Schneider, nicht für die Stutzer, sondern für den Klerus, daher datirte sich auch die Bekanntschaft und Vorliebe für denselben von Seite der Madame Colasse. Der junge und

wohlhabende Mann, Justin Vireux mit Namen, war eine sehr annehmbare Partie. Man sprach mit dem Operndirektor, dieser war leicht zu bewegen, Demoiselle Colasse von der Liste der Figurantinnen zu streichen, und endlich stellte man ihr Herrn Vireux auf das Feierlichste vor. Clytie war entzückt über den Menschen, nicht weil sie ihn liebte oder heiraten wollte, sondern weil sie meinte, es müsse der Nebenbuhler den Marquis sofort bestimmen, sein Versprechen schleunigst in's Werk zu setzen. Der Familie gegenüber weigerte sich jedoch das Mädchen bestimmt, dem Kleidermacher ihre Hand zu reichen und setzte allen Vorstellungen ein hartnäckiges Schweigen entgegen.

Die Familie Colasse wohnte in einem Häuschen neben Saint Roche im ersten und zweiten Stocke, der alte Carivière im dritten. Der zweite Stock bestand nur aus zwei Zimmern, war außer der Hauptstiege noch durch eine innere Stiege mit dem ersten verbunden und in demselben schlief Clytie unter der zweifelhaften Obhut eines ebenso jungen Kammerkätzchens als sie selbst.

Eines Morgens Früh wollte Herr Colasse mit Clytie vertraulich über die Heirat sprechen und ging die zweite, geheime Stiege hinauf. Das erste, was seinem Auge da begegnete, war: Monsieur le Marquis de Montbrun.

Der Marquis, durchaus nicht der Mann vor einem solchen Zusammentreffen, das er früher oder später dennoch zu erwarten hatte, zu erschrecken, machte dem ehrlichen Kapellmeister eine freundliche und graziöse Verbeugung und ging unbehelligt an dem erstaunten Alten vorüber.

„Nun?“ fragte der Vater Clytien, als er zu ihr in die Stube trat.

„Nun,“ erwiderte das Töchterchen, „das war der Herr Marquis von Montbrun, der Ihr Schwiegersohn wird, nicht jener langweilige Vireux, den ich nicht leiden kann. Ich werde keine Schneiderfrau, sondern eine Marquise.“

Madame Colasse wurde sogleich vom ganzen Hergange unterrichtet; man verhörte den Portier, das Kammerkätzchen, und so ergab sich denn, daß der Marquis Beide bestochen und seit einem Monate, gerade die Zeit, wo Clytie das Theater verlassen, bei ihr Einlaß gefunden hatte. Die Mutter, so marquisenwüthig sie auch war, fühlte ihre frommen Gesinnungen durch die vorhergegangene Verführung tief verletzt und wandte ihren Zorn gegen den Mann, daß er Clytien zu

einem Stande der Verworfenheit erzogen habe, endlich auf die Tochter selbst. Aber letztere war nicht eingeschüchtert.

„Ich liebe den Marquis,“ sagte sie, „und hätte nur Unrecht, wenn ich nicht seine Frau wäre.“

„Was?“ rief die Mutter. „Er hat Dich geheiratet?“

„Nein, aber ich habe sein Wort und das ist dasselbe. Wir erwarten nur noch die Einwilligung seines Vaters, die Frau Marquise ist gewonnen.“

„Unglückliche!“ rief die Mutter wieder, „das glaubtest Du. Als ob die Marquis jene Figurantinnen heiraten würden, die sich ihnen vor der Hochzeit ergeben! Ich mag eine Gefallene nicht in meinem Hause behalten, Du mußt fort.“

Aber Herr Colasse war nicht der Meinung seiner Frau, denn sein Künstlerstolz erlaubte ihm nicht, an dem Worte des Herrn Marquis zu zweifeln; es befremdete ihn nur, daß der Marquis sich nicht gegen ihn erklärte. Indessen mußte er gehorchen, denn Madame Colasse war der Herr im Hause.

Was Clytie anbelangt, war sie guten Muthes.

„Und ich werde dennoch Marquise,“ sagte sie, „ein Wort vom Marquis wird Alles wieder in Ordnung bringen.

Sie kleidete sich an und eilte in die Wohnung des Marquis um ihn zu bewegen, dieses Wort auszusprechen. Aber Montbrun war nicht mehr in Paris, sondern im Dienste nach Versailles gereist. Clytie begab sich ebenfalls dahin, nicht ganz ruhig über die Treue ihres Geliebten, jedoch ohne trauriges Vorgefühl. In Versailles konnte sie Montbrun ebenfalls nicht sehen, da er nicht im Schlosse, sondern bei der Gräfin von Louvain war. Aber Clytien hatte er doch nicht ganz vergessen, denn er hatte seinem vertrauten Kammerdiener einen Brief übergeben, um ihn zu besorgen, und dieser Brief war an sie adressirt.

Begierig ergriff Clytie das Schreiben und flog es durch. Darin stand, daß der Herr Marquis sehe, wie er das Unglück habe, Herrn und Madame Colasse zu mißfallen, was ihn zwinge, seinen Träumen von Glück an ihrer Seite zu entsagen. Im Kurzen hieß das — der Ungetreue hatte Clytien verlassen.

„Es ist gut,“ sagte Clytie gefaßt; „der Brief ist an seine Adresse bestellt. Ist der Herr Vater des Marquis in Chatinois?“

„Sein Vater? Ja, wissen Sie denn nicht, Mademoiselle, daß derselbe schon lange todt ist?“

„Todt? Wahrhaftig? Nun, und seine Mutter?"

„Die verlor der Herr Marquis, als er noch in den Windeln lag."

Nun gingen dem armen Mädchen die Augen auf. Sie fühlte wie sie betrogen war, wie der Marquis mit seinem Worte nur Spiel getrieben. Ihre Mutter hatte also Recht; sie verdiente deren Vorwürfe. Aber sollte sie unter der Schmach erliegen, sollte sie unter der Mißhandlung das Haupt beugen?

„Nein und tausendmal nein!" rief sie laut. „Entweder Frau Marquise werden, oder mich rächen und — sterben!"

Großpapa Carivière saß eben in seinem Zimmer, die Brille auf der Nase und neue Knöpfe auf alte Rappiere setzend, als seine Enkelin Clytie Colasse eintrat. Der Alte nahm die Brille ab, ließ Rappier und Feile fallen und sah seine Enkelin mit einem so mitleidsvollen Blicke an, daß diese viel Hoffnung daraus schöpfte. So geht es noch heutzutage: die meisten Großväter haben die Enkel lieber als die eigenen Kinder, und man kommt selten zu ihnen, ohne Trost und Beistand zu finden.

„Sieh da, mein Kind!" rief er mit Thränen in den Augen. „Komm doch näher. Wir haben in der Oper eine schlechte Bekanntschaft gemacht? Hm, das ist böse; aber Justin Vireux weiß nichts und ich bringe Alles in Ordnung."

„Lieber Großpapa," sagte Clytie entschlossen, „das werde ich selbst besorgen, nur brauche ich Geld."

„Geld?" fragte erstaunt der Fechtmeister von ehedem. „Wozu? Das hätte von Rechtswegen der Marquis geben sollen."

„Der!" schrie Clytie leidenschaftlich. „Der hat mich betrogen und verrathen; entweder heiratet er mich, oder er stirbt von meiner Hand."

„Das ist Weiberlaune, mein theures Kind! Der Marquis wird Dich nie heiraten, er verließ Dich und das mußte früher oder später unbedingt geschehen. Sei also vernünftig und denke nicht mehr an eine solche Heirat. Mit deiner Mutter will ich schon fertig werden."

„Gut," sagte Clytie, „ich will an die Heirat nicht mehr denken, destomehr aber an Rache. Und zu der, lieber Großpapa, brauche ich Geld, viel Geld."

Sie überhäufte den Alten mit so viel Liebkosungen und Schmeichelworten, daß sie endlich von ihm mehr Geld erhielt, als sie erwartet

hatte. Sie verließ ihn denn, nachdem sie mit ihm genau verabredet hatte, was sie Beide zunächst zu thun hätten.

Marquis von Montbrun genoß die Früchte seiner Untreue indessen nicht ohne Gewissensbisse. Er war, als er Clytien verließ, mehr dem Andrängen seiner Freunde als seinem Herzen gefolgt, hatte nur, um sich von seiner Leidenschaft zu heilen, sich den Reizen der Gräfin von Louvain hingegeben. In diesem Verhältnisse war er — wie er recht gut selbst wußte — der Nachfolger eines Grafen, mehrerer Garde-Offiziere, seiner Kameraden, vor allem aber eines Chevaliers, der so verliebt war, daß er mit zwei bis drei Nebenbuhlern bereits Duelle gehabt hatte. Auch der Marquis erwartete stündlich eine Herausforderung — sie kam auch bald und der Herr Marquis wurde eingeladen, in drei Tagen sich an einer bestimmten Stelle im Wäldchen von Satori einzufinden, wo man sich auf Degen schlagen und jeder nur einen Zeugen mitzubringen haben werde.

„Oh, Herr Chevalier," sagte der Marquis, „Sie sollen Ihr Duell haben, so unangenehm es ist, sich mit einem Unbekannten zu schlagen, und für eine Frau, die man weder liebt noch achtet."

Darauf begab er sich zur Gräfin. Diese hielt ihm einen Brief entgegen, den eine Dame ihres Standes wohl noch kaum erhalten hatte. Mit verstellter Schrift, ohne signirt zu sein, erhielt das Billet die wenigen Worte:

„Frau Gräfin!

„Wenn Sie den Marquis noch ferner empfangen, werde ich Ihnen das schöne Lärvchen zerfetzen."

„Da sehen Sie," sagte die Gräfin, „was man mir um Ihretwillen droht. Ich wette, das Billet kommt vom Chevalier Darcis."

Der Marquis war über eine Beleidigung, welche auch ihn betraf, höchst ergrimmt, verließ die Gräfin und eilte zum Chevalier. Aber es hieß, derselbe sei soeben nach Paris gereist und um ihm dahin zu folgen, hätte ihn der Marquis kennen müssen, weshalb ihm nichts übrig blieb, als geduldig die Stunde des Duells abzuwarten. Es war dem Marquis das Verhältniß mit der Gräfin ohnehin bereits lästig

und langweilig geworden und er ging während der drei Tage nur deshalb zu ihr, um seinen Gegner zu ärgern.

„Unsere Lage," sagte Montbrun zu sich selbst, „ist eine höchst komische. Wir sollen uns schlagen einer Frau wegen, die ihn nicht liebt und die mich morgen verlassen wird, wenn ich ihr heute nicht zuvorkomme."

Ein gütlicher Vergleich war unmöglich, so bat er denn einen Kameraden ihm zu sekundiren und machte sich noch vor der anberaumten Stunde mit demselben in seiner Kutsche auf den Weg, denn das Fußgehen bringt das Blut in schnelleren Umlauf und macht die Hand unsicher. Montbrun war ohne Zorn, daher wollte er im Vortheile bleiben und seinen Ruf als Fechter nicht zu Schanden werden lassen.

„Wo soll ich meinen Gegner verwunden?" fragte er siegesgewiß.

„Treffen Sie ihn so leicht als möglich," erwiderte sein Sekundant. „Chevalier von Darcis ist ein ganz charmanter Mann, wir wollen dann mit ihm soupiren."

Als sie an den bestimmten Ort, einen Kreuzweg im Wäldchen kamen, waren sie die ersten. Es war fünf Uhr Abends, die Sonne noch nicht untergegangen, dieselbe jedoch von dichten Wolken verhüllt. Es wurde immer dämmeriger und einzelne Tropfen verkündeten sogar ein nahendes Gewitter.

Eben rief der Marquis ungeduldig: „Er wird nicht kommen!" — als Peitschenknall ertönte und man einen Postwagen herannahen sah. Dieser hielt in der Nähe, ein junger Mann sprang heraus und eilte rasch auf den Marquis zu. Montbrun trat dem schönen, jungen, auf das Feinste gekleideten Kavalier entgegen.

„Ohne Zweifel haben der Herr Chevalier Ihren Zeugen mitgebracht?" fragte er verbindlich.

„Leider soll nicht ich die Ehre haben, meinen Degen mit dem Ihrigen zu kreuzen," antwortete der Elegant, „denn ich komme im Namen des Chevaliers, um Ihnen eine Bedingung kundzugeben." —

„Eine Bedingung? Und diese wäre?"

„Ihr Gegner läßt Sie bitten, Sie möchten Ihre Zustimmung dazu geben, daß er die Maske, welche er trägt, nicht abzulegen braucht."

Mit diesen Worten zeigte er nach der Kutsche, an deren Schlage

der Marquis „einen jungen Mann mit einer schwarzen Sammetlarve vor dem Gesichte erblickte.

„Wie mir scheint, schämt sich mein Gegner, sich für die Frau Gräfin zu schlagen," erwiderte der Marquis.

„Das ist wohl möglich," meinte kaltblütig der Unbekannte.

„Aber mein Herr, wenn man eine Frau so beleidigt, wie es der Herr Chevalier mit seinem Billet gethan, sollte man auch den Muth haben, sein Gesicht zu zeigen."

„Hm, das kommt auf die Umstände an."

„Wie es ihm gefällig ist. Nur erlauben Sie mir zu bemerken, daß eine Sammetmaske sehr lästig ist und daß ich dadurch sehr im Vortheile bin."

„Ach," meinte wieder der Unbekannte, „ich wünsche nur, daß Sie ihm sammt seiner Maske an Geschicklichkeit im Fechten gleich kommen."

Statt zu antworten zog der Marquis von Montbrun den Degen. Da öffnete sich der Kutschenschlag und ein ziemlich großer, schlanker, zierlicher Jüngling stieg aus, der grüßte und mit dem blanken Degen näher trat.

„Wir hören beim ersten Blute auf," sagte der Marquis, worauf der Zeuge sich zu antworten beeilte: „Ganz nach Ihrem Gefallen."

Und nun begann der Kampf. Marquis Montbrun war ein ganz gewöhnlicher Fechter, er hatte jedoch schon mehrere Duelle gehabt und benahm sich daher sehr kaltblütig. Der Gegner war ihm augenscheinlich überlegen, aber trotz aller Gewandtheit zitterte in seiner Hand der Degen in Folge zorniger Aufregung.

Der Marquis beabsichtigte seinem Gegner die Waffe ein dutzend Schritte weit aus der Hand zu schleudern, denn — wie er die Ansicht hatte — so waren die schönen Augen der Gräfin Louvain das Blut eines wackeren Mannes nicht werth. Aber er begegnete, als er den Versuch machte, Nerven von Stahl, welche jedes derartige Resultat unmöglich machten. Er hielt noch ferner an sich und suchte die schwache Seite seines Gegners zu ergründen. Aber sein Gegner bot keinerlei schwache Seite und zuletzt hatte der Marquis alle Mühe sich selbst zu vertheidigen, statt den Angreifer zu machen. Schon fing er an darüber in Zorn zu gerathen, als sich aus dem Wagen des Chevalier plötzlich eine Stimme hören ließ, welche rief:

„Frisch! Vorwärts! Meinen geheimen Stoß, Kind! Die doppelte Quart! Die doppelte Quart!“

Dieser Zuruf machte den Marquis unruhig — da saß ihm schon ein Stich im Arme. Jetzt folgte er selbst dem guten Rathe aus der Kutsche und stieß die Quart — ein lauter Schrei — sein Gegner sank auf das Moos nieder.

Bei dem Schrei erblaßte der Marquis, die beiden Zeugen erbebten, und aus dem Wagen sprang ein Greis, der verzweifelnd die Hände rang.

„Clytie! Clytie!“ rief er, herzuwankend.

Aber bereits hielt der Marquis den Gegner in den Armen, schon hatte er ihm die Maske herabgenommen und das bleiche, schöne Gesicht der Geliebten erkannt. Er öffnete ihr den seidenen Rock und suchte mit dem Hemde das hervorquellende Blut zu stillen.

Indessen hatte Herr Carivière den Degen seiner Enkelin aufgehoben.

„Vertheidigen Sie sich, Herr Marquis!“ rief er wüthend.

Aber der Marquis wies ihn zurück, hob Clytie in seinen Wagen und fuhr nach seinem Hause. Dort wurde sogleich ein Wundarzt geholt und da zeigte sich, daß die Wunde des Mädchens gefahrlos, die des Marquis nicht der Rede werth war.

„Also meinen Tod wolltest Du, Clytie!?“ fragte der Marquis mit Thränen in den Augen.

„Nein,“ erwiderte Carivière, „denn sie wollte von meiner Doppelquarte keinen Gebrauch machen; hätte sie es gethan, wären Sie jetzt ein todter Mann.“

„Und der Gräfin wolltest Du das Gesicht zerschneiden, Clytie?“

„Ich rieth ihr das an,“ antwortete im stolzen Selbstbewußtsein der Fechtmeister.

„Du hattest Unrecht, Clytie; denn ich allein bin der Schuldige, daher durfte deine Rache nur auf mich fallen. Ich bin ein Ungeheuer, ein Meineidiger und habe noch obendrein dein Blut vergossen. Meine Herren,“ — der Marquis wendete sich dabei an die Zeugen — „Sie sahen mein Verbrechen, mögen Sie auch meine Sühnung sehen. Mademoiselle Colasse, ich löse hiermit mein Wort ein und bitte um Ihre Hand.“

„Teufelsmädel das," sagte unter Thränen der freudigsten Rührung der alte Fechtmeister, „so hat sie sich doch das Marquisat erkämpft!"

Ein Rendezvous Abdel Kaders.

Zu Gaynat (Grab seiner Ahnen) in der Nähe von Mascara, auf dem Gebiete der Haschems lebte ein hochverehrter Marabut *), der Araber Namens Si Mahhi el Din, von dem Almosen der Gläubigen, welche immer eifrig zu seinem Gebete kamen und seinen Rath suchten. Er hatte das Vorrecht, Schuldner und Mörder zu schützen, mit einem Worte er hielt die Verfolgungen des Bey's auf; ihm schrieb das übermäßig abergläubische Volk der Araber Wunder zu, unter anderen selbst das, die Goldstücke im Gürtel derer, welche ihn besuchten, vermehren zu können, welcher plumpen Fabel er wahrscheinlich sein Vermögen dankte, und das er nur deshalb sammelte, um sich einen Weg zur Macht zu bahnen. Als Maley Ali, Neffe des Kaisers von Marokko, das Beylik Oran verlassen hatte, wurde Si Mahhi el Din zum Bey von Mascara erwählt, als der Einzige, der die arabische Unabhängigkeit zu schätzen vermöchte.

Der Marabut hatte mit seiner Gattin Zohrabent-Daukka zwei Söhne, von denen der Aeltere in religiöse Betrachtungen versunken lebte, der jüngere jedoch, Adsh Sidi el Adi Mohamed (Diener des Allmächtigen), einen ganz entgegengesetzten Charakter hatte und eine Geistesthätigkeit zeigte, welche zu seinen Gunsten einnahm. Adsh Sidi, von seinem Vater so gut erzogen, als es ein Araber nur sein kann, wurde, obgleich noch jung, durch keine Stelle im Koran in Verlegenheit gesetzt und seine Erklärungen übertrafen die der geschicktesten

*) Die Marabuts bei den Arabern sind die Nachkommen des vierten Khalifen Ali und der Fatime, Tochter des Propheten; auch Haschemiten genannt.

Kommentatoren; er beschäftigte sich eifrig mit dem Studium der Geschichte und Beredsamkeit, lernte auch die Geschichte seiner Nation vollkommen kennen und die der anderen Völker blieb ihm auch nicht fremd. Bald hielt man ihn für den gelehrtesten Mann seines Landes, was bei den Arabern ein unermeßlicher Vorzug ist, die ihm den Beinamen thalek (Gelehrter), wegen seiner Wissenschaft, und marabut (Heiliger), wegen seines exemplarischen Lebens, gaben. Bei seiner Wanderung zum Grabe des Propheten hatten die Marabuts von Mekka zu ihm gesagt: „Einst wirst Du herrschen!" und diese Prophezeiung wich nicht aus seiner Seele; er bemühte sich, einer Erhebung, an die er fest glaubte, immer würdiger zu werden, übte sich im Reiten, im Gebrauche der Waffen, in den härtesten Stücken der Gymnastik, um seinen Körper zu stärken und sich an Strapazen zu gewöhnen. Dergestalt machte er sich bereits im Alter von einundzwanzig Jahren hervorragend bemerkbar, galt allgemein für den besten Reiter in der Berberei und entwickelte alle schönen Eigenschaften, welche die Leute gerne an denen sehen, die sie an ihre Spitze stellen wollen.

Einstmal sandte den Jüngling sein Vater zu seinem Bruder, dem Marabut der Gharaber, Ali-Ben-Taleb, um mit ihm eine für beide Stämme wichtige Angelegenheit zu verhandeln. Beide Gebiete waren eine Tagreise von einander entfernt und noch vor Ende des Tages befand sich Adsh Sidi dem Ziele seiner Reise nahe.

Von der Guatna des Marabuts nur noch eine sehr kurze Strecke getrennt und im Schritt längs eines mit Johannisbrotbäumen umschatteten Flüßchens reitend, befand er sich bei einer Krümmung desselben plötzlich zwei Frauen gegenüber, welche, bei seinem Anblicke erschreckend, einen Schrei ausstießen und eiligst ihre Haiks (eine Art Mäntel) über sich warfen.

So schnell indessen dies auch geschah, konnten sie dennoch nicht ihre Züge den Blicken des jungen Mannes völlig entziehen und Adsh Sidi bemerkte, daß die eine der beiden Frauen, schon im vorgerückten Alter stehend, die Mutter der andern, eines jungen Mädchens von ausgezeichneter Schönheit, sein müsse. Obgleich die Reizende völlig in die Falten ihres Haik verhüllt war, trat dennoch ihr hoher zierlicher Wuchs hervor und ihr Gang voll Adel und anmuthiger Bewegung verrieth den köstlichen Bau ihrer Formen.

Der reizende Anblick verwirrte Adsh Sidi derart, daß er sich nach ihr umwandte und zweimal ihren großen schwarzen Augen begeg-

nete, welche ihn durch die Oeffnung ihres Haiks anblickten und mit Wohlgefallen auf ihm zu ruhen schienen. Der junge Araber gehörte aber auch zu den Schönsten seines Stammes; sein Antlitz war kein braungelbes Mulattengesicht mit wilder Miene und blutdürstigem Blicke, sondern weiß und blaß, die Stirne breit und erhaben, unter den scharfgezeichneten schwarzen Brauen glänzen lebhafte, aber dabei sanfte blaue, mit langen schwarzen Wimpern beschattete Augen; die etwas gebogene Nase ist regelmäßig schön, die Lippen schmal, ohne jedoch stark zusammengepreßt zu sein, der Bart ziemlich stark und läuft unten spitz zu, das Gesicht oval, die Reinheit seiner Stirne durch ein kleines tättowirtes Zeichen zwischen den Augenbrauen noch mehr gehoben; die Hände sind mager, klein und außerordentlich weiß, die Füße stehen ihnen an Farbe und zierlicher Form nicht nach. Der Körperbau ist nicht viel über fünf Fuß hoch, kräftig, die Bekleidung besteht aus einem Haik von feiner weißer Wolle, welche mit einer kameelharenen Schnur um den Kopf gewunden ist, einem baumwollenen Hemd, engen Leibrock von gleichem Stoffe, einem braunen und einem weißen Burnuß. Man konnte sich wahrhaftig *kein schöneres* Modell zu einem Araber denken.

Dieser schöne junge Araber wurde bald darauf in das Zelt des Marabuts geführt und mit all der Achtung aufgenommen, auf welche er gerechten Anspruch machen konnte. Man trug ihm sogleich ein Mahl von kalten Speisen, von Cuscussu (jene Speise, die den arabischen Frauen das Embonpoint verleiht, das die Söhne des Propheten so sehr lieben), Oliven, Feigen und Mandeln auf, an welcher Malzeit sein Wirth Theil nahm, um den Sohn seines Bruders zu ehren.

Nachdem *Adsh Sidi* die Veranlassung seines Besuches erörtert hatte, wurde die Angelegenheit von beiden Seiten besprochen und zur allseitigen Zufriedenheit abgeschlossen, worauf sich der Fremde in das, einige Schritte von dem des Marabuts für ihn aufgeschlagene Zelt zurückzog.

Kaum in dasselbe eingetreten, hörte er von dem, jenem zunächst gelegenen Theile aus, ersticktes Schluchzen hervordringen. Erstaunt horchte er auf. Das Schluchzen verlor sich und eine sanfte Stimme sang in ganz leisem Tone den folgenden Gesang jenes Landes:

„Ich bin die Tochter eines mächt'gen Haupt's und schön;
Doch wein' ich, weil ein Mann mein Antlitz hat geseh'n!
Nun wird mich nimmer die Hochzeit erfreu'n;

Denn, wenn das Mädchen
Im Brautgemache
Den Schleier mir lüftend:
„Sieh Deine Gattin!“
Zum Gatten sagte,
Würd' sich das Bild mir des Fremden erneu'n,
Des schönen Mann's, der meinen Blick zuerst geseh'n,
Und ich voll Scham und Beben vor dem Gatten steh'n.“

Die Stimme verklang und wieder begann das Schluchzen. Adsh Sidi trat nun bewegt näher.

„Bist Du,“ fragte er, „das junge Mädchen, das ich gegen Ende des Tages an dem Flusse bemerkt habe?“

„Ich bin es,“ antwortete eine süße weibliche Stimme.

„Wie nennst Du Dich?“

„Lella, beigenannt Kheira (Glückseligkeit).

Einige Augenblicke schwieg der junge Araber; dann erwiderte er mit zitternder Stimme:

„Lella Kheira, dein Name verspricht Glück und meine Augen haben Dich schön gefunden — ich werde meinen Vater Si Mahhi el Din bitten, um Dich bei deinem Vater für mich anzuhalten.“

„Oh, möge es so sein!“ antwortete die Huldin.

Darauf entfernte sich Adsh Sidi und kehrte in sein Zelt zurück, ohne jedoch schlafen zu können, denn das Bild seiner Cousine, der Tochter von seines Vaters Bruder, schwebte beständig vor seinen Blicken.

Gegen Mitternacht erschien in seinem Zelte eine alte Frau, die sich ihm näherte und, als Zeichen des Schweigens und des Geheimnisses, den gehobenen Zeigefinger senkrecht auf seine Lippen legte, dabei ihre grauen, noch immer sehr lebhaften Augen mit verschmitztem Lächeln fest auf ihn richtend. Die Füße dieser Megäre waren ganz bloß und die eckigen Formen ihres Körpers wurden kaum durch ein Stück unsauberer Leinwand verborgen, mit welchem sie umhüllt war; der über ihre Schultern zurückgeschlagene Haik ließ ihre ausgetrocknete, runzelige Gestalt, ebenso deren Brust und Hals unbedeckt. Unbeweglich stand sie vor ihm, wobei sie der junge Mann mit Erstaunen betrachtete. Endlich fragte er das Weib:

„Wer bist Du? Etwa gar der böse Geist dieser Gegend? Bist Du es vielleicht, die in der Nacht, wenn des Wanderers hilfreiches

Auge ermattet ist, ihn auf den Pfaden der Berge irre führt und ihn in die Tiefe der Waldstrudel stürzt? — Sprich, was willst Du von mir?"

„Ich bin nicht der böse Geist dieser Gegend," antwortete mit leiser Stimme die Alte, „ich habe nie Jemand irregeführt, noch getödtet — ich bin ja nur ein armes, gutmüthiges Weib, welches das Glück Anderer will — ich bin die Beschützerin der Liebe!"

„Oh, dann sei mir gesegnet, Beschützerin der Liebe!" rief der junge Mann. „Führe mich zur schönen Kheira."

Als sich nun Adsh Sidi erregt und zitternd von seiner Schlafmatte erhob und der geheimnißvollen Botin folgen wollte, gab diese ihm aber ein Zeichen, dies nicht zu thun, bog sich zu ihm und flüsterte:

„Noch ist die Stunde dazu nicht gekommen. — Lella Kheira kann nicht mitten in der Nacht aus dem Zelte ihres Vaters gehen; aber mit Tagesanbruch wird sie mit einer ihrer Frauen hinausgehen um, wie sie es gewöhnlich thut, in der nahen Quelle zu baden."

„So lange soll ich warten!?" rief Adsh Sidi aus.

Die Alte überreichte ihm nun ein Blumenbouquet und sagte:

„Hier sind drei Blumen, welche Lella Kheira an demselben Flusse, an dem sie Dir gestern begegnete, für Dich gepflückt hat . . . die eine ist weiß und bedeutet ihre Reinheit, die andere rosig wie das Vergnügen, dessen Sinnbild sie vorstellt, die dritte dunkel wie die gegenwärtige Nacht, als Zeichen des Geheimnisses."

„Und ich bitte Dich, meiner Inniggeliebten eine Korallenperle, ein Stückchen Aloe und etwas Ambra, als Zeichen meiner Liebe, meiner Hoffnung und meines Glückes anzubieten."

„Was wirst Du aber mir anbieten?" fragte die Alte.

„Dir?" rief Adsh Sidi, griff in seinen Haik und warf ihr ein paar Goldstücke zu. „Dir gebe ich dies, um Dir für die gute Nachricht, die Du mir überbrachtest, zu danken und Dich zur Verschwiegenheit aufzumuntern. Merke aber wohl, was ich Dir sage: wenn Du je die Worte wiederholst, die Du von meiner künftigen Gattin hier ausgesprochen hast, so würde ich deine Zunge mit diesem Schlüssel hier versperren und für ewig verstummen machen."

Dabei zeigte er ihr den Stahl seines Dolches, welcher über dem Bette hing.



Ein Rendezvous Abdel Kaders.

Das alte Weib lächelte, nahm die Goldstücke auf und zog sich schweigend, und als Zeichen der Ehrerbietung rückwärts gehend, zurück.

Adsh Sidi begab sich sogleich bei Anbruch des Tages zu jener Quelle, wohin zu kommen auch Lella Kheira nicht verabsäumte. Letztere war von einer Frau begleitet, die sie in einiger Entfernung zurückließ.

Als Lella den jungen Mann bemerkte, schien sie einige Augenblicke zu zögern, doch — sogleich wieder entschlossen — gab sie ihm ein Zeichen, aus dem Dickicht von Johannisbrotbäumen, worin er sich versteckt hatte, nicht herauszukommen und näherte sich selbst dem Orte, während sie, wie aus angeborner Scham, sorgfältig ihren Haik völlig über sich zusammenzog.

Kaum war Lella unter die Bäume getreten, als der Liebende begierig eine ihrer Hände ergriff und sie an seine Lippen zog; sie wurde ihm auch widerstandslos überlassen, während das Mädchen ganz zitternd zu seinen Füßen niederkniete.

„Sidi," sprach sie bebend zu ihm, „Dir vertraue ich mein Glück und mein Leben an — denn, wenn Du mich verstoßest, nachdem ich Dich kennen gelernt, und Du es verschmähst, mich zur Gattin zu nehmen, so würde ich meine Schande nicht überleben können und vielleicht würden meine Brüder die Schmach unserer Familie an Dir rächen!"

„Fürchte nichts, schöne Kheira," erwiderte Sidi lächelnd, „weder für Dich, noch für mich — und obgleich meine Blicke nur deine Augen gesehen haben, sagt mir doch mein Herz, daß Du schön bist."

„Wenn Dich dein Herz aber getäuscht hätte?" fragte Kheira furchtsam.

„Nun, so mache mich sicher, Kheira."

Mit diesen Worten schob der Araber den Haik des jungen Mädchens zurück und es zeigte sich völlig deren vor Scham und Furcht erblaßtes, aber herrliches Antlitz.

„Allah!" rief Sidi bei diesem Anblicke. „Mahomet ist ein großer Prophet und Du, Kheira, bist das schönste Mädchen der Erde! Erhebe Dich, göttliche Huri," — fügte er hinzu, sie in seine Arme schließend — „und laß' in deinem Anblicke mich berauschen!"

Adsh Sidi's leidenschaftliche Bewunderung war keineswegs übertrieben, sondern durch Lella Kheira's strahlende Schönheit vollständig gerechtfertigt. Die Blässe ihres Gesichtes war plötzlich einer reizenden Röthe gewichen, hervorgerufen von der Freude über die glühenden Worte des jungen Arabers; sie lächelte voller Liebe und das Entzücken ihrer Seele spiegelte sich in ihren großen schwarzen Augen wieder — fest hing sie an dem Halse ihres Geliebten, der sie trunken betrachtete, während ihr schöner Körper unter dem Gewichte ihres Glückes zu brechen schien. Ein Theil ihrer Brust war unbedeckt und ihr geschlossenes Gewand verrieth die köstlichen Formen, ihre Stirne strahlte vor Stolz und von ihrem anmuthig zurückgebogenen Haupte floßen die Fluthen ihres schwarzen Hauptthaares gleich den herabhängenden Zweigen einer Trauerweide bis zur Erde hinunter.

Nachdem sich die beiden Liebenden mit einer Art stummer Entzückung lange betrachtet hatten, ließ Sidi die holde Kheira neben sich auf eine Rasenbank setzen. Der Fluß rollte sanft zu ihren Füßen und die aufgegangene Sonne senkte von dem Gipfel des Atlas Tausende goldener Strahlen durch die Zweige des sie verbergenden Dickichts.

„Oh, mein Geliebter," sagte endlich Kheira, „wie stolz und glücklich bin ich über Dich, da jetzt dein Blick, der mit Gefallen auf mir ruht, mich sicher gemacht hat! Wie werden mein Vater und meine Brüder stolz auf mich sein, wenn sie erfahren, daß Du von den Töchtern des Marabuts mich ausgewählt hast!"

„Theure Kheira, sobald ich nach der Guatna zurückgekehrt bin, werde ich die Hand meines Vaters küssen, damit er um Dich bei deinem Vater für mich anhalte. Haben dann Beide den Preis für deinen Besitz *) festgestellt, so werde ich den Tag beschleunigen, an welchem ich Dir die goldene Kolkal, als Zeichen des Bandes, welches Dich für immer mit mir vereinigt, anlegen darf."

„Und ich, ich werde von meiner Familie Abschied nehmen, um Dir in dein Zelt zu folgen. Aber ich werde dann nicht weinen, denn den Gebieter, den mir mein Vater gibt, hat sich mein Herz bereits zum Gatten erwählt."

„Meine innig geliebte Kheira, deine Worte thun mir unendlich

---

*) Uralte patriarchalische Sitte, welche den Ursprung der heutigen Mitgift bildet.

wohl! Deine Stimme ist süßer als der Morgenhauch, der von dem Rohr dort an der Quelle herüber lispelt."

„Ich kenne Gesänge, welche die Traurigkeit verscheuchen und die Seele in süßeste Träumereien wiegen; ich werde dieselben singen, für Dich!"

„Und ich werde für Dich täglich in den Bergen jagen und deine Haare mit den prächtigsten Strauß- und Marabut-Federn *) schmücken!"

„Ach, mein Sidi, bleibe lieber bei mir, um mir beständig zu sagen, daß Du mich liebst. Während dem werde ich zu deinen Füßen die Wolle unserer Heerde spinnen, um Dir Burnus **) anzufertigen, welche weißer sein sollen, als die Lilien, die in unseren Thälern wachsen."

„Nein, theure Kheira, Du sollst dreißig Frauen zu deiner Bedienung haben und auf deinen weißen und rosigen Fingern soll das Hanna, das sie färbt, nie verwischt werden; keine Arbeit soll deine Hände härten oder unrein machen, Du sollst täglich deine Schönheit in wohlriechendem Wasser baden, deine Arme sollen immer mit zierlichen Arabesken bemalt werden und deine Seidenhaare in Locken auf deine runden Schultern fallen, so daß sie eine duftende Wolke bilden, wenn ich an deinem Busen ruhe und deine Arme als ein Gürtel mich umfangen, glänzender und weicher, als das feinste Gewebe. Aus deinen Augen, meine Kheira, werde ich aber wie aus zwei Quellen Trunkenheit in langen Zügen schlürfen, und wenn deine Korallen-Lippen sich öffnen werden, fließen unsere Seelen ineinander."

Im Augenblicke als der junge Araber das geliebte Mädchen an seine Brust drückte, ließ sich im Dickicht ein leichtes Geräusch vernehmen.

Beide sahen sich sogleich um, Kheira bog schnell einen laubigen

---

*) Die Marabut-Federn werden in Bengalen und am indischen Archipel gewonnen; der Vogel, welcher sie liefert, heißt Ciconia marabut. Die Bewohner dieser Gegenden haben diese Vögel gezähmt und halten große Schaaren, mit deren Federn sie ausgebreiteten Handel treiben. Noch wurde es nicht versucht, diese Thiere in Europa heimisch zu machen.

**) Noch immer herrscht die irrige Meinung, daß der Name Burnus illyrischen Ursprungs sei und von Bornusca, borna suknja (weites faltiges Kleid) stamme; dem ist jedoch nicht so, das Wort ist echt arabisch und bedeutet „Kleid mit einer Kapuze").

Zweig zurück und sie bemerkte in einiger Entfernung den weißen Saum eines Haiks, der vom grünen Grunde der Blätter abstach.

„Wir sind verloren! Man hat uns gesehen!“ schrie Lella Kheira erbleichend.

„Kehre schnell zurück zur Dienerin, die Dich begleitete,“ erwiderte hastig der Geliebte, „und sei nicht unruhig. Wenn“ — fügte er mit einem Lächeln hinzu, das das Mädchen nicht begriff — „wenn uns der Blick eines Menschen gesehen hat, so wird es seine Sprache Niemanden sagen können.“

Kheira entfernte sich mit eiligen Schritten, Adsh Sidi warf sofort seinen Haik ab und zog aus seinem Gürtel einen Dolch, den er zwischen die Zähne nahm, dann schwang er sich wie ein Panther in das Dickicht.

Allsogleich entstand ein Geknister von Blättern und trockenen Zweigen, wie bei der Flucht eines durch eine Koppel aufgescheuchten Ebers.

Der junge Araber schoß pfeilschnell nach dem Orte, wo das Geräusch der Blätter die Spur des unverschämten Zeugen verrieth, der die Zusammenkunft der Liebenden belauscht hatte. Klein und schmächtig, dabei eines Theiles seiner Kleidung entblößt, schlüpfte der junge Mann leicht wie ein Dammhirsch durch die Zweige und durch das Gesträuch. Eine mit Heidekraut bewachsene Steppe lag zwischen dem Dickicht und einem Gehölze, das sich am Flusse hinauf erstreckte.

Als Adsh Sidi das Ende des Dickichts erreicht hatte, sah er einen Mann eilig dem Gehölze zufliehen und er erkannte nach dem Gewande, daß es ein Bewohner des Stammes Gharaba war. Der Sohn des Marabuts der Haschem sprang auf, wie ein junger Tiger und stieß ein so drohendes Geschrei aus, daß sich der Gharaber erschrocken umwendete und sodann seine Schnelligkeit verdoppelte. Dies war vergeblich — durch seine Kleidung, die abzuwerfen ihm nicht eine Sekunde Zeit geblieben war, behindert, hörte er den schnellen Fuß seines Feindes auf dem knirschenden Sande oder auf dem dürren Heidekraut, das knisternd zusammenbrach, immer näher rücken. Als der Morgenwind schwieg, unterschied er endlich mit tödtlichem Schaudern den tiefgezogenen Athem des jungen Haschem, der ihn mehrmals aufforderte, er solle stille stehen.

Plötzlich, am Saume eines Gehölzes, wo ihn Sidi mit gewaltigem Sprunge erreichte, wendete sich der Gharaber um; es war ihm

endlich gelungen sich seines Haiks zu entledigen — er warf ihn über seinen Gegner, der mit erhobenem Arme nach ihm schlug. Die Falten des Haiks hielten den Schlag auf und Adsh Sidi, welchen das Gewand am Sehen hinderte, wankte und fiel zur Erde.

Darauf erneuerte der Gharaber seinen Lauf und stieß einen Freudenruf aus.

Aber sein Verfolger sprang schnell auf und setzte ihm nach; mehr bleich vor Zorn und Scham, als vor Ermattung, zeigte er dem erschrockenen Gharaber den Dolch, welchen er in der Hand hielt.

Der Gharaber, vom Neuen gedrängt, schlug nun eine andere Richtung ein und eilte nach dem Flusse, in den er sich hineinstürzte, verhoffend, es würde sein Feind nicht wagen, ihn dort ebenfalls zu verfolgen.

Aber der Haschem warf sich nach ihm hinein, auf die Gefahr, sich an den spitzen Felsen zu zerschellen, die auf der Oberfläche des Wassers emportauchten.

Wenn auch der Gharaber sehr gut schwamm, verminderte doch die Furcht seine Kräfte, während die seines Gegners durch Zorn und Rache verdoppelt wurden. Schon wurde die von dem Gharaber getheilte Wasserfläche unmittelbar darauf von dem Haschem eingenommen, als sich jener, in Verzweiflung und auf dem Punkte erreicht zu werden, umwendete, plötzlich unter dem erhobenen Arme seines Feindes untertauchte und — verschwand. Im Momente selbst wurde Adsh Sidi von seinem Gegner von hinten erfaßt und sank unter.

Das Wasser war einen Augenblick in Bewegung, dann wurde es nach und nach ruhiger, seine Oberfläche färbte sich mit schwachem Purpur — und Adsh Sidi tauchte allein aus dem Strudel empor.

Einen Augenblick irrte sein Blick um sich herum, gleichsam sich überzeugend, daß sein Feind nicht mit ihm heraufgekommen. Und wohl tauchte dieser nochmals auf und schwamm eine Zeitlang auf dem Wasser — es war dies jedoch nur sein Leichnam, der von der Flut getragen und willkürlich fortgerissen wurde . . . . . dann tauchte er für immer unter.

Um Adsh Sidi's Lippen spielte ein triumphirendes Lächeln und er schwamm ruhig wieder nach dem Ufer.

Er nahm denselben Weg, den er eben zurückgelegt, holte seinen Haik aus dem Dickicht, hüllte sich sorgfältig hinein und gelangte auf einem Seitenpfad wieder in sein Zelt.

Nachdem er eilig seine Kleider gewechselt hatte, bereitete er Alles zu seiner Abreise vor und nahm von Ali-Ben-Taleb Abschied.

Als er aus dem Duare herausritt, traf er die Alte, welche Lella Kheira zur Quelle begleitet hatte und die sich an den Weg gesetzt zu haben schien, um ihn zu erwarten.

Ohne anzuhalten neigte sich Adsh Sidi gegen dieselbe und sprach:

„Verkünde deiner süßen Herrin, daß sie in ihrem Zelte, an mich denkend, ruhig schlafen kann — die Augen, welche uns vereint gesehen haben, sind für immer geschlossen und die Zunge, welche uns verrathen könnte, ist verstummt.“

Dabei wies er mit bedeutungsvoller Geberde auf den Dolch, den er im Gürtel trug, spornte sein Pferd an und dieses trug ihn mit Schnelligkeit hinweg.

Zurückgekehrt nach der Guatna der Haschem stattete Adsh Sidi seinem Vater von dem Erfolge der ihm anvertrauten Sendung Bericht ab, sodann erzählte er seiner Schwester von seiner Liebe zu Lella Kheira, sie bittend, die Zustimmung seiner Mutter zu seiner Verbindung mit der Tochter des Marabuts der Gharaber nachzusuchen. Zohrabent-Daukka gab nicht nur ihre Einwilligung, sondern erhielt auch die ihres Gatten, der dieserhalb sofort mit mehreren Dienern abreiste, um Kheira's Hand zu erbitten.

Die Sache war bald in Richtigkeit gebracht; Si Mahhi el Din gab seinem Sohne acht Tage vor der Heirat eine bedeutende Summe und versprach eine gleiche Summe für den Fall der Scheidung oder des Todes des Gemals an die Frau zu zahlen. Die Braut erhielt als Hochzeitsgeschenk mehrere Armspangen, Ohrgehänge und zwei große goldene Ringe; der Vater der Braut dagegen schenkte ihr außer dem Heiratsgute, noch ein Bett, einen Spiegel und eine Negerin.

Adsh Sidi empfing, nachdem er mehrere Monate dem Gebete gewidmet, die Braut in seinem Zelte, küßte sie auf die Stirne und sagte:

„Sei willkommen, die Du mir Segen und Glück bringst!“

Am Tage nach der Vermälung floh er, der arabischen Sitte gemäß, heimlich aus dem Hochzeitszelte und blieb drei Tage entfernt.

Dies geschah im Jahre 1831.

Als bald darauf sein Vater starb wurde der junge Mann an seine Stelle zum Bey von Mascara erwählt und von da an

begann er seine kriegerische Laufbahn, welche ihn unter den Namen Abdel Kader, Adsh Sidi weltberühmt gemacht.

Trotz aller Stürme, die ihn umtobten, trotz der vernichtenden Kämpfe gegen die Franzosen, blieb er stets der treueste Gatte, der zärtlichste Liebhaber für seine Lella Kheira. Wohl hielt er nach der Sitte des Landes vier Weiber in seiner Z'malah *), aber Lella Kheira war das einzige Weib seiner Liebe, er achtete die andern, bezeigte ihnen jedoch keine Zärtlichkeit. Es ist seine außerordentliche Keuschheit inmitten eines Volkes, das den verworfensten Geschlechtslastern fröhnt, einer der auffallendsten Charakterzüge dieses merkwürdigen Mannes.

Als er zum Emir erhoben wurde, trat er in Lella Kheira's Zelt und sprach sie also an:

„Der Wille Gottes und die Wahl seiner Diener haben mich an die Spitze des Landes gestellt — gestern war ich nichts als ein Diener Allah's, heute ist es nicht allein euer Gemal . . . es ist ein Herrscher, der mit Euch spricht. Meine Zeit und meine Arbeit gehören mir nicht mehr an . . . . sie gehören dem Volke, das mich zu seinem Oberhaupte erhoben. Wundert Euch daher nicht, wenn ich in der Folge Euch oft den Angelegenheiten des Landes opfern, und wenn die wichtigen Interessen, welche mir anvertraut sind, mich zu langen Trennungen zwingen. Euer Herz bleibe frei von Eifersucht, denn Ihr allein seid meine geliebte Gattin und ich werde keine andere Frau haben, als Euch. — Seht jetzt zu, ob Ihr die Kraft habt, die Schwachheit eures Geschlechtes zu überwinden und ob der Titel meiner einzigen Gattin hinreicht, Euch für so manche einsame Nacht zu entschädigen."

Lella Kheira verstand diese edle Sprache und gelobte Geduld und Treue, welche ihr Abdel Kader mit Gleichem lohnte.

So machte ihm einer seiner Kalifas einst ein sehr gefährliches Geschenk, eine junge Mulattin von ausnehmender Schönheit, Namens Onrida. Verführt von deren Reizen und Koketterien war schon Abdel Kader auf dem Punkte seine Gattin zu vergessen, aber er ermannte sich und verstieß die begünstigte Mulattin unter seine Sklavinnen.

---

*) Eigentlich Zamalat (fälschlich Smala,) bedeutet das, was bei uns Haus im figürlichen Sinne, nämlich die Familie, die Angehörigen; bei einem Fürsten entspricht es dem Worte Hof.

Als er später in Amboise gefangen war, flößte er einem jungen reizenden Fräulein dieser Stadt eine glühende Leidenschaft ein; die feurigsten Briefe wurden an den Emir gerichtet, aber dieser stellte sie mit europäischer Diskretion seiner Verehrerin wieder zurück, nebst einem werthvollen Ringe, den folgendes Schreiben begleitete:

„Preis sei Dir, Engel der Liebe und der Holdseligkeit! Möge Allah deine Jugend schützen und über deiner Unschuld wachen — in deinen Augen ist der Himmel und Nacht in deinem Herzen! Du weiße Taube, weißer als das arabische Roß, fürchte den Feind, der an deinem Lager lauert und deiner Reize begehrt! Es kriecht die Schlange über deinen jungfräulichen Busen und besudelt ihn mit ihrem giftigen Geifer! Vertreibe sie, so lange nicht Allah deinen Bund gesegnet und möge dieser Ring, das Angedenken an meine Gefangenschaft, Dir als Talisman dienen! — Wenn Du eines Tages Dich schwach fühlst gegen das Locken der Verführung, so schau auf diesen Ring und sage Dir: Die Liebe ist außerhalb der menschlichen Satzungen eine Lüge — sie ist der Rausch der Entehrung und der Schmach! Sei eine keusche Gattin und eine heilige Mutter, Tochter Allah's, und Du wirst leben in alle Ewigkeit!"

Seine Liebe zu Lella Kheira sollte ihn eben in's Unglück stürzen. Schon hatte er sich im Kriege gegen die Franzosen durch das marrokanische Heer durchgeschlagen, als er in der Entfernung hörte, daß seine Deira (Wohnung) beschossen würde. Da kehrte er zurück und stürzte sich wüthend auf den Feind. Zweimal verwundet, zehn Mal ergriffen, macht er sich durch seine Tapferkeit immer wieder frei und es gelang ihm, seine Geliebte dem Feinde zu entreißen. Der Großmuth der Franzosen vertrauend, begab er sich an die Grenze der französischen Besitzungen, übergab seine Deira der Ehre Frankreichs und eilte nach dem Süden, um neue Waffenthaten zu vollbringen. Hier aber überwältigt ihn die Sehnsucht nach den Seinen — freiwillig kehrt er zurück und vertraut auch seine Person der Ehre Frankreichs.

Als seine Mutter weinte, seine Frauen schluchzten, sagte er ruhig:

„Was mich tröstet, ist, daß der Mangel an Treue, den ich erfahre, meinem Unglücke Größe verleiht!"

Der Vertheidiger einer Gattenmörderin.

Man schrieb das Jahr 1812. Wellington, der englische Feldherr, war abermals in Spanien eingedrungen, hatte Ciudad-Rodrigo, Bajadoz erobert, war am 12. August triumphirend in Madrid eingezogen und hatte — als Napoleon's Unglück in Rußland auch das Schicksal der pyrenäischen Halbinsel entschied — Salamanca besetzt.

Unter ihm kommandirte Lord Georges O'Donel ein englisches Regiment. Eben hielt sich derselbe bei Vittoria auf, als er aus der Heimat einen schwarzgesiegelten Brief erhielt. Derselbe meldete ihm, daß der ehrwürdige Sir John Derby, einer der aufgeklärtesten und zugleich frömmsten Geistlichen der bischöflichen Kirche, sein Erzieher, Lehrer und Freund, Todes verblichen sei und ihm, seinem Freunde, nichts sonst hinterlassen habe als seine Tochter, sein einzig Gut, ein reizendes Mädchen, das er in seinen Grundsätzen, wie einst den jungen Lord, erzogen hatte.

Sofort schrieb Lord O'Donel an seine Schwester, Mistreß Alice Lowe, und bat dieselbe, die junge Waise in Schloß Brandsford aufzunehmen.

Am 21. Juni 1813 erkämpfte Wellington den glänzenden Sieg bei Vittoria, nach welchem das in Unordnung gerathene französische Heer über die Pyrenäen sich nach Bayonne zurückzog; das siegende englische Heer ging nach Pampeluna, nahm den Paß Pancorbo und am 9. Juli betrat Wellington Frankreich's Grenze. Er folgte den Franzosen, die sich unter Soult nach Toulouse zogen, auf dem Fuße und sein blutiger Sieg am 10. April 1814, wie die Einnahme der Stadt, machten dem Kriege ein Ende.

Lord Georges O'Donel, der in einem Treffen mit der Division des Generals Foy verwundet worden war, erhielt die Erlaubniß, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach England zurückzukehren, und so eilte der Vormund von Miß Karoline Derby, der liebens-

würdigen Tochter seines geliebten Lehrers und Freundes, nach dem Schlosse seiner Schwester, um sein Mündel zu begrüßen.

Miß Karoline war nicht, wie er zu finden geglaubt hatte, ein Kind, sondern ein Fräulein, dessen Schönheit und eigenthümlicher Geist Aller Aufmerksamkeit erregte; sie war eine jener Originalitäten, welche das Landleben erzeugt: zart, fein, fantasiebegabt, zurückbebend vor aller Berührung der rauhen Wirklichkeit, in der Einsamkeit ein Traumleben führend, das ihre Seele mit romantischen Ideen erfüllte.

Lord Georges staunte täglich immer mehr über den exzentrischen Charakter Karolinen's und beunruhigte sich ernstlich darüber in seiner Eigenschaft als Vormund; aber er war jung und, als Engländer, selbst originell genug, um sein Staunen bald in Neigung übergehen zu fühlen, ja sich in seine romantische Mündel sterblich zu verlieben.

Was Miß Derby anbelangt, so war sie nicht wenig erstaunt, in dem Vormunde, dem neuen Beschützer ihrer Jugend, nicht einen alten barschen Krieger zu erblicken, sondern einen bildschönen Oberst im Alter von dreißig Jahren, welcher Geist und Gefühl hatte, ja sogar ziemlich geneigt schien, poetische Thorheiten zu begehen. Eine solche Entdeckung bezauberte Miß Karolinen's Herz und es fehlte blos, daß sich Beide erklärten, um den Bund zwischen Vormund und Mündel zu schließen.

Aber die Gefahr dieser uneingestandenen Liebe entging weder der Achtsamkeit noch dem Tadel von Miß Lowe, der Schwester des Lords. Diese höchst prosaische Dame schwur auf das Evangelium, daß sie diese beiden, in der Verborgenheit brennenden Flammen ersticken werde, da sie ihrem Stolze und ihren Grundsätzen überhaupt widerstritten.

Die pedantische Aristokratin trachtete auch ihr feierliches Gelübde zu erfüllen. Ganz offen wendete sie sich an die schöne Schutzbefohlene ihres Bruders, der sie wohl sanfte, aber desto eindringlichere Vorstellungen machte und sie bat, doch den Abstand zu bedenken, der das Haus eines demüthigen Dieners der Kirche von dem stolzen Schlosse eines künftigen Pairs von England trenne. Ferner wendete sie sich an Karolinen's Bescheidenheit, an ihren Muth, an ihre Tugend und Erkenntlichkeit; sie rief das Andenken an ihren ehrwürdigen Vater zu Hilfe, der seine Tochter wohl der Milde und Fürsorge Lord O'Donels, gewiß aber nicht, damit sie seine Gattin werde, anvertraut habe.

Die Beredsamkeit Miß Lowe's hatte einen Erfolg, den sie selbst

kaum erhofft hatte. Es versprach ihr Miß Karoline feierlich, ihre Neigung zu unterdrücken und auf Lord Georges zu verzichten. Ja, wenngleich unter vielen Thränen und um das Mißtrauen der stolzen Miß Lowe vollends zu beseitigen, gab sie endlich ihre Einwilligung, dem vortheilhaften Antrage, der ihr von einem Landedelmanne aus der Nachbarschaft gemacht wurde, ein günstiges Ohr zu schenken. Es war an ihre Seelengröße appellirt worden und so gefiel sich das romantische Mädchen in ihrer Verzweiflung darin, nicht nur zu entsagen, sondern sich als Opfer auch noch mit den verhaßtesten Ketten zu beladen.

Oberst O'Donel hörte und beobachtete in der Stille und begriff die plötzliche Umwandlung seiner Mündel keineswegs. Es erfüllte ihn die Eile, mit der sie die Heirat mit dem alten Squire herbeizuführen schien, mit eben soviel Betrübniß und Unwillen, als glühender Eifersucht. Ferner zürnte er über den schlechten Geschmack des Mädchens. Hatte er es ihr auch vergeben, daß sie ihn selbst nicht liebe, so vergab er es ihr nicht, daß sie einen so ungehobelten Seemann, einen Baronet von frischestem Datum, diesen Sir Edward Banister, der den Geist, Verstand und die Galanterie eines Piraten besaß, so offenbaren Vorzug gegeben.

Das Unglück war noch, daß Lord Georges nicht als Liebender mit ihr zu reden wagte; er machte ihr nur vormundschaftliche Vorstellungen, und als diese unwirksam blieben, brachte er seine vormundschaftlichen Rechnungen in Ordnung, fügte dem kleinen Vermögen seiner Mündel eine beträchtliche Mitgift hinzu, unterzog sich der Sorge für alle Einzelheiten ihrer Ausstattung, betete zu Gott für das geliebte Wesen, welches sinnlos in das Verderben rannte, begrub seine Liebe im fernsten Winkel seines Herzens und legte schließlich die zarte Hand der Geliebten in die des früheren wilden Korsaren.

Die beiden Neuvermälten reisten gleich nach der Hochzeit nach Edinburg, wo Banister zu Hause war, und Lord O'Donel blieb auf seinem Schlosse Brandsford zurück bei seiner Schwester, deren Einfluß auf die unerklärbare Handlungsweise Carolinen's er nicht im mindesten ahnte.

Wenige Monden später machte es nicht geringes Aufsehen in London, welchen eigenthümlichen Entschluß Lord Georges O'Donel gefaßt hatte; man sprach davon mit Verwunderung in den Salons des Hofes und der Stadt.

Oberst Georges O'Donel hatte nämlich plötzlich seine Entlassung aus dem Heere verlangt, um sich ganz dem Studium der Gesetze und den gefahrvollen Kämpfen der öffentlichen Beredsamkeit zu widmen. Es vertauschte der junge Offizier die prächtige Uniform mit der langen schwarzen Robe des Lawyer (Gesetzmannes, Advokaten). Er hatte sich seiner Arbeiten und glänzenden Erfolge auf der Universität erinnert und beschloß, nachdem er sich mit dem Degen ausgezeichnet, nun auch auf dem Felde der Beredsamkeit zu glänzen. Siegreich bestand er die schwere Probe. Bald war er einer der ausgezeichnetsten Redner des englischen Advokatenstandes, er plaidirte höchst geistreich, scharfsinnig und anziehend, erschütterte nicht selten seine Zuhörer durch die Blitze und Donnerkeile seiner allgewaltigen Rede, opferte jedoch bei manchen Gelegenheiten die gesunde Logik den Versuchungen eines reichbegabten Geistes, die Wahrheit dem Zorne und das bessere Bewußtsein der Leidenschaftlichkeit seiner Empfindungen.

Zudem war er in beständiger Aufregung. Es ging ihm im Geiste vor, daß er bald in der Robe des Anwaltes der von ihm so heißgeliebten Frau werde nützen können.

Man schrieb das Jahr 1818.

Lord Georges O'Donel saß in der Stille seines Kabinetes, ganz der Bewunderung eines Aufsatzes des Advokaten Brougham zu Gunsten der Königin Karoline von England hingegeben; kaum wagte sein Kammerdiener ihn zu stören, welcher einen aus Schottland angelangten Brief in seiner Hand hielt.

Und dieser Brief war von Lady Karoline Banister geschrieben, seit langen Jahren die einzige Nachricht, das einzige Zeichen der Erinnerung, das er von der Freundschaft seiner ehemaligen Schutzbefohlenen erhielt.

Mit zitternden Händen erbrach er das Siegel.

Ein Schrei des Entsetzens entfloh seinen erbleichenden Lippen und Thränen entstürzten seinen Augen.

Das Schreiben war kurz, aber bündig; es lautete:

„Ich bedarf Deiner, Georges! Rette mich vom Tode, rette mich von der Schande! — Komm'!“

Wagen, Postillon, Geld und Pferde waren augenblicklich bei der

Hand. Karoline bedarf seiner, Karoline ruft ihn flehentlichst zu sich, es gilt ihr Leben, ihre Ehre! In fliegender Eile langte er in Edinburg an.

„Wo ist die Wohnung der Lady Banister?“ ist seine erste Frage.

„Hier, Mylord.“

„Oh! — Und warum ist das Haus in Trauer? Wozu alle diese Trauergewänder?“

Alles schweigt und sieht ihn bestürzt an, Niemand will Antwort geben.

„Warum diese Thränen? Kann ich mit der Gebieterin sprechen? Wo ist Lady Banister?“

„Im Gefängniß, Mylord.“

„Wie? Karoline im Gefängniß? Und warum? Was ist ihr Verbrechen?“

„Das weiß Gott allein!“

„Ich muß es ebenfalls wissen. — Kutscher, fahre vor die Thore des Gefängnisses! — Kerkermeister, ich bin der Vertheidiger der Lady Banister!“

Der Lord trat ein. Welche Szene, welcher Anblick bot sich ihm dar.

„Mein Gott, Karoline,“ rief er, „muß ich Dich so erblicken! Du bist bleich, erschöpft, fast dem Tode nahe!“

„Ja, Georges, ich bin es. Haben mich deine Augen wieder erkannt? So muß denn dein Herz errathen haben —“

„Mylord,“ fuhr Karoline fort, die Hände ihres ehemaligen Vormunds küssend, „Mylord — das Verbrechen, welches ich in den Augen der Welt begangen habe, ist furchtbar. Hören Sie, o hören Sie. Es regen sich für mich die lebhaftesten Sympathien, es erhebt sich gegen mich der glühendste Haß; Georges, Sie sehen vor sich ein unglückliches Weib, welches beschuldigt wird — ihren Gatten ermordet zu haben.“

„Was? Sir Edward Banister?“

„Er ist todt, Mylord. Sie begreifen wohl, daß ich bei einer derartigen Beschuldigung, welche die heftigsten, verzweifeltsten und anstößigsten Verhandlungen herbeiführt, eines Vertheidigers bedarf, welcher zugleich mein Freund, mein Advokat und mein erster Richter ist. Ihre Karoline, Ihre Schutzbefohlene, ist bereit, jederzeit auf alle Fragen

zu antworten, um in Ihren Augen, in der Dunkelheit des Gefängnisses die Strahlenkrone ihrer Unschuld erglänzen zu lassen! Halten Sie die Tochter des würdigen Derby, Ihres Lehrers, für eine Verbrecherin, die auf dem Schaffotte enden soll? Halten Sie dieselbe eines Mordes fähig? Oh, Georges, ich bin unschuldig, retten Sie mich!"

O'Donel hob die Hände gegen Himmel und gelobte: „Ich werde Sie retten!"

„Mögen Gott und mein Vater Sie erhören!" antwortete die junge Frau zitternd und still in sich erbebend.

Nun nahm Lord Georges in einem Hôtel Edinburg's seine Wohnung, um das Ergebniß der Vertheidigung und den Gang einer Gerichtsverhandlung zu verfolgen, welche in trauriger Berühmtheit und Zweideutigkeit mit dem, zur selben Zeit geführten Skandal-Prozesse der Königin von England (dem wir in einer anderen Serie unserer „Geschichten" Spielraum lassen werden) wetteiferte.

Die Instruktion des Prozesses dauerte ganze Monate. Das waren Jahrhunderte für den Kummer Karolinen's, für die edle Ungeduld O'Donel's.

Die dramatischesten Episoden, die ergreifendsten Entwicklungen häuften sich und drängten einander gleich in den ersten Szenen dieses geheimnißvollen Rechtshandels, wobei O'Donel mit jener erhabenen Energie, welche der Enthusiasmus im Unglücke gibt, bemüht war, in den Gang dieses schrecklichen Trauerspieles einzugreifen.

Man legte Zeugniß ab gegen Karolinen's seltsames Wesen, Georges wies dies als Verläumdung nach; man beschuldigte das Privatleben seiner Klientin — Georges klagte über Ungerechtigkeit; man schwur ihm vor Gott und den Menschen, daß eines Tages Lady Banister ihrem Gatten ein Glas Sherry angeboten habe, auf dessen Grund man, durch Anstellung wissenschaftlicher Untersuchung, Gift gefunden — er erklärte dies für boshafte Lügen; ja er vertheidigte kaum die Angeklagte mehr, sondern griff ihre Ankläger heftig und gewaltsam an. Mit einem Worte, Lord Georges O'Donel war wie ein verwundeter Löwe, er sprach nicht mehr, er deklamirte, wendete sich an Jedermann und ging endlich so weit, statt der Lady Banister die Zeugen, die Rechtsgelehrten, die Richter selbst — Alle, welche die Unschuld Karolinen's nicht einsehen wollten — auf die Anklagebank zu verweisen.

Die Ermattung, die Aufregung bei diesen Kämpfen waren ent-

setzlich und doch überboten sie nicht die Hingebung des Vertheldigers für seine Klientin. Indessen — er siegte nicht; es bedurfte vielleicht mehr eines einzigen Verhörs, und es war um die Ehrenkrone der jungen Frau geschehen.

Plötzlich — es war in dem Augenblicke, wo O'Donel ohne Zögern die unmöglich scheinende systematische Vertheidigung beginnen wollte — fiel er keuchend, erschöpft, ohnmächtig nieder. Schnell eilten Aerzte in die Schranken, man fürchtete für seine Gesundheit und — der Prozeß der Lady Banister wurde auf die folgende Session verschoben. Das war ein Glück für die Klientin und für den Advokaten.

Schon öfter wurde gesagt, daß die öffentlichen Gerichtssitzungen mit dem Schauspiele Aehnlichkeit haben; dann hat die Person des Advokaten eben die Rolle eines Schauspielers; nur handelte es sich im vorliegenden Falle um eine Tragödie. Nicht selten faßt der Schauspieler eine Vorliebe selbst für eine schlechte Rolle, die ihm, wenn auch nicht schön, doch bedeutsam, psychologisch interessant erscheint, er will — wie der Kunstausdruck lautet — etwas aus ihr „machen."

Ebenso leicht begeistert sich der Advokat für eine schlechte Sache, bei der ihn das Rettungsproblem reizt. Wie in seiner Bewunderung für ein schlechtes Stück der Schauspieler, wenn er gut spielt, nicht selten dem Geschmacke des Parterres imponirt, ebenso verspricht sich der Advokat in seinem Enthusiasmus für eine schlechte Sache, einen Erfolg beim Publikum, er buhlt mit der öffentlichen, aber bethörten Meinung des großen Haufens, er denkt — wie der Schauspieler: ich werde gefallen, ich werde den Sieg davontragen, koste er was es wolle.

In gleicher Lage mag sich Lord O'Donel, der Advokat der Lady Banister, befunden haben. Von der Ungerechtigkeit der Anklage überzeugt, von seiner nie erloschenen Liebe für die Angeklagte beseelt, hatte er alle seine Kräfte aufgeboten; er würde seinen letzten Blutstropfen dafür gegeben haben, mit den Tönen seiner gewaltigen Stimme Karolinen's Gegner und Verläumder zum Schweigen zu bringen.

Unsere freundlichen Leser haben aber keine Ahnung, wie weit der Enthusiasmus des Advokaten in dem Rechtsdrama zu Edinburg ging, daß er sich endlich die neueste, seltsamste, kühnste Wendung ersann, welche der Sache nur irgend gegeben werden konnte. Er wollte die Angeklagte in eine Stellung bringen, in welcher sie unangreifbar erschien.

Georges Lord O'Donel wollte seine Vertheidigungsrede

mit der Anzeige seiner Heirat mit der Witwe des ermordeten Banister schließen! — Ja, der edle Lord scheute sich nicht, die des Mordes Angeklagte zu bitten, zu flehen, seinen Namen statt des bisher von ihr geführten anzunehmen und — die Klientin willigte ein, daß über ihr Witwenthum der Adelsmantel der O'Donel's gebreitet werde.

In einem Winkel des Edinburger Gefängnisses heiratete Lord Georges O'Donel die verwitwete Lady Karoline Banister, wobei ein Geistlicher, zwei Zeugen und ein Rechtsgelehrter zugegen waren.

Von diesem Augenblick an hatte die Sache — wenn auch nicht vor Gott — so doch vor den Menschen gewonnen! Es hätte die Gerechtigkeit vielleicht eine Unglückliche verdammt, welche sich Karoline Banister nannte, sie konnte aber nicht eine Angeklagte treffen, welche von den Händen ihres Vertheidigers, der einen der angesehensten Namen in den drei Königreichen trug, gehalten wurde.

Nun wurde dem Vertheidiger die Sache leicht. Seine Rede erntete allgemeine Bewunderung, es verschwand das Vorurtheil des Publikums bei seinen beredten Worten und es ließ sich stürmisches Beifallsklatschen hören, als er glänzend und mit bewegter Stimme schloß:

„In diesen Schranken gibt es keine Karoline Banister mehr; auf der Anklagebank sehe ich nur Lady O'Donel, meine Gemalin, und ich fordere von Ihnen die Ehre derselben und zugleich die meinige!“

Lady Karoline O'Donel wurde freigesprochen.

Einige Stunden nach der Freisprechung Karolinen's befand sich Georges allein in einer Stube des kleinen Hauses, welches er für seine Gemalin gemiethet hatte. Vor seinen Augen standen nicht mehr die Personen und Zwischenredner des gerichtlichen Dramas, welches so eben beendet war; nicht mehr entflammte ihn die Glut einer geheimen Hoffnung, nicht mehr riß ihn der polemische Eifer fort, nicht mehr verblendete ihn das grelle Licht seiner gewaltsamen Begeisterung — ruhig, kalt, unempfänglich stand er da; an die Stelle des Advokaten war bei ihm der Richter getreten, der sich alle Umstände des Pro-

zesses nun zurückrief, der alle Zeugnisse, die geringsten Details, welche gegen die Unschuld Karolinen's gezeugt hatten, nun unwillkürlich erwog.

Und wie zentnerschwer lasteten die kleinen Nebenumstände dieses geheimnißvollen Prozesses nun auf seinem Gemüthe! Er dachte daran, welches die öffentliche Meinung über den Charakter und das Privatleben der Lady Banister gewesen sei; er begann Furcht zu empfinden — zu zittern.

„Sir Edward!" flüsterte er tonlos und es schien ihm, als sähe er die neblige Gestalt eines Mannes, der ein mit Gift gefülltes Glas zum Munde führt, neben sich stehen.

In diesem Augenblicke trat Lady Karoline O'Donel ein und vor ihn hin. Freude strahlte aus ihren Augen, ein Lächeln zeigte sich auf ihren Lippen, sie war strahlend schön und elegant, erwacht zum neuen Leben durch den Urtheilsspruch der Menschen.

Karoline achtete nicht auf George's Bewegung und Blässe, sie stürzte zu den Füßen ihres ruhmvollen Vertheidigers nieder, in dem Bewußtsein glücklich, daß sie ihm jetzt durch Lobeserhebungen, Blicke und Zärtlichkeiten danken könne.

Endlich bemerkte sie jedoch, wie bleich und schwach Georges war, daß er in ihren Armen beinahe in Ohnmacht sank.

Durch diese seine Anwandlung von Unwohlsein erschreckt, eilte sie an das Ende des Zimmers, nahm ein auf dem Tische stehendes Glas mit Sherry und bot selbes eilig den zitternden Lippen des Geliebten dar.

Beim bloßen Anblicke dieses Glases und des unschuldigen Getränkes, erhob sich vor seinen geistigen Blicken wieder das Nebelphantom Sir Edward Banister's — er erbebte, es schauderte ihn, wie einem Menschen, der während eines bösen Traumes plötzlich erwacht. Er ergriff konvulsivisch das ihm dargebotene Glas, goß es tropfenweise auf den Marmor des Fußbodens aus und bückte sich über das Glas, als suche er etwas darin.

Karoline erbleichte.

„Georges!" rief sie, „was suchst Du denn am Boden dieses Glases?"

„Gift!" erwiderte Lord O'Donel.

Die Lady stieß einen gräßlichen Schrei aus. Sie heftete ihre

Augen fest auf den neuen Ankläger, stürzte ihm zu Füßen, umklammerte seine Kniee und weinte und jammerte.

„Georges! Georges!“ rief sie; „es wäre besser gewesen, wenn ich unter den Händen des Henkers gestorben wäre!“

„Also Gift!“ murmelte wirr O'Donel, indem er den letzten Tropfen auf den Boden goß.

Da erfaßte Karoline namenlose Verzweiflung.

„Nun!“ schrie sie, „und wenn auch? Nun ja, ich habe Edward Banister vergiftet. Aber für wen that ich dies? Für Dich, Georges! Du bist mein Mitschuldiger! Ich liebte Dich seit fünf Jahren, Dich habe ich immer geliebt, seit ich Dich sah und ich liebe Dich noch, Georges. Es lockte mich die Leidenschaft der Liebe für Dich in das gräßliche Verderben; an der Seite eines Andern wollte ich für Dich allein leben, aber dieser Andere war ja ein Kobold, ein Teufel, ein Unmensch! Seine Barbareien entehrten mich, sie entehrten mein Gefühl zu Dir, sie entehrten das Heiligthum meines Herzens! — Ja, ich habe dieses Scheusal getödtet und warum that ich das? — weil ich nicht von ihm getödtet sein wollte. — Und jetzt antworte mir, Georges, bin ich ewig verdammt, verdammt und verworfen von Dir?“

Aber O'Donel antwortete nicht auf die Frage; er schleuderte das unglückliche Glas auf den Boden, daß es klirrend zersprang, sprach einige unverständliche, zusammenhanglose, irre Worte — von diesem Augenblicke an war es nicht nur geschehen um die Beredtsamkeit des berühmten Londoner Advokaten, sondern ein viel traurigeres Schicksal hatte ihn ereilt — Lord O'Donel hatte den Verstand verloren!

Lady Karoline leerte nun langsam und vollkommen den bitteren Kelch der Strafe für ihr Verbrechen. Tag und Nacht widmete sie sich der Sorge für den armen Irrsinnigen. Und wenn ihre Qual recht hoch gestiegen war, sprach sie zuweilen für sich:

„Ich darf nur leben, um meine Strafe zu dulden. Nachdem mir die Menschen vergeben haben, hat mir Gottes Gerechtigkeit noch nicht verziehen!“

Lange Jahre strichen darüber hin, die Verbrecherin büßte ihre Schuld gründlich. Einen elenden verächtlichen Mann hatte sie getödtet, um einen wahnsinnigen zu umarmen.

Was Lord O'Donel anbelangt, so war er in seinem Irrsinn fromm, ruhig, lächelnd und lenksam wie ein Kind. Desto mehr schwan-

gen in Karolinen's Innerem die Eumeniden ihre Geißel, desto furchtbarer wirkte die in ihr brütende schadenfrohe Hölle.

Und Jahrzehente lebte sie an der Seite ihres wahnsinnigen Gatten, dessen Pflege ihre Strafe, ihre Buße war.

Als er todt war, erledigte sich die Aufgabe ihres Lebens — wolle ihr der ewige Richter gnädig sein!

Kaiser Maximilians des Ersten Brautwerbung.

I.

Der Geliebte der Hofnärrin.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund, zog im Jahre 1476 nach Lothringen, um dem Herzog Réné die am 6. Oktober genommene Stadt Nancy wieder zu entreißen. Er trug dem Grafen von Campobasso den ersten Angriff auf, welcher Offizier ihn jedoch verrieth, die Belagerung in die Länge ziehen ließ und Réné dadurch Zeit gab, mit 20.000 Mann heranzurücken. Bei Annäherung dieses Heeres ging Campobasso mit seinen Truppen zum Feinde über, so daß Karl's Heer nur noch aus 4000 Mann bestand. Obwohl der gesammte Rath sich gegen den Kampf aussprach, wagte ihn Karl dennoch.

Am 5. Jänner 1477 trafen die beiden Heere aufeinander. Die Flügel des burgundischen wurden durchbrochen und zerstreut und das Mittel vom Herzoge in Person befehligt, von vorne und in den Flanken angegriffen. Karl setzte seinen Helm auf und — da er den vergoldeten Löwen, der demselben zur Zierde diente, fallen sah — rief er aus: „Ecce magnum Signum Dei!“ (Sieh da, Gottes Zeichen.)

Der Herzog von Burgund, geschlagen und von den Fliehenden fortgerissen, fiel mit einem Pferde in einen Graben, wo er durch einen Lanzenstich getödtet wurde; er zählte vierundvierzig Jahre. Sein mit

Blut und Koth bedeckter Leichnam wurde, mit dem Kopfe im Eise steckend, erst am zweiten Tage nach der Schlacht aufgefunden; er war so entstellt, daß man ihn nur an der Länge seines Bartes und seiner Nägel (die er seit der Niederlage bei Murten in der Schweiz hatte wachsen lassen), sowie an der Narbe eines in der Schlacht bei Montlheri in Frankreich empfangenen Säbelhiebes erkannte.

Kaum jemals hinterließ der Tod eines Fürsten einen tieferen Eindruck auf ganz Europa, als jener Karls von Burgund, es hatte aber auch niemals ein Fürst der Habsucht ein weiteres Feld hinterlassen. Nicht nur allein die mächtigsten, sondern auch selbst die unbedeutendsten Fürsten Europa's machten Anspruch auf die streitige Beute, gleich den Raubvögeln, welche immer bereit sind, auf den todten Löwen herabzuschießen. Und diese Beute war — die Hand der erlauchten Tochter des verblichenen Herzogs, mit ihrem ungeheuren Brautschatze und ihren weit ausgedehnten Besitzungen.

Maria, Herzogin von Burgund, Gräfin von Flandern, Brabant, Hennegau, u. s. w., das zwanzig Jahre alte einzige Kind des gefallenen Helden (aus drei Ehen mit seiner zweiten Gemalin Isabella von Bourbon gezeugt), gestaltete sich nun zum Magnete, welcher die Augen von ganz Europa auf den burgundischen Hof zog. Ein Wörtchen von ihren Lippen konnte die Macht irgend eines der ersten Monarchen der Christenheit um das Doppelte vergrößern, oder den unbedeutendsten Fürsten zum ersten Rang erheben. Demnach war ein Bündniß mit dieser Fürstin der Hauptgegenstand, das Ende und Ziel des Strebens aller Fürsten jener Periode.

Die Werbung wurde von Jedem auf andere Weise unterstützt; der Eine zählte die Königreiche und die Provinzen, welche sein Scepter beherrschte, auf, der Zweite gab an, welche unzähligen Anhänger er habe, ein Dritter führte seine großen Schätze ins Gefecht, aber dabei vergaßen sie sammt und sonders den wichtigsten Punkt, nämlich den, sich dem Gegenstande ihrer heißesten Wünsche lieb und werth zu machen, jeder vergaß, daß in jener ritterlich-romantischen Zeit, in welcher eine Fürstin, sowie sie einmal zwanzig Sommer zählte, ihre freie Wahl hatte, in einer Zeit, die Maximilian, den „letzten Ritter" gebar, man mit anderen Anlockungen werben mußte, als mit waffentragenden Männern, oder mit Aufzählung von Reichthümern und Ländern, welche die Holde weder benöthigte, noch wünschte.

Maria, die junge, reizende Erbin, hatte wiederholt ihren Ent-

schluß geäußert, daß sie Niemanden Herz und Hand reichen werde weil sich Adel und Volk von Flandern erdreisteten, sich die Vormundschaft über ihre junge Herrin anzumaßen und es die „états“ übernahmen, über die vorgeschlagenen Verbindungen zu urtheilen. Manchmal hielten diese letzteren ihre Versammlungen in der Stadt- oder Munizipalhalle zu Gent, am häufigsten jedoch auf freiem Marktplatze, so daß die Unterthanen jedes Standes freien Zutritt haben und ermächtigt sein sollten, sich von der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit der von ihnen ernannten Vormünder ihrer Herzogin zu überzeugen.

Bei einer solchen Versammlung nahmen die Schöppen ersten und zweiten Ranges, geschmückt mit ihren langen Hermelinmänteln, dann die Bürger und Kaufleute der Stadt Gent, mit ihren Amts- und Ehrenzeichen bekleidet, die Sitze ein.

Nun stand der erste Schöppe auf und setzte in einer langen Rede den Zweck der Versammlung auseinander und befahl endlich, daß man in die Trompete stoßen solle, damit Jeder, welcher sich um die Hand der Herzogin bewirbt, vortrete und seiner Werbung das Wort rede.

Das erste Trompetenzeichen ertönte.

Ein bejahrter, ehrwürdiger Mann trat vor. Von seinen Schultern hing ein Mantel aus kostbarstem hochrothem Sammt, mit langen venezianischen Aermeln, auf seiner Brust funkelten glänzende Ketten und Edelsteine, auf dem Kopfe trug er eine sammtene, eine halbe Elle hohe Mütze und seine Schnabelschuhe gaben durch ihre ungewöhnliche Länge das Zeugniß ab, daß es ein Mann von hohem Adel sei. Zwölf Pagen folgten ihm in zwei Reihen und trugen seine Schleppe, während ihm zwei andere den auf einem reichgestickten Sammtkissen ruhenden Herzogshut und sein Wappenschild nachtrugen.

Als er vor die Schöppen trat, sagte er stolz:

„Ich bin Adolph, Herzog von Cleve und der March, und werbe für meinen gleichnamigen Sohn um die Hand der Herzogin Maria von Burgund. Was hohe Geburt anbelangt, kann ich mit dem stolzesten Monarchen der Christenheit in die Schranken treten.“

„Oh, oh, ohne Zweifel!“ schrieen die Schöppen unter lautem Gelächter und Zischen des Volkes.

Nach dem Herzoge von Cleve rief man den Namen des Richard Woodwill, Grafen von Rivers, Lord von Scales

aus. Es war dies ein Bruder von Elisabeth Woodwill, Gemalin des Königs Eduard IV. von England.

„Oh, oh!“ schrie das Volk, „wie kann ein einfacher Graf es wagen, nach dem Besitze der Herzogin zu streben?? — Nimmermehr! — Schafft einen Besseren, einen Besseren!“

Nun kam Georg, Herzog von Clarence, Bruder des Königs von England (derselbe, welcher ein Jahr darauf in den Tower geworfen und in einem Fasse Malvasier ertränkt wurde), aber auch dieser hatte keinen günstigeren Erfolg, als die Vorigen, man hielt seine Appanage für zu gering.

Noch erschienen mehrere Freier, die man aus verschiedenen Gründen ebenfalls zurückwies; als sodann die Trompeten nochmals ertönten, trat ein merkwürdiges Männlein hervor. Es war sehr klein, bucklig und trotz des aus feinstem Goldstoffe verfertigten Gewandes, trotz des Gefolges, das auf Hellebarden ein mit einer Grafenkrone versehenes Wappenschild trug, erkannte man sofort, daß der Freier von weit niedrigerem Stande, als alle seine Vorgänger wäre. Er machte sich mit Ungestüm Platz durch die, ihm den Weg versperrende Menge.

„Paques Dieu!“ schrie er mit seiner ekelhaft quickenden Stimme. „Ich will doch sehen, ob diese bleichsüchtigen Flamänder mir den Vorrang abzulaufen vermögen.“

Messire Raveschoot, der erste Schöppe von Gent, sprach nun den Fremden an:

„Laßt uns euern Namen, Titel und Rang wissen.“

Der Neuangekommene achtete darauf gar nicht, sondern fuhr fort:

„Meine eigentliche Sendung hat keine Heirat zum Zwecke, denn mein Herr hat ganz andere Geschäfte. Jedoch bin ich seiner Gutheißung gewiß, wenn ich es auf mich nehme, in seinem Namen um die Hand der Erbin von Burgund zu werben.“

Da ertönte aus der Menge eine kraftvolle jugendliche Stimme, welche ausrief:

„Wer seid Ihr, daß Ihr es wagt, so kühn zu reden?“

„Nun,“ erwiderte eine andere jugendliche Stimme, nur im spöttischen Tone, „'s ist irgend ein Herzog, dessen Besitzungen im Monde liegen, so wahr ich Kunz von der Rosen, nach dem Wirthshausschilde meines Vaters heiße und einem Kürschner aus der Lehre durchgegangen bin, weil seine überstrenge Zucht mir nicht behagte.“

Die Menge ließ ein schallendes Gelächter ertönen. Als dasselbe sich gelegt hatte, fuhr Messire Raveschoot zu fragen fort:

„Wie ist euer Name?“

„Olivier, Graf von Meulan.

Diese Worte aussprechend, nahm der Knirps, in der Absicht mit seiner Würde einen mächtigen Eindruck auf die Umstehenden zu machen, eine so lächerliche und groteske Stellung an, daß abermals die Menge in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Wer ist der Mann, der sich Olivier, Graf von Meulan, nennt?“ so lautete die allgemeine Frage.

„Wer ist der Herr, der einen solchen komischen Gesandten schickt, damit er um die Hand der erlauchtesten und reichsten Erbin in Europa werbe?“ rief Kunz von der Rosen.

Als der Tumult sich in etwas gelegt hatte, sagte der Schöppe:

„In wessen Namen kommt Ihr?“

„Im Namen des Dauphins von Frankreich, Karl's des Gesprächigen oder Freundlichen, wie er beigenannt wird,“ erwiderte der Graf, auf die noch immer lachende und höhnende Menge einen grimmigen Blick werfend.

„Also Ihr seid“ — fragte Messire Raveschoot nochmals.

„Ich bin der Gesandte Sr. allerchristlichsten Majestät Ludwig's des Eilften, Königs von Frankreich, dessen Namen, wie ich mich wohl kaum irren werde, Euch nur allzuwohl bekannt sein dürfte.“

Als der Graf den Lachern den gefürchteten Namen des eilften Ludwig in die Zähne geworfen hatte, war Alles plötzlich stille, ja man lüftete die Mützen, natürlich weniger aus Achtung, als vielmehr aus Furcht. Diese Ruhe sollte indessen nicht länger dauern.

Auf einmal trat aus der Menge ein blonder, bartloser Jüngling hervor, auf den sich sogleich Aller Blicke richteten. Er war nicht groß von Statur, aber stark und schön gebaut, sein Anstand war wirklich majestätisch, ebenso seine Bewegungen; aus den ausdrucksvollen blauen Augen strahlte ein anmuthiges Licht und sein Gesicht war mit dem rosigen Teint einer achtzehnjährigen Blüte angehaucht. Seine lächelnden Lippen waren wohl ein bischen stark aufgeworfen, aber dieß stand seinem schönen Antlitze sogar reizend. Er trug einen einfachen Jägerrock aus grünem Sammt, auf dem ein Reichsadler gestickt war, unter dem Barett eine Kappe, die bis auf den Hals geschlossen war, und unter welchem sich die schönsten goldblonden Locken hervordrängten;

Unterärmel, Beinkleider und Schuhe waren von ockergelbem Leder; an der Seite hing an dem einfachen Ledergurt ein starkes Waidmesser. Dergestalt war die Tracht der Jägermeister des römisch-deutschen Kaisers und die kühn gewölbte Nase, der energische und thatendurstige Ausdruck des Gesichtes zeigten sofort an, daß diesem Jünglinge wohl kaum irgend Jemand an Muth gleichkommen werde.

Dieses, die Menge entzückende Prototyp von Kraft, Schönheit und männlicher Hoheit klopfte dem französischen Grafen auf die Schulter.

„Wie, meine Freunde," sagte er laut, „Ihr erkennt nicht Olivier le Dain oder mit seinem eigentlichen Beinamen Olivier le Diable (der Teufel), der Sohn eines Bauers von Thielt in Flandern bei Courtrai, in dieser komischen Erscheinung? Olivier le mauvais (der Schlechte), wie er von seiner Jugend auf hieß, erst Leibbarbier Seiner allerchristlichsten Majestät, dann dessen Kammerherr und gegenwärtig sein Gesandter und Eheprokurator? — 's ist freilich wahr, daß jetzt, anstatt des Scheermessers ein Dolch vor seinem Gürtel hängt und er sich aus seinem Barbierbecken ein Schild machte, aber — meine Herren — nehmt Euch in Acht, nehmt Euch in Acht! Ich fürchte aus der Wahl seines Gesandten, daß König Ludwig der Eilfte einen Streich nach Eurem Kinne zu führen beabsichtigt."

Der Barbier verzog sein Gesicht zu einer gräulichen Grimasse, aus seinen Aeuglein blitzte maßlose Wuth und er erfaßte mit Zähneknirschen den Griff seines Dolches. An des blonden Jünglings Seite drängte sich ein junger Mann und flüsterte ihm zu: „Jüngelchen, sei auf deiner Hut, die Schlange da möchte gerne ihr Gift auf Dich spritzen. Wenn's zu was kommt, helfe ich Dir dreinschlagen!"

„Dank Dir, wackerer Kumpan und entflohener Kürschner," erwiderte ebenso leise der Jägermeister. „Ich pflege meine Sträuße selbst auszufechten, aber — wie ich aus deinem früheren Rufe entnahm — bist Du zu einem Fredenmacher wie geschaffen und wenn Du nichts Besseres vorhast, Kunz, so wollen wir bei mehr Muße über deine Zukunft reden. Bleib' einstweilen an meiner Seite."

Die Ueberlegung des Augenblicks hatte dem königlich französischen Leibbarbier seine Ruhe wiedergegeben; er sah, wie thöricht es wäre, wenn er mit dem kräftigen und jungen Gegner einen offenen Kampf aufnähme, der ohne weiters zu seinem eigenen Nachtheile ausfallen würde.

„Paques Dieu!“ rief der Barbier. „Herr Jägermeister Christian, erhebt Ihr etwa auch Ansprüche auf die Hand Marien's von Burgund?“

„Und warum nicht?“ antwortete der Jüngling stolzen Tones. „Das heißt, vorausgesetzt — was so Viele Freiwerber zu vergessen scheinen — ich wäre so glücklich, das Herz der reizenden Herzogin zu erobern, dieser Erbin ohne Gleichen, dieser Lilie im Garten der Schönheit.“

„Sachte, sachte, mein guter Jägermeister,“ rief Olivier le Dain spöttisch. „Wenn ich nicht irre, sind die Herren Schöppen von Gent kaum einer gleichen Meinung über diesen Punkt.“

„Was?“ schrie Kunz von der Rosen. „Schaut meinen Nachbarn, den superben Kerl, an, ob der die Herren Schöppen sammt allen den hochansehnlichen Brautwerbern erst um Erlaubniß bitten würde, daß sie ihm das Herz der herrlichen Fürstin schenken. Das holt sich der wohl von selber.“

„Ruhig, wackerer Junge,“ sagte der Jäger. „Wie könnten sie dem die Hand verweigern, der ihr Herz besäße?“

„Oh, oh, Herz und Hand sind bereits vergeben!“ rief ein Haufe von Bürgern aus.

„An wen?“ fragte der Jäger.

„Junger Mann, euere Aussprache verräth den Ausländer,“ sagte ein alter Städter zu dem Jäger, „sonst würdet Ihr unmöglich so ungeziemend von unserer Herzogin sprechen, welche von den flandrischen Ständen an Monseigneur Adolph von Geldern bestimmt wurde, welcher sich jetzt eben im Palaste befindet, um von Demoiselle Maria selbst die Einwilligung zu erhalten.“

„Es ist wahr, ich bin ein Deutscher,“ erwiderte der Jäger, „unbekannt mit den Gebräuchen eures Landes, aber, Ihr Herren, laßt Euch sagen, daß Monseigneur Adolph von Geldern nie der Gemal von Mademoiselle Maria werden kann; denn ein Anderer, welcher ihm in jeder Hinsicht ebenbürtig ist, hat es feierlich gelobt, ihn aus der Herzogin Gunst zu verdrängen.“

„Aber dieser Andere werdet doch wenigstens Ihr nicht sein, Messire Christian?“ fragte höhnisch Olivier le Dain, dessen scharfes Ohr immer gespitzt war und daher den leisesten Laut aufnahm, weshalb es, trotz des leisen Gespräches, keine Silbe davon verloren hatte.

„Und warum nicht, wenn's dem blanken Jäger belieben würde?" entgegnete nicht minder höhnisch der Kürschnerjunge Kunz. „Haltet Ihr Marien für so blind, daß sie einen Adler mit einer Krähe vertauscht?"

„Geh' nicht zu weit mit deiner Anhänglichkeit, freundlicher Geselle," sagte gerührt der Jäger.

„Außerdem," fiel der Barbier ein, „wissen wir Alle, was der junge Waidmann für ein Wild im Auge hat. Schaut hin, Messire Christian, ob die reizende Gestalt, welche sich eben am anderen Ende des Marktplatzes zeigt, nicht die erste Stelle in euren Gedanken einnimmt, nicht die oberste Gewalt über euer Herz und Thun hat?"

Dabei deutete seine Hand auf eine Gruppe, die ebenso seltsam als anziehend war.

Es zeigte sich nämlich am anderen Ende des Platzes soeben ein niederer, vergoldeter Wagen, der von zwei schneeweißen, reich angeschirrten Windhunden gezogen wurde. Darin saß auf weichen, mit Silberdamast überzogenen Kissen ein anmuthiges junges Frauenzimmer, welches zeitweilig einen mit silbernen Schellen besetzten Narrenszepter durch die Lüfte schwang. Die Hunde, gelenkt durch seidene Zügel, zogen mit wunderbarer Schnelligkeit ihre schöne Lenkerin dem Palaste der Herzogin von Burgund zu.

Die Menge hatte nicht sobald das harmonische Geklingel der Schellen vernommen, als es die Tribünen verließ und dem Zuge entgegenlief, dabei ausrufend: „Michaëlla! Michaëlla!"

Michaëlla war die Hofnärrin oder Lustigmacherin *) der Herzogin Maria von Burgund, und eben, geschmückt mit allen Insignien ihrer lustigen Würde, auf dem Wege in den Palast ihrer Gebieterin. Die eine Hand schwenkte sie anmuthsvoll, zum Zeichen des Grußes an das Volk, die andere schüttelte den lärmenden Szepter, dessen Spitze sie an die Lippen drückte und dann nach dem Jägermeister schwenkte.

Als Christian ihrer ansichtig wurde, schlug er vor diesem Merkmale so öffentlicher Auszeichnung erröthend das Gesicht nieder.

---

*) An den verschiedenen Höfen der früheren Zeiten gab es nicht nur Hofnarren, sondern selbst auch Hofnärrinnen. Außer obengenannter Michaëlla war unter Heinrich IV. von Frankreich eine, Namens Mathurine, die bekannteste. 1722 hatte die Herzogin von Sachsen-Weißenfels eine Hofnärrin, Namens Kathrin Lise; Kaiserin Katharina II. von Rußland besaß deren zwei-



Kaiser Max I. Brautwerbung.

Olivier le Dain jedoch, ein eifriger Beobachter der Szene, klopfte ihm auf die Schulter und flüsterte ihm zu: „Messire, wenn Ihr sie nicht haben wollt, bin ich gern bereit sie Euch abzunehmen, wie immer sie auch aus euren Armen gekommen sein mag.“

Der Jägermeister warf dem frechen Wüstling einen Blick zu, der ihn erschreckte; es war kaum glaublich, daß die freundlichen blauen Augen so furchtbare Flammen zu entsenden vermochten. Er antwortete aber nicht, sondern mäßigte seinen Zorn und drehte dem Gesandten seiner allerchristlichsten Majestät verachtungsvoll den Rücken. Der Kürschnerjunge folgte ihm auf seinen Wink.

Als Michaëlla in dem herzoglichen Palaste ankam, fand sie ihre junge Gebieterin in ihren inneren Gemächern zurückgezogen. Ihren Ellenbogen in trauriger und nachdenkender Stimmung auf einen Betstuhl gelehnt, blickte sie in ein aufgeschlagenes Gebetbuch. Die Umgebung schrieb dies der Trauer um ihren Vater zu, aber derjenige, welcher in das menschliche Herz zu schauen versteht, würde, wenn er sie in ihrer nachdenkenden Stellung, die blauen Augen zum Himmel erhoben, genau betrachtet hätte, bald errathen haben, daß das Gebet, welches ihr vom Herzen und von den Lippen floß, keinem Todten, sondern einem Lebenden galt.

Das Aufheben einer Tapete unterbrach ihr Nachdenken. Unter dem munteren Geklingel der silbernen Schellen hüpfte ein junges Mädchen, so leicht wie ein flinkes Reh in das Gemach, und kniete vor der Herzogin nieder, um ihr den Saum des Kleides zu küssen.

„Michaëlla!“ rief Maria von Burgund überrascht, erröthend und wohl auch unwillig, daß man ihre Einsamkeit gestört hatte.

„Ja, meine holde königliche Gebieterin, ich bin es!“ versetzte das Mädchen. „Ich, Euere Närrin, deren Amt es ist, Euch fröhlich zu machen und eure Seele mit Lustigkeit zu erhalten; wenn ich den, durch eure Güte so freigebig über mich ausgegossenen Lohn verdienen soll, so darf ich doch dieses tête-à-tête mit der Melancholie nicht zugeben.“

„Wo warst Du denn, Mädchen, in so festlicher Kleidung?“ fragte Maria, ihren Liebling beschauend, der sich auf die Fußspitze stellte und eine Pirouette schlug, deren sich eine Prima ballerina der Neuzeit nicht zu schämen gehabt hätte. Auch besaß Michaëlla, ungeachtet der sonderbaren Form ihres Ueberwurfes oder Kleides aus hochrothem Taffet, dessen Garnitur wie Krebsscheeren und Bocksbärte geschnitten und mit Knöpfen und Spangen besetzt war, ungeachtet ihrer hohen

wunderlichen Narrenkappe mit Schellen geschmückt, deren Silberklang, so oft sie sich bewegte, eine ganz eigenthümliche Harmonie hervorbrachte, sehr viele natürliche Anmuth und keine geringe Schönheit, so daß ihrem abenteuerlichen Aufzuge ein eigener Reiz verliehen wurde.

„Meine gnädige Gebieterin," sagte Michaëlla, sich auf einen Schemel stützend, der vor dem reich eingelegten, vom burgundischen Löwen gestützten Armstuhle der Herzogin stand, „wollt Ihr denn noch immer nicht dieses traurige Nachdenken lassen, das mich in den Augen des ganzen Hofes gerade so witzlos macht, wie die Herren Schöppen, eure verehrungswürdigen Vormünder? Wollt Ihr denn, Herrin, daß meine erhabene Narrenwürde durch böse Zungen euren einfältigen, gehirnlosen Aerzten gleichgestellt werde, welche nicht das Mindeste von eurem Uebelbefinden verstehen? Muß ich meinen Narrenszepter mit einem Trauerflor umhüllen und meine munteren Schellen, meine niedlichen Hände mit dem schwarzen Schleier vertauschen? Seid mir nicht länger ungnädig und gewährt dem Lächeln wieder auf eurem holden Antlitze Zutritt; verhüllt nicht ferner den Glanz dieser schönen Augen mit den düsteren Wolken des Trübsinnes! Lächelt doch, meine holde Gebieterin, lächelt, seid Ihr denn nicht in dem Alter der Freude? — Oh, wehe über mich!"

Maria von Burgund seufzte tief auf, blickte aber mit gütiger Miene auf ihren Schützling.

„Deine Schuld, gutes Kind, ist es ja nicht, wenn ich traurig bin," sagte die Herzogin. „Du kennst nicht die Sorgen, welche mit Rang und Reichthum verbunden sind; Dich will man nicht gegen deinen Willen verehlichen, Du bist nicht genöthigt, deine Gedanken in deinen Busen zu verschließen, Gleichgiltigkeit da zu zeigen, wo Du liebst, und Zärtlichkeit, wo Du nichts fühlst. Bist Du so glücklich unter der Menge irgend Jemand zu finden, der Dir huldigt, wenn Du ihn schön, liebenswürdig, tapfer, mit einem Worte ganz so findest, wie Du ihn wünschest, sei er nun Herzog, Fürst oder Unterthan, entsprächen seine Verbindungen und Besitzungen den Forderungen der Politik oder nicht, was kümmert es Dich? Hat Jemand das Recht Dich zu fragen, wem Du dein Herz schenkst? Ach, Michaëlla, Du bist überglücklich, denn dein Herz gehört Dir, wie das Blau des Himmels dem fliegenden Vogel, wie das Wasser der Quelle dem lechzenden Gaumen. Du kannst deine Liebe schenken, wem Du willst, aber ich — ich bin eine Sklavin und Du bist frei! Oh, warum bin ich nicht die nie-

drigste Magd in meinen Reichen!? So aber sind mein Thun, mein Herz, selbst meine Gedanken nicht mein, sondern desjenigen, welchem mich diese Tyrannen bestimmt haben, die ihre Kniee vor mir beugen und sich meine unterthänigsten Knechte nennen, dabei mich aber beherrschen."

Michaëlla betrachtete erst ihre Gebieterin mit mächtig durchdringendem Blicke, dann als hätte sie deren innersten Gedanken errathen, rief sie aus:

„Ihr liebt also einen Mann."

„Das sagte ich nicht," stieß die Herzogin hervor und erhob sich, wobei einen Augenblick Groll in ihrem milden blauen Auge funkelte. „Das sagte ich nicht, und, Michaëlla, wollt Ihr Euch meine Freundschaft erhalten, so sprecht dies ja nicht mehr aus. Wenn Ihr etwa einen solchen Argwohn hegt, ja, wenn dieser Argwohn selbst zur Gewißheit für Euch geworden wäre, sprecht es nicht mehr aus, sondern laßt es im Innersten eurer Seele vergraben sein. Es gibt Geheimnisse, die selbst vom Auge der Freundschaft nicht durchdrungen werden dürfen."

Nachdem die Herzogin diese Worte gesprochen hatte, setzte sie sich wieder bleich und zitternd nieder.

Eine Weile sah Michaëlla die Herzogin an, denn nun war sie mehr als je überzeugt, daß ihr Argwohn wirklich begründet sei, jedoch stellte sie sich, als nehme sie von der Verlegenheit der Herzogin keine Notiz. Endlich sagte das Mädchen:

„Gnädigste Fürstin, Ihr seid weise und klug genug, daß Ihr nicht lieben werdet. Liebe und Schmerz sind zu innig verbunden. Ihr wundert Euch oft, daß ich nicht mehr das muntere, gedankenlose Ding bin, das ich einst gewesen; daß ich nicht mehr die munteren Antworten, die lustigen Erzählungen zu finden vermag, mit welchen ich sonst eine vorübergehende Sorge von eurer Stirne zu verscheuchen vermochte. Ach, es ist die Liebe, die grausame Liebe, die mich so elend machte! Ich machte Euch kein Geheimniß aus meinen Hoffnungen, aus meinem künftigen Glücke; ich stellte Euch meinen Geliebten vor, den Ihr aus Freundschaft für mich gütig aufnahmt. Ach, da war noch Freude und Glückseligkeit für eure Michaëlla, jetzt aber ist mein Herz von Unruhe erfüllt. Ich habe schreckliche Ahnungen, ich fürchte Entsetzliches für die Zukunft. Obschon mein Geliebter ein Jüngling ohne Vermögen und ohne Namen ist, so fürchte ich doch, daß sein stolzes und

thatendurstiges Herz, das, was ich ihm anzubieten vermag — mein Herz und das Vermögen, welches ich eurer gütigen Freigebigkeit zu verdanken habe — nicht annehmen wird. Und — muß ich es wirklich sagen? — ich vermuthe, daß Christian eine Andere liebt, daß er nach einer mächtigeren Hand strebt, als die meine ist. Oh, ich bin eifersüchtig und unglücklich! So seht, theuere Gebieterin, euere arme Närrin wird sterben, sterben aus Verzweiflung, wenn ihre Liebe verschmäht wird."

Nun bedeckte Michaëlla ihr Gesicht mit beiden Händen, um die Thränen zu verbergen, welche über ihre Wangen herabflossen.

Maria von Burgund schien aber ihre gewöhnliche Heiterkeit wieder angenommen zu haben, faßte die zitternden Hände ihres kleinen Lieblings, drückte selbe leidenschaftlich an das Herz und versuchte die Betrübte mit den huldreichsten Worten zu trösten.

„Weine nicht, mein Kind," sagte sie, „weine nicht! Ich will Dir Gold im Ueberflusse geben, was Dir sicher bald einen anderen Mann verschaffen wird, der nicht so stolz ist, wie Christian. Bedenke nur, Mädchen, obschon er kein Vermögen und keinen Titel hat, so ist er doch von adeliger Geburt, und schon deshalb kann er Dich nicht ehelichen. Weine nicht, ich will für Dich einen Mann finden, der eben so jung und brav sein soll, wie Christian."

Aber, wie es in solchen Fällen immer geht, der Trost, den ein Frauenzimmer dem andern bringt, ist selten von Wirkung. Deshalb nützte er auch hier nichts und Michaëlla rief heftig erschüttert aus:

„Ich liebe ja nur Christian und kann ihn niemals vergessen oder einen Anderen lieben. Ach, Madame, ich kann ihn ja nicht vergessen und es hängt nur von eurer Gnade ab, ihn mir wiederzugeben."

„Mädchen, bist Du von Sinnen?" sagte die Herzogin im verdrießlichen Tone. „Was willst Du denn, daß ich in dieser Sache thun soll?"

„Eine eurer Hofdamen, Hoheit, ist es, die mir Christian's Liebe entzog."

„Hast Du Beweise?" fragte die Herzogin.

„Ach, wollte Gott! ich hätte keine."

„Was sagst Du? — Antworte."

„Ich habe den Beweis durch meine eigene Nachforschung erhalten. Es gab ihn mir der Zufall; ich habe Christian diesen Morgen im Garten des Palastes überrascht, wie er . . . ."

„Michaëlla!" rief die Herzogin, dabei das Zimmer in heftiger Bewegung durchschreitend, „wer machte Dich so verwegen, die Geheimnisse eines Palastes auszuspähen? Ungeachtet meiner Güte durftest Du nicht —"

„Ach, Madame!" rief das Mädchen, sich zu den Füßen ihrer Gebieterin werfend, „war ich etwa so unglücklich Euch zu beleidigen?"

„Mich zu beleidigen?" sagte Maria von Burgund. „Wieso konntest Du mich beleidigen? Du meinst vielleicht wohl gar, daß die Geschichte mich selbst betrifft?"

„Oh, Madame!" war Alles, was Michaëlla hervorbringen konnte.

„Komm, Mädchen," sagte die Herzogin, „trock'ne deine Thränen und erzähle mir Alles, was Du weißt. Was hast Du im Garten gesehen?"

„Gesehen habe ich nichts, aber gehört sehr Vieles — Christian's Stimme antwortete einer weiblichen — eine Jasminhecke verbarg Beide."

„Was sagte das Frauenzimmer?"

„Daß sie ihn liebe, mehr als sich selbst liebe."

„Und nachher?"

„Da sprach sie von Hindernissen, die sich ihrer Vereinigung entgegensetzten und die überwunden werden müßten, vom Entfliehen in Verkleidung, von einer heimlichen Heirat. Da ich nach diesen Worten entdeckt zu werden fürchtete, mußte ich mich zurückziehen."

Maria schwieg einige Augenblicke und schien in tiefen Gedanken versunken; dann nahm sie eine gleichgiltige Miene an.

„Du hast Dich ohne Zweifel getäuscht, Michaëlla," sagte sie, „es konnte nicht die Stimme Christian's sein, die Du hörtest, denn — wie wäre er in den Schloßgarten gekommen? Sei dem, wie ihm wolle — ich befehle Dir bei Strafe meiner Ungnade, kein Wort von dieser sinnlosen Erzählung zu verbreiten, denn obschon sie barer Unsinn und nichts als eine Erfindung deiner Eifersucht ist, könnte dieselbe doch für Jemand meiner Angehörigen ehrenrührig werden."

In dem Augenblicke traten zwei Minister des verstorbenen Herzogs, Wilhelm von Hugonet und Gerhard von Imbercourt, die Einzigen, welche treu bei Karl's Tochter verblieben waren, ein und meldeten ihr, daß sich eine Deputation der Stände im Vorzimmer befinde, um ihre Aufwartung zu machen. Dieser Besuch der Mitglieder der flandrischen Stände hatte den Zweck, ihre junge Fürstin

zu ersuchen oder vielmehr ihr zu befehlen, daß sie die Hand des Herzogs Adolph von Geldern annehme, da sie diesen Fürsten in ihrer Weisheit als den passendsten Gemal für sie auserwählt hätten.

Maria entließ Michaëlla und folgte den Ministern in den Empfangsaal. Aber diese Zusammenkunft endete genau so wie viele andere vorangegangenen: es begehrte die Herzogin, man solle ihr Zeit zum Ueberlegen des Vorschlages gönnen.

II.

Die Entdeckung im Schlafgemach.

Obwohl es ihr die Herzogin strenge befohlen hatte, beobachtete Michaëlla doch nicht das vollständigste Stillschweigen über die Gartengeschichte, und so kam es, daß einige Andeutungen davon zu Ohren der obrigkeitlichen Personen von Gent gelangten.

In einer Nacht fanden sich mehrere, vom Kopf bis zum Fuß in lange Mäntel gehüllte Männer in dem Garten des herzoglichen Palastes ein, stellten an alle Ausgänge Wachen, und zogen sich dann hinter eine Laube zurück, welche auf einer Anhöhe sich befand, von wo aus sie Alles, ohne selbst bemerkt zu werden, übersehen konnten.

„Paques Dieu!“ ließ sich eine meckernde Stimme vernehmen. „Die Kälte der heutigen Nacht macht sich gewaltig grimmig!“

„Ich fürchte nur,“ erwiderte eine andere Stimme, „daß wir, wie vergangene Nacht, fünf Stunden vergeblich lauern.“

„Ich sage Euch,“ entgegnete ein Dritter, „in dieser Nacht fällt er in unsere Schlinge.“

„Und wir wollen an ihm ein Beispiel statuiren, oder ich will nicht Adolph von Geldern heißen,“ sagte der Herzog, dabei mit seinem langen Schwert an die Stahlrüstung klirrend, welche ihn vom Kopf bis zum Fuß bedeckte.

„Paques Dieu! tödtet ihn nicht!“ rief der Barbier und Gesandte Ludwig's XI. „Laßt uns erst erfahren, ob er Mitschuldige hat. Unsereins versteht diese Dinge besser zu eruiren als Ihr Herren in Flandern; wir lassen derlei Uebelthäter erst mit dem Schlosse Plessis-

les-Tours, dann mit dem sehr ehrenwerthen Tristan l'Hermite*) nähere Bekanntschaft machen."

„Messire Olivier Le Dain, aus Euch spricht die Neugierde," rief der Herzog von Geldern, „aber Kreuz-Bataillon! die Geschichte betrifft meine Ehre, denn — ohne den Ansprüchen dieser meiner hochgeehrten Verbündeten im Geringsten nahe zu treten — es ist gewiß, daß ich, nur ich allein der Betheiligte bin, denn mir haben die Stände von Gent die Hand ihrer Herzogin bestimmt. Und ich frage, wer könnte es wagen, Adolf von Geldern diese Hand streitig zu machen? Meine Abstammung" —

Da unterbrach ihn ein Mann, welcher bisher geschwiegen hatte.

„Eitler Mensch, sei ruhig!" sagte er, „Du prahlst vergeblich mit deiner stolzen Abstammung. Wenn Du der Herzog von Geldern bist, so bin ich dagegen Albrecht, Herzog von Baiern und mein Gefährte hier ist der ehrwürdige Georg von Baden, Bischof von Metz. Wir Beide sind von Seiner Majestät dem römisch-deutschen Kaiser Friedrich dem Dritten hierhergesandt worden, um die Hand der Herzogin Maria für den durchlauchtigsten Erzherzog Maximilian, den Sohn und Thronfolger unsers gnädigen Monarchen, welchen Gott beschütze, zu erhalten. Wir nehmen daher nicht weniger Antheil als Du selbst, an der Ehre der holden Maria von Burgund. Ich meine, daß Erzherzog Maximilian ein Bewerber ist, der mindestens ebenso sehr auf seine Geburt pochen kann, als Du."

Bekanntlich gibt es keinen Wortstreit, welcher unerschöpflicher wäre, als jener von zwei Jägern über die Geschicklichkeit ihrer Hunde und Pferde, oder von zwei Edelleuten über das Alter ihrer Descendenz; es hätte daher dieser Streit wohl bis zum Tagesanbruch gedauert, wenn nicht Messire Raveschoot, der Schöppe, die erste Magistratsperson von Gent, welcher dieser Truppe Kavaliere zum Anführer diente, denselben urplötzlich ein Ende gemacht hätte.

„Da ist unser Mann!" schrie er.

Und wirklich war durch ein schmales, hinter einer Jasminhecke halb verborgenes Pförtchen ein Mann hereingeschlichen, dessen Gestalt und Gesicht zu unterscheiden wohl die Nacht unmöglich machte, jedoch schlossen die Lauernden, aus der Geschmeidigkeit und Schnelligkeit seiner

*) Ludwig's XI. Scharfrichter, Groß-Prevot von Paris.

Bewegungen, daß es ein junger und starker Mann sein müsse und daß er ein blankes Schwert in der Hand trage.

Der Herzog von Geldern zog nun ebenfalls sein Schwert, warf den Mantel von sich und setzte dem Eindringling nach, während die Andern hinter ihm herkeuchten. Da jedoch der Herzog von Kopf bis zum Fuß mit Küraß, Armrüstung, Halsstück, Beinschienen, Helm und selbst Panzerhandschuhen bewaffnet war, so gelangte der Verfolgte ihm bald um ein gutes Stück voraus.

Der Jüngling sprang mit der Behendigkeit eines Hirsches im Dickicht fort, in dem man ihn auch bald aus dem Gesichte verlor.

„Er kann uns doch nicht entwischen!“ schrie der Herzog von Geldern mit einer Stentorstimme. „Er soll uns nicht auskommen. Bei der Hölle! ich will ihm diese Stunde in's Gedächtniß prägen und diesem gemeinen Schurken zeigen, wie er sich erfrechen kann, mit Adolf von Geldern anzubinden. — Heda, Wachen! Herbei! Umzingelt das Gebüsch! Bringt Fackeln und Gewehre!“

Der Garten war in einem Augenblick erhellt; der Herzog und die Uebrigen traten in das Gebüsch, aber ihre Recognoscirung stieß auf gewaltige Hindernisse. Der Eine wurde von seinem Panzerhemde gehindert, der Andere durch Dornenbüsche und Disteln, denen man in der Dunkelheit nicht auszuweichen vermochte, und so sahen sie sich bald genöthigt, ohne anderen Erfolg, als sich Hände und Gesichter aufgeschunden zu haben, umzukehren. Aber gerade im Momente, als sie sich wendeten, bemerkte der Herzog den Verfolgten aus dem anderen Ende des Gebüsches hervorspringen. Er schrie und die Verfolgung begann vom Neuen.

Der junge Mann, der seinen Verfolgern einen großen Vorsprung abgewonnen hatte, schlug seine Richtung nach dem Palaste ein und gelangte zu einer verborgenen Pforte. Wie erstaunten die Verfolger, als sie sahen, daß er anhielt, sich nach ihnen umschaute, dann aus der Brusttasche seines Wamses einen Schlüssel zog und gleich darauf im Innern des Palastes verschwand.

Das war wohl sehr natürlich, aber auch sehr unerwartet.

Olivier Le Dain, der in solchen Dingen die meiste Erfahrung hatte, rief sogleich aus:

„Setzen wir die Nachforschungen im Innern des Palastes fort, dort werden sie unzweifelhaft von gutem Erfolge gekrönt sein; das muß aber schnell geschehen, sonst macht sich der Fliehende aus dem Staube.“

Als sich der Verfolgte von den ihm Nachsetzenden befreit sah, hielt er inne, um Athem zu holen und zu sehen, welcher Plan der beste für sein Entkommen sei. Er durchkreuzte die Gänge und nach wenigen Minuten erreichte er eine Thüre am vorderen Ende einer langen Gallerie. Dort klopfte er nach kurzer Zögerung an und bald darauf ertönte eine weibliche Stimme: „Wer ist da?“

„Christian!“ lautete die Antwort.

Sofort wurde ihm aufgemacht und er befand sich in einem Gemache von größter Eleganz, in welchem sich eine Dienerin befand, die gleich fortlief, um ihre Gebieterin von der Ankunft des Gastes zu benachrichtigen.

Jetzt hatte der Verfolgte Muße, seine zerstreuten Gedanken zu sammeln; er hob den seidenen Vorhang in die Höhe und gewahrte im Schloßhofe seine Feinde in voller Berathung. Im selben Augenblicke trat eine Frauengestalt herein.

„Christian!“ rief sie, sich in seine Arme werfend. „Mein Einziger! Mein Geliebter! Sei mir willkommen, selbst in so ungewöhnlicher Stunde! — Aber sage mir, wie konntest Du Einlaß finden und für mich ein so gefährliches Wagestück unternehmen? Oh, welch' ein Glück, welche Seligkeit, Dich zu sehen!“

Christian drückte die Hand der Sprecherin an seine Lippen.

„Michaëlla,“ sagte er, „Ihr seht einen Flüchtling vor Euch, der gekommen ist, Euch um ein Obdach zu bitten. Fragt mich nicht, wie ich hereingekommen bin, noch nach der Ursache, warum mich meine Feinde verfolgen, denn das Geheimniß betrifft nicht mich allein; aber nur ich werde verfolgt, und wenn Ihr mich nicht rettet, kostet es mein Leben.“

„Dich retten!“ rief die Hofnärrin, ihn fest ans Herz drückend „Auf Kosten von tausend Leben würde ich Dich retten, wenn ich sie besäße! Wie bin ich Dir dankbar für diesen Beweis deines Vertrauens! Ich, die ich an deiner Zärtlichkeit, Beständigkeit zweifelte, ja Dich sogar der Untreue beschuldigte! Wie ungegründet war mein Argwohn, meine Eifersucht! Wie sehr vergrößert dieses edle Vertrauen, meine Liebe, daß Du mich zur Theilnehmerin in deiner Gefahr erwähltest, daß Du meine Hilfe zu deiner Rettung in Anspruch nahmst! Oh, mein Geliebter, wie kann ich Dir je solche Liebe vergelten!“

Der Jäger schlug verlegen und gerührt die Augen nieder, denn

in seinem Innern rief eine Stimme, daß er die Zärtlichkeit des ihn so leidenschaftlich liebenden Mädchens nicht verdiene.

Michaëlla drang nun in ihn, sich zu setzen, füllte einen goldenen Pokal mit dem köstlichsten Weine und reichte ihn seinen Lippen; sie nahm ihm Schwert und Mantel ab und wischte mit ihrer Hand von seiner Stirne die dicken Schweißtropfen.

Nach einer kurzen Stille sprang Christian heftig von seinem Sitze auf und spähte ungeduldig im Zimmer nach einem Verstecke.

„Sie kommen!“ flüsterte er, „ich höre schon, wie sie sich dem Korridor nähern. Oh, wenn sie mich finden —“

Die Hofnärrin, deren erste Sorge gewesen war, den Riegel an der Thüre ihres Zimmers vorzuschieben, stürzte sich bei diesen Worten in die Arme ihres Geliebten, als suche sie denselben mit Gefahr ihres eigenen Lebens zu schützen.

Mittlerweile wurden Waffengeklirre und das Geräusch schwerfälliger Fußtritte laut, welche sich durch den Gang näherten; Männerstimmen ertönten, unter denen besonders die rauhe des Herzogs von Geldern und die meckernde Olivier's laut hervorgellten.

Christian faßte sein Schwert. Michaëlla war aber hier die Gebieterin und je näher die Gefahr heranrückte, desto mehr erlangte sie ihre gewohnte Geistesgegenwart.

Nun pochte man heftig an die Thüre. Sie ließ den Lärm einige Male wiederholen.

„Wer seid Ihr, die Ihr es wagt, mich zu so später Stunde zu stören?“ fragte endlich Michaëlla. „Wer seid Ihr?“

„Oeffnet, ohne Widerrede!“ ertönte es von Außen. „Thut Ihr es nicht, so sprengen wir die Thüre ein!“

Michaëlla sah ihren Geliebten eine Weile schweigend an. In ihrer Miene malte sich die schmerzlichste Bewegung, dann ergriff sie seine Hand, schleppte ihn mit Gewalt in das innere Gemach, zeigte auf ihr Bett, welches sie kurz vorher verlassen hatte, und flüsterte ihm zu:

„Da — da drinnen verberge Dich!“

„Nimmermehr, mein gutes Kind!“ sagte Christian im Tone tiefer Rührung. „Nimmermehr darf durch mich deine Ehre gefährdet werden! Man würde mich schimpflich aus diesem Palaste jagen! Und zu dem, was würde es nützen? — Bleibe Du hier, ich werde mich

meinen Feinden entgegenstellen und erklären, ich sei mit Gewalt in dein Zimmer gedrungen."

Schon war er im Begriffe auf die Thüre zuzugehen, als ihn Michaëlla mit mehr als weiblicher Kraft beim Arme faßte und sagte:

„Höre mich früher, Christian. Ich schwöre Dir, daß — wenn Du meinem Wunsche nicht nachgibst — ich mich sogleich aus dem Fenster stürze."

„Aber, liebes Kind, was werden die Verfolger sagen, wenn sie bei Dir einen Mann finden?"

„Was sie sagen würden?" versetzte Michaëlla mit Unwillen. „Wer, möchte ich wissen, dürfte mich einer unehrenhaften That anklagen?"

Indem sie so sprach, schob sie ihn in ihr Bett, ließ die Vorhänge herunter, ergriff dann die Lampe, welche im Zimmer brannte, und ging hinaus, um ihre unwillkommenen Gäste zu empfangen.

„Wir kommen," sagte Herr Raveschoot eintretend, „um uns eines jungen Mannes zu bemächtigen, welcher, wie es scheint, seine Zuflucht in euer Gemach genommen hat."

„Ein junger Mann in meinem Gemache, Messires?" rief Michaëlla lachend. „Nun, dieser Verdacht ist eben nicht schmeichelhaft!"

„Jungfer," entgegnete der Schöppe, „wir hegen keinerlei Verdacht, der Euch oder eure Ehre verunglimpfen könnte, wir wissen gar wohl, daß eure Aufführung bisher stets unbescholten gewesen. Wollte Gott, es könnten sich alle Bewohner dieses Palastes dessen rühmen! Aber — ich sage Euch nochmals — es hat ein junger Mann seinen Weg in diese Gemächer genommen, um sich zu verbergen und seinen Verfolgern zu entgehen. Er ist es, den wir suchen; die Gerechtigkeit fordert ihn und es wäre vergeblich, wenn Ihr zu verhehlen sucht, denn — wir müssen ihn finden."

„Messires, Ihr irrt Euch vollständig," sagte die Hofnärrin ruhig, „gewiß, Ihr irrt Euch; ich bin Herrin dieses Zimmers und ohne meinem Wissen konnte Niemand hereingekommen sein."

„Wir irren uns durchaus nicht, mein schönes Kind!" rief der Barbier und begann seine Nachsuchung, der sich sogleich der Herzog von Geldern anschloß.

„Ich sage Euch nochmals, Ihr irrt!" schrie Michaëlla. „Es ist eine schändliche Verläumdung! Wie? Ihr seid Kavaliere und

kommt hierher, um die Ehre eines mackellosen Mädchens zu beflecken? Packt Euch hinaus!"

„Erst laßt uns nach ihm suchen," sagte der Herzog von Geldern, dem Schlafgemache zuschreitend, „dann wollen wir uns entschuldigen."

„Sehr gut ausgedacht," sagte Olivier Le Dain, „gerade so machen wir's im Schloße Plessis-les-Tours."

Als das arme Mädchen sah, daß sie mit ihren Worten nichts auszurichten vermochte, nahm sie ihre Zuflucht zur Gewalt und verwehrte ihnen kräftig den Eingang.

„Da Ihr es verweigert mir zu glauben," rief sie, „so protestire ich gegen diesen Eingriff in die Rechte der Frau Herzogin von Burgund, euerer und meiner Herrin. Es erstreckt sich die Gerechtsame der Stände keineswegs auf das Innere des Palastes und Ihr sollt mich eher mit euren Füßen zertreten, als in jenes Zimmer dringen. Es ist wahr, ich hänge von der Güte meiner Gebieterin ab, wenn Ihr jedoch meint, daß Mademoiselle Maria es zugeben werde, daß man ihre Untergebenen mit Füßen trete und deren Rechte verletze, dann seid Ihr sehr im Irrthum. Es soll das Volk von Gent von meinem Geschrei erwachen, das Volk, welches nicht weiß, daß es seinen Kavalieren an jeder feinen Sitte mangelt, daß eine obrigkeitliche Person, welche es selbst gewählt hat, die alten Rechte und Freiheiten der Flammänder, ihre heiligsten Hausrechte, verletzt, nicht weiß, in welcher unverschämten Art die Obrigkeit über die Ehre seiner Frauen wacht."

„Ich will verdammt sein," sagte Olivier Le Dain, „Du bist eine treffliche Rednerin und nebstbei eine gescheidte Närrin, auch besitzest Du viel Muth und deine Gebieterin darf sich nicht über Dich beklagen."

Michaëlla verharrte noch immer mit ausgestreckten Armen vor der Thüre ihres Schlafgemaches, entschlossen, den Drängenden den Eingang zu verwehren.

Der Erste, welcher vorschritt, war der Herzog von Geldern.

„Widerstand hilft Dir hier nichts, Mädchen!" sagte er, dasselbe rauh beim Arme fassend und nun entspann sich ein Kampf, in welchem er mit seinen eisernen Panzerhandschuhen die zarte Hand des Mädchens verwundete.

Michaëlla stieß einen schmerzlichen Schrei aus und fiel in Ohnmacht zu Boden. Ohne ihr so viel Zeit zu geben, sich zu erheben,

schritt der Herzog über sie hinweg und trat in das bestrittene Gemach. Olivier blieb zurück und, mit seinen eigenen Absichten auf das Opfer beschäftigt, legte er dasselbe in einen Stuhl und bemühte sich mit seiner Wiederbelebung.

Michaëlla kam bald wieder zu sich.

Olivier Le Dain war ein Tiger in menschlicher Gestalt, der nach nichts lechzte, als nach Blut und Weibern. Vom ersten Augenblicke an, als er Michaëlla in ihrem vergoldeten, von Windhunden gezogenen Wagen durch die Straßen fahren sah, hatte er den Vorsatz gefaßt, sich den Besitz dieser Schönheit zu erzwingen. Durch sein Spähen entdeckte er bald ihre Neigung für den Jägermeister Christian und, zu feige seinen Nebenbuhler öffentlich anzugreifen, beschloß er, sich des jungen Mannes zu entledigen, bevor er sich noch der unschuldigen Michaëlla erklären würde. Es war sein Plan gewesen, daß man diese Nacht auf Christian lauerte, denn er wußte nur allzugut, daß nur Michaëlla allein dem Jünglinge Zuflucht gewähren würde und so schien ihm diese Gelegenheit viel zu günstig, als daß er sie nicht benützen sollte. Er war so fest überzeugt, daß man den Jäger in ihrem Gemache finden werde, daß er erstaunt zusammenfuhr, als der Herzog und der Schöppe endlich heraustraten und erklärten: „Unsere Nachforschungen sind vergeblich gewesen!“

„Paques Dieu!“ schrie er, einen forschenden Blick auf das Mädchen werfend. „Er muß der Böse in eigener Person sein, wenn er uns entwischte! Vielleicht bin ich glücklicher, als Ihr, Messires, denn bei uns im Schlosse Plessis-les-Tours lernt man das Nachspüren besser. Verweilt einen Augenblick! Ihr verrathet Euch selbst,“ flüsterte der Elende nach einer Pause dem zitternden Mädchen zu, „Ihr könnt eure Furcht nicht verhehlen. Christian ist hier bei Euch.“

Dann stürzte Olivier Le Dain in das Zimmer, verweilte dort einige Augenblicke und kam dann wieder zurück.

„Ich habe mich ebenfalls getäuscht,“ sagte er laut, „der Jüngling muß auf einem anderen Wege entwischt sein.“

Die Herren entfernten sich, Olivier blieb jedoch zurück und setzte sich an Michaëlla's Seite, während die Begleiter in eines der äußeren Zimmer sich begaben.

„Ihr habt es klug angestellt,“ sagte Olivier leise zu der Geängstigten, „daß Ihr Christian in eurem Bette versteckt habt; sagt

ihm aber, er möge ein anderes Mal nicht den Dolch ziehen, wenn er die Vorhänge aufheben sieht. Paques Dieu! hätte ich mich nicht gleich zurückgezogen, so würde es mir das Leben gekostet haben!"

„Oh, gnädiger Herr!" rief Michaëlla, sich ihm zu Füßen werfend und seine Hände küssend, „Ihr werdet Christian nicht verrathen, Ihr werdet ihn sogar retten!"

„Hm! was für einen Lohn erhalte ich dann von Euch?"

„Meinen innigsten Dank — meine Freundschaft."

„Dank? Freundschaft von einem Weibe? Bei uns in Plessis-les-Tours sind das unbedeutende, nichtssagende Worte."

„Was begehrt Ihr sonst? Wollt Ihr Gold?"

„Das nicht, aber — eure Liebe, euer Herz."

„Da diese nicht mein sind, so kann ich darüber nicht verfügen."

„Bah, Frauengelübde sind so leicht gegeben, wie das Versprechen der Könige. Für jetzt verlange ich gar nichts, als euer Versprechen, mein zu sein, sobald Ihr eingesehen haben werdet, daß Ihr den Namen Christian verwünschen sollt, wenn die Zeit kommen wird, wo Ihr Flüche statt Segen auf sein Haupt herabruft — wenn euere Liebe zu ihm sich in Haß, euer Lächeln sich in Abscheu verwandelt haben wird."

„Und Ihr wollt bis dahin warten?

„Ich warte bis dahin, wenn Ihr mir versprecht, sodann die Meinige zu werden."

„Es gilt!"

„Genug, der Vertrag ist geschlossen. Wehe dem, der sein Wort bricht."

„Ja, wehe!" wiederholte Michaëlla. Die Arme ahnte nicht, daß der Fluch auf ihr eigenes Haupt zurückfallen werde.

Der Barbier hielt sein Versprechen. Als er das Gemach verließ, legte er in des Mädchens Hand ein in Diamanten gefaßtes Medaillon, das eine Locke enthielt.

„Stellt dies eurem Liebhaber zurück," höhnte er, „und sagt ihm, daß er es bei der Thüre, durch welche er eintrat, fallen gelassen hat. Es ist eine Locke, welche ihm eine Dame dieses Palastes gegeben, die sein Herz beherrscht, und wegen dieser — nicht wegen Euch — kam er diese Nacht hierher."

Dann machte er die Thüre hinter sich zu und Michaëlla blieb wie versteinert auf ihrem Platze, die Augen auf die unglückselige

Locke geheftet, ein wahres Bild der Verzweiflung. Nun hatte sie ihn, den Beweis der Untreue ihres Geliebten und des doppelten Betruges, dessen Opfer sie unzweifelhaft in sich selbst sah. Aus diesem verzweiflungsvollen Hinstarren erweckte sie der Schall von Fußtritten. Sie kehrte sich um und erblickte Christian.

Sein Dank und seine Betheuerungen, von denen sein Mund überströmte, thaten ihr nun sehr wehe, da sie seine Falschheit kannte. Ein Blick der bittersten Verzweiflung fiel auf ihn. Christian seufzte schwer bei diesem Anblicke und barg sein Antlitz in den Händen.

Nach diesem stummen Geständnisse seiner Treulosigkeit konnten die Beiden nicht länger mehr beisammen bleiben. Es war bereits Tag, die Pforten des Palastes öffneten sich und es wurde Christian leicht, ohne Aufsehen aus demselben zu entschlüpfen.

Im Augenblicke der Trennung fragte Michaëlla:

„Und wie nennt sich meine Nebenbuhlerin?“

„Ich kann sie Euch für jetzt noch nicht nennen,“ antwortete der Jäger, „aber Ihr sollt den Namen der Dame gewiß erfahren. Dann werdet Ihr sehen, daß mein Benehmen gegen Euch, so sehr es jetzt auch tadelnswerth erscheinen mag, doch einige Entschuldigung verdient. Glaubt mir, es ist der Augenblick nicht ferne. Wollt mich daher nicht voreilig verdammen, mir nicht fluchen, bevor Ihr nicht Alles gehört und erwogen habt. Wartet bis zu dem Tage, an welchem ich Euch für alles Vergangene um Verzeihung bitte, denn Ihr werdet meine unbegrenzte Achtung, meine innigste Dankbarkeit Euch erworben haben.“

Mit diesen Worten küßte er sie auf die Wange, nahm Schwert und Mantel auf und ging aus dem Gemache.

Als der von ihr so heiß Geliebte weg war, schrie die arme Michaëlla:

„Ach, nun bleibt mir nichts mehr übrig, als zu sterben!“

Dann fiel sie bewußtlos auf den Estrich hin.

III.

Ein seltsames und ein gräßliches Schauspiel.

Ein paar Wochen nach den vorerwähnten Begebenheiten sah die Stadt Gent zwei verschiedenartige Schauspiele: einen Gottesgerichtskampf und eine Hinrichtung. Sprechen wir vorerst von dem ersteren, wobei wir etwas zurückdatiren müssen.

Nachdem Karl der Kühne, dessen ungestümer Charakter keinen Widerspruch gegen seinen Willen duldete, im Jahre 1468 den Ungehorsam der reichen und unruhigen Stadt Lüttich hart gezüchtigt, ließ er auf dem großen Markte die Freitreppe (das alte Sinnbild der Lütticher Freiheit) abbrechen und unterwarf diesen alten Bischofsitz seinen Justizkommissionen, welche kein anderes Gesetz kannten, als des Herzogs Willen. Nachdem er Tongern, Saint Troud und alle Freunde der Ungehorsamen durch seine Barbarei in Schrecken gesetzt hatte, faßten die tapferen Lütticher, welche deshalb nicht von ihrem angeborenen Trotz und der Unabhängigkeit ihrer Väter ließen, einen tiefwurzelnden Abscheu gegen den Fürsten, welcher aus ihrem Beherrscher ihr Henker geworden war.

Herzog Karl erkannte bei all seiner Halsstarrigkeit, daß die Lütticher Männer waren, doch ließ er nicht davon ab, sie wie Sklaven zu behandeln; auch konnte er niemals in ungestörtem Frieden über sie regieren. In der erbitterten Stadt setzte es jeden Tag Unruhen, Aufstände und Blutvergießen ab. Wohl wurden die Rebellen aus dem Wege geschafft, aber der Geist der Rebellion steigerte sich, denn die Brust dieser lebendig fühlenden Menschen war von Unwillen erfüllt. Um das Unglück noch größer zu machen, gab es Anführer, welche — wie es nur allzuhäufig geschieht — die öffentliche Unzufriedenheit zu ihrem eigenen Vortheile benützten und — was ebenfalls gewöhnlich geschieht — beim schlimmen Ausgange der falschberechneten Aufstände verschwanden, so daß das Gewicht der Rache des Herrschers auf die Häupter der geringeren, aufrichtigeren, aber minder gewitzigten Theilnehmer fallen mußte.

Damals begannen auch von Seite Wilhelms von Aremberg, Grafen von der Mark, in der Folge „der Eber der Ardennen“ beigenannt (weil seine Soldaten auf dem linken Ermel die Gestalt eines wilden Schweinkopfes trugen), jene Intriguen, welche später seinen eigenen Sohn auf den Bischofsthron des Fürstenthums Lüttich setzten. Durch Wilhelm angefacht, entstand im Jahre 1473, wenn er gleich dabei im Verborgenen blieb, ein neuer Aufruhr, dessen Resultat nur abermals Blutvergießen sein konnte. Ein Trupp von dreißig Männern, angeführt von Hubert Coppins, einem tapferen und glühenden Lütticher, welcher wähnte, nur für das Vaterland zu handeln, leistete allein noch den Bogenschützen des Herzogs von Burgund Widerstand. Mit dem Rücken gegen einen der Kais an der Maas

gedrängt, vertheidigte sich der kleine Haufe tapfer, gar wohl wissend, daß keine Begnadigung zu erwarten stand. Nur acht waren noch am Leben geblieben, als der unerschrockene Coppins von einem Soldaten am Halse verwundet wurde, der, nachdem er ihn getroffen, ihn über das niedrige Geländer in den Strom warf. Die sieben andern verloren nun den Muth, ergaben sich und wurden auf dem großen Marktplatz neben einander gehenkt. Ferner zerstörte man ihre Wohnungen, zog ihre Güter ein und machte ihnen noch einen förmlichen Prozeß nach dem Tode, worauf sie, zum Beweis der Gerechtigkeit der schon erlittenen Strafe, noch einmal in effigie hingerichtet wurden.

Hubert Coppins war verheiratet. Er und sein Bruder Sylvester waren die einzigen Sprößlinge einer alten Familie von Waffenschmieden, liebten sich Beide innig und hatten zwei Schwestern. Gertrude und Bega, geheiratet. Sylvester, der den Anblick seiner in Sklaverei schmachtenden Vaterstadt nicht zu ertragen vermochte, war mit seiner Frau Gertrude nach Gent ausgewandert, wo er ein kleines Haus bewohnte. So wenig auch Hubert den Entschluß seines Bruders tadeln konnte, hatte er dennoch die Heimat nicht verlassen wollen, und hoffte eines Tages zur Wiedererlangung ihrer Freiheit beitragen zu können. Mitten unter der ihn umgebenden Tyrannei empfand er das häusliche Glück, das eine gute und liebende Gattin bereitet. Ueberdies war Bega ebenso hübsch, als sanft und freundlich. Sie zählte achtundzwanzig Jahre, als sie, in Folge des Verlustes ihres Gatten und der Beschlagnahme seines Eigenthums, sich ohne Asyl und Hilfsmittel in Lüttich befand. Nichts mit sich nehmend als ihr Töchterlein, machte sie sich zu Fuß auf den Weg nach Brüssel, wo sich ihre Schwester befand.

Sylvester beweinte lange und aufrichtig den Tod seines geliebten Bruders, bekannte aber zugleich, daß er sich niemals würde getröstet haben, wenn sich dieser hätte fangen lassen und am Galgen sein Leben geendet hätte. Er miethete für seine Schwägerin, Bega Coppins, eine kleine Wohnung in der Nähe der seinigen, schwur, sie niemals zu verlassen und — einer Sitte gemäß, von der man in jener Zeit viele Beispiele trifft — führte er sie, die er als Witwe eines Märtyrers betrachtete, in die Domkirche und ließ sie am Fuße des Altars einen feierlichen Eid leisten, daß sie niemals wieder heiraten und sich nach Vollendung der Erziehung ihrer Tochter in den

großen Beguinenhof *), unter den Schutz ihrer Patronin, der heiligen Bega, zurückziehen werde. Die junge Wittwe legte auf das heilige Evangelium und die Reliquien den Eid ab, worauf seinerseits Sylvester sich verpflichtete, sich ihrer anzunehmen und für sie und ihr Kind zu sorgen, so lange sie es bedürfe. Darauf ließ er für Hubert's Seelenruhe ein Todtenamt halten und ging dann mit erneutem Eifer wieder an seine Waffenschmiedarbeit, welche ihm so viel einbrachte, daß er sorgenfrei leben konnte; aber freilich hatte er nun neue Lasten.

Bega Coppins lebte in der tiefsten Zurückgezogenheit, gänzlich der Erinnerung an ihr Unglück hingegeben, immerwährend mit Spitzenklöppeln beschäftigt und mit der Erziehung ihrer Tochter. Sie besuchte Niemand als ihre Schwester und ihren Schwager, ging jeden Abend in die Kirche des Beguinenhofes beten und kannte keinen Menschen, als einen alten Mönch aus einem naheliegenden Kloster, den sie zu ihrem Beichtvater gewählt hatte. Alles kam ihr fremd vor in Gent, mit Ausnahme von dem, was auf Lüttich Bezug hatte; sie konnte nie davon reden hören, ohne zu beben.

Eines Tages sagte man ihr, ein rebellischer Lütticher, der in jener Stadt verurtheilt worden und sich durch die Flucht gerettet, von des Herzogs von Burgund Agenten jedoch erkannt worden sei, werde auf dem Marktplatze hingerichtet werden. Diese Nachricht schien sie ganz außer sich zu setzen. Wie eine Verzweifelnde lief sie zu dem grausigen Schauspiele, jedoch kehrte sie ruhiger, aber schwer erkrankt nach Hause. Sie ließ sich indessen durch ihre Leiden nicht abhalten, jeden Abend im Beguinenhofe zu beten.

Drei Jahre waren verstrichen. Bega's jeden Abend sich wiederholende Abwesenheit währte bisweilen so lange, daß es bereits auffiel. Man sagte sich ins Ohr, daß die stille Wittwe einen Liebhaber habe und sich täglich Abends zum Stelldichein mit ihm begebe. Dieser Verdacht und die üblen Nachreden erhielten leider bald unwiderlegbare Be-

---

*) Die Beguinen (dieser Name bedeutet Beter oder Bettler), auch Begutten genannt, sind weibliche Personen, welche sich zu Uebungen der Andacht und Wohlthätigkeit vereinigten, ohne Klostergelübde gethan und die Regeln eines Ordens angenommen zu haben; sie lebten in eigenen, oft durch Schenkungen bereicherten Beguinenhäusern. Die männlichen Gesellschaften dieser Art hießen Begharden. In neuerer Zeit verwandelten sich diese Beguinen-Gesellschaften in Frauenstifte.

stätigung. — Frau Vega Coppins wurde guter Hoffnung. Monate lang wagte man es nicht, Frau Gertruden und ihrem Schwager davon zu sagen, als dies endlich geschah, wollten es diese nicht glauben und betrachteten das Gerücht als schändliche Verläumdung. Vega selbst äußerte sich über nichts.

Als die Zeit zur Niederkunft nahte und über das Faktum kein Zweifel obwalten konnte, begab sich Sylvester zu seiner Schwägerin. Nachdem er sich durch einen Blick von der traurigen Wahrheit überzeugt hatte, sagte er zu ihr:

„Vega, Du hast die Ehre verletzt, Du hast Hubert die geschworene Treue nicht gehalten.“

„Gott ist mein Zeuge,“ antwortete Vega, „daß ich sie nicht verletzte.“

„Vega, Du lügst!“ war Sylvester's strenge Erwiderung. „Du bist schwanger und somit ist meine Verpflichtung aus.“

Damit ging er nach Hause und verbot seiner Gattin, je wieder ihre Schwester zu besuchen.

Gegen Ende November 1476 gebar Vega einen Knaben. Am Tage darauf ging sie, ungeachtet der Kälte, nach dem Beguinenhof und beim Weihnachtsfeste sah man sie, gesund und stark, in der Domkirche beten.

Da sprach Sylvester, der sich in seines Bruders Witwe entehrt hielt, die geistliche und weltliche Obrigkeit um Gerechtigkeit an. So wurde ihm denn ein Gottesurtheil bewilligt.

Zweikämpfe zwischen Mann und Frau waren nicht ungewöhnlich. War die Frau reich, so wählte sie sich einen Kämpfer, der die Sache für sie ausmachte. Hatte sie einen Liebhaber, so trat dieser für sie in die Schranken, wobei er die Kopfbedeckung der Dame auf der Spitze seiner Lanze trug. War sie aber arm, so mußte sie sich selbst schlagen.

Die arme Vega war genöthigt, den Kampf mit ihrem Schwager anzunehmen. Wohl hatten sich edelmüthig zwei Kämpfer für sie freiwillig gestellt — der Jägermeister Christian und der davongelaufene Kürschner Kunz von der Rosen, aber Vega wies Beide zurück und sagte, daß sie auf ihre gerechte und heilige Sache vertraue.

Am heutigen Tage also sollte der seltsame Kampf ausgefochten werden. Die Veranstaltungen bei einem solchen Gottesgerichte

waren so eigenthümlich, daß eine Menge Zuschauer zusammenliefen. Man hatte der Domkirche gegenüber eine kreisförmige Grube gehöhlt, welche zwei und einen halben Fuß Tiefe und vier Fuß im Durchmesser hatte. Ein, gleichfalls vier Fuß breiter Gang umgab sie und wurde außen von Schranken eingeschlossen. Der ganze Kampfplatz des Mannes war das Loch; die Frau konnte dasselbe auf dem vier Fuß breiten Gange umkreisen.

Nachdem beide Kämpfer der heiligen Messe beigewohnt und einen Eid geleistet hatten — Sylvester mit Festigkeit, Bega ohne Erröthen — daß ihre Sache gerecht und heilig sei, führte man sie zum Kampfplatz, welcher durch einen Priester eingesegnet worden war. Man verlas das Zweikampfgesetz. Dieses verurtheilte den Mann, wenn er besiegt wurde, den Kopf zu verlieren, die Frau, wenn sie unterlag, lebendig begraben zu werden.

Sylvester und Bega traten in die Schranken, welche wieder geschlossen wurden; ein Mönch händigte ihnen die Waffen ein. Diese bestanden für Beide in drei dicken, eine Elle langen Stöcken; nur waren an den Stöcken der Frau ein Riemen nebst einem Pfund schweren Steine befestigt. Berührte der Mann, indem er nach der Frau schlug, den Boden, statt sie zu treffen, so verlor er einen Stock. Dasselbe geschah der Frau, wenn sie fehlschlug. Derjenige, welcher zuerst seine drei Stöcke einbüßte, wurde für schuldig erklärt und zum Tode geführt.

Die Kämpfer knieten nun nieder, machten das Zeichen des Kreuzes, beteten einige Augenblicke und standen wieder auf beim Ton der Klosterglocke, welche während des Kampfes läuten sollte.

Bega, die vor dem Gedanken erbebte, den Bruder ihres Gatten zu tödten, welche aber dennoch genöthigt war, sich zu vertheidigen. bediente sich weder ihrer Stöcke noch ihrer Steine und nahm sich blos davor in Acht, daß sie nicht getroffen wurde.

Sylvester dagegen kämpfte voll Erbitterung, in dem Gedanken, daß er eine heilige Pflicht erfülle. Nach Verlauf einer halben Stunde hatte er seine drei Stöcke verloren, ohne ein einziges Mal getroffen zu haben. Man hieß ihn, das Loch verlassen, um die bestimmte Strafe zu erleiden, für welchen Zweck bereits ein Schaffot zum Voraus errichtet war.

Um Gnade flehend, warf sich Bega vor den Richtern auf den Boden nieder; sie rang die Hände, weinte und bat, um die Rettung desjenigen zu bewirken, welcher ihr eben noch das Leben hatte rauben

wollen. Man sah, daß sie irgend ein Geheimniß drücke, das sie nicht entdecken konnte.

Da — plötzlich — theilte sich die Menge, um einem silberlockigen Mönche, Vega's Beichtvater, Raum zu machen, dem mit ängstlicher Geberde ein Mann folgte, bei dessen Anblick Sylvester einen Schrei ausstieß — der Mann war sein Bruder, Hubert Coppins.

Vega war in Ohnmacht gesunken. Nachdem ihr Gatte sie wieder zur Besinnung gebracht hatte, erzählte er, wie er, lebend aus der Maas gezogen, durch die Sorgfalt eines Kohlenbrenners, welcher ihn bei sich verborgen gehalten, geheilt worden, wie er unerkannt nach Gent gekommen, wie seine Gattin, eine neue Epponina*), ihn seit beinahe vier Jahren in der Stille genährt, während er in einem dunklen Häuschen im Beguinenhofe gelebt. Der gute alte Mönch, der einzige Vertraute des Paares, beeilte sich, Vega über das Schicksal ihres Gatten zu beruhigen. Herzog Karl's Tochter, Maria von Burgund, hatte, als seine Nachfolgerin in der Herrschaft, allgemeine Verzeihung des Vergangenen verkündigen lassen, und somit war Hubert Coppins nun frei.

Sylvester konnte kaum seine Gefühle bewältigen, als er zwischen dem Bruder und der tugendreichen Schwägerin stand. In Anbetracht der Umstände, welche ihm unmöglich bekannt sein konnten, begnadigten ihn die Richter. Das glückliche Ehepaar eilte nach Hause, wo Hubert nicht müde wurde, seinen kleinen Sohn zu umarmen, den er nun zum ersten Male in seine Arme schließen durfte, und die ganze Familie dankte Gott für den glücklichen Ausgang seines Gerichtes.

Das einerseits befriedigte Volk strömte nun zum Schaffote, denn da sollte der zweite Theil des Drama's aufgeführt werden, für welches der heutige Tag bestimmt war; nur war dieser Theil um Vieles gräßlicher.

Während der letzten Wochen hatte nämlich die politische Sendung, welche König Ludwig XI. seinem Barbier Olivier Le Dain eigentlich anvertraut hatte (denn die Brautwerbung war nur Nebensache), ein günstigeres Aussehen gewonnen. Der Plan Ludwig's

*) Epponina war die Gattin des Cäsaren Julius Sabinus, eines Galliers, welcher gegen Vespasian kämpfte. Als ihn des Letzteren Soldaten verfolgten, flüchtete er in eine unterirdische Höhle, in welcher er neun Jahre, auf das Sorgfältigste von seiner Gattin betraut, verblieb und dort mit ihr zwei Kinder zeugte.

strebte dahin, die Uneigennützigkeiten zwischen den Ständen von Flandern und den Freunden und Günstlingen der jungen Herzogin Maria noch zu vergrößern, damit er sich der Besitzungen des verstorbenen Herzogs bemächtigen könne. Schon hatte er Abbeville, Ham, Behaim, Saint-Quentin und Peronne genommen; Arras, Hesdin und Boulogne hatten sich ebenfalls für ihn erklärt. Der Prinz von Oranien, Johann von Chalons und Georg von La Tremouille, Herr von Joinville und Baron von Craons hatten Befehl erhalten, Burgund zu belagern, während Ludwig selbst den König Eduard IV. von England, durch das Versprechen der Hand des Dauphins von Frankreich für seine Tochter Elisabeth in Neutralität hielt, obschon er niemals den Willen hatte, dieses Versprechen zu halten.

Eben waren zwei der standhaftesten Anhänger der Herzogin Maria von Burgund, der Kanzler von Flandern, Wilhelm von Hugonet und Lord Imbercourt, nach einer Zurückkunft von geheimer Sendung am französischen Hofe, wohin sie die Herzogin geschickt hatte, verhaftet worden. Für dieses willkürliche Verfahren gebrauchten die flandrischen Stände den Vorwand, daß die Verurtheilten die königliche Macht usurpirten. Man leitete einen Kriminalprozeß ein und verurtheilte sie zum Tode auf dem Schaffot. Der Prozeß hatte nur sechs Tage gedauert und trotz ihrer Einrede, trotz den äußersten Bemühungen der Herzogin, ihre Günstlinge zu retten, gönnte man ihnen nicht mehr als drei Stunden, ihre irdischen Angelegenheiten zu ordnen und sich zu dem schrecklichen, schauervollen Gange vorzubereiten.

Auf dem Marktplatze war ein großes Schaffot errichtet. Das Volk versammelte sich in großer Menge, als erwarte es ein freudiges Schauspiel.

Die Schöppen und die Gerichtsbarkeit von Gent präsidirten bei der schrecklichen Zeremonie von den Balkons des Stadthauses. In dem Augenblicke, als der Kanzler von Flandern und sein Mitgefangener am Fuße des Blutgerüstes anlangten, lief ein dumpfes Gemurmel durch die Menge und Aller Augen waren auf den Palast gerichtet, denn aus demselben kam ein junges Frauenzimmer, in Trauerkleidern, mit rothgeweinten, angeschwollenen Augen und fliegenden Haaren, ohne alle Begleitung, nur gefolgt von einer Menge Neugieriger, welche den Ausgang erwarteten. Dieses Mädchen war Maria von Burgund, welche kam, um Gerechtigkeit für ihre Freunde zu fordern.

Das plötzliche Erscheinen der Fürstin in einem so demuthsvollen

Zustande schien den Umstehenden auf einen Augenblick Ehrfurcht einzuflößen. Es rief sofort ein Haufe dem Scharfrichter zu, mit der Urtheilsvollstreckung einzuhalten; selbst die Richter veränderten, trotz ihrer kolossalen Unverschämtheit, die Farbe, als sie sahen, daß sich eine Partei für Maria bildete, an deren Spitze der Jägermeister Christian und sein Gefährte Kunz von der Rosen standen. Es bildete sich ein furchtbares Gedränge, es wurde ein Versuch zur Befreiung der Angeschuldigten gemacht, Schwerter wurden gezogen und Lanzen zusammengestoßen. Die Partei der Stände war jedoch die stärkere. Man rief dem Henker zu, seine Schuldigkeit zu thun und das furchtbare Schauspiel der Enthauptung Hugonet's und Imbercourt's wurde in Gegenwart der Herzogin vollzogen.

Maria, trostlos und unglücklich darüber, flüchtete in ihren Betstuhl, um mit Muße über die Zukunft zu weinen, welche die traurigen Ereignisse, welche vor wenigen Minuten statthatten, sie ahnen ließen. An demselben Tage verbannten die Stände noch zwei der, Marien übriggebliebenen Befreundeten aus der Stadt, und zwar: Margaretha von York, die Witwe Karl's des Kühnen, dessen zweite Gemalin sie gewesen, die ihre Stieftochter Maria auf das Zärtlichste liebte, und Adolf von Cleves, Lord von Ravenstein, den zweiten Sohn des Herzogs dieses Namens, eines nahen Anverwandten der jungen Herzogin. Dadurch sah sich diese Erbin, deren Hand in jenem Augenblicke den mächtigsten Monarchen Europa's zum lebendigen Zankapfel ward, mit dem bloßen Scheine von Macht innerhalb der vier Pfähle ihrer eigenen Besitzungen gebannt.

Nachdem die Herzogin von Burgund Zeugin der vorerwähnten schrecklichen Katastrophe gewesen, hatte sie sich in das Heiligthum ihres Betzimmers zurückgezogen.

Während sie so in traurigen Gedanken versunken dasaß, wurde die Tapete aufgehoben und ein Mann trat herein. Dessen Kleider waren mit Blut besudelt, er hielt noch das Heft eines Schwertes in der Hand, dessen Klinge in tausend Splitter zerschellt worden; seine Miene drückte tiefe Wuth und Unwillen aus.

Maria erhob sich von ihren Knieen und lief auf ihn zu.

„Christian!“ stotterte sie. Aber das Wort erstarb auf ihren Lippen, es schien sich ihrer ganz der Schreck bemeistert zu haben, sie war nicht im Stande weder vor- noch rückwärts zu treten.

„Maria!“ rief der Jäger, „ich habe Euch gerächt!“

„Um Gotteswillen, was habt Ihr gethan!?“

„Ich habe die Zahl eurer Feinde vermindert!“ versetzte Christian, während er die zerbrochenen Ueberbleibsel seines Schwertes auf den Boden warf. „Ich stand an der Spitze einer kleinen Anzahl jener, die eurer Sache ergeben schienen. Wir überfielen das Schaffot und bestraften einige Mitschuldige der Tyrannen, welche Euch unterdrücken.“

„Oh Himmel! Ihr seid verloren — verloren, weil Ihr es versucht habt, mich zu retten! Verloren, wie meine treuen Diener, deren warmes Blut noch das Pflaster dieser Stadt röthet!“

„Edle Herzogin, was liegt mir an dem Tode, wenn Ihr es würdigt, mich zu bedauern!“ rief Christian leidenschaftlich.

„Oh, Christian, Ihr wißt gut, daß euer Tod ein ewiger Schmerz für die unglückliche Maria wäre! Aber nein, Ihr sollt, Ihr dürft nicht sterben, denn — wer würde dann bleiben, der mich liebte?“

Maria sprach diese Worte mit so weicher, verzweiflungsvoller Stimme, daß sich die Augen des jungen Mannes unwillkürlich mit Thränen füllten und sein erzürntes Aussehen einer Miene voll melancholischer Zärtlichkeit Platz machte.

„Theurer Christian,“ fuhr die Herzogin fort, „Ihr müßt hier bleiben. Unsere unversöhnlichen Feinde werden es nicht wagen, die letzten Schranken des Gehorsams zu brechen; sie werden, sie müssen den Palast ihres letzten ruhmvollen Souveräns achten; sie müssen erwägen, daß ich die Tochter Karl's des Kühnen bin. Wenn sie von unserer Liebe nichts wissen, können sie auch nichts von dem Orte eurer Zuflucht argwöhnen. Ist dieser furchtbare Sturm vorüber, dann werde ich Euch mit Mitteln versehen, um diese uns feindliche Stadt zu verlassen und wieder in das Gebiet eures Herrn, des römisch-deutschen Kaisers zu gelangen.“

Christian schüttelte leise seine schönen Locken.

„Es nützt nichts, es nützt nichts, sie haben unser Geheimniß nur allzugut errathen; noch vor einer Stunde werden sie hier sein.“

„O, ehe ich eine Gewaltthat gegen Dich zugebe, will ich lieber das Volk meiner guten Stadt Gent zu den Waffen rufen.“

„Das Volk von Gent!?“ rief bitteren Tones der Jäger. „War es nicht eben dieses Volk, das in die Hände schlug und jauchzte, als es die Häupter eurer Freunde fallen sah?“

„Leider ist es wahr!“ antwortete Maria mit schmerzlichem Ausdrucke. „Aber, Christian, warum quälst Du mich so, warum

zerstörst Du meine letzte Hoffnung? Warum bringst Du mir eine Gefahr vor Augen, die ich so gerne abwenden möchte? — Aber wir wollen auf die Güte Gottes vertrauen und mit Hoffnung bauen; er kann und wird uns schützen! Christian, noch in dieser Nacht will ich euer Entkommen zu befördern trachten. Wohl ist die Trennung für mich ebenso schmerzlich, als für Euch, aber sie ist nothwendig. Ich verspreche, ja ich schwöre Euch, daß ich von allen Denen, die mir die Stände zu Gatten anbieten, keinen nehmen werde. Es wird mir die Liebe zu Euch Muth verleihen, ihnen mit Kraft widerstehen zu können. Noch ein Jahr und ich kann frei handeln und von meinen Rechten Gebrauch machen; dann sollt Ihr in meinem Namen Euch an Kaiser Friedrich den Dritten um seinen Schutz und Beistand wenden. Dies, theurer Christian, ist der Vorsatz, den ich für unser beiderseitiges Glück gefaßt habe. Sagt mir, billigt Ihr denselben nicht?"

Auf dem schönen Antlitze des Jägers glänzte hohe Freude; diese herrlichen Worte seiner Herzensgebieterin schienen alle Gefahren, die ihn umgaben, verscheucht zu haben; er dachte nur mehr an die schönen Hoffnungen, welche ihm dieses Versprechen gewährte.

„Nun komme, was da wolle!" rief er aus. „Ich wage es zu hoffen, daß kein Anderer je das Herz und die Hand, die Ihr mir geschenkt habt, besitzen werde — ich, ein armer, Euch unbekannter Ritter ohne Namen, ohne Vermögen, ohne Reich, der Euch nichts als seine unendliche Liebe und unauslöschliche Treue wiedergeben kann!"

Maria von Burgund legte ihre Hand in die des geliebten Mannes.

„Ich schwöre Euch noch einmal," sagte sie fest. „Jedoch ist eine Sache nothwendig: daß Euch der Kaiser einen Titel gebe. Es wird dies in den Augen des gemeinen Haufens den Abstand ausgleichen, den der Zufall zwischen uns geworfen."

„Aber wird es der Kaiser auch thun?" fragte Christian lächelnd. „Wirbt er nicht auch für seinen Sohn, den Erzherzog Maximilian, den mächtigen Thronerben, dem euer Vater schon eure süße Hand zugesagt; und habt nicht Ihr selbst, Maria, dem jungen Erzherzog geschrieben und ihm einen Ring geschickt?"

„Ach!" seufzte Maria hoffnungslos, „wohl ist dies Alles wahr! Damals kannte ich jedoch Euch noch nicht, ich gehorchte blos dem Willen meines Vaters. Uebrigens scheint Maximilian selbst nicht daran zu denken; nicht einmal sein Bild hat er der von ihm erstrebten

Braut gesendet. — Aber sagt mir doch, Christian, wieso kommt es, daß Ihr davon wißt? Ich hatte gedacht, diese Abmachung sei nur dem Kaiser und dem Erzherzog allein bekannt?"

Christian lächelte, nahm einen Ring aus seinem Busen und reichte ihn der Herzogin.

„Himmel!" rief Maria. „Wie kommt Ihr zum Besitze dieses Ringes? Es ist derselbe, welchen mein Vater mich nöthigte, dem Erzherzoge zu schicken."

„Höret, Maria," erwiderte Christian. „Schon von Kindheit auf waren Maximilian und ich Freunde; mir war kein Gedanke, kein Wunsch von ihm unbekannt, ich war es, der mit ihm als vierjähriger Knabe die Belagerung in der Wiener Burg aushielt; wenn er hungerte, hungerte auch ich; als der Erzherzog die erste Rede an seinen kaiserlichen Vater hielt, war ich es, dessen Geist ihm die Worte einflößte, von denen die Hofschmeichler sagten: „es war ein zweiter Perikles, der gleichsam lauter güldene Ketten sprach," ich theilte alle seine Wagnisse, kämpfte mit ihm mit den Löwen und war ihm, von seiner Geburt an, wie ein Bruder zugethan."

„Seid Ihr etwa der junge Kronberger?"

„Nein," sagte Christian laut lachend, „dieses muthige, aufopfernde Studentlein und Schneiderssöhnlein bin ich nicht, wenngleich dasselbe geadelt wurde."

„So seid Ihr der Ritter von Waldauf?"

„Der Bauerssohn, ehemalige Viehhirte, der jetzt durch die Weihe der Kraft und des Genies dem Kaiser und seinem Sohne als Berather nahesteht, der biedere Geselle Florian Waldauf, Ritter von Waldenstein, bin ich ebenfalls nicht, wenngleich auch ihn ich liebe und hochachte. Ich bin der vertrauteste Freund des kaiserlichen Prinzen, und so darf es Euch nicht wundern, daß er mir den Auftrag gab, mich heimlich an eueren Hof zu begeben und mit eigenen Augen mich zu überzeugen, ob das Gerücht von der Schönheit derjenigen, die ihm zur Braut bestimmt, nicht übertrieben sei. Zum Zeichen seiner hohen Gunst und zur Andeutung, die von Euch nicht mißverstanden werden konnte, wenn das Glück mir so günstig wäre, daß ich Euch allein sehen könnte, gab er mir diesen Ring. Aber mein Freund und Bruder Maximilian bedachte nicht, daß Niemand Herr über sein eigenes Herz sei. Kaum hatte ich Euch gesehen, so wurde ich ein Undankbarer. Ich dachte einzig und allein nur an Euch und auf die Mittel, mir selbst das

Kleinod zu sichern, welches mir nun nur mehr der Tod zu entreißen vermag. Um Zugang zu eurem Palaste zu haben, heuchelte ich Liebe zu einer eurer Untergebenen, für die arme Hofnärrin Michaëlla, welche unglücklicherweise mit aller Heftigkeit und Zärtlichkeit, deren ein Weib nur irgend fähig ist, diese anscheinende Liebe erwiderte. Armes Mädchen, das bitter zu beklagen ist, denn es kennt meine Treulosigkeit, nicht aber seine Nebenbuhlerin! Und nun, wo ich Euch dieses Geständniß machte, ist es an Euch, mir zu sagen, ob Ihr die Rache des mächtigen Kaisers und seines Sohnes nicht scheuet, ob Ihr einem unglücklichen Flüchtlinge, wenngleich er von adeliger Geburt, jedoch ohne Schutz und Asyl, euren Schwur halten wollt."

Einige Augenblicke schwieg Maria, sie schlug die Augen nieder und es schienen sie schmerzliche Gedanken zu beschäftigen. Mit ersichtlicher Angst erwartete Christian ihre Antwort.

„Wäre ich nicht," sagte endlich Maria mit unaussprechlich süßem Lächeln, „eurer Liebe unwürdig, wenn ich Euch verließe, weil Ihr unglücklich seid? Wenn ich Euch verlasse, wo wollt Ihr Schutz finden? Wenn ich Euch aus meinem Hause weise, wo findet Ihr Aufnahme? — Nein, Christian, so schlecht müßt Ihr nicht von mir denken. Warum sollte ich nicht die Strafe für die Vergehen, deren Ihr Euch anklagt, mit Euch theilen? Bin nicht ich es, für die Ihr sie begangen habt? Also ist es Pflicht, daß ich meinen Euch gegebenen Eid heilig und unverletzt halte. Ja, Christian, ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich niemals einen Anderen freien werde, und sollte es auch meine Krone kosten."

Kaum hatte die Herzogin ausgesprochen, als am andern Ende der Betkapelle ein Geräusch hörbar wurde.

Christian zog rasch seinen Dolch und lief zu der Stelle hin, von woher das Geräusch ertönte. Er hob die Tapete in die Höhe — da lag die unglückliche Michaëlla beinahe leblos auf dem Boden. Unbemerkt hatte sie die Unterredung behorcht und ihr liebendes Herz mußte darüber wohl brechen.

Christian nahm sie in seine Arme und trug sie in's Betgemach.

Als Michaëlla wieder zu sich kam, brach sie in Thränen aus und warf sich ihrer Gebieterin zu Füßen.

Maria fühlte tief, wie groß des armen Mädchens Schmerz

sein müsse, hob sie huldreich auf und bat sie, das Geheimnißvolle ihres Betragens zu verzeihen.

„Ich will Dich,“ sagte sie schließlich, „einst mit der treuesten schwesterlichen Freundschaft belohnen für die Kränkung, die ich Dir unwillkürlich verursacht habe.“

Das Lächeln, mit welchem Michaëlla die Worte und Versprechungen ihrer Gebieterin beantwortete, war das bittere Lächeln der Verzweiflung und schien zu sagen: „Was nützen der dem Sterben Nahen die Versprechungen der Lebenden?“

Christian, der den vollen Sinn dieses Lächelns verstand, faßte ihre Hand, drückte sie mit Inbrunst an seine Lippen und schien damit stillschweigend um Verzeihung zu bitten für die Leiden, die er über sie gebracht.

Plötzlich schien sich Michaëlla zu sammeln und, beide Hände vor ihre Stirne schlagend, rief sie aus:

„Fliehe, Christian, fliehe, so lange es noch Zeit ist! Der Tod droht Dir! Ich bin ja nicht hierhergekommen, um nach den Worten zu lauschen, die mein Herz so schwer getroffen haben, sondern um Euch zu sagen, daß die Verfolger kommen. Fliehe, Christian, fliehe! sie folgen mir auf den Fersen! Schau durch das Fenster — die Höfe des Palastes sind überfüllt von Bewaffneten. Hört Ihr denn nicht die Huftritte der Pferde, das Geklirre der Waffen? Die Schöppen suchen Euch — unglücklicher Christian! O, es ist jetzt keine Hoffnung mehr, daß Ihr entkommt!“

Michaëlla hatte diese Worte mit bewegtem Tone des Schreckens und der Verzweiflung kaum ausgesprochen, als die Thüren aufflogen und der erste Schöppe, Herr Raveschoot, begleitet vom Herzoge von Geldern und den Ständen von Flandern, hereintrat, um sich Christian's zu bemächtigen.

Maria von Burgund stieß einen so heftigen gellenden Schrei aus, daß Raveschoot erschrocken zurückprallte. Die Soldaten des Herzogs von Geldern, weniger empfindlich, streckten dem Jäger ihre Lanzen entgegen und forderten ihn auf, seinen Dolch abzugeben.

Bei dieser schreckensvollen Szene hatte allein Michaëlla ihre Kaltblütigkeit beibehalten; es war wirklich merkwürdig, wie der Muth und die Kraft dieses jungen Mädchens immer im Verhältnisse zu der Gefahr, die ihren geliebten Christian bedrohte, zunahm.

„Wie fällt Euch bei,“ sagte sie, kühn vor die Ritter hintretend,

„Christian so fälschlich anzuklagen, als hätte er Absichten auf die Herzogin von Burgund. Er ist mein Liebhaber, wenn Ihr es wissen wollt, und wer ihn antastet hat es mit mir zu thun. Bin ich dafür strafbar, daß ich den Geliebten in die Gemächer des Palastes einließ, so möge mir meine tugendhafte Gebieterin jede beliebige Strafe auferlegen, aber Euch, Ihr Herren, steht doch wohl kaum ein Recht zu, Euch in meine Herzensangelegenheiten zu mischen!"

Michaëlla's Worte wurden von einem so mächtigen Ausdruck der Wahrheit begleitet, daß die Wirkung derselben eine momentane war — die Wuth der Eindringlinge war sofort besänftigt. Die obrigkeitlichen Personen hielten inne und schauten einander an, nicht wissend, was sie glauben, welchen Plan sie fassen sollten.

Die Herzogin hätte es jetzt wagen können, laut gegen die Beleidigung ihrer Freiheit und ihrer Person Klage zu führen, Christian wäre dadurch gerettet gewesen; aber da trat der Barbier Olivier le Dain ein, dessen Böswilligkeit sofort Alles zu nichte machte.

„Habt Ihr schon gehört, Ihr Herren," meckerte er schadenfroh, „die kaiserlichen Gesandten fahnden nach einem Individuum, das sich aus österreichischem Gebiete geflüchtet und hier in Gent unter falschem Namen aufhalten soll."

„Wenn dies ist," sagte Messire Raveschoot, „so können wir Euch, Herr Christian, oder was Ihr sonst für einen Namen führt, trotz der Erklärung der herzoglichen Hofnärrin, nicht ziehen lassen. Ergebt Euch, Herr, und laßt uns nicht Gewalt anwenden!"

Christian warf einen melancholischen Blick auf Maria von Burgund.

„Ich bin bereit," sagte er endlich, „mich den Gesandten meines Monarchen zu überliefern und mich jedem Urtheile, das sie über mich fällen werden, zu unterwerfen. Jedoch bestehe ich darauf — und Ihr, Herren, werdet das nur billig finden — daß diese Gesandten selbst hier erscheinen."

„O!" rief Olivier le Dain, „das soll kein Hinderniß sein. Ich habe die Gesandten unten an den Pforten des Palastes verlassen und — heda, Lalaing, geht doch hinab und sagt, ich lasse die Herren heraufbitten."

Nicht lange darauf kamen der Herzog von Baiern und der Bischof von Baden an.

Christian raunte der Herzogin in das Ohr: „Maria, erinnert Euch an euren Schwur!“

„Eher sterbe ich, als daß ich ihn breche,“ antwortete Maria.

„Und ich,“ flüsterte Michaëlla,“ ich werde die Erste sein, welche Du im Himmel triffst, mein geliebter Christian!“

Mittlerweile näherten sich der Herzog und der Bischof dem Jäger.

Als Christian mit festem Schritte und starrem Blicke ihnen entgegenschritt, da fuhren sie bei seinem Anblicke plötzlich zusammen, als sei aus einem Grabe ein Gespenst aufgestiegen.

„Meine Herren,“ sagte Christian, der sie nicht zu Wort kommen lassen wollte, „ich bin euer Gefangener.“

Der Herzog von Baiern nahm sein Barett ab und es entfiel beinahe seiner zitternden Hand; er murmelte einige den Umstehenden unverständliche Worte.

„Unser Gefangener!“ rief der Bischof von Baden.

„Ja, ja, ich sagte es doch — Euer Gefangener. Ruft sogleich nach euren Wachen und laßt mich nach eurem Palaste führen.“

Wie Christian angeordnet, so geschah es auch, nicht ohne daß diese seltsame Verhaftung, bei welcher der Verhaftete den Richtern zu befehlen schien, bei allen Anwesenden lebhaftes Erstaunen hervorrief.

Als sich die Menge nach und nach entfernt hatte, bemerkte der Herzog von Geldern seinem Verbündeten, dem Barbier Olivier le Dain, mit einiger Wichtigthuerei:

„Freund, es scheint mir, als hätte man da einen besseren Fang gemacht, als wir erwartet haben.“

„Paques Dieu, das meine ich auch!“ erwiderte der Barbier laut; dachte jedoch nebstbei: „Schwachkopf! was Du erst heute zu wissen glaubst, das ahnte ich schon längst. Bei uns in Plessis-les-Tours hat man gar feine Nasen.“

IV.

Hängt schon, der Maxl*).

Nach Christian's Gefangennehmung waren ein paar Tage verflossen und dennoch wußte noch Niemand zu sagen, was denn eigentlich die Gesandten des deutschen Kaisers mit ihrem Gefangenen gemacht hatten. Einige wollten für bestimmt wissen, daß er in den unterirdischen Gewölben des Palastes unter der Folter gestorben sei, und daß er vor seinem Tode wichtige Entdeckungen von einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers Friedrich gemacht habe; Andere dagegen sagten, daß Christian eingesperrt sei und strenge bewacht werde, daß man nur auf den Befehl des Kaisers warte, welche Todesart der Gefangene sterben solle; wieder Andere gingen sogar so weit, zu sagen, Christian sei der leidige Gottseibeiuns selbst, der in eigener Person auf Erden gekommen, um Königinnen und Herzoginnen in Versuchung zu führen, wie er es einst Madame Eva gethan.

Wie es Maria von Burgund versprochen hatte, blieb sie durch zwei volle Tage in ihrem Zimmer verschlossen, das Schicksal ihres Geliebten betrauernd. Wenngleich Thränen nicht immer fließen können und schöne Augen bald vom Weinen ermüdet werden, überraschte es dennoch allgemein, als am dritten Tage schon die Herzogin einwilligte, den Besuch des Herzogs Albrecht von Baiern und des würdigen Bischofs, seines Kollegen, anzunehmen, die doch die Verurtheiler ihres Geliebten waren. Es schienen diese beiden hohen Würdenträger gar geschickt in ihren Trostesgründen zu sein, denn wie mit einem Zauberschlage war der Trübsinn der Herzogin verscheucht. Man bemerkte, daß ihr Geist wiederkehre, und daß sogar eine wundersame Fröhlichkeit und Munterkeit sie ergriff, sie wurde in allen Theilen ihrer guten Stadt, auf ihrem schneeweißen Zelter einher reitend, gesehen und erschien in eine neue Art Halbtrauer gekleidet höchst reizend und begehrenswerth; ja sie empfing die Stände und Schöppen mit mehr als gewöhnlicher

*) Ein unter dem niedrigen Volke in Oesterreich noch heute gebräuchliches Sprichwort, welches bedeutet, daß sich Jemand habe fangen lassen.

Huld und erlaubte ihnen sogar, daß sie unter Trompetenschall laut kundmachen durften, sie werde nach Verlauf zweier Tage einen Gemal aus den zahlreichen Bewerbern um ihre Hand wählen, welche ihr ihre Vormünder vorgeschlagen hatten.

Während dergestalt Alle nach eigenem Ermessen die unerwartete Wendung, welche die politischen Intriguen sämmtlicher Brautwerber genommen hatten, auslegten, bot die arme Hofnärrin Michaëlla ein anderes Bild dar. Sie hatte sich in ihre Gemächer eingeschlossen und gewährte Niemanden Zutritt, als ein paar Spähern aus der Dienerschaft der Herzogin, welche sie in die verschiedensten Theile der Stadt ausschickte, um über Christian's Schicksal Nachricht zu bekommen. Aber die unbestimmten Berichte, welche sie mit allem Golde, das sie hatte, bezahlte, beschwichtigten keineswegs ihre sie überwältigenden Sorgen. Hätte sie sich nicht noch einige Hoffnung vorgespiegelt, diesen einzigen Ring, der den Leidenden an die Erde kettet, den letzten Faden, der ihn an das Dasein knüpft, würde sie ihrer Verzweiflung erlegen sein.

Spät Abends, nach der Gefangennehmung Christian's, saß sie bei ihrem Fenster, zu ihren Füßen lagerten die getreuen Windhunde.

Da störte sie der Eintritt eines Fremden aus ihren Betrachtungen. Es war eine kleine, unheimliche Gestalt, gehüllt in einen weiten Mantel; deren Züge konnte sie wegen der Dämmerung nicht sogleich unterscheiden, aber ihr Erzittern bewies ihr instinktmäßig, daß sich ein Feind nähere. Die Hunde mochten gleiches ahnen, denn sie hoben sich und knurrten laut. Die Gestalt kam immer näher und blieb endlich vor ihr stehen, sie zuletzt mit süßlich meckernder Stimme ansprechend:

„Michaëlla, ich bin gekommen, jenes Mädchen zu suchen, welches die Meinige zu sein versprach, sobald sie den Namen ihres ungetreuen Liebhabers zu verfluchen gelernt und ihre Zärtlichkeit für ihn sich in Haß verwandelt haben wird. War Christian's Verrath noch nicht hinreichend, um in Euch eine solche Veränderung hervorzubringen?“

„Olivier Le Dain!“ rief die Arme mit erschreckter Stimme, sich in die Oeffnung des Fensters zurückziehend, um der Annäherung des Elenden auszuweichen, der ihr immer folgte. Dabei berührte er in seinem Ungestüme einen der Hunde mit dem Fuße, dieser schlug ein wildes Gebell auf und beide Hunde sprangen in Eintracht auf den

Barbier los, welcher sich dadurch überzeugt fühlte, daß deren Herrin nicht so unbeschützt sei, als er vermeint hatte.

„Ich freue mich," sagte der Gesandte Ludwig's des Eilften zurücktretend, „daß Euch euer Gedächtniß nicht verlassen hat! Also — kommt!"

„Elender!" rief Michaëlla. „Christian muß wohl todt sein, daß Du es wagen konntest, mich so zu beschimpfen!"

„Nun, meine Liebenswürdigste, wie kann es Euch dann wundern, daß ich den Antheil von seiner Erbschaft zu fordern komme?"

„Er ist todt, da Ihr dergestalt sein Andenken besudelt! Oder ist er es nicht?"

„Ich gebe zu," sagte Olivier Le Dain höhnisch, ohne ihre Frage zu beachten, „ich gebe Dir zu, daß ich kein so schöngelockter und wohlgestalteter Jüngling bin, wie dein falscher Liebster, aber sage mir: ist ein solcher Abenteurer, ein Verbrecher obendrein, mit mir, dem Grafen Mailan, zu vergleichen, der Dich bis zum Wahnsinn liebt, ja sogar dummer Weise bereit ist, auf deine schöne Stirne seine Grafenkrone zu setzen?"

Michaëlla merkte gar nicht auf seine Expektoration und fragte nochmals, wie gedankenlos: „Er ist todt — oder ist er's nicht?"

„Todt oder lebendig!" rief Olivier. „Bei der Ehre eines echten Ritters, ich habe den Strick nicht zusammengezogen."

„Oh er ist todt, er ist todt!" schrie Michaëlla, ihre Hände in wilder Verzweiflungsangst ringend.

„Wenn ich Euch die Wahrheit sagen soll, Mademoiselle, so muß ich Euch gestehen, daß ich in eurem jugendlichen Liebsten allzuviel gute Eigenschaften fand, so daß er mir besser in die Gesellschaft der Engel, als der Menschen zu passen schien. Es ist nicht die Erde, sondern der Himmel ein Ort für ihn."

„Und dein Ort, Elender, ist unter den Engeln der Finsterniß."

„Mag sein, indessen nicht eher, als bis ich eine geraume Weile mit einem Engel des Lichtes verlebt haben werde!" war des Barbiers zärtliche Antwort, bei welcher er Michaëlla's Hand an die Lippen zu führen suchte. Aber das arme Mädchen stieß einen so heftigen Schrei aus, daß der Barbier wieder von seinem Fange abließ. „Sage mir, holdes Kind," fuhr er fort, „sage mir doch, wie lange ich Dir Zeit lassen muß, damit Du das Schicksal deines treulosen Liebhabers be=

weinen und beklagen kannst? Sage es mir und — bei allen Mächten der Finsterniß — Du sollst sie haben. Aber merke wohl, sobald diese Zeit vorüber ist, bist Du mein. Ich will Dich mit Gewalt wegführen, Du weißt, meine Macht ist groß am Hofe Ludwig's. Es soll Dir dort nichts zu wünschen übrig bleiben, Du sollst Sammet und Seide, Gold und Silber, Spitzen und Kleinodien, Pferde, Hunde, Falken, Paläste — Alles was dein Sinn begehrt, sollst Du haben; dein Wille allein, wird mir Gesetz sein. Glaube aber ja nicht, daß Du mir widerstehen kannst, denn — wenn es mir auch nicht gelingt, mir Liebe zuzuwenden, so weiß ich wenigstens mich gehaßt und gefürchtet zu machen!" — Als Michaëlla nicht auf diese Drohung des schrecklichen Barbiers achtete, fuhr dieser fort: „Zudem weinen ja die Weiber nicht immer fort. Du kannst doch nicht ohne Aufhören das Andenken dieses falschen Christian anbeten, der — als er aus dieser Welt schied — deiner so unwürdig war, daß er nicht einmal daran gedacht hat, Dir ein herzliches Wort der Erinnerung zukommen zu lassen. Also, Paques Dieu, fasse Muth, Kleine, folge dem Beispiele deiner königlichen Gebieterin. Die war ebenfalls so klug, einzusehen, daß Thränen rothe Augen und blasse Wangen machen und deshalb versprochen hat, sich morgen aus der Zahl der ihr von den Ständen vorgeschlagenen Brautwerber einen zum Ehegatten zu wählen."

„Wie?" rief Michaëlla auffahrend, „das ist ja unmöglich! Morgen soll dies geschehen?"

„Ja, ja, morgen. Wenn Du willst kannst Du dann das glückliche Brautpaar aus dem Stadthause nach der Kirche zur Trauung ziehen sehen."

„Oh, ich will Maria sehen!" sagte Michaëlla.

„Ihr versprecht mir das?"

„Ich verspreche es."

„Und darf ich hoffen, daß Ihr dem guten Beispiele eurer Herzogin folgen werdet?"

„Ihr dürft es."

„So finde ich Euch dann in der Domkirche?"

„Ja, im Portale."

Der Barbier Ludwig's des Eilften besaß große Kenntniß des weiblichen Herzens und der Menschheit überhaupt, dennoch wußte er sich nicht zu erklären, woher die plötzliche Veränderung in Michaël-

la's Benehmen kam; er begnügte sich jedoch aus derselben Nutzen zu schöpfen und entfernte sich in freudiger Hoffnung des Gelingens.

Als er weg war, ging Michaëlla mit großen Schritten durch das Zimmer, voll der Bitterkeit ihrer Leiden, das Herz zum Zerspringen voll und gedrückt, so daß beinahe mit jedem Seufzer ihr Leben zu entschwinden schien. Zuletzt blieb sie vor ihrem Betstuhle stehen, kniete nieder und küßte das Kruzifix; dann bat sie inbrünstig den Himmel um Verzeihung für die Sünde, welche sie im Begriffe stand, zu begehen.

Ruhiger stand sie auf, sichtbar von anderen Gedanken ergriffen. Oft entschlüpften ihren Lippen die Namen Christian und Maria. Das Schicksal des Geliebten tief beklagend, gab sie dennoch ihm die Schuld ihres eigenen Todes. Ferner schien die herannahende Hochzeit der Herzogin von Burgund ihren größten Unwillen hervorzurufen. Sie konnte es noch immer nicht begreifen, wie man solche Schwüre, wie sie sie gehört hatte, als sie den Geliebten zum letzten Male sah, brechen könnte.

„Oh Maria, Maria!“ rief sie schmerzlich aus; „er, der Euch so sehr liebte, er, der mich so grausam seiner Liebe zu Euch aufopferte oh, Maria, wie konntet Ihr dergestalt euren Eid demselben Manne brechen, der mit dem Vertrauen auf die Heiligkeit euerer Schwüre starb! Ja“ — fuhr sie mit fieberischer Ungeduld fort — „ja, edle Herzogin, morgen wird Euch euer Liebling, eure Lustigmacherin, eure Hofnärrin zum letzten Male lachen machen. Oh, Tageslicht, wann erscheinst Du!?“

Am andern Morgen — es war der achtzehnte August 1477 — ertönte in Gent festliches Geläute, welches verkündete, daß sich bald die Herzogin Maria von Burgund dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich vermälen werde. Abends vorher war die Sache vollends in's Reine gebracht worden und Maria hatte dem Rathe erklärt: „Mein Herr Vater, Gott hab' ihn selig, hat die Heirat zwischen dem Sohne des Kaisers und mir genehmigt und bewilligt und ich bin nicht gesonnen, einen Andern zu nehmen!“ worauf der Bischof von Baden den eintretenden Erzherzog mit der Herzogin feierlich verlobt hatte.

Dies war der „Morgen“, welcher, nach Michaëlla's Vorhaben, sich so ereignißreich zeigen sollte.

„Morgen,“ hatte sie gesagt, „wird Euch euer Liebling, eure Lustigmacherin, eure Hofnärrin zum letzten Male lachen machen!“

Als der Mittag kam, zog die Herzogin im prachtvollsten Anzuge aus den Pforten des Stadthauses. Maria wurde von zwei Rittern, ihren Unterthanen, und zwar vom Grafen von Chimay und dem Seigneur von Gruithuisen, geleitet, und vor ihr her trugen die Kerzen Mjin Jonker (mein Jungherr) von Geldern und Mademoiselle von Geldern, Geschwister, beide sehr schöne Kinder. Das übrige Gefolge war glänzend und das Volk rief unter unaufhörlichem Jauchzen den Namen des Erzherzogs von Oesterreich aus.

„Gott sei Dank, er hängt schon, der Maxl! *)“ riefen entzückt die Oesterreicher in ihrem gemüthlichen Idiome und dieses Sprichwort hat sich bis auf die neueste Zeit im Volksmunde erhalten.

Der königliche Zug hielt am Portale. Da stellte sich vor den Zelter der Herzogin ein Mädchen in tiefste Trauer gehüllt hin — es war Michaëlla. Sie war todtenblaß und auf ihrer Stirne lag kalter Todesschweiß; die Stimme war schwach, der Glanz der Augen verschwunden, ihre Schritte wankten.

Als Maria die Unglückliche gewahrte, rief sie aus:

„Michaëlla, meine liebe Michaëlla! Meine arme Närrin Was soll das heißen? Wohin gehst Du denn?“

Die Hofnärrin hob die Hand empor und deutete aufwärts.

„In den Himmel gehe ich,“ sagte sie mit schwachem Lächeln, „wo Christian meiner wartet!“

Da trieb einer von Marien's Begleitern sein reich angeschirrtes Pferd an deren Seite. Seine Schultern waren mit einem reichen Mantel aus purpurnem Sammet und Hermelin bedeckt, sein Haupt zeigte sich mit einer Königskrone geschmückt.

„Michaëlla!“ rief zugleich die Stimme des jungen Mannes.

Die Hofnärrin fuhr zusammen, als sie die geliebten Töne der bekannten Stimme hörte, sie warf einen Blick auf den Reiter — „Christian!“ schrie sie auf.

„Nicht Christian mehr,“ flüsterte ihr die meckernde Stimme des Barbiers in das Ohr, „es ist der Kaisersohn, Erzherzog Maximilian von Oesterreich!“

---

*) Diminutiv für Maximilian.

Michaëlla warf noch einen bitteren Blick auf den herrlichen Fürsten, dann sank sie zu Boden und schloß die Augen.

Als Olivier Le Dain den Schleier aufhob, in welchen sie sich beim Fallen gehüllt hatte, da war die arme Hofnärrin schon steif und kalt, kalt wie der Marmor, auf dem sie lag. Das Gift, das sie verschlungen hatte, fing schon an ihre holden Züge zu entstellen.

Sofort wurde der Leichnam der Unglücklichen hinweggeschafft, um ihn den Augen des Volkes zu entziehen und der Vermälungszug begab sich in die Domkirche.

Durch die Heirat Maria's von Burgund mit Maximilian kamen die burgundischen Länder, gemeiniglich die Niederlande genannt, an Oesterreich; durch die Inkognito-Reise des Erzherzogs lernte dieser den entlaufenen Kürschner Kunz von der Rosen kennen, der in der Geschichte der lustigen Räthe die oberste Stelle und das Andenken eines der allertreuesten Diener seines Herrn einnimmt.

Nicht lange sollte indessen Maximilian sich des Glückes im Besitze seiner so mühevoll errungenen geliebten Gattin erfreuen; die Holde nahm ein sehr trauriges Ende.

Die meisten der Geschichtsschreiber, welche die Perioden der Regierung Maria's, und der gemeinschaftlichen Maximilians und Maria's in den Niederlanden behandeln, geben nur eine kurze Notiz von dem tragischen Ende der ebenso trefflichen, als reizenden Fürstin, nebst einer leichten Andeutung über die Ursachen, die ihr den Tod gebracht. Dieses Ereigniß, welches für die Niederlande von den unübersehbarsten Folgen, für den Erzherzog selbst von den seltsamsten Verwicklungen begleitet war, hat jedoch nach den handschriftlichen Chroniken und Sagen des Landes so anziehende Nebenumstände und so viel poetischen Reiz, daß wir glauben, selbe etwas ausführlicher mittheilen zu müssen.

Die Herzogin Maria war von äußerst raschem Wesen in ihrem Aeußeren, trotz der inneren milden Natur, eine kühne Reiterin und leidenschaftliche Jägerin. Bei mehr als einer Gelegenheit hatte sie Warnungen des Schicksals erhalten, die jedoch, mancher komischer Seite wegen, nur Stoff zum Scherze, keineswegs Aufforderung zum Nachdenken boten. So war z. B. während öffentlicher Festlichkeiten zweimal die Tribüne eingesunken, auf welcher die Prinzessin mit ihren Damen im fröhlichen Muthwillen sich erging, indessen waren Alle

glücklich mit einigen Quetschungen davongekommen und, da die Prinzessin selbst die am wenigsten Beschädigte war, so wollte sie sich über die Leiden der Gefährtinnen, welche mehr Schmerz und Scham, als Gefahr und Schaden gebracht, halb todt lachen. Sie liebte es auch oftmals mit ihrem jugendlichen Gemal zu Brügge und Gent um die Wette Schlittschuh zu laufen und dieses Spiel gehörte zu den beliebtesten, denen sie die Stunden der Muße opferte; denn Maria pflegte, als Mitregentin des väterlichen Erbes, einen großen Theil des Tages abwechselnd der Pflege ihrer Kinder und den Regierungsgeschäften zu widmen, wenigstens unterstützte sie den Gemal kräftig in allem, was sowohl die diplomatischen Sendungen, als die kriegerischen Maßregeln betraf, und während er selbst sich im Lager befand, sorgte sie für Nachzug der Verstärkungen, für Unterhalt der Truppen, für Absendung und Eröffnung der Depeschen, für die Versammlungen des geheimen Rathes, in denen zumeist der Herr von Ravenstein (Herzog Adolf von Cleve), der Ruhwart von Flandern, den Vorsitz hatte.

Nach dem Schlittschuhlaufen war Marien's liebster Zeitvertreib: die Sperberjagd. Als Amazone gekleidet, wohnte die Herzogin fast jeder derartigen Partie pünktlich bei, trotz aller freundschaftlichen Erinnerungen der vertrauten Räthe, unter denen besonders der von Ravenstein sie oftmals schmälte und Schlimmes ihr prophezeite.

Maria war am 22. November 1481 noch einmal nach der Grafschaft Hennegau gereist, um daselbst in Person die Huldigung anzunehmen, welche bisher blos durch Abgeordnete geleistet worden war. Sie wurde zu Mons und Valenciennes auf das feierlichste empfangen; in letzterer Stadt hatte man wie gewöhnlich die Straßen mit kostbaren Tapeten geschmückt und auf die sieben Verse des Ave Maria stella sinnreiche Figuren und historische Pantomimen in Lebensgröße geordnet, welche der Fürstin, die solche Sachen sehr liebte, ein besonderes Vergnügen machten. Am folgenden Tage wurde im sogenannten Grafensaal der feierliche Schwur geleistet; die Besatzungen von Guise, Saint-Quentin und anderen Städten der Runde, um ihr ein Bild der Kriegsgräuel recht anschaulich zu geben, lagerten sich um Condé herum und die Herzogin von Burgund sah die lodernden Wachfeuer und die Verwüstungen der Schlacht am folgenden Morgen ganz in der Nähe und nicht ohne Grauen und Schrecken. Sie eilte von Valenciennes weg und nach Brügge zurück, um daselbst gemeinsam mit ihrem Gemal, welcher

von dem Lager Urlaub genommen hatte, einen Theil der Jahreszeit zuzubringen.

Maria traf vor Maximilian ein, und je näher der Frühling rückte, desto mehr fühlte sie schmerzliche Sehnsucht nach ihm im Herzen; so breitete sich über ihr ganzes Wesen ein trüber Flor und ihre Seele war von unendlicher Bangigkeit erfüllt, sobald sie von dem Geliebten getrennt war. Herr von Ravenstein tröstete sie bestens und meldete ihr endlich die Ankunft des Prinzen im Weichbilde.

Noch niemals war der Erzherzog von den Einwohnern mit solchen Beweisen von Aufmerksamkeit und niemals mit solcher Zärtlichkeit von Marien empfangen worden, als dieses letzte Mal, wo sie zusammentrafen. Als der Erzherzog die Gattin, welche eben mit einem vierten Kinde schwanger ging*), in der Hofburg umfaßte, entströmten ihr heiße Thränen der Freude und des Schmerzes zugleich, denn es sagte ihr eine Ahnung, sie schließe ihn zum letzten Male in ihre Arme. Fortwährend empfand sie eine unendliche Schwermuth, die durch nichts vertrieben werden konnte. Vergeblich befragte sie Maximilian um den Grund, sie konnte jedoch ihre Gefühle nicht deuten, sondern sagte blos:

„Mein Herr und Freund! mir fehlt nichts. Laßt uns fröhlich sein und morgen zusammen auf die Jagd gehen, denn es dürstet mich nach dem Freien!“

Max sicherte es ihr zu und veranstaltete durch Ludwig von Gruithuisen die Jagdpartie; dies war zu Anfang des März 1482. Kaum war der Morgen angebrochen, so setzte sich Alles in Bewegung und zu Pferd; die Herzogin, wie gewöhnlich, mit ihrem Sperber und begleitet von ihren Frauen, welche auf niedlich verzierten Saumrossen hinter ihr herritten. Im Gefolge des Erzherzogs waren die Herren Engelbert von Nassau, von Beveren, Gruithuisen, Chimay u. A. Maria eröffnete rüstig die Falkenjagd, während ihr nicht minder ungestümer Gemal und leidenschaftlicher Jagdfreund dem Wilde nachspürte und mit seinen Jägern voranstürmte.

Schon waren verschiedene Reiger gefangen worden und die Herzogin, über den Erfolg ungewöhnlich heiter gestimmt, ritt immer ra-

---

*) Die ersten drei waren: Philipp I. der Schöne, nachmalig König von Castilien; Franz, der nur ein Viertel Jahr alt wurde, und Magaretha, die weise und berühmte Regentin der Niederlande.

scher durch den Tann, bis sie auf einem Baume einen besonders großen Reiger sah, nach welchem sie den Vogel ausfliegen ließ. Das Pferd wollte aber nicht vorwärts, da eine Kragt (Wassergraben) hemmend dazwischen lag, und als sie es heftig schlug, um es zum Sprunge zu vermögen, wurde das Roß plötzlich scheu und warf die Reiterin so unglücklich ab, daß sie über einen Baumstrunk und das Pferd auf sie fiel.

Durch ihren Jammerruf wurde schleunige Hilfe von Seite ihres Gefolges herbeigezogen. Nachdem man die furchtbare Last von ihr abgewälzt hatte, trug man sie in das zunächststehende Haus und eilte, dem Erzherzog Max zu melden, daß seiner Gemalin ein Unglück zugestoßen und sie stark gequetscht worden sei. Aber Maria war nicht nur einfach gequetscht worden, sondern daß Roß hatte ihr einige Rippen gebrochen, ein Baumstrunk war ihr in den Leib gegangen und hatte einen starken Blutverlust nach sich gezogen. Sie verschwieg leider aus Schamhaftigkeit ihren fürchterlichen Schmerz und den größten Theil des Uebels.

Maximilian kam in entsetzlicher Angst dahergesprengt und überließ sich, als er seine Gattin in solchem Zustande erblickte, einem unendlichen Jammer. Maria selbst sprach ihm Trost und Muth ein und bat blos, daß man sie auf einer Roß-Bahre nach Brügge bringen möchte, was auch alsbald geschah.

Angekommen in der Hofburg und in ihre Kammer gebracht, erhielt sie stärkende Arzneien; da sie jedoch aus unzeitiger Scham ihre Hauptwunde verschwieg und jeder näheren Besichtigung standhaft auswich, so konnte ihr die nöthige Hilfe nicht geschafft werden.

Dem Erzherzog blieb die schwere Gefahr nicht lange verborgen und er rief mit gesteigerten Klagen aus:

„Oh, wie verwünsche ich den Tag, wo ich für eitle Lust das Theuerste auf's Spiel gesetzt habe! Soll ich nun verlieren die Frucht meines Lebens und die Wohlfahrt meines Landes? Sollen meine Kinder, die noch so jung und zart sind, Waisen werden? Mein geliebter Sohn Philipp, mein süßes Töchterlein Margaretha, scheidet euere Mutter jetzt schon von Euch, so habt Ihr und das Land allzuviel verloren! Das sei Gott geklagt!"

Als ihn Herr von Ravenstein sanft getröstet hatte, führte er ihn an der Hand zum Lager der Kranken. Maximilian kniete an demselben nieder und fragte im Tone der innigsten Liebe:

„Maria, meine Minne! wie fahrt Ihr?"

„Ich hoffe, mein Herr und Fürst!" lispelte die Herzogin leis und zärtlich dankend, „es soll alles gut werden; aber ich bitte Euch dringend, laßt ungesäumt die Ritter vom Vließe kommen, denn ich hab' Wichtiges mit ihnen zu besprechen."

Marien's Wunsche wurde sofort willfahrt. Maximilian ließ inzwischen zu Brügge feierliche Bittgänge anstellen und verordnete, daß man das heilige Sakrament vorantrage, damit vielleicht durch dessen Kraft der Kranken geholfen werde. Er selbst wohnte in Person und baarhaupt einer solchen Prozession bei und alle Edlen folgten ihm, unter dem Zuströmen und der Theilnahme einer unzähligen Menge Volkes; Alles vereinigte sich zum Gebet um Rettung der Fürstin.

Nachdem dies geschehen, eilte Maximilian zu der Leidenden zurück, deren Kräfte sichtbar abgenommen hatten. Dieselbe umstanden de oude Princesse (die alte Fürstin, Herzogin Margaretha von York, ihre Stiefmutter), die Frau von Chimay und andere ihrer Damen mit Trost und Hilfe, und wehrten ihrer Thränen nur dann, wenn es galt, die noch häufigeren des Prinzen zurückzuhalten. Er selbst war nicht müde, mit „lieblichen Worten" zu ihr zu reden und er hielt ihre kalte Hand fieberhaft in der seinigen.

Endlich waren die Ritter vom goldenen Vließe sämmtlich eingetroffen und wurden der Herzogin angemeldet. Man bemerkte darunter vorzüglich die Grafen von Romont, Chimay und Nassau, den Markgrafen v. Brandenburg und die Herren v. Friennes, Dayseln, Beveren, Gruithuisen u. s. w.

Als der Erzherzog, welcher zu ihrem Empfange heruntergeeilt war, mit ihnen in die Kammer trat, rief er:

„Oh, Maria, mein Trost und Leben, wie steht es? Will das Uebel sich noch nicht bessern?"

„Oh, Herr und Fürst," entgegnete Maria mit betrübtem Herzen, „es steht schlecht mit mir und ich fühle, daß wir scheiden müssen. Ich habe demnach eine dringende Bitte an Euch, Ihr Herren vom Vließe, nämlich die: daß Ihr meinem Herrn, dem Herzoge, die Treue bewahren wollt, so Ihr ihm geschworen, daß Ihr in seiner Noth ihn nicht verlassen, sondern ihm so gut und geneigt verbleiben möget, wie Ihr es seither und bis zu meinem Tod gewesen. Haltet — ich bitte Euch wiederholt darum — den Eid, den Ihr geleistet, zusammen-

zustehen, wie Brüder und bleibt seine Freunde und meiner Kinder Freunde, dann sterbe ich getrost."

Die Ritter waren alle tief gerührt, schwuren ihr Gewährung und schieden von dannen. Die Fürstin fühlte ihr Herz erleichtert; nur Maximilian stürmte, übermannt vom Augenblicke, in die Hofflur und ließ seinem grenzenlosen Schmerze abermals freien Lauf.

Nach einer Weile kehrte er an das Siechbette zurück, da man das Ende der Leidenden jede Stunde erwarten konnte. Er stellte sich mit Margaretha von York, seinen beiden Kindern und den getreuen Frauen vor die Sterbende. Diese heftete Blicke der zärtlichsten Liebe auf ihn, durch sein namenloses Leid fühlte sie ihren Hingang nur noch mehr erschwert und seine strömenden Thränen drangen gleich blutigen Pfeilen in ihr gebrochenes Herz.

„Oh, verlaßt doch die Kammer!" bat Maria mit zitternder Stimme, „es dürfte so besser für uns Beide sein."

„Liebe, was verlangt Ihr von mir!?" rief Maximilian aus. „In dieser Stunde soll ich Euch verlassen und mein Herz ist so schwer und gepreßt, wie niemals eines Edelmannes Herz! Ach, das sei Gott geklagt!"

Nichtsdestoweniger ging er, auf Ravenstein's Ansuchen, er möge die Kranke schonen und auf das Versprechen, man werde ihm jederzeit fleißig Kunde vom Befinden seiner Gemalin bringen, in sein Gemach. Dort rang er verzweiflungsvoll die Hände und zerraufte sich das Haar.

In sämmtlichen niederländischen Geschichtsschreibern findet sich keine so zarte, so rührende Scene als diese letzten Stunden der Maria, wie sie in der uns vorliegenden handschriftlichen Chronik in schlichtem, „einfältigem" Style und mit angenehmer Weitschweifigkeit geschildert wird, die große Liebe, welche das Land zu ihrer Person und zu ihrem treuen, mütterlichen Walten getragen, erkennen lassend.

Die Ritter vom Vließe waren inzwischen noch einmal nach der Hofburg gekommen, um noch die etwaigen Befehle der Fürstin zu vernehmen und mit ihnen auch der Bischof von Dormit, welcher die Absicht hatte, ihr geistlichen Trost zu spenden.

Maria schien zu schlafen, es war dies jedoch der nahende Schlaf des Todes. Nach einer Weile regte sie sich wieder, aber auf die Frage über ihr Befinden schüttelte sie das Haupt und sprach: „Es ist mit

mir sehr schlimm gestellt!“ — Dann begann sie sich nach dem Gemal zu sehnen, sich über das Schwinden ihres Gedächtnisses zu beschweren, über ihr junges Leben zu jammern, von dem sie jetzt scheiden müsse, und sie klagte sich selbst bitterlich als die Urheberin ihres Unglückes an. Noch düsterer traten jedoch die Drangsale des Landes vor ihre Seele, die sie alle übersah, und besonders schwer lag ihr auf dem Herzen, daß der Friede mit dem Könige von Frankreich noch immer nicht geschlossen sei; sie fürchtete Gefahren für den Erzherzog, Gefahren für ihren Sohn, Gefahren für die Niederlande und erneuerte ihre Vermahnungen an die anwesenden Großen auf das Dringlichste, daß sie doch sich aller Drei tüchtig annehmen und dafür hinwirken möchten, daß weder die beiden Fürsten, noch das Land zu kurz kämen. Allen floßen Thränen über die Wangen und sie schwuren wiederholt dem Hause Burgund-Oesterreich Schirm und Treue bis an ihr Ende.

Maria dankte ihnen mit freundlicher Miene und sprach:

„Ihr Herren, nun will ich männiglich sterben und dem allmächtigen Gott dafür danken, daß er mir nicht länger hienieden zu verweilen gönt. Zwar hätt' ich gern noch eine zeitlang Aufschub gehabt, da es ihm aber anders gefallen, so will ich mich seinem Willen fügen und ihn um Verzeihung bitten für das hoffärtige Leben, das ich geführt.“

Nun trat der Bischof mit salbungsreicher Rede zu ihr und sprach lang und viel von dem bitteren Leiden und Sterben, von der Versöhnung und den Verdiensten Christi und übergab sie der unendlichen Gnade desselben, welche allen frommen Gläubigen gewiß sei. Endlich schloß er mit den Worten:

„Verehrungswürdige Fürstin, haltet dies alles zu Herzen und achtet nicht mehr auf die eitle Glorie dieser Welt; denn die Welt ist betrüglich und alles, was sie in sich faßt, vergänglich. Aber das Reich Gottes ist ewig und unvergänglich.“

Mit frommer Ergebung hörte ihn Maria an und dankte ihm freundlich; darauf rief sie die unendliche Barmherzigkeit des Erlösers an, in dessen Reich sie noch vor Abend zu sein hoffte, und begann nunmehr von Jedermann Abschied zu nehmen.

„Ade, theuerster Maximilian, kaiserliches Blut!“ rief sie zuerst. „Fortan müßen wir geschieden sein! Ade, geliebter Philipp, mein Sohn, noch so zart von Jahren; Du wirst für lange Zeit eine

mutterlose Waise bleiben! Ade, Du mein süßes Töchterlein Margaretha! Ade, Ihr beiden jungen Wesen! Ach, ich verlasse Euch allzubald; aber ich darf nicht länger zögern, ich muß zu denjenigen, die vor mir hinübergegangen. Ade, Adolf von Ravenstein, mein treuer Freund in aller Noth! Ade, edler Bannerträger Romont, der Du meinen Herrn jederzeit beschirmt; Du, Kunz von der Rosen, der Du seine sorgenvollen Stunden aufgeheitert hast, ich weiß, wie sehr Du ihn liebst, wie Du für ihn Alles zu opfern im Stande bist! Ade, Engelbert von Nassau, gleichfalls mein Freund in so mancher heißen Schlacht! Ade, Prinz von Oranien, Fines, Chimay, Beveren, Gruithuisen, Ihr Alle vom Vließe, lebt ewig wohl! Ade, mütterliche Freundin und Schwester, Margaretha von York! Ade, Ihr Frauen, treue Beschützerinnen meiner Kinder!"

„Dann raffte sie ihre letzten Kräfte zusammen im Blick auf ihr Land und lispelte krankhaft und zitternd:

„Ade, meine Herrschaft von Burgund und ihr alle meine Provinzen der Niederlande und du, edle Stadt Brügge, die noch einmal mich in deinem Schooße empfangen! Ich gehe wohl allzu zeitlich von Euch, aber wider den Tod gibt es kein Mittel; ich fühle — es naht mein Stündlein!"

Da sank sie mit dem Haupt zurück und die Augen begannen zu brechen.

Nunmehr ließ der Bischof ein paar große Kerzen anzünden, an deren einer ein großer goldener Gnadenpfennig hing.

Noch einmal schlug Maria die Augen auf, wiederholte ihren Abschied und bat alle die Herren um Verzeihung für das Leid, welches sie dem einen oder anderen vielleicht in ihren „kindlichen Tagen" zugefügt haben möchte. Sie rang darauf längere Zeit stark und heftig mit den Qualen der Auflösung, rief den Beistand des Bischofs und der Heiligen an und verschied endlich mit frommem Ruf zu Gott und seinem Sohne. Es war dies am 27. März 1482.

Nun hielten die Edlen Rath, wie dem Erzherzoge die niederschlagendste Nachricht am leichtesten beizubringen sei, und sie kamen überein, ihn unmerklich darauf hinzuführen. Sie überließen die Leiche den Frauen, welche sie wuschen und mit den kostbarsten Essenzen besprengten und gingen in die Kammer Maximilian's, welcher mittlerweile ebenfalls zwischen Tod und Leben geschwebt hatte.

„Wie steht es mit der theuren Kranken?" fragte er bebend.

„Wohl!" war die trüb gegebene Antwort.

Maximilian ahnte das Geschehene und brach von Neuem in grenzenlosen Jammer aus.

„Vermaledeiter Tod!" schrie er, „was hab ich dir gethan, daß du mein schönes, junges Weib so früh mir genommen, das liebste, das theuerste Frauenbild, das meine Augen jemals gesehen? Oh Maria, geliebte, treue Maria, meine Hoffnung, meine Wonne, wo ist nun die Freundschaft geblieben, die so inniglich war zwischen uns Beiden? Oh meine Kinder, nun seid Ihr beide zwei arme Waisen! Wo soll ich nun ferner Trost hernehmen? Ich will hingehen und mich auch entleiben, damit ich jenem süßen Wesen zur Seite begraben werde. Wahrlich, nie hat ein Ritter bitterern Gram erduldet, wie ich; Gott sei's geklagt!"

Die vier Herren Ravenstein, Nassau, Romont und Beveren trösteten Maximilian mit all den Gründen, welche in einem solchen Falle gewöhnlich angewendet werden und suchten seine Sorge von der Gestorbenen ab und auf die hilflosen Kinder, auf das leidende Land zu richten, das seines Armes nun gegen Ludwig XI. und dessen Feldherrn, Philipp von Crèvecoeur, eines treulosen Burgunders, bedürfe.

Endlich faßte sich Maximilian, versprach, das zerbrochene Leben der Gemalin an den Feinden ihrer Staaten feierlich zu rächen und begehrte blos noch einmal die Leiche Mariens zu sehen, mit den Worten:

„Nie, so lange ich lebe, werde ich dies traute Weib vergessen!"

Inzwischen wurde Maria, sorgfältig und köstlich balsamirt, und angekleidet, auf ein Paradebett gelegt und das bestürzte Volk ohne Bedenken zugelassen. Nach Gewohnheit hatte die Herzogin die Hände gefaltet, ihre Züge waren wie die einer Schlummernden. Als Max das schöne bleiche Antlitz sah, aus dem ihm so oft das reinste Glück der uneigennützigsten Liebe gelächelt, als er daran dachte, wie die mächtige Herzogin entschlossen gewesen war, das Loos des armen Jägermeisters Christian zu theilen, ohne zu wissen, daß er selbst hinter dieser romantischen Maske stecke, da erzitterte er an allen Gliedern und küßte leidenschaftlich den verschlossenen Mund, den keine harmlos-muthwilligen Scherze mehr bewegen sollten, und es war, als wolle er noch einmal die entflohenen Lebensgeister zu einem einzigen süßen Gruße bewegen

und die entfesselte Seele zu neuem innigem Verbande mit der seinigen beschwören. Fast wollte ihm sein Herz brechen und die Klagen strömten mit den Thränen reichlich und um die Wette hervor.

Die verwitwete Herzogin Margaretha, welche ihn und die Verstorbene die ganze Zeit ihres Beisammenseins hindurch so treu und schwesterlich geliebt hatte, strafte dieses Uebermaß von Schmerz mit sanftem Tadel, sie erinnerte ihn an Rücksichten gegen die umstehenden Freunde und an Pflichten für das Land. Doch ließ er nochmals den Ausruf hören: „Wären mir doch Vater und Mutter, ja alle meine Vasallen dafür gestorben! Denn die nun dahin geschieden, war mir lieber als Alles auf der Welt und als selbst Vater und Mutter mir gewesen!“

Maria wurde in der Kirche Unserer-Lieben-Frau in Brügge feierlichst begraben und eine Menge Todtenämter, Trauerlieder und Volksgebete drückten die Gefühle der Hinterbliebenen und die Sorgfalt für das Heil ihrer Seele aus.

Maximilian hielt Wort, er vergaß sein ganzes Leben hindurch niemals die schöne und liebenswürdige Maria, das Weib seines Herzens und seiner Jugend. Noch in späten Jahren erweckte die Erinnerung an sie Thränen und Sehnsucht nach dem verlorenen Lebensglück im Herzen des so mächtigen römisch-deutschen Kaisers; er fand dieses holde Glück in den Armen keiner anderen Frau wieder. Seine Zärtlichkeit ging verdoppelt auf die hinterlassenen Kinder über, von denen Philipp der Mutter und des Vaters Schönheit und Ritterlichkeit, Margaretha aber Beider Verstand und Geist, wie eine Fortsetzung des Wesens Beider, geerbt zu huben schien.

Einige Worte müssen wir noch den Schicksalen des Landes widmen. Mit Marien's Tod begann für die Niederlande eine Reihe der verworrensten Schicksale anzubrechen, oder vielmehr diejenigen, deren Knäuel schon bei ihrem ersten Auftreten gewunden lag, entwickelten sich nun in rascher Folge und nur die lange Verwaltung der klugen und starkmüthigen Margaretha beschwor später noch einmal in einer ruhmreichen Zwischenperiode die Geister der Zwietracht und des Bürgerkrieges unter den verschiedensten Provinzen, welche die Natur zu den gesegnetsten geschaffen hat, während ihre Geschichte die allerunglücklichste ist.

Nach Marien's Tode wollten übrigens nicht alle Provinzen Maximilian's Vormundschaft über seine Kinder anerkennen, die

Flanderer waren die hartnäckigsten seiner Gegner und es kam so weit, daß er, zwei Jahre nach seiner Erwählung zum römischen König, im Jahre 1488, von den Bewohnern von Brügge hinterlistig gefangen genommen wurde.

Kunz von der Rosen hatte mehrmals seinen Gebieter nachdrücklich gewarnt, den Falschen nicht zu trauen. Max hörte nicht darauf und kaum hatte Kunz — anscheinend in treuloser Weise seinen Herrn verlassend — im Sturmesritt die Stadt hinter dem Rücken, als sein König nach einem Aufruhr in die Burg gebracht und in festes Gewahrsam gesetzt wurde.

Der Lustigmacher Kunz, ein verflucht gescheidter Kerl, hatte aber vor seiner Flucht gedacht: „Fangt man mich mit, so können wir uns Beide nicht helfen; besser ist's, der Unscheinbare entflieht, denn der wird leichter durchkommen und kann dann den Edelfalken befreien.“

So that denn auch Kunz von der Rosen. Erst versuchte der treue Diener mit einem Schwimmgürtel bei Nacht durch den Schloßgraben zu gelangen, aber die dort befindlichen Schwäne fielen ihn so heftig mit ihren Flügeln an, daß er kaum das Leben davonbrachte. Nun lernte er das Haar- und Bartscheeren, beredete sich mit dem Quardian des Franziskanerklosters und ging in der Kutte und mit geschorener Platte in's Gefängniß seines Herrn, vorgebend er sei des Königs Beichtiger. Als Kunz durch die drei Wachen zu seinem Herrn kam, schalt er diesen zuerst derb aus.

„Siehe nun,“ sagte er, „find ich Dich da, mein frommer König? Daß Dich Gottes Marter schänd', warum hast Du mir nit gefolgt, da ich Dich gewarnt? Nun sieh, ich hab' mein Leben Deinethalben gewagt, aber das sag' ich Dir, Du mußt mir jetzt besser folgen. Ich werd' Dir eine Platte scheeren, Du schlüpfst in mein härenes Gewand und ich in das Deinige und während Du als Beichtiger unangefochten aus der Stadt kommst, bleibe ich an deiner Stelle in Haft.“

„Nein, mein treues Blut,“ rief Max, „Dir würde es dann das Leben kosten, während sie mir nicht sonderlich viel anhaben können. Es ist ja Hilfe von meinem Vater im Anzug und dann hab' ich den Brüggern mein ritterliches Wort verpfändet, nicht zu entfliehen; so schlag' ich denn — so sehr mich deine Treue rührt — dein edles Anerbieten aus!“

Vergeblich, daß der Lustigmacher auf die Kniee fiel und seinen König unter häufigen Thränen beschwor, seinen Vorschlag anzunehmen, Max blieb unerschütterlich. Kunz schied endlich zürnend und weinend von ihm mit den Worten:

„Lieber König, ich seh' wohl, daß Du noch so narrend bist, als Du zuvor gewesen und mir nit folgen willst. So behüt' Dich Gott, mein narrender König. Denn Du bist gar zu fromm für die Fläminger!"

Maximilian erhielt auch wirklich seine Freiheit erst wieder, als sich sein Vater, Kaiser Friedrich, an der Spitze eines Reichsheeres näherte. Jedoch wurden erst 1498 die Niederländer gänzlich durch die Gewalt der Waffen bezwungen.

Rochester, der Wüstling, als Heiratsstifter.

An einem Frühlingsmorgen des Jahres 1675 wanderte ein eleganter Kavalier auf der Straße nach Newmarket, jenem fahsionablen Orte, wo König Karl der Zweite von England und der Herzog von York den Pferderennen beizuwohnen pflegten und ihre eigenen Wohnungen hatten.

Vor dem Fußgänger fuhr sein Reisewagen und hinter ihm kam ein Wagen mit seinem Gepäcke. Der Grund, weshalb er zu Fuße ging, war, daß er damit besser seine Lust büßen konnte, die ihm begegnenden Reisenden zu necken, was Niemand wundern wird, wenn er erfährt, der Mann war John Wilmot Earl of Rochester, jener durch seine Abenteuer und beißenden Satyren wohlbekannte, den Höflingen durch seinen Witz, deren Frauen und Töchtern durch seine wüste Ruchlosigkeit furchtbar gewordene Liebling des Königs Karl.

Rochester war im Jahre 1647 zu Ditchley in Oxfordshire geboren, durchreiste nach vollendeten Studien Frankreich und Italien, trug eine Zeitlang mit Ehren die Waffen, widmete sich aber dann

gänzlich dem Hofleben und der Satyre. In seinen Schriften suchte er, wie in seinem Leben, Epikur zu überbieten; er war ein Mann, den die Musen zu begeistern liebten, aber welchen anzuerkennen sie sich schämten, ein Dichter, der ohne Rücksicht die Kunst übte, der Welt seine Verse mehr durch Zweideutigkeiten als wegen ihres Werthes genießbar zu machen. Ursprünglich war er sittsam gewesen, aber der Hof verderbte ihn, nichtsdestoweniger erreichte Keiner von seinen Meistern, den eigenthümlichen Reiz seines Humors. Er ergab sich den tollsten Streichen, ging in den Straßen Londons als Bettler verkleidet umher, machte als Bedienter die Cour und schlug als italienischer Marktschreier eine Bretterbühne auf. Einige Jahre lang war er stets berauscht und stiftete überall Unfug.

König Karl II. liebte, der Unterhaltung wegen, seine Gesellschaft mehr als seine Person und Rochester erwiderte dieses Gefühl im gleichen Maße — er rächte sich durch Satyren an seinem Monarchen. Er hielt sich einen Diener, der den ganzen Hof kannte, staffirte ihn mit Soldatenrock und Muskete aus und hielt ihn als Schildwache den ganzen Winter durch, jede Nacht, an den Thüren solcher Damen aufgestellt, die er in Liebeshändel verwickelt glaubte. Ein militärischer Posten wird nicht beachtet, man glaubt ihn im Dienste und so kam der Lord in dieser Weise durch seine Pseudo-Wache hinter alle Geheimnisse. Hatte er hinreichenden Stoff gesammelt, zog er sich auf's Land zurück und schrieb ein oder zwei Monate lang Satyren. Eines Freitags Abends entführte er Mistreß Mallet, eine große Schönheit und reiche Erbin aus dem Norden. Nachdem sie mit Miß Stewart (des Königs Geliebte, nachmalige Herzogin von Richmont) in Whitehall zu Nacht gespeist, fuhr sie mit ihrem Großvater, Lord Hally, nach Hause, wurde bei Charing-Croß überfallen und mit Gewalt in eine sechsspännige Kutsche gesteckt, wo zwei Frauen sie in Empfang nahmen. Unmittelbar darauf wurde Lord Rochester bei Uxbridge verhaftet. Der König hatte die Dame oft vor dem Lord gewarnt, doch ohne Erfolg, der König wurde darüber sehr aufgebracht und schickte den Lord nach dem Tower.

Nichtsdestoweniger hatte dieser Mann einen großen Vorzug vor seinem Lastergefährten, dem Herzoge George Villiers von Buckingham. Dieser war nicht den Wissenschaften ergeben, wenngleich er sich einige Zeit mit dem Studium der Chemie befaßte, er glaubte, der Entdeckung des Steines der Weisen nahe zu sein, was die gewöhn-

liche Folge hatte, daß er theuer dafür bezahlen mußte. Ohne Sinn für Religion, Tugend oder Freundschaft, lagen ihm nur Vergnügungen, tolle Streiche oder Ausschweifungen am Herzen; er blieb keiner Sache treu, weil er sich selbst nicht treu war, er konnte nie einen Gedanken fest verfolgen, kein Geheimniß bewahren, noch auch sein Vermögen, damals das größte in England, zu Rathe halten. In der Nähe des Königs aufgewachsen, hatte er lange großen Einfluß auf diesen, sprach aber über ihn zu aller Welt mit Verachtung und zog sich endlich bleibende Ungnade zu. Der Wahnsinn des Lasters erschien in diesem Manne in außerordentlichem Grade verkörpert, ohne die mindeste Spur von Geist, den doch Rochester unbedingt besaß.

Wir finden also Rochester als Fußgänger auf der Straße. Bald hielt er das Pferd eines Landpredigers an und warnte den Furchtsamen vor nahenden Räubern, bald begrüßte er mit tiefen Bücklingen einen — Esel, auf welchem ein von Bier und Rostbeef aufgeschwellter Pächter ritt, bald machte er den Klepper eines Landmädchens scheu, daß er ausschlug und die ihm anvertraute Last in höchst deprimirender Verfassung auf den Boden setzte. Aber endlich sollte er einen würdigen Gegner finden.

Der berühmte Theologe und Geometer Isaak Barrow, (Newtons Lehrer), kam daher spaziert. Rochester ging sehr gravitätisch auf ihn zu, nahm seinen Hut ab und machte ihm eine tiefe Verbeugung mit den Worten:

„Herr Doktor, ich bin der Ihrige bis zu meinem Schuhriemen.“

Doktor Barrow, der wußte, daß ihn der Graf stets einen alten Tropf nannte, mit dem er sich einmal einen Spaß machen müße, erkannte, wo das hinauswolle; er zog sogleich sein Barett ab, verneigte sich ebenso tief und antwortete:

„Mylord, ich bin der Ihrige bis zum Fußboden.“

„Herr Doktor,“ begann Rochester vom Neuen, sich noch tiefer verbeugend, „ich bin der Ihrige bis zum Mittelpunkt der Erde.“

„Und ich,“ replizirte Barrow, sich ebenso tief verneigend, „bin der Ihrige bis zu den Antipoden.“

Rochester wurde nun verlegen, faßte sich aber bald und sagte:

„Herr Doktor, ich bin der Ihrige bis in den tiefsten Abgrund der Hölle!“

„Mylord, dort lasse ich Sie!“ versetzte trocken Barrow und spazierte weiter.

Verblüfft blieb Lord Rochester stehen. Da sprengte ein Reiter hinter ihm her und holte ihn ein.

„Oh, Buckingham! Wir treffen uns hier?“

„Ich bin verbannt!“ erwiderte der Reiter.

„Und ich auch.“

„Denkt Euch das Malheur! Ich war etwas angetrunken und wollte dem „alten Rowley“ *) eine gegen die lächerliche Lady Margaretha Muskerry verfaßte Satyre überreichen, da spielt mir der verwünschte Zufall — oder eigentlich meine Tasche — ein gegen den König selbst gerichtetes Libell in die Hände.“

„Ich,“ entgegnete Buckingham, „ich schrieb einen Liebesbrief an seine Maitresse, die Cleveland.“

„Das trifft sich ja köstlich! Bleiben wir also beisammen, bis sich der Zorn des alten Rowley gelegt hat, was sicher genug alsbald geschehen wird.“

Nach wenigen Stunden erreichten sie ein an der Straße liegendes Wirthshaus, dessen Thüren verschlossen waren und an dem ein angeklebter Zettel sagte, daß das Haus zu vermiethen sei und die Bedingungen in der nahen Stadt Newmarket bei dem und dem zu erfragen wären.

„Hört, Buckingham, mir kommt da ein prächtiger Einfall, wir wollen das Wirthshaus miethen und die Reisenden und alle Bauern zum Besten halten.“

„Aber bedenkt doch,“ entgegnete der Herzog, „in einigen Monaten ist hier Pferderennen, da kommt der König und wird wahrscheinlich in diesem Wirthshaus einkehren.“

„Das thut nichts zur Sache; den wollen wir ordentlich bedienen.“

Buckingham ließ sich den Schwank gefallen und das Wirthshaus wurde richtig gepachtet. Sie verabredeten sich, daß sie abwechselnd, Einer um den Andern, jeder eine Woche lang, den Wirth machen wollten. Rochester hatte einen guten Koch bei sich und so erhielt das Wirthshaus bei Newmarket bald einen ausgezeichneten Ruf. Der Tisch war trefflich, ebenso der Wein, die Zeche fand ein Jeder

*) Spitzname Königs Karl II. bei seinen wüsten Gelagen.

äußerst billig und so strömten die Pächter und wohlhabenden Eigenthümer aus der ganzen Gegend mit ihren Familien dahin und alle Zungen verkündeten das Lob der beiden Wirthe.

Wie aber kein Licht ohne Schatten und kein Lob ohne Tadel besteht, so gab es auch hier einige ehrliche Landleute, welche gar bedenklich die Köpfe schüttelten und in ihrer Einfalt meinten, daß die beiden Herren Wirthe die Gefälligkeit gegen ihre Weiber und Töchter doch fast zu weit trieben.

Eines Abends kam ein junger Mann in das Wirthshaus, gut gekleidet und von einer Gestalt, in die sich ein hübsches Mädchen wohl verlieben konnte, aber er hatte etwas Verstörtes in seinem sonst recht ehrlichen Gesichte. Sich in eine Ecke setzend, forderte er eine Flasche Porter, stürzte ein paar Gläser hinunter und sah bald stier zur Erde, bald sprang er auf und blickte aus dem Fenster, als ob er Jemanden erwarte.

Lord Rochester, welcher gerade die Dienstwoche hatte, also den Wirth spielen mußte, wollte sich mit dem jungen Manne in ein Gespräch einlassen, erhielt aber als Antworten blos ein Ja oder ein Nein.

„Hm," dachte sich Rochester, „das ist gewiß ein Verliebter; um die Langweile zu vertreiben, könnte man versuchen ihn zu heilen."

In demselben Augenblicke hielt ein Wagen vor dem Hause, darin saß ein Pächter aus der Grafschaft Essex, welcher aussah, als habe er alle seine mageren Nachbarn bereits aufgezehrt; ihm gegenüber — denn an seiner Seite wäre für seinen Schatten nicht einmal Raum gewesen — thronte seine Ehehälfte, welcher man es wohl ansehen konnte, daß sie mit ihrem Gatten und Herrn aus einer Schüssel aß, und neben ihr dehnte sich gemächlich die zwanzigjährige Frucht ihrer Liebe, ein derber Junge, von dessen Faustkraft das ganze Kirchspiel zu erzählen wußte.

Als der junge Fremde diese Gesellschaft erblickte, gerieth er in heftige Aufregung, biß sich in die Lippen und eilte zur Thüre hinaus.

Rochester ging ihm nach, weniger aus Mitleid, als aus Neugierde und Hang irgend wem einen derben Possen zu spielen, und fand ihn im Garten, an einen Baum gelehnt.

„Junger Mann," sagte der Lord, „Sie scheinen unglücklich zu sein. Vertrauen Sie sich mir an, ich kann Ihnen vielleicht Rath und sogar Hilfe schaffen."

„Hilfe? Womit?“ rief bitter der Fremde und wendete sich entrüstet ab.

„Je nun,“ meinte der Lord, „es sind nicht immer die Schätze der Vornehmen, die einem armen Teufel zu helfen vermögen, oft kann es besser ein bischen Geist und Witz, und dergleichen zu besitzen, kann ich mir schmeicheln, wenngleich ich jetzt nur ein Wirth auf dem Lande bin. Laßt einmal hören, drückt eure Schmerzen ordentlich aus und — ich wette Tausend gegen Eins — ich vermag Euch zu helfen und kann ich's nicht, so können wir es alle Drei — das heißt ich, mein Compagnon und Ihr.“

Der junge Mann faßte nun Zutrauen, ergriff Rochester's Hand und sagte: „So vernehmen Sie denn meine Geschichte, dann mögen Sie urtheilen, ob für mich noch Rath oder Hilfe sein könne. Ich heiße John Abell.“

„Wie? Ihr seid der treffliche Sänger und Lautenist, von dem bereits halb London spricht?“

„Leider derselbe, ohne daß mir die andere Hälfte von London zu meinem Glücke verhelfen kann. Ich machte nämlich mit der Tochter des Predigers Ahsver Bekanntschaft —“

„Das ist ja der Seelenmäkler unsers Kirchspiels,“ unterbrach ihn Rochester lachend.

„Eben der, aber seine Tochter ist nicht sein Ebenbild. Die Schönheit ist meiner anbetungswürdigen Jenny kleinster Vorzug, sie besitzt Geist, Anmuth, musikalische Talente nicht geringen Ranges, aber — ach! — sie ist reich und ihr Vater zählt zu den ersten Geizhälsen von Alt-England. Er hat seine Tochter bereits an den Sohn des reichen Pächters Star verhandelt, die edle Familie ist soeben in Ihrem Gasthofe abgetreten — Sie haben sie doch gesehen? — und morgen ist die Trauung. Wie wollen Sie mir da rathen und helfen?“

„Pah, ich gebe gar nichts verloren, so lange das Pärchen noch nicht in der Brautkammer ist. Sagen Sie mir nur — hat das Mädchen Muth?“

„Nun, an Muth fehlt es meiner Jenny nicht. Aber was soll uns das?“

„Was uns das soll? Ich habe einen prächtigen Einfall — morgen muß Jenny Ihre Gattin sein.“

Der Musiker schüttelte ungläubig seinen Kopf.

„Nun meinetwegen diesen Abend noch,“ sagte Rochester ärger-

lich. „Der Pächter Star hat gestern schon durch einen Boten ein Abendessen auf heute und ein stattliches Hochzeitmal auf morgen bestellen lassen, er mochte wohl aus der Ferne wittern, wie es mit der Küche im Pfarrhause beschaffen sei. Zweifelsohne wird Miß Jenny heute nicht von der Gesellschaft sein und Sie haben Gelegenheit sich zu ihr zu schleichen, um sie auf ihre Rolle vorzubereiten. Sollte sie aber mit ihrem Vater hierherkommen, nun so soll uns das auch nicht verlegen machen. Glauben Sie mir, Abell, ich kenne die Menschen nicht erst von gestern; auch dem Pfiffigsten ist beizukommen, sobald man nur herausgebracht hat, worin sein Antheil an der Erbsünde besteht. Dieser Herr Ashver, der vermuthlich beschnitten war, ehe er sich taufen ließ, würde sich für eine Zehnpfundnote mit einem Eide anheischig machen, den lieben Gott und den Teufel in einer Viertelstunde zu betrügen, und um zehn Pfund weiter, nähm' er die Hahnreischaften von ganz London auf sein Gewissen."

Und nun theilte er dem Sänger seinen Plan mit, dessen Gelingen dieser mehr wünschte als hoffte.

Abends, mit der Dämmerung, fand sich die Pächtersfamilie sammt dem Prediger im Gasthofe ein, wo bereits ein Dutzend Schüsseln mit den leckersten Gerichten und eben so viele Flaschen des köstlichsten Weines einen herrlichen Duft verbreiteten. Miß Jenny war zu Hause geblieben; sie hatte, wie sie sagte, auf den morgenden „Buß- und Thränentag" noch so mancherlei zu bestellen und — was sie freilich nicht sagte — ihre Freude an dem Bräutigam und den lieben Schwiegereltern war so gering, daß sie auf die Schüsseln und Flaschen verzichtete, sich in ihr Kämmerlein verschloß und an Jemanden dachte, der ihr lieber war, als alle Wohlgeschmäcke Indiens.

Nicht lange saß Jenny einsam, als sich der Schlag einer Nachtigall hören ließ. Zum ersten Male fuhr das arme Mädchen zusammen bei diesem Tone, der ihr sonst so lieblich geklungen war; indessen faßte sie sich, schlich sich die Treppe hinab und auf die Wiese hinter das Pfarrhaus, wo der Geliebte ihrer wartete. Am ungastlichen Dache des ehrwürdigen Ashver baute nie eine Schwalbe und in der Nähe sang nie eine Nachtigall, aber die Liebenden hatten gleich bei ihrer ersten Bekanntschaft dieses Zeichen unter sich verabredet.

John Abell ging dem Mädchen seines Herzens mit offenen Armen entgegen, Jenny wollte die ihrigen auch erheben, aber sie ließ sie gleich wieder sinken und verhüllte sich das Gesicht. Er sprach ihr Trost zu und sagte mit einer Zuversicht, die erst in diesem Augenblicke in seine Seele kam:

„Heute noch, Jenny, bist Du meine Gattin und dein Vater selbst wird unsere Hände ineinander fügen.“

Jenny sah ihn an, als fürchte sie, sein Kopf habe gelitten. Nun theilte ihr Abell den Plan des Wirthes mit, gegen den sie gar vieles einzuwenden hatte; aber der Musiker spielte und sang nicht nur sehr schön, er sprach auch sehr gut und so hatte er den mächtigsten Bundesgenossen an Jenny's Herzen selbst. Dazu verglich sie noch die Küsse, die sie jetzt erhielt, mit den Küssen, die morgen ihrer warteten und — sie ergab sich in den Willen der Liebe. Sie ging auf ihre Stube, zog ein weißlinnenes Hauskleid an, welches sie lange nicht mehr getragen, nahm einen Schleier und folgte dem Geliebten in das Wirthshaus bei Newmarket.

Dort war schon Alles tief ins Leben gerathen. Rochester hatte dem an Ueberfluß nicht gewöhnten Prediger eine Flasche Madeira so geschickt in den Weg gestellt, daß dieser deren Lockungen unmöglich entgehen konnte. Ashver's Lebensgeister befanden sich deshalb in einer bis zu diesem Abende nie verspürten Bewegung und das Schloß seiner Lippen wurde wunderlich gelöst, was sonst selten zu geschehen pflegte, außer bei Amtsverrichtungen und wenn ein Bettler sein Mitleid in Anspruch nehmen wollte.

Zum größten Unglücke des heute überglücklichen Ashver setzte noch eine Bowle Punsch dem Feste die Krone auf und so stockte in dem Maße, in welchem der Umlauf seines Blutes vermehrt wurde, auch der Umlauf seiner Gedanken immer mehr, so daß er — wie man zu sagen pflegt — bald nicht mehr wußte, ob er ein Junge oder ein Mädchen sei.

In diesem Zustande, der den Träumen der Frommen und der Verliebten ähnlich sein soll, wurde er plötzlich von Lord Rochester vor die Thüre gerufen und in ein Seitengemach geführt.

„Eben erhalte ich,“ begann der Pseudo-Wirth, „einen Kourier aus London von Master Brounker, dem ersten Kammerherrn Seiner Majestät des Königs Karl, den Gott segnen und erhalten möge.“

„Brounker — Brounker“ — stammelte der Prediger, „ist

das nicht der pestilenzartige Schuft — der Atheist — des Teufels Schachspieler, wie man ihn, seiner Virtuosität im Schachspiel wegen heißt?"

„Möglich," erwiderte Rochester lächelnd. „Aber die Depesche, die geht Sie auch mit an, wohlehrwürdiger Herr."

„Mich — geht — sie an?" stammelte Ashver und griff auf seinen Kopf, als erwarte er, daß in demselben Augenblicke auch schon eine Bischofsmütze darauf herabfallen werde.

„Hören Sie also. Zwei junge Verliebte, aus zweien der vornehmsten Häuser des Reichs sind ihren Familien entflohen —"

„Da hat — gewiß — der ruchlose Rochester oder der Teufel von Buckingham — die Hand im Spiele!"

„Ganz sicher," lachte Rochester. „Es liegt aber Alles daran, daß die jungen Leute schnell getraut werden. Wollen Sie sich dazu verstehen, Herr Pfarrer, so sehen Sie hier die Belohnung."

Mit diesen Worten zeigte der Lord dem Prediger eine Banknote, deren Anblick dem ehrwürdigen Herrn das Band der Zunge wieder in etwas löste. Er betrachtete das Papier eine Weile und sein Antlitz wurde immer heller und heller. Endlich fing er an:

„Sagen Sie — mir doch — Herr Wirth — sagen Sie mir — wie viel Pfund sind es — denn eigentlich — die hier stehen? Mir flimmert — etwas — vor den Augen — und es scheint mir — die Nacht — ist etwas dunkel."

„Es ist eine Banknote von dreißig Pfund."

„Dreißig Pfund!? Da müssen — wir ja gleich auf — das Wohlsein der jungen Brautleute — ein Glas Punsch zusam — men — trinken!"

„Nachher, nachher, wenn Sie erst über das verliebte Pärchen den Segen gesprochen haben. Kommen Sie, die armen Täubchen sitzen hier im Nebenzimmer."

„Aber, Herr Wirth — bedenken Sie doch — der Punsch wird kalt — und ich habe — mein Copulirzeug nicht bei mir — den Talar, den Kragen und die Agende."

„Wozu das Alles? Es soll ja die Trauung inkognito geschehen und in größter Eile, denn das junge Paar muß noch diese Nacht den Weg nach London zurück antreten. Es fordert die Ehre beider Familien, daß sie als Mann und Frau dahinkommen und nicht als eingebrachte Flüchtlinge. Ueberhaupt, Herr Pastor, müssen Sie geloben,

gegen gar keinen Menschen dieses Vorganges zu erwähnen; es muß Alles das tiefste Geheimniß bleiben."

Ashver legte schmunzelnd den Finger auf den Mund.

„Das will ich meinen — Herr Wirth!" stammelte er wieder. „Derlei muß verschw — iegener bleiben — als die Beichte — denn es könnte sonst — die geistliche Gerechtigkeit — ihre Hand nach mei — ner Banknote ausstrecken und — das wäre se — ehr unan — genehm."

Nun ließ sich der Pfarrer von dem Pseudo-Wirthe auf das Zimmer führen, wo sich bereits der Herzog von Buckingham mit dem jungen Pärchen befand.

Die beiden Liebenden waren in großer Angst, da sie erkannt zu werden fürchteten, wenngleich sie sich genug vermummt hatten. Jenny trug einen dichten Schleier, welchen der Blick ihres Vaters, selbst wenn er nüchtern gewesen wäre, nicht durchdringen hätte können, John Abell hatte sich eine rothe Perrücke aufgesetzt und außerdem sich einen falschen Zwickelbart angeklebt, auch seine Augenbrauen gefärbt. Das Zimmer war überdies so spärlich erleuchtet, daß alle Gegenstände in einem magischen Halbdunkel lagen.

„Wie ist — Ihr Name?" fragte der Pastor.

Jenny, welche das nicht erwartet hatte, wußte nicht, was sie antworten sollte, aber Rochester schlug sich in's Mittel.

„Ich habe Ihnen ja gesagt," raunte er dem Prediger ins Ohr," daß die jungen Leute aus zwei der edelsten Häuser abstammen und deshalb ihre Namen nicht gerne preisgeben wollen."

„Wohl ist es bei Trauungen üblich, nach dem Namen zu fragen," erwiderte der Prediger, etwas ernüchtert, „aber diese da kommt mir fast vor, wie eine Nothtaufe und deßhalb will ich es kurz machen. Kinderchen, wollt Ihr Euch aus eigenem, freien Antriebe heiraten?"

Von beiden Seiten erfolgte ein „Ja!"

Da es an einem Trauring fehlte, zog Buckingham einen schönen Diamant von seinem Finger und überreichte ihn dem Prediger, welcher darauf die Hände der Liebenden ineinander legte und dabei Einiges von Liebe und Treue, von Rosen und Dornen stammelte. Plötzlich wandelte ihn jedoch ein ungeheures Gähnen an und er schloß sofort die Handlung.

Rochester gab ihm nun die versprochene Banknote und bat ihn, den Trauschein zu unterzeichnen.

„Es ist nur, um die Eltern des Brautpaares zu beruhigen,“ fügte er hinzu.

Herr Ashver machte keinerlei Schwierigkeit seinen Namen darunter zu schreiben, so gut es mit der zitternden Hand gehen wollte, und Rochester und Buckingham unterzeichneten nach ihm als Zeugen.

Als der Prediger dann wieder zu seiner Gesellschaft zurückkehrte, seufzte er bei sich:

„Ach, wer doch jeden Tag so eine Trauung aus dem Stegreif zu verrichten hätte!“

John Abell aber führte seine junge Gattin nach dem väterlichen Hause, überschwänglich glücklich, daß er so unerwartet in den Besitz eines Schatzes gekommen, den er bereits für verloren gehalten. Auf Jenny's Seele lag indessen noch eine schwere Sorge, denn es ängstigte sie der Gedanke, wie sich das Ganze entwirren werde und mehr noch das Gefühl, ihren Vater hintergangen zu haben.

Als Abell ihre Unruhe bemerkte, frug er bekümmert:

„Du fürchtest doch nichts Schlimmes, meine Jenny?“

„Wenigstens das Allerschlimmste nicht,“ antwortete die Liebliche „Wohl haben wir Beide gefehlt, ich sogar mehr als Du, inzwischen ist es geschehen und mein Schicksal bleibt unwiderruflich an das deine gekettet. — Jetzt gute Nacht!“

Der Gatte wollte noch etwas sagen, aber Jenny schloß ihm den Mund mit einem Kuße, rief ihm noch eine gute Nacht zu und schlüpfte in die Thüre. Abell kehrte nach dem Wirthshause zurück, wo gerade der ehrwürdige Herr Ashver einen zweimal mißlungenen Versuch gemacht hatte, nach Hause zu gehen. Der Pseudo-Wirth ließ ihn durch ein paar seiner Leute in ein Bett bringen und desgleichen geschah mit der Pächtersfamilie, mit Ausnahme des Bräutigams, welcher so behaglich unter dem Tische lag und den der Schlaf so fest geschnürt hatte, daß man einhellig beschloß, seine süßen Träume nicht zu stören.

Am frühesten Morgen trat Rochester vor das Bett des Predigers und weckte ihn etwas unfreundlich mit den Worten:

„Herr Pastor, geschwinde aus den Federn! Es gehen höchst wichtige Dinge vor!“

Der Wohlehrwürdige rieb sich die Augen, sah den Grafen eine Weile an und sagte dann gähnend:

„Ah, Sie sind's, Herr Wirth? Ach, Ihre Küche und Ihr Keller haben mich übel zugerichtet!“

„Jetzt ist davon keine Rede. Nehmen Sie sich zusammen, ich bringe böse Nachrichten.“

„Mein Gott! Gewiß bin ich bestohlen worden!“

„Nun, so arg ist es allerdings nicht, aber immerhin arg genug. Miß Jenny Ashver und Herr Tom Star werden sich heute nicht verheiraten!“

„Und warum sollten sie das nicht?“

„Weil es durch ein Gesetz verboten ist, daß in Alt-England eine Frau zwei Männer habe.“

„Spaßvogel! Was soll das heißen?“

„Daß Miß Jenny bereits verheiratet ist.“

„Verheiratet? Und ohne mein Vorwissen? — Diese Ehe ist ungiltig!“

„Sie selbst haben das Ehepaar getraut.“

„Ich? das ist ja eine schändliche Lüge!“

„Sie haben den Trauschein unterschrieben und dreißig Pfund dafür eingesteckt.“

Der Prediger saß in sprachloser Verblüfftheit da. Seine Geberden waren so wunderlich, daß Rochester überlaut lachen mußte.

„Es wird das Weiseste sein was Ihr thun könnt,“ sagte nun Rochester, „Euch in euer unvermeidliches Schicksal zu ergeben, denn wenn die Geschichte ruchbar wird, so werdet Ihr ausgelacht.“

„Daraus mache ich mir gar nichts,“ brummte Ashver.

„Sie können aber Ihre Stelle verlieren, Ehrwürden; außerdem ist und bleibt die Trauung giltig und bliebe sie es nicht, desto schlimmer wär's für Ihre Tochter. Es ist besser, daß Jenny die Frau des Sängers Abell ist, als die Frau keines Mannes. Uebrigens werde ich durch meine Verbindungen eurem Schwiegersohne die Stelle eines königlichen Hofkapellsängers verschaffen, wobei er Ehre und Geld in Hülle und Fülle gewinnen wird.“

„Der Mensch denkt und Gott lenkt!“ seufzte Ashver, dem diese Gründe einleuchteten.

Rochester pries nun diese Ergebung in das Geschick und nahm es über sich, die Pächtersfamilie aufzuklären.

„Meiner Treu,“ rief Ashver lautlachend, „der Spaß ist wohl einer Reise hierher werth und man soll nicht sagen, daß die Leute in

Essex nicht zu leben wissen. Da nun schon einmal das Hochzeitsmal bestellt ist, so will ich es dem Brautpaare geben und die Freude soll heute neben uns sitzen, wie gestern."

Wohl war die Geschichte dem Pächter nicht angenehm, die Frau tröstete sich aber damit, daß sie heute doch ihren Putz zur Schau tragen könne und der Junge zeigte eine vollständige Gleichmüthigkeit.

„Im Grunde," sagte er, „ich hätte sie ohnehin nur genommen, weil man doch Eine nehmen muß; sie war mir aber zu schmächtig und ich dachte immer bei mir: Du wirst sie einmal zerbrechen!"

Bei der ersten Zusammenkunft des Herrn Ashver mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohne gab es wohl noch einige finstere Blicke; als ihn aber beide kosend umfingen und aus Jenny's Augen einige warme Thränen auf seine Wangen fielen, da wandelte es ihn an wie Rührung und Großmuth und letztere ging sogar so weit, daß er der Braut die für die Trauung erhaltene Banknote — vorzeigte und ihr erklärte, sie solle dieselbe einst von ihm erben.

Das Hochzeitsmahl brachte nun vollends die Gemüther einander näher und Ashver, als er beim Nachhausegehen einigemale aus dem Gleichgewichte kam und Abell ihm jedesmal dazu verhalf, schwur hoch und theuer, es sei sein Schwiegersohn der honnetteste Kerl in Newmarket.

Die Geschichte wurde bald bekannt und das Wirthshaus erhielt dadurch noch größeren Zulauf.

Einige Wochen waren vergangen, da kam König Karl II. nach Newmarket, um dem Pferderennen beizuwohnen. Als er von den beiden lustigen Wirthen hörte, ließ er bei ihnen ein Mittagmahl bestellen. Wie groß war jedoch sein Erstaunen, als ihm vor der Thüre des Hauses der Herzog von Buckingham und der Graf von Rochester, jeder eine Serviette unter den Armen, entgegen kamen.

Während des Essens mußten sie ihm alle ihre hier erlebten Abenteuer erzählen und Karl wurde dadurch in so gute Laune versetzt, daß er ihre Verbannung aufhob und ihnen die Rückkehr an den Hof gestattete.

Noch viele Jahre wurde in jener Gegend von den beiden Wirthen gesprochen; die Männer sagten: „Man aß und trank vortrefflich bei ihnen und sie waren so billig, als man sein kann." — Die Weiber und Mädchen aber sagten: „Man aß und trank vortrefflich und

die beiden Wirthe waren so — liebenswürdig, als man nur sein kann."

Was das junge Ehepärchen betrifft, so lebte es durch mehrere Jahre glücklich beisammen, bis die arme Jenny in Folge einer frühzeitigen Entbindung in das Jenseits hinüberging.

John Abell, der unübertreffliche Alt-Sänger und Lautenist, dem Rochester und Buckingham eine Stelle in der Kapelle des Königs Karl verschafft hatten, mußte leider nach der Thronveränderung im Jahre 1693, seiner Religion wegen — er bekannte sich zum Katholizismus — auswandern. Seine Laute auf dem Rücken durchzog er einen großen Theil von Europa, berührte alle Hauptstädte: Paris, Wien u. s. w. und erwarb sich nebst Ruhm auch bedeutende Schätze. Sein Glück machte aber aus dem sonst so liebenswürdigen, bescheidenen Manne, einen stolzen und übermüthigen Pilz, der sein Vermögen vergeudete und endlich zu Fuße herumwandern mußte.

Er gerieth auch nach Warschau. Als seine Ankunft dem Könige August hinterbracht wurde, wünschte dieser ihn zu hören. Abell aber verweigerte es mit den Worten: „Meine Musik taugt nicht für die Ohren polnischer Bären!" — Da ihm aber bedeutet wurde, er habe im Verweigerungsfalle das Schlimmste von der Ungnade des Königs zu fürchten, so bequemte er sich sogar zu einer Bittschrift, worin er das Unehrerbietige seines Betragens zu entschuldigen suchte und sich ganz dem Willen des Monarchen zur Verfügung stellte. Darauf empfing er die Weisung, im königlichen Palaste zu erscheinen und sich zur Produktion bereit zu halten.

Als Abell in der Schloßhalle anlangte, nöthigte man ihn höflich, sich auf einen Stuhl zu setzen und den Hof zu erwarten. Kaum hatte er sich jedoch niedergelassen, als der Sessel zu einer bedeutenden Höhe aufgezogen wurde. Hierauf erschien König August nebst seinem Gefolge auf einer gegenüber befindlichen Gallerie und unten in die Halle wurde eine Anzahl wilder Bären getrieben.

„Da Ihr," rief nun der König dem Sänger zu, „vor dem versammelten Hofe nicht habt singen wollen, mögt Ihr die Ohren der polnischen Bären mit eurer Stimme vergnügen, widrigenfalls man Euch zu ihnen hinablassen wird, damit sie sich an Euch delektiren!"

Es versteht sich von selbst, daß John Abell nicht zögerte, den Zauber seiner Töne zu verbreiten.

„Ich habe," sagte er später oftmals, „in meinem ganzen Leben

nicht schöner gesungen, als damals vor dem vierfüßigen Auditorium." Aehnliche Auftritte, die ihm aber weniger zur Ehre gereichen, soll er mit dem Könige von Frankreich und dem Kurfürsten von Baiern gehabt haben.

Im Jahre 1701 erhielt John Abell die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland; er ging nach London, von da nach Cambrigde, woselbst er 1727, im 80. Lebensjahre starb.

Was Lord Rochester anbelangt, so starb derselbe in Folge seiner Ausschweifungen im Jahre 1680, im Alter von 37 Jahren; der Herzog von Buckingham, zuletzt bleibend in Ungnade, arm und siech, gemieden von Allen, die ihn gekannt, 1688 im 61. Lebensjahre.

Die Töchter Karl's des Großen und ihre Geliebten.

I.

Leichenfeier und Scheidung.

Es war am 4. Februar des Jahres 814, als die glänzende Kaiserstadt Aachen in großer Bewegung sich befand. Schon vom frühesten Morgen an beriefen nicht nur die ehernen Zungen der Kirchenglocken in der Stadt, sondern auch die der weit umher liegenden Gegenden, das Volk nach dem hehren Dome. Nicht blos in den Straßen war ein unaufhörliches Menschengewoge, auch alle Plätze, Plätzchen, ja selbst die Dächer der Häuser waren von einer wimmelnden Menge bedeckt. Aber es schien kein Freudenfest, das sie auf die Beine gebracht hatte, die Leute waren alle todtenstille, ja Viele weinten, die meisten erschienen in Trauerkleidern.

Nun erschien ein langer Zug; an der Spitze schritten ernste Kriegsleute, diesen folgten ein zahlreicher Klerus und Mönche in großer Zahl; endlich kamen Rittersleute, unter ihnen viele mit gekrönten Helmen und in Hermelin, ein Zeichen ihrer fürstlichen Abkunft. Ferner

waren im Zuge drei Damen in Trauerkleidung, begleitet von ihren Dienerinnen; eine der Damen, am Arme eines jungen Mannes, schritt schwankend und in Thränen aufgelöst einher; es schien, als müsse sie jeden Augenblick zu Boden sinken. Die schlanke Gestalt war von dem langen, blonden Haare, das ihr bis über die Hüften hinabhing, wie von einem goldenen Mantel umflossen. Die anderen zwei Damen, wenngleich sie ebenfalls weinten, trugen keinen so großen Schmerz zur Schau.

Vor diesen Damen schritt ein Mann in Hermelin und schwarzer Rüstung, eine Zackenkrone auf dem krausen Haare, einher und blickte manchmal nach ihnen; seine Züge wiesen Düsterheit und Stolz, und es fehlte denselben jegliche Rührung.

Der Zug aller dieser Trauernden begab sich durch das große Portal der Domkirche, durch ein von Reisigen gebildetes Spalier, nach einer offenen Gruft, in die eine breite Treppe hinabführte. Vor derselben stellten sich der Klerus und die Ritter kreisförmig auf, und nur einige Priester, Fackeln in den Händen tragend, mehrere Bischöfe mit Infuln und Stab, der Mann mit Krone und schwarzem Harnisch, die drei Damen nebst einigen vom Gefolge stiegen in die Gruft hinab.

Dort saß auf einem Stuhle von weißem Marmor, der mit Goldplatten verziert war, ein sieben Fuß hoher Greis von majestätischem Ansehen. Er war in einen weißen Leibrock von feinstem Linnen gekleidet, welcher mit einer goldenen Borte besetzt war; über diesen trug er einen weiten Mantel von purpurfarbenem, reich mit Gold gestickten Sammet (eine sogenannte Dalmatica) mit Halbärmeln. Seine weißen, in reichen Locken auf die Schultern herabhängenden Haare waren mit einer goldenen Krone geziert. In den Händen hatte er einen goldenen Kelch, an der Seite ein Schwert, auf den Knieen lag ein Evangelienbuch. Die Füße ruhten auf einem marmornen antiken Basrelief. Neben diesem lagen Szepter und Schild. Die Züge des Mannes waren stark, aber majestätisch — sie glichen jenen der antiken Jovisbilder; die Augen waren geschlossen, denn — der Mann war todt.

Im Leben hieß er: Kaiser Karl der Große.

Am 28. Jänner 814 war der mächtige Herrscher, dessen Reich von dem Nordmeere bis über die Apenninen, von der Elbe bis zum Tajo reichte, wie jeder andere gemeine Sterbliche in das Grab gesunken. Dieser Frankenkönig, nicht nur groß in dem, was sein Zeitalter schätzte, ehrte und suchte — in kriegerischer Wirksamkeit, in kühner Bewunderung und Staunen erregenden Unternehmungen — sondern auch in

dem, was sein Zeitalter kaum kannte, nicht achtete, am wenigsten suchte und liebte: in Bildung des Geistes und Gründung des Glückes seiner Völker eben durch diese Bildung, der mit vollstem Rechte den Namen eines Wiederherstellers der Wissenschaften und Lehrers seiner Völker führt, der Verbreiter des Christenthums, Regler des Handels, Verfasser des großartigen Planes, die Verbindung des Rheins mit der Donau und dadurch des atlantischen Ozeans mit dem schwarzen Meere mittelst eines Kanales herzustellen, Stifter der ersten deutschen Akademie der Wissenschaften u. s. w., u. s. w., ebenso musterhaft im inneren Hauswesen als in Einfachheit und Größe nach Außen, starb im 71. Jahre seines Lebens und im 47. seiner Regierung, nicht ohne banger Ahnung und Furcht, daß sein Reich nach seinem Tode dem Andrange fremder Feinde nicht lange widerstehen würde.

Und über ihn ertönte jetzt wirklich das „Profundis", angestimmt von einem der Bischöfe und vom Klerus in- und außerhalb der Gruft begleitet. Ein anderer Kirchenfürst ergriff den Weihwedel und besprengte die kaiserliche Leiche.

Als der Gesang geendet war und ein dritter hoher Priester mit lauter Stimme rief: „Asche bist Du, und zur Asche wirst Du werden!" da stürzte plötzlich die bleiche, schöne Frau mit dem goldigen Haare, welche sich bis nun nur mühsam auf den Füßen erhalten hatte, wie außer sich, vor der Leiche auf die Kniee, die Hände des todten Kaisers mit heißen Küssen bedeckend und mit ihren Thränen überschwemmend. Dabei rief sie mit herzzerreißendem Tone:

„Vater! Vater, laß' mich bei Dir bleiben in deinem Grabe! O, wie tief habe ich Dich gekränkt! Aber, mein theurer Kaiser und Vater, Du hattest mir ja vergeben, und ich habe Dich von allen Menschen am meisten geliebt!"

In der Versammlung ertönte heftiges Geflüster. Der Gekrönte in der Trauerrüstung zog die Augenbrauen finster zusammen und sagte düster:

„Seneschal Eginhard, entfernt eure Gattin, sie weiß nicht, was sie redet."

Der also angeredete junge Mann trat zur Knieenden und ermahnte sie mit sanfter Stimme:

„Emma, komm! Folge mir, Theure!"

Die Aermste wurde nun halb ohnmächtig, mehr getragen als geführt, fortgebracht.

Der Mann mit der Krone — es war dies Karl's des Großen Sohn, der neue Kaiser, Ludwig der Erste, beigenannt „der Fromme“ — sagte nun ruhig:

„Schließt die Gruft! — Messire Bischof, laßt die vierzigtägigen Gebete beginnen!“

Dann stieg er gelassen, ohne noch weiter einen Blick auf die Leiche zu werfen, die Treppe empor. Auf die Gruft wurde nun ein großer Stein gewälzt, dieser versiegelt und darüber ein Triumphbogen errichtet, auf welchem die Worte standen:

„Hier ruht der Körper Karl's, des Großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken glorreich erweiterte und 47 Jahre glücklich regierte.“

Am Tage nach dem Begräbnisse waren in der Halle der Kaiserpfalz die mächtigen Vasallen und die Kirchenfürsten versammelt. Als die Cour vorüber war, entließ sie Kaiser Ludwig huldreich und behielt nur eine kleine Anzahl bei sich zurück. Unter diesen waren: die kaiserlichen Schwestern Emma, Gisela und Rotrude; ferner Eginhard, Groß-Seneschal der Paläste des Kaisers, vermält mit der ältesten Prinzessin Emma, Lambert, Marschall des Palastes von Selz (eines Lieblingssitzes des verstorbenen Kaisers), Ingobert, Marschall des Palastes von Paris, die Ritter Robert von Quercy und Raoul de Lys, zwei junge, schöne Männer, endlich Garnier und Galon, zwei Frankenritter und Vertraute Ludwig's.

Was die Damen betraf, so sah die Prinzessin Emma auch heute ungemein traurig und niedergeschlagen, ja sehr leidend aus, während Gisela und Rotrude, zwei junge Mädchen von höchst reizendem, lieblichen Aeußeren, das der blonden Haare wegen mehr auf deutsche als auf fränkische Abkunft hinwies, viel gefaßter erschienen.

Ludwig wendete sich nun an diese Versammlung seiner Vertrautesten und sprach:

„Messires! Gestern haben wir meinen großen Vater zur Erde bestattet. Der Ruhm seines Namens, so weit verbreitet als der Erdkreis reicht, wird ertönen so lange sich noch eine Menschenzunge bewegt. Darüber kann wohl kein Zweifel herrschen. Es ist gleichwohl eine Einrichtung der Natur, daß Sonnenschein nie ohne Schatten, das Große nicht ohne das Kleine, das Schöne — nicht ohne das Häßliche bestehe. Und so dürfen wir uns nicht scheuen, zu bekennen, daß der erhabene

Hingeschiedene auch kleine menschliche Schwächen hatte, unter welche zumeist seine allzugroße Liebe zum andern Geschlechte gehörte. Ja, wir dürfen uns nicht scheuen, dies auszusprechen, hat doch der Löwe, dieses Sinnbild des Muthes, Furcht vor dem Krähen eines Hahns, blickt doch der Pfau mit Beschämung auf seine Füße.

„Mir als Sohn des hohen Verstorbenen, als Thronfolger des mächtigen Karls', steht es wohl zu, die kleinen Flecken, welche auf dem hehren Bilde haften möchten, so gut als möglich zu verwischen; wenigstens darf nichts übrig bleiben, das fortwährend eine Mahnung an diese sein dürfte.

„Nun, Messires, es ist Euch gewiß nicht unbekannt geblieben, daß eine heftige Neigung den verstorbenen Kaiser an ein Weib fesselte, was diese letztere durch Zauberei bewerkstelligte. Ihr wißt, daß er diese Frau, als sie eines jähen Todes starb, nicht begraben lassen wollte und die ekelhafte verwesende Leiche stets umfaßt hielt und nicht von derselben wich, bis ein heiliger Mann unter deren Zunge ein Kleinod fand, an welchem dieser Zauber zu haften schien. Denn wirklich von dem Momentet an wendete sich Karl mit Abscheu von der Leiche weg und mit Leidenschaft der Umgegend eines Teiches zu, worein der Bischof den Ring geworfen; diesem Umstande verdankt das Schloß Selz, dicht an den Ufern des Teiches erbaut, seine Entstehung*). Da jedoch dieses Monument an des Kaisers Verirrung erinnert, will ich es vor Allem zerstört wissen. Daher werdet Ihr, Marschall Lambert, sogleich Anstalt treffen, daß das Schloß dem Boden gleichgemacht und jener bezauberte Weiher mit dessen Schutte ausgefüllt werde. Auf dem Platze werdet Ihr eine Kapelle errichten, und die schönen Granitsäulen aus Ravenna, womit mein Vater das Schloß schmückte, dazu verwenden."

„Eurer kaiserlichen Gnade Wille soll vollführt werden," erwiderte sich tief verbeugend der Marschall.

Düster fuhr Ludwig fort:

„Nun zu Dir, Emma, und zu Euch, Großseneschal Eginhard; mit Euch Beiden habe ich gleichfalls über einen Gegenstand zu sprechen, der an eine Schwäche unseres großen Vaters erinnert. Es ist keinem der Anwesenden unbekannt, daß in einer unglückseligen Nacht Kaiser Karolus Magnus Zeuge sein mußte, wie sich seine älteste

---

*) Die genaue Geschichte dieses, nun in Napoleon III. Besitz befindlichen Kleinods, von demselben Verfasser, siehe in den „Mußestunden" (Waldheim's Verlag).

Tochter so weit vergaß, einen niedergeborenen Mann, dem sie unwürdigerweise ihre Neigung geschenkt hatte, auf ihren Rücken durch den mit Schnee bedeckten Schloßhof zu tragen, um auf diese Weise die Spur von Männertritten nicht bemerkbar werden zu lassen*). Der Kaiser, mehr Vater als Monarch, gestattete — statt zu strafen — eine eheliche Verbindung zwischen seiner Tochter und seinem Geheimschreiber, seinem Diener; er ernannte ihn — also Euch, Eginhard, zum Großseneschal der Paläste. Ich, an seiner Stelle, hätte Euch enthaupten lassen. — Fürchtet indessen nicht, daß ich an Euch oder an eurem Weibe späte Rache übe. Jedoch an meinem Hofe könnt Ihr nicht länger bleiben. Ich ernenne Euch zum Befehlshaber an der entferntesten Grenze von Aquitanien — ob euer Weib Euch begleiten will, wird auf Sie selbst ankommen."

Nachdem Kaiser Ludwig geschwiegen, ließ sich Eginhard vor ihm auf die Kniee nieder.

„Mein hoher Herr," sagte er mit sanfter Stimme, „sowohl Emma als ich, wir wissen Beide nur allzuwohl, wie sehr wir gefehlt, wie tief wir euren großen Vater gekränkt haben. Hätte er uns in den Tod gesendet, wir würden nicht gemurrt haben, sondern — ihn segnend — gestorben sein. Wir liebten uns — wir konnten nicht anders. Der große Kaiser hat uns verziehen, er wollte unser Glück, aber dieses hat uns stets geflohen. Unsere Ehe blieb kinderlos, Emma kränkelte seit dem ersten Tage unserer Verbindung. Wir beugten uns unter die Schickung Gottes. Jetzt, wo Gott uns den Mann genommen, der uns Alles war und dessen Verzeihung wir uns durch alles Gute, was wir nur wirken konnten, immer würdiger machen wollten, was sollen wir nunmehr in der Welt? In dieser, an eurem Hofe, überall würden wir nur Steine des Anstosses sein; daher sind wir entschlossen — uns der Kirche zu weihen. Emma will den Schleier nehmen in einem Kloster, das Ihr zu bezeichnen geruhen werdet, und ich gehe — wenn Ihr es erlaubt — als Mönch in das Kloster von Seligenstadt."

---

*) Gelehrte Männer halten diese Erzählung für ein Märchen, das ein Mönch erdichtet habe, besonders da Eginhard in seinem „Leben Karls des Großen" selbst erzählt, daß Karl keine seiner Töchter verheiratet habe. Indessen soll Emma außer der Ehe erzeugt worden sein, ja manche halten sie nur für eine Verwandte Karl's.

Während der letzten Worte hatte sich das finstere Antlitz Ludwig's immer mehr aufgeheitert und er erwiderte sodann freundlich:

„Eure gottesfürchtigen Entschlüsse haben meine vollste Billigung. Ich hoffe, die frommen Mönche werden Euch die eben offen gewordene Stelle des Abtes verleihen. Wenigstens ist dies“ — fügte er hinzu, dabei die Bischöfe bedeutungsvoll anblickend — „Unser kaiserlicher Wunsch. Wir verleihen Euch, Eginhard, noch außerdem das Recht der Inful. Ihr sollt dafür die Geschichte unseres verstorbenen Vaters schreiben, ein Werk, das Ihr vortrefflich auszuführen ganz besondere Befähigung habt. — Ihr, Schwester Emma, sollt hingegen Aebtissin in einem Kloster werden, welches ich zu erbauen und mit kaiserlicher Freigebigkeit auszustatten gedenke. Und so wäre denn zu unser Aller vollsten Zufriedenheit ein Flecken getilgt, welcher auf den Stamm des großen Karl gekommen.

„Und nun gehabt Euch wohl, Ihr Damen und Herren. Eines muß ich noch bemerken, und ich ersuche Euch es wohl zu merken: Wehe über denjenigen, der das Abenteuer von Eginhard und Emma zu wiederholen sich erdreisten würde!“

II.

Was in einer Vase alles stecken kann.

Einige Tage waren nach der im vorigen Abschnitte erzählten Begebenheit verflossen, als die beiden Frankenritter Robert von Quercy und Raoul de Lys in einer dunklen Allee des kaiserlichen Gartens zu Ingelheim auf- und abspazierten.

Der Garten dieses kaiserlichen Lustschlosses war so einfach, daß er den Gemüsegärten der neuesten Zeit ziemlich gleich gekommen sein mag, denn Kaiser Karl, so gerne er bei bedeutenden Gelegenheiten eine wahrhaft orientalische Pracht zur Schau trug, kümmerte sich aus Liebhaberei gerne um alle Spezialitäten der Hauswirthschaft und verschmähte es selbst nicht, es zu bestimmen und eigenhändig ein Verzeichniß zu entwerfen, welche Gemüse und Kräuter in den kaiserlichen Gärten

anzubauen seien, ja er legte, in ein einfaches Leinwandkleid gehüllt, manchmal selbst mit Hand dabei an. Anderseits erbaute er wieder in Aachen prachtvolle Bäder, die so geräumig waren, daß mehr als hundert seiner Soldaten gleichzeitig in erwärmten Wasser schwimmen konnten, und an diesem Vergnügen nahm er sogar gerne persönlich Antheil. Der Garten zu Ingelheim stieß an den kaiserlichen Palast und nahm eine ziemliche Fläche ein. Da, wo die Gemüsebeete aufhörten, begann ein schattiges Lustwäldchen, welches zwei Baumgänge durchkreuzten, und auf diesem Punkte standen vier große Marmorvasen, die Kaiser Karl aus Ravenna hatte kommen lassen. Auf ziemlich niedrigen Piedestalen aufgestellt, befand sich am Fuße jedes derselben eine einfache Ruhebank angebracht.

Eben waren die Ritter auf ihrem Spaziergange zu jenem Kreuzwege gekommen, als Raoul de Lys, ein wunderschöner junger Mann von hoher Gestalt, plötzlich stehen blieb und sich zu seinem Gefährten, einen eben so schönen, nur etwas kleineren Mann, wendete.

„Wie?“ fragte er. „Ihr seid also der Meinung, daß es keine Gefahr auf sich habe?“

„Wie ich Euch schon sagte,“ antwortete Robert von Quercy. „Sogleich nach dem Nachtessen, das sind drei Stunden nach Sonnenuntergang, hat der Kaiser die Bischöfe und Aebte zu sich bestellt. Mag die Unterredung noch so kurz sein, eine gute Stunde dauert sie immer. Es handelt sich, wie ich vernahm, um die Gründung einiger Stifte und Klöster. Sobald die Herren bei dem Kaiser sind, kommen die Prinzessinnen Gisela und Rotrude, in den Anzug ihrer Dienerinnen vermummt, in den Garten, um uns hier auf diesem Flecke zu treffen.“

„Ja, wißt Ihr dies gewiß?“ fragte Raoul zögernd.

„Freilich wohl, da mir Gisela diese Nachricht durch ihre orientalische Sklavin hinterbringen ließ. Aber, Mont-Saint-Denis! Ihr kommt mir sonderbar vor. Statt daß Ihr mir ob solcher Nachricht vor Freude ein Dutzend Male um den Hals fallen solltet, steht Ihr da, als hätte Euch ein schweres Unglück getroffen.“

„Nun, wenn's noch nicht getroffen, könnte es doch treffen. Ihr zweifelt sicher nicht an meiner Liebe zu Rotrude?“

„Das wohl nicht,“ entgegnete Robert lachend, „denn ich hörte Euch an Tausendmale versichern, daß Ihr sie mehr als euer Leben liebt; aber Ihr liebt wie ein — Lothringer, das heißt also wie ein halber Deutscher, der Ihr auch seid, nämlich langsam, bedächtig und

wohl überlegend, was unter diesen oder jenen Umständen für Glück oder Unglück daraus entstehen könnte.“

„Mein theurer Freund, Robert,“ erwiderte Raoul kopfschüttelnd, „wie ich denke, könnte es Euch ebenfalls nicht im mindesten schaden, wenn Ihr dann und wann an die Folgen derartiger Unternehmungen dächtet. Ihr werdet doch zugestehen, daß eine Liebschaft mit zwei Fürstinnen, noch dazu den Schwestern des Kaisers, eine immerhin bedenkliche Sache ist. Ich bin fest davon überzeugt, daß Kaiser Ludwig uns Beide anders behandeln läßt, als sein Vater den Eginhard behandelte, wenn ihm etwas von diesen Verhältnissen hinterbracht würde. Mich überläuft es hübsch kalt, wenn ich bedenke mit welcher Miene der Kaiser zu Aachen sein „Wehe“ über denjenigen aussprach, der ein solches Abenteuer wiederholen wollte.“

Robert von Quercy schnippte mit seinen Fingern zweimal in die Luft und rief:

„Gerade so viel mache ich mir aus seiner Drohmiene und aus der Drohung selbst! Wie sagte doch neulich der dicke deutsche Domherr, der lustige Kautz?

„In Nürnberg hängt Keiner vor'm Thor,
Man hätte ihn denn bevor.“

Raoul lächelte unwillkürlich, entgegnete jedoch gleich darauf sehr ernsthaft:

„Nun, damit hätte es keine Noth, wenn irgend ein böswilliger Späher dem Kaiser die Kunde überbringen wollte.“

„Nun, so thut denn, was Ihr wollt, kommt oder kommt nicht!“ rief Robert unwillig. „Ich sage Euch nur so viel, daß derjenige, welcher so kühn ist eine Kaiserstochter zu lieben, auch den Muth haben muß, für seine Neigung Haut und Haar auf das Spiel zu setzen.“

„Ich hoffe, Ritter Robert von Quercy,“ war die ernst gegebene Antwort, „daß Ihr keinen Zweifel in meinen Muth setzt. Wenn ich zauderte und die Sache bedenklich fand, so geschah es eines-theils darum, weil mir die Sicherheit meiner Dame über Alles gilt, und zweitens weil ich überzeugt bin, daß wir einen thörichten Streich begehen, die Damen und uns selbst ganz unnützerweise dem Zorne des Kaisers bloszustellen. Hier in Ingelheim werden die Damen von hundert Augen bewacht, in Paris aber, wohin wir dieser Tage abgehen, ist eine so strenge Bewachung rein unmöglich und wir können dort

leichter eine Zusammenkunft haben. Indessen, weil Ihr mich allzu bedenklich findet, so sage ich Euch, daß ich mich einfinden werde, selbst wenn Kaiser Ludwig selbst anwesend sein sollte."

„Nun, nun," erwiderte Robert, dem Freunde die Hand reichend, „ich wollte Euch nicht im Mindesten beleidigen. Also — auf Wiedersehen in drei Stunden — nach Sonnenuntergang."

Nachdem sich die Ritter die Hände geschüttelt hatten, gingen sie auf verschiedenen Wegen dem Schlosse zu.

Eine Weile blieb der Platz, den sie verlassen hatten, ruhig, dann aber erhob sich aus einer der Vasen, welche diesen Platz schmückten, eine absonderliche Gestalt. Sie hatte die Größe eines zehnjährigen Knaben, jedoch den Kopf eines vierzigjährigen Mannes. Dieser Kopf war von übermäßiger Dicke, ohne Bart, mit fast vollkommen zahnlosem Munde, der noch dazu beinahe von einem Ohre bis zum andern reichte. Diese, wirklich scheußlich zu nennende Figur war Demetrios, der Leibzwerg des verstorbenen Kaisers Karl.

Karl der Große hatte, außer seiner bekannten allzugroßen Vorliebe für das schöne Geschlecht, auch noch ein besonderes Vergnügen daran, allerhand Kuriositäten aus fremden Ländern und Zonen um sich zu haben und so hatte er denn zwei abnorme Personalitäten in seine Dienste gebracht. Die eine war ein Riese, Namens Aenother (auch Einherr genannt) *), ein Schwabe, der mit Karl gegen die Avaren zu Felde zog. Dieser durchwatete die Bäche, welche keine Brücken hatten, mähte in der Schlacht die Feinde mit einer Sense nieder und trug ihrer mehrere an den Spieß gesteckt, wie Hasen, fort. Später gefragt, wie es ihm im Kriege ergangen, antwortete er: „Was soll ich viel von diesen Fröschlein sagen; ich trug ihrer vier bis sechs am Spieß und weiß nicht, was sie quackten." Die zweite Seltenheit war Demetrios, der Zwerg, welchen die Gesandten des konstantinopolitanischen Kaisers Nicephorus I., beigenannt Logotheles (der Verwalter), der mit Karl sich über die Grenzen der beiderseitigen Reiche verständigt hatte, dem Monarchen aus Byzanz zum Geschenke mitgebracht hatten. Dieser Zwerg hatte sich ganz gut akklimatisirt und Kaiser Karl übertrug ihm die Fütterung und Pflege seiner Papageien, Pfauen und

*) Von diesem Riesen, welcher nach dem Zuge Karl's des Großen im Jahre 791 in Wien zurückblieb, stammt die noch heute daselbst florirende Bürgerfamilie Einöder oder Ainöder.

Meerkatzen. Dem Monarchen machte es ferner bisweilen Vergnügen, den Zwerg, welcher an Gemüthsart und Aeußerem den Meerkatzen, seinen Pfleglingen, nicht ganz unähnlich war, ein klein wenig zu necken, und er lachte dann wohl recht herzlich, wenn das kleine Ungethüm seine grämliche Laune in allerlei halb deutschen, halb griechischen Redensarten ausließ.

Nachdem der große Karl verstorben war, hatte sich Niemand besonders um Demetrios und seine Pflegebefohlenen gekümmert, ja es hatte sogar der Seneschal des Palastes im Beisein des Zwerges geäußert, daß es, um unnütze Ausgaben zu ersparen, wohl am Besten wäre, den Papageien und Pfauen die Hälse umzudrehen und sie, sowie die Meerkatzen, ausstopfen zu lassen, ferner hatte der Herr Marschall den Zwerg mit so sonderbarem Blicke betrachtet, als hätte er nicht übel Lust, das vorgedachte Experiment auch an seiner merkwürdigen Person vollziehen zu lassen, und so war Demetrios, theils um seiner grämlichen Laune ungestört nachhängen zu können, theils um sich den täglich zunehmenden Neckereien der Dienerschaft zu entziehen, auf den Gedanken gekommen, einen guten Theil des Tages in dem buon retiro einer Vase, als sichersten Zufluchtsort, hinzubringen. Eben hatte er seinen traurigen Gedanken vollständig Audienz gegeben, als die beiden Ritter dicht daneben ihr Zweigespräch hielten und ihm ganz neue Ideen von Emporstrebung einflößten.

Diese Ideen, welche den dicken Schädel des Zwerges füllten, verursachten, daß er den Abgehenden durch längere Zeit nachblickte. Seine Glotzaugen traten noch mehr hervor, der Mund verzerrte sich immer breiter und breiter, das Gesicht wurde noch froschähnlicher als zuvor und so, hinter den Rittern hergrinsend, rief er aus:

„Fürwahr, Euch hat Zeus oder die Panagia *) hergesendet! Möge mir nur jetzt Apollo oder mein Schutzpatron St. Demetrios den zweckmäßigsten Gedanken einhauchen, wie ich die Neuigkeit, welche ich so eben vernommen, am vortheilhaftesten für mich ausbeuten kann! Ausgenommen der hübschen Kleider und der guten Kost ist mir ohnehin in diesem kalten, vermaledeiten Lande kein elyseisches Leben gegönnt gewesen und jetzt gar, nach Karl's Tode, will es vollends hundsföttisch werden. Der große Kaiser behandelte mich wenigstens nicht schlechter als den großen Flegel Aenother, der in Wien zurückblieb und wahr=

*) Die Allsehende, Vorsehung.

scheinlich jetzt schon am Thore der Unterwelt zur Zierde Wache steht, wenn er nicht etwa gar dem Cerberus bellen helfen muß, aber Kaiser Ludwig geruht mich gar nicht einmal anzusehen, und machte der Seneschal eines Tages wirklich Ernst, mich ausstopfen zu lassen, so bin ich überzeugt, er thäte nicht einmal den Mund auf, um nein zu sagen. Nun kann dies Alles anders werden, wenn ich's nur klug anfange. — Denken wir ein wenig nach, was zu thun ist. — Wie wär's, wenn ich aus der Vase stiege, den Rittern nachliefe und ihnen sagte: Messires, wenn Ihr mir nicht so und so viele goldene Byzantiner gebt, so gehe ich und zeige das Gespräch an, das Ihr so eben im Wäldchen hieltet und das ich mit angehört habe. — Nein, das geht nicht. Erstlich besitzen die Ritter nichts, denn sie sind arm wie die Kirchenratten; zweitens würden sie sagen: Du, mein guter Demetrios, wir haben wohl gewußt, daß Du in der Vase stecktest und wollten Dich blos zum Besten halten. — Sünde und Schande wäre es dann wohl, wenn ein Hellene sich von ein paar so dummen Franzosen anführen und auslachen ließe. — Anderntheils könnte ich dagegen zum Kaiser gehen und ihm sagen: Gnädigster Herr und Kaiser, es ist so und so und dies und dies! — Aber dieser würde mir wieder antworten: Es ist unmöglich. Seneschal, peitscht mir den Kerl durch, dann stopft ihn aus. Es ist ja nichts geschehen, der Pinsel will sich nur wichtig machen. — Doch halt, in dem Worte steckt's. — Geschehen! Ich glaube, daß mir St. Demetrios selbst dieses unscheinbare Wörtchen zugeflüstert hat. Geschehen muß erst etwas, bevor ich auftreten und aus dieser Geschichte Nutzen ziehen kann. Erst müssen die Ritter und Prinzessinnen ihr Stelldichein ausführen, ich selbst muß erst Alles mit ansehen und anhören, ehe ich das Gesehene und Gehörte zu Gelde machen kann. So aber sei es, und die Panagia oder der Aides *) mögen mir bei dem Werke beistehen!"

Und es wurde Abend und Alles gestaltete sich so, wie Demetrios gehofft hatte. Wie eine Kröte zusammengekauert hockte der byzantinische Zwerg in der Urne, als er hörte, wie sich die Tritte der beiden Ritter dem heimlichen Plätzchen nahten. Bald darauf erschienen auch die Prinzessinnen und beide Pärchen nahmen auf der Bank Platz,

---

*) Aides, Beherrscher des Todtenreiches, der die Gestorbenen richtet. Die Griechen pflegten noch oft bei den Göttern zu schwören, als sie schon Christen waren.

welche sich dicht am Piedestal der Urne befand. Demetrios konnte jedes Wort verstehen, das gesprochen wurde.

Nachdem von beiden Seiten eine Unzahl verliebter Redensarten, wie sie damals schon die französische Galanterie eingab, gewechselt worden waren, erwähnten die Prinzessinnen einer Unterhaltung, welche sie heute mit ihrem Bruder gehabt und die ihnen großen Schrecken eingeflößt. Es habe ihnen nämlich der Kaiser eröffnet, daß Wilhelm Graf von Auvergne und Bouchard Graf von Montmorency, diese beiden größten Feudalen Frankreichs, ersterer um Gisela, letzterer um Rotrude sich zu bewerben beabsichtigten. Schon hätten sie gefürchtet, daß ihr Bruder jene Bewerber zu begünstigen gesonnen sei, aber er habe sogleich hinzugefügt, daß er deren sonst sehr schätzenswerthe Anträge zurückgewiesen habe, da — wie er sich ausdrückte — seine Schwestern nur die Gattinnen souveräner Fürsten und keiner Vasallen sein könnten. So sehr sie dies nun geschmerzt hätte, da es nur allzusehr bestätige, was sie von Ludwig für ihre Liebe zu erwarten hätten, so wären sie doch froh, wenigstens für jetzt von jenen verhaßten Bewerbungen befreit zu sein. Ferner theilten sie den Geliebten mit, daß der Kaiser ihnen angedeutet habe, sie möchten sich bereit halten, binnen drei Tagen nach Paris abzugehen; er selbst werde in einigen Tagen nachfolgen. Vielleicht, setzten sie hinzu, wäre es so einzurichten, daß Robert und Raoul die Zahl der Ritter, welche sie nach Paris begleiten würden, vermehren könnten, sie hätten bereits, nur Gesprächsweise, dem Marschall Ingobert, welcher darüber zu bestimmen habe, angedeutet, daß sie es gerne sehen würden, wenn dies geschehe.

Ueber diese Mittheilung war Robert de Quercy außer sich vor Freude, während der vorsichtigere Raoul de Lys meinte, man möge sich ganz besonders vor Ingobert in Acht nehmen, da derselbe nicht nur von Natur falsch und grausam, sondern auch vornehmlich der beiden Ritter persönlicher Feind sei.

Während Robert seines Freundes allzugroße Bedenken tüchtig ausschalt, nahm hingegen Rotrude die Partei des Ritters Raoul, meinte, es sei jedenfalls auf der Reise große Vorsicht zu gebrauchen und jede Annäherung möglichst zu vermeiden, dagegen würde sich in Paris sicher leicht eine Gelegenheit zu ungestörter Zusammenkunft finden.

Das Zweigespräch der Liebespaare dauerte noch lange, bevor sie in den Palast zurückkehrten.

Sobald sie sich entfernt hatten, dachte Demetrios darüber nach,

wie er das Gesehene und Gehörte am Besten verwerthen könne. Nach langem Ueberlegen kam er zum Resultate, daß es am Besten wäre, die Mittheilung des Geschehenen dem Kaiser selbst zu machen, da der Lohn, den ihm dieser ertheilen würde, unfehlbar größer und besser sein werde, als der, welchen er von den Rittern oder den Prinzessinnen erwarten könne.

„Wäre es auch nicht etwa möglich," so fragte er sich, „daß über Kurz oder Lang die Sache auf eine ganz andere Art an das Tageslicht käme? Dann wäre nicht nur mein Lohn dahin, sondern ich würde auch als Mitwisser eines Verbrechens, das anzuzeigen meine Pflicht gewesen wäre, bestraft werden."

Als es Tag geworden war, begab sich Demetrios sogleich zum Marschall Ingobert, demselben mit wichtiger Miene anzeigend, daß er dem Kaiser einen ganz besonderen Vorfall zu entdecken habe und deshalb um eine Audienz bitte.

Ingobert hielt dies anfangs nur für einen Einfall des halbverrückten Zwerges, wollte denselben fortjagen und drohte ihn auspeitschen zu lassen, aber das kleine Ungethüm nahm diese Drohung nicht nur ganz kaltblütig und verächtlich auf, sondern fügte noch im sarkastischen Tone hinzu, daß er ihm dann die ganze schreckliche Verantwortung überlasse, wenn aus dem Unterbleiben der Meldung Unheil entstünde. Zugleich versicherte er, er wolle sich jeder Strafe, den Tod selbst nicht ausgenommen, unterziehen, wenn die Sache, die er anzuzeigen habe, nicht von der allergrößten Wichtigkeit befunden würde.

Dies brachte freilich dem Marschalle eine andere Meinung bei und er versuchte nun dem Zwerge sein Geheimniß durch allerlei freundliche Reden abzulocken; Demetrios blieb jedoch unerschütterlich fest und beharrte darauf, es dem Kaiser allein entdecken zu wollen. So sah sich denn endlich Ingobert genöthigt, dem Kaiser Anzeige von dem Begehren des kleinen Scheusals zu machen.

Wenige Stunden darauf wurde Demetrios in Ludwig's Kabinet gerufen.

Beim Eintritte warf sich der Zwerg auf beide Kniee und bat in wimmerndem Tone:

„Großmüthigster Herr und Kaiser, verzeihe mir, daß ich es gewagt habe bei einem so hohen Monarchen um eine kurze Audienz anzuhalten. Ich hielt jedoch diesen kühnen Schritt für meine Pflicht, da

ich Dir, mein hoher Kaiser, mit ebenso treuem Herzen, wie deinem Vater einst, ergeben bin."

„Steh auf," sagte Ludwig trocken, „und trage vor, was Du mir zu entdecken hast."

So erzählte denn Demetrios Alles haarklein, was er bei der Zusammenkunft der beiden Ritter sowohl, als bei deren Stelldichein mit den Prinzessinnen gehört und gesehen.

Kaiser Ludwig hörte den Zwerg ruhig an und es ließ sich aus keinem Gesichtszug errathen, was in seinem Inneren vorging. Er überraschte den Zwerg jedoch mit einer ganz aparten Frage:

„Wie bist denn Du," sagte er, „auf den Gedanken gekommen, Dich in die Vase zu begeben und dort zu verweilen?"

Demetrios konnte dem Kaiser nicht die Wahrheit sagen, daß er dies theils des Faullenzens halber, theils um sich der Neckereien der Dienstmannen zu entziehen, gethan; als schlauer Grieche vermeinte er, sich dem Kaiser von der vortheilhaftesten Seite zeigen zu müssen und so nahm er denn eine höchst bescheidene Miene an und erwiderte in sanftester Weise:

„Erhabener Kaiser, ich liebe die Einsamkeit über alle Maßen und befinde mich am liebsten an einem Orte, wo ich nie von Menschen gestört werde, da es meine Lieblingsbeschäftigung ist, am Tage griechische Philosophie, bei Nacht aber Sternkunde zu studiren. Weit entfernt von Neugierde, bin ich nur zufällig und unwillkürlich Zeuge der beiden Unterredungen geworden und nur mein Pflichtgefühl hat mich angetrieben, meinem Kaiser das Gehörte zu entdecken. Was eine Belohnung anbelangt, so beanspruche ich eine solche keineswegs, denn es ist mir ohnehin zur Genüge bekannt, daß die Großmuth des Monarchen jeden Diener, dem es gelingt, sich nützlich zu erweisen, noch niemals vergessen, ja vielmehr stets Gelegenheit gefunden hat, ihn auf den geeignetsten Platz zu stellen, wo er seine Pflichttreue nur noch mehr bethätigen kann."

Demetrios vermeinte seine Sache ungemein klug angestellt zu haben, daß er eine derartige Erklärung abgab. Ludwig war in Beziehung auf Freigebigkeit — außer in Angelegenheiten der Erbauung oder Ausstattung von Kirchen und Klöstern, was allein ihm den Beinamen gab, den er sonst nicht im mindesten verdiente — dem Rufe seines großen Vaters diametral entgegen, übrigens wäre selbst mit Erlangung einiger goldener Byzantiner dem Zwerge auch nicht gedient

gewesen, diese hätten ihm allenfalls die Ritter und gar die Prinzessinnen gewiß auch gegeben. Er wünschte etwas ganz Anderes zu haben — eine Anstellung, durch welche er ein gewisses Ansehen erlangen, dabei nach Wunsch faullenzen könne, und bei welcher er nicht mehr den Neckereien des Dienstpersonales ausgesetzt sei, derlei war das Ziel seiner Wünsche. Es schwebte ihm die Stelle eines Grammatikos vor, wie solche am Hofe von Byzanz bestand, eine Art Hof-Philosoph, der nichts zu thun hatte und blos zum Prunke gefüttert wurde. Ihm kam gar nicht in den Sinn, daß sein Aeußeres zu einer solchen Würde gar nicht passe, denn er hatte von seiner Gestalt nur die vortheilhafteste Meinung. Nun, und was seine Befähigung für einen solchen Posten anbelangte, dachte er, er könne unter den fränkischen Halbbarbaren jedem Amte mit Ehren vorstehen, worin er gerade nicht besonders Unrecht hatte.

Es kam ihm vor, als theile der Kaiser seine Meinung, denn der Fürst sah ihn lange und mit einer sonderbaren Miene an; ja es schien sogar einen Moment ein eigenthümliches Lächeln über Ludwig's düstere Züge zu gleiten, welches jedoch einem Blitzstrahl glich und so schnell verschwand, wie es gekommen war.

„Mich freut es, Demetrios," sagte der Monarch endlich, „daß Du eine Stelle, wo Du nützliche Dienste zu leisten vermagst, nicht nur deiner gegenwärtigen, die ohnehin nicht länger bestehen könnte, da ich Schalksnarren, Zwerge, wilde Bestien und dergleichen nicht mehr an meinem Hofe dulden will, sondern selbst einer Geldbelohnung vorziehst. Nun sieh, ich habe wirklich eine solche Anstellung für Dich im Sinne, eine Art Ruheposten, wo Du in gemächlicher Zurückgezogenheit, gänzlich ungestört, Dich philosophischen Betrachtungen, insbesondere der Astronomie nach vollkommenem Belieben überlassen kannst. Indessen muß ich mich vorerst gänzlich von deiner Verschwiegenheit überzeugt haben."

„Eurer kaiserlichen Gnaden will ich solche bei der Panagia, dem Styx und bei allen Göttern der Unterwelt geloben!" rief hastig der Zwerg.

„Elender Krüppel!" fuhr der Kaiser auf, „welche schändlichen, gotteslästerlichen Betheuerungen vermengst Du fortwährend mit dem Heiligsten und Verehrungswürdigsten!" — Er beruhigte sich jedoch gleich wieder und fuhr lächelnd fort: „Beinahe, armer Demetrios, hätte ich vergessen, daß Du, nach der fatalen Gewohnheit deiner Landsleute, die alten, häßlichen Götzen deiner Vorfahren noch nicht ganz vergessen kannst. Dies wird sich jedoch geben, wenn Du Dich in deiner künf-

tigen höheren Stellung befindest. — Also, wie gesagt, ich fordere von Dir unverbrüchliche Verschwiegenheit über Alles, was Du mir entdeckt hast und etwa noch zu entdecken haben wirst. Nun höre weiter, was Dir zu thun obliegt. Uebermorgen werden die Prinzessinnen nach Paris abreisen und Du wirst sie als ihr Leibdiener begleiten. Ich werde dem Marschall Ingobert befehlen, daß er den Fürstinnen andeute, wie es mein Wille sei, daß Du überall im Palaste Zutritt hast, da Du mein ganz besonderes Vertrauen besitzest. Es ist nun deine Pflicht, die Prinzessinnen überall und so unbemerkbar wie möglich zu beobachten, dann dem Marschall von Allem und Jedem, was Du gehört und gesehen hast, Bericht zu erstatten und Alles auszuführen, was er befehlen wird. Die beiden Ritter werden übrigens von der Reisegesellschaft sein. Auf diese mußt Du nun gleichfalls Acht haben und das, was sie vornehmen, dem Marschall berichten, denn — ich sage Dir das ganz offen, Demetrios — so sehr ich auch deinem Verstande und deiner Wahrheitsliebe vertraue, bin ich dennoch der Meinung, die Ritter und die Prinzessinnen wußten, daß Du in der Vase stecktest und sie haben sich mit Dir blos einen Scherz machen wollen."

„Beim Herkules! — wollt' ich sagen: bei meinem heiligen Schutzpatron!" rief Demetrios, „das ist doch rein unmöglich!"

„Gut, gut, wir wollen durch deine Klugheit schon dahinter kommen. Beobachte nur Alles genau, was Du hören und sehen wirst, und rufe mir jetzt den Marschall Ingobert."

Der Zwerg warf sich abermals auf die Kniee nieder und verließ, von des Kaisers Gnade und seiner künftigen höheren Stellung ganz entzückt, den Palast.

III.

Ein unterirdischer Gang.

Wer sollte es jetzt für möglich halten, daß Paris, diese weltberühmte Stadt des Luxus, Geschmackes und der Galanterie, seinen ursprünglichen Namen Lutetia, zu deutsch: Kothstadt, daher hatte, weil die Pariser — ein gallisch-keltischer Volksstamm — schon vor

Christi Geburt diese Stadt auf einer Morastinsel der Seine erbauten. Als die Römer Gallien mit Krieg überzogen, verbrannten sie ihre Stadt, die Römer bauten jedoch Lutetia wieder auf, befestigten den Ort, führten dahin eine Wasserleitung und legten Thermen (warme Bäder) an. Indessen blieb die Stadt so lange unbedeutend, bis im Jahre 360 daselbst Kaiser Julianus seine Winterquartiere nahm und sich einen Palast erbaute. 486 wurde die Stadt von den Franken erobert und im Jahre 508 zur Hauptstadt ihres Königreichs erklärt. Zu Ende des achten Jahrhunderts stiftete Karl der Große die Schulen, aus welchen späterhin die Universität entstand. (Nebenbeigesagt führen wir an, daß erst seit der Thronbesteigung Hugo Capet's, Grafen von Paris, des ersten Königs der dritten Stammfolge, im Jahre 987, Paris die Residenz blieb, und zwar, bis Ludwig XIV., den die Fronde aus Paris vertrieb, im Jahre 1649 Versailles zum königlichen Wohnsitze erhob.) Zur Zeit, wo unsere Erzählung spielt, hatte Paris nicht mehr als drei Thore und zwei Brücken und zur Einnahme der Abgaben genügten zehn Menschen.

Wenn man heute zu Paris durch das Quartier latin geht, so betritt man beim St. Michaelsplatze die Rue de la harpe, welche wie eine lange Schlange sich durch das ganze Viertel zieht. Hier blieb Alles beim Alten, die Straße ist schmutzig, die Kneipen und Kaffeehäuser sind räucherig, alle Häuser bis in's sechste Stockwerk hinauf von Studenten bewohnt, die, eine Polka der Courtille zum Fenster hinausbrüllend, von ihren Grisetten wie von einem Schwarme Kanarienvögel aus allen Tonarten accompagnirt werden. Die Straße de la Harpe war übrigens nicht stets wie heute; sie hatte so gut ihre Glanz- wie ihre Schmutzperioden, ihre Trauer- und ihre Lustspiele. Hier in dem einen Eckhause erhob der athletische Georges Danton, der sogenannte „Tribun der Revolution“, dieses merkwürdige Gemisch von Größe, Kraft, Muth, Grausamkeit, Eigennutz und Schwäche, seine gewaltige Stimme, welche von einem Tiger gehört wurde, der unweit davon, in der Rue de l'Ecole de Médecine seine Höhle hatte, in welcher ihn ein heroisches Weib schlachtete — wir meinen Jean Paul Marat, die „Geißel Frankreichs“. Im zweiten Gebäude rechts wohnte im Jahre 1247 ein Lautenmacher, welcher an seinem Hause als Schild den auf der Harfe spielenden König David und in demselben eine bildschöne Tochter hatte. Als eines Abends ein gewaltiger Wind tobte, fiel der König David von der Mauer herab; das mußte der Teufel

selbst gewesen sein, der den Wind machte, denn — er hatte nebstbei das schöne Lautenmachermädchen geholt. Zum Andenken erhielt die Straße den Namen „La Harpe“.

Diese Straße erlebte ihren Hauptglanz in ihrer ältesten Zeitperiode, denn in ihr stand der Thermenpalast, welchen Kaiser Julian Apostata (der Abtrünnige) zur Zeit, als er noch Prokonsul von Gallien war, um das Jahr 357, bewohnte. Fünfhundert Jahre später und bereits umgebaut, hieß er der „alte Palast“. Karl der Große und sein Sohn Ludwig der Fromme bewohnten ihn, und in denselben trugen sich jene Begebenheiten zu, welche sich nachstehend vor unseren Lesern entwickeln werden.

Bald nach der Ankunft der Prinzessinnen und ihrer Begleiter zu Paris, ließ Marschall Ingobert diese letzteren, nämlich Robert de Quercy, Raoul de Lys, Franz Amaury und Adalbert de La Roche Aymont, zu sich entbieten.

Raoul de Lys hegte große Besorgnisse in Betreff der Mittheilungen, welche vom Marschall zu gewärtigen waren. Er hatte sich wohl stets von Rotruden in ehrerbietiger Entfernung gehalten, wenn Ingobert zugegen war, aber es mußte ihn ungemein befremden, daß der Marschall, von welchem er wußte, daß er insbesondere ihm von jeher feindlich gesinnt gewesen, während der Reise plötzlich wie verwandelt erschien, die Freundlichkeit selbst war und — was sonst nie vorgekommen — sich mit Raoul auf muntere lustige Weise, die doch sonst gar nicht im Wesen des finsteren und als stolz und grausam bekannten Mannes lag, unterhalten hatte. Ein solches Gebahren mußte Besorgnisse erregen, daß hinter dem erborgten Scheine irgend eine gefährliche Intrigue verborgen liege. Ueberdies bemerkte er, daß Ingobert ihn und seinen Freund, wie wenn dies absichtlich geschähe, oft mit den Prinzessinnen allein gelassen hatte. Robert hatte dies auch gehörig benützt, um Gisela die zärtlichsten Betheuerungen zu machen und Raoul hatte dann stets zu wehren gehabt, daß sich sein Freund in Gegenwart des Zwerges, welcher als Leibdiener der Prinzessinnen in deren Zimmer viel zu schaffen hatte, nicht einige Unvorsichtigkeiten zu Schulden kommen lasse. Ueber derlei Ermahnungen war Robert stets verdrießlich geworden und hatte bemerkt: „Deine Besorgniß ist eine vollkommen überflüssige. Demetrios bekümmert sich sehr wenig um das, was um ihn herum vorgeht, und dann — ich habe mir durch einige wohlangebrachte Geschenke die besondere Gunst des kleinen Ungethüms gesichert.“

Als die Ritter um den Marschall versammelt waren, zog derselbe lächelnd ein Schreiben hervor.

„Messires," begann er achselzuckend, wie entrüstet über so unglaubliche Verleumdung, „entweder haben müßige Zuträger, welche sich den Gnadenschein der aufgehenden Sonne sichern wollten, und welche wußten, wie des Kaisers Majestät nichts empfindlicher gewesen, als der Vorfall mit der erlauchten Prinzessin Emma und dem edlen Eginhard — die jetzt den kleinen Fehltritt auf so ausgezeichnete Weise wieder gutgemacht und denen deshalb volle Verzeihung und die Gnade des kaiserlichen Herrn geworden — es veranlaßt, oder es steckt sonst ein feindseliger Plan der Aachener Höflinge dahinter; genug, man hat den hohen Monarchen mit Angebereien beunruhigt, als ob gewisse Hofherren, deren Namen jedoch unbekannt geblieben, sich den Prinzessinnen Gisela und Rotrude auf dreiste und unverschämte Weise genähert und um deren Gunst zu buhlen gesucht hätten. Fast vermuthe ich, sei dies der Grund gewesen, weshalb der Kaiser die Prinzessinnen früher, als er selbst abzureisen gesonnen gewesen, hierher gesendet hat; wenigstens läßt mich der Brief, den ich soeben empfangen, dieses glauben. Offen muß ich bekennen, daß mich das befremdet, wie der Kaiser im Glauben zu stehen scheint, es könne sich auch hier Jemand einfallen lassen, die Größe und Macht des kaiserlichen Herrn so weit zu vergessen, um zu wagen, was einst der edle Eginhard, jetzt frommer Abt zu Seligenstadt, gewagt, und er befiehlt mir deshalb ausdrücklich, Euch und Jeden, der sich unter den Umgebungen der Fürstinnen befindet, vor einem so verbrecherischen Gebahren zu warnen und Euch zu erklären, daß ein Solcher als Hochverräther an dem Kaiser ohne Gnade mit dem Tode bestraft werden würde."

Nach einer Pause setzte er lächelnd hinzu:

„Seine kaiserliche Gnaden sieht leider die Sache von so ernster Seite an, daß der Herr für gut findet, in diesem Briefe mir offene Vollmacht zu ertheilen, um vorkommenden Falles auf gedachte Weise zu verfahren, und zwar — ohne Ansehen des Standes und der Person — noch, daß es irgend nöthig oder auch nur zu gestatten sei, ihm vor Vollziehung des Urtheiles Meldung zu machen. Hoffen wir" — schloß der Marschall lächelnd — „daß ein Fall solcher Art nie vorkommen wird. Uebrigens habe ich nicht umhin gekonnt, Euch, meine Herren, dies mitzutheilen, da der Befehl unsers kaiserlichen Gebieters mir dies ausdrücklich vorschreibt."

Sobald der Marschall die Ritter verlassen hatte, unterhielten sich diese geraume Zeit über die Möglichkeit, ob der Kaiser wirklich eine Anzeige von ihrem Verhältnisse zu den Prinzessinnen erhalten haben könne, oder ob blos Argwohn oder Vorsicht, daß eine Begebenheit wie mit Emma und Eginhard wiederkehren könnte, ihn zur Ausfertigung des offenen Befehles veranlaßt habe. Endlich kamen sie zu dem Resultate, es sei rein unmöglich, daß irgend Jemand ihr Geheimniß errathen oder sie belauscht haben könne, daß sie aber alle mögliche Vorsicht anwenden wollten, damit es nicht durch irgend einen unglücklichen Zufall an den Tag käme. Und so vergingen denn mehrere Tage, ohne daß die beiden Ritter mit den Prinzessinnen gesprochen hatten.

Der Thermenpalast war, wie schon erwähnt wurde, ein uraltes Gebäude. In seinen unterirdischen Baulichkeiten befanden sich eine Menge Gewölbe, Brunnen, Bassins und krumme Gänge, deren frühere Bestimmung, zur Zeit als er den Namen „der alte Palast" bekam, Niemanden mehr bekannt war. Man nahm nur im Allgemeinen an, daß zu den Zeiten der Römer in den Souterrains wohleingerichtete Bäder bestanden hätten, und darauf deuteten auch die vielen Brunnen, wie die, jetzt freilich leeren Wasserbecken hin. Durch die nachfolgenden Bauten waren diese Souterrains freilich auch vielfach verändert worden, bald hatte man eine Mauer durchbrochen, bald einen Gang, eine Thüre zumauern müssen, und so traf es sich nicht selten, daß man in einen Korridor gelangte, welcher keinen Ausgang hatte und von dem man selbst nicht einmal vermuthen konnte, wohin er einst geführt hatte; daher gehörte eine gewisse Lokalkenntniß dazu, um sich in dem sonderbaren Labyrinthe des Palastes zurecht zu finden.

Robert und Raoul bewohnten zwei aneinander und zu ebener Erde gelegene Zimmer in einem entfernteren Theile des alten Baues, während die Prinzessinnen Gisela und Rotrude in einem anderen Flügel wohnten; deren Zimmer lagen im oberen Stockwerke.

Die jungen Leute sahen die Gegenstände ihrer Neigung nur selten; geschah dies aber nur, bei solchen Gelegenheiten, wo eine andere als eine blos zeremoniöse Unterhaltung vollkommen undenkbar war. Schon hatten sie hundert Pläne gefaßt und wieder verworfen, es hatte sich noch nie etwas ersinnen lassen, um eine ungestörte Zusammenkunft der Liebenden zu ermitteln. Robert de Quercy behauptete stets, daß es kein anderes Mittel gäbe, als sich mit Jemand aus der Die-

nerschaft der Prinzessinnen zu verständigen. Raoul widersprach heftig dieser Ansicht.

„Ich bin,“ sagte er, „bereit für meine Liebe Alles zu wagen, wenn es auf meine persönliche Sicherheit ankommt, kann mich aber nie zu etwas verstehen, was die holde Prinzessin Rotrude in die mindeste Gefahr bringen kann.“

Wohl wurde Robert durch derartige Vorstellungen von jeder leichtsinnigen Handlungsweise abgehalten, aber sein unaufhörliches Drängen, daß man doch irgend etwas unternähme, brachte es dahin, daß sich endlich Raoul bereit erklärte, jede nur einigermaßen günstige Gelegenheit, welche zum Ziele führen könne, wahrzunehmen.

Das Zimmer, welches Robert de Quercy bewohnte, war ein düsteres, einem Gefängnisse ähnliches Gemach, mochte wohl auch in früheren Zeiten als Kerker gedient haben, darauf deuteten wenigstens die dicken Eisenstäbe vor den Fenstern und eine feste mit Eisenschienen belegte Thüre aus schwerem Eichenholze hin. In der Mitte des Zimmers zeigte sich ein viereckiger Stein, welcher sich von den übrigen Quadersteinen, mit denen der Fußboden getäfelt war, sowohl durch seine Größe wie durch eine hellere Farbe sehr auffallend unterschied. Die beiden Freunde hatten sich oft über dessen mögliche frühere Bestimmung unterhalten. Raoul hielt denselben für einen Grabstein, Robert für eine Art Fallthüre.

Eines Tages waren die jungen Ritter nicht wenig überrascht, als sie unter dem Steine deutlich drei dumpfe Schläge zu vernehmen glaubten. Sie meinten anfangs, sich getäuscht zu haben und horchten in gespannter Erwartung; doch, siehe, — da ertönten die Schläge vom Neuen.

„Dem Maulwurfe da unten läßt sich bald antworten,“ rief Robert scherzend und stampfte dreimal mit dem Fuße auf dem Steine. Die Schläge wurden augenblicklich wiederholt.

„Ich muß wissen, was dahintersteckt!“ rief Robert, eilte nach einem Schüreisen und fuhr damit zwischen die Fugen des Steines.

Der Stein war nicht so schwer, als es anfangs den Anschein hatte, denn er bewegte sich sogleich, und es war augenscheinlich, daß er eingerichtet sei, sich um seine Achse bewegen zu lassen. Kaum hatte Robert die Hand angelegt, als die sonst so horizontal liegende Platte senkrecht aufstand und den Einblick in eine dunkle Treppe gewahren ließ.

Gleich darauf zeigte sich auch ein Menschenkopf in der Oeffnung.

„Wie kommst Du her, Demetrios!?“ riefen die beiden Ritter erstaunt und wie aus einem Munde.

„Woher ich komme?“ grinste der Zwerg. „Nun — aus dem Elysium. Und wo bin ich? — Im Tartarus. Wenigstens glaubte ich so, als ich die alten Gänge und die Menge von Treppen und Treppchen hinabstieg, welche aus den Zimmern der Prinzessinnen hier herunter zu Euch führen.“

„Wie?“ rief Robert überrascht. „Mensch! Zwerg! Grieche! Du kommst direkte aus den Zimmern —“

„Der Prinzessinnen,“ ergänzte Demetrios. „Was ist denn da so Sonderbares dabei? Warum sollen aus jenen Zimmern nicht ebenso gut wie aus andern Gemächern geheime Treppen herunterführen können? Ist der alte Dachsbau nicht so durchlöchert und unterhöhlt, daß man sich gar nicht wundern dürfte, wenn sich einmal alle vier Wände eines Zimmers, nebst Decke und Fußboden, öffneten und Leute hereinspazieren ließen!“

„Und den Prinzessinnen ist dieser Gang bekannt?“ fragte Robert eindringlich weiter.

„Das glaube ich nicht,“ meinte Demetrios unbefangen. „Ich kannte ihn ja auch nicht und kroch nur so zum Spasse ein Bischen in demselben umher. Plötzlich kam mir vor, als hörte ich Menschenstimmen — ich klopfte, um zu vernehmen, wo ich denn eigentlich hingerathen sei — Ihr habt mir geöffnet und — so ist die ganze Geschichte.“

„Wirst Du den Fürstinnen Nachricht davon geben?“ fragte Raoul.

„Und warum sollt' ich nicht, wenngleich es mir besser erscheint, wenn ich es dem Marschall Ingobert sage. Der läßt dann gewiß den Gang zumauern.“

„Bester Demetrios! Vortrefflichster aller Griechen! Das thue nur ja nicht!“ rief Robert, den Zwerg an sein Herz drückend. „Ich schenke Dir einen goldenen Byzantiner, der noch obendrein mein letzter ist.“

„Und ich,“ sagte Raoul, dem Zwerge ein Goldstück in die Faust drückend, „ich lege noch einen zweiten dazu.“

Der Zwerg steckte mit widerlichem Grinsen die beiden Goldmünzen ein und erwiderte:

„Das Alles wäre recht gut und schön, aber ich muß es den Prinzessinnen doch sagen, damit sie sich zu wahren wissen, und Ihr

müßt mir heilig versprechen, nicht ohne deren Erlaubniß ihre Zimmer zu betreten."

„Wir geloben es feierlich!" riefen die Ritter entzückt und preßten den Zwerg in ihre Arme, so daß dieser laut aufschrie: „Ohne Erlaubniß der Fürstinnen wollen wir keinen Fuß über deren Schwelle setzen, darauf, vortrefflichster Demetrios, geben wir Dir unser ritterliches Wort!"

„Aber dem Marschall darfst Du keine Silbe sagen," mahnte Robert eindringlich. „Du kennst den fatalen, griesgrämigen und boshaften Mann —"

„Ob ich den kenne!" fiel ihm Demetrios in's Wort. „Der erfährt nichts davon, denn es fällt mir ohnehin eben ein, daß er mich etwa gar aushungern könnte unter dem Vorwande, ich hätte mit unterirdischen Gängen nichts zu schaffen und mich blos um meinen Dienst zu bekümmern."

„Richtig, und damit hätte er eigentlich nicht ganz Unrecht," versetzte Robert. „Bekümmere Du Dich daher gar nicht weiter um den Gang, Du vortrefflichster aller Byzantiner, sondern sage blos, deiner Pflicht gemäß, deinen Gebieterinnen, was Du gehört und gesehen hast."

Der Zwerg, schon halb in der offenen Fallthüre, erwiderte:

„Gut, gut! Wie mein Landsmann Odysseus will ich die abenteuerliche Fahrt jetzt wieder antreten und den purpurgeborenen Huldgöttinnen Bericht erstatten."

Als der Zwerg unter dem Boden verschwunden war, brachten die Freunde den Stein wieder in seine vorige Lage.

Nach einer kleinen Weile sagte Robert de Quercy:

„Hör' einmal, Freund! ich halte es für einen gar einfältigen Streich, daß wir dem Zwerge unser Wort gegeben haben, ohne Erlaubniß der Damen nicht deren Zimmer zu betreten. Es würde gut sein, wenn wir uns mit dem kleinen Ungethüme in Unterhandlungen einließen, um damit uns dasselbe dieses lästigen Versprechens entbinde."

„Nimmermehr!" rief Raoul. „Hätte ich selbst mein Wort nicht gegeben, würde ich mir dergleichen dennoch nicht erlauben. Rotrude würde sich gewiß dadurch beleidigt fühlen, und ich zweifle nicht im Mindesten daran, daß dies auch bei Gisela der Fall sein würde."

„Du könntest Recht haben," sagte Robert nachdenklich. „Gewiß ist jedenfalls, daß die Prinzessinnen nicht kommen, so lange es Tag ist, denn sie sind allzusehr beobachtet, sobald es aber Abend wird, wollen

wir unser Zimmer nicht mehr verlassen, damit uns eine so süße Ueberraschung ja nicht entgehe."

Noch längere Zeit unterhielten sich die Ritter über das Ereigniß des heutigen Tages, als plötzlich sich die Zimmerthüre öffnete und Demetrios hereintrat.

„O, über die Weiber!" rief der Zwerg mit höchst verdrießlicher Miene aus. „Ob Göttinnen, ob Prinzessinnen, ob Bäuerinnen, 's ist Alleseins! Wie Eva einmal den Apfel gesehen hatte, so wollte sie ihn auch essen, und ich wette, wäre nicht die Schlange bei der Hand gewesen, der arme Adam hätte persönlich auf den Baum steigen und ihn herunterholen müssen!"

„Was hast Du denn, Demetrios?" fragte Robert. „Warum jammerst Du denn so gewaltig!?"

„Denkt Euch, Messires," fuhr der Zwerg fort, „kaum habe ich den Damen etwas von dem unterirdischen Gange gesagt, als sie schon laut ausriefen: Das ist seltsam! Das müssen wir sehen! Ich glaube, es hätte wenig Zuredens von meiner Seite bedurft und sie wären sogleich mitgegangen. Alle meine Vorstellungen, der Gang sei finster, verfallen, unsicher, halfen nicht das Mindeste. Sie verboten mir noch obendrein bei ihrer Ungnade, dem Marschalle ein Wort von dem Gange zu sagen. Und so raubten sie mir mein letztes Hilfsmittel, trotzdem, daß ich Euch das Gegentheil versprochen hatte, denn Noth kennt kein Gebot. — Und nun, Messires, denkt Euch — heute, eine Stunde vor Mitternacht, wollen sie sich den Gang ansehen; ich soll sie hierher begleiten und dann zurückkehren, um Niemand von der Dienerschaft einstweilen ihre Zimmer betreten zu lassen! Zurück, meinten sie, würden sie sich dann selber zurechtfinden."

„Herrlich! Vortrefflich! Einzig!" rief Robert außer sich vor Freude aus. „Edelster aller Griechen! Wenn ich etwas hätte, würde ich es Dir schenken; aber, nur Geduld, sobald ich bei Gelde bin —"

„Dies wird nicht so bald der Fall sein," fiel ihm der Zwerg grinsend in das Wort. „Ihr seid sonst sehr von dem Marschalle Ingobert verschieden, aber — was Belohnungen anbelangt — da habt Ihr mit ihm ziemliche Aehnlichkeit; es sagte mir nämlich dieser bei einer gewissen Gelegenheit: Wenn Du dies und das zu meiner vollsten Zufriedenheit ausführst, so werde ich Dir etwas — versprechen."

„O," rief Raoul, „auf uns kannst Du Dich verlassen, Du sollst glänzend belohnt werden!"

„Nun, nun, laßt's nur gut sein!“ versetzte der Zwerg boshaft lächelnd. „Es belohnt sich jede gute That schon von sich selbst. Uebrigens — was bleibt mir denn übrig? Wer einmal das Alpha ausgesprochen, muß sich auch zum Omega bequemen*), besonders wenn Weiber dabei im Spiele sind. — Also, wie gesagt, eine Stunde vor Mitternacht kommen die Prinzessinnen — es ist ungefähr die Zeit, wann der Marschall schlafen gegangen ist. Sobald Ihr mich klopfen höret, dann öffnet den Stein.“

„Du kannst Dich darauf verlassen!“ rief Robert, sich vergnügt die Hände reibend. „Die Fürstinnen sollen nicht eine Minute warten dürfen.“

„Ich hoffe,“ fuhr der Zwerg ernsthaft fort, „daß Ihr Euch gegen die Prinzessinnen auf die anständigste und respektvollste Weise benehmen werdet, obwohl sie sich gegen die Hofgebräuche einen argen Verstoß erlauben, indem sie Euch die Ehre erweisen, euer Gemach zu betreten. Nun — es sind einmal Frauenzimmer und die überlegen nicht viel.“

„Edler Grieche! Du magst außer Sorgen sein!“ sagte Robert, der mit Mühe das Lachen zurückhielt. „Die Fürstinnen werden mit unserem Benehmen gewiß äußerst zufrieden sein!“

Nach einigen noch gewechselten Worten entfernte sich der Zwerg

---

IV.

Zwei merkwürdige Rüstungen.

Es war eine Stunde vor Mitternacht, wie die Wasseruhr, welche auf einer Art Konsole unweit der Thüre im Gemache der Ritter stand, dadurch anzeigte, daß sie bereits die Hälfte ihres Inhaltes entleert hatte. Langsam und während der Stille der Nacht laut hörbar, fiel Tropfen auf Tropfen in das Becken der Uhr herab.

Das Gemach war nur spärlich von einer Lampe erhellt. Die Ritter hatten sich in der Mitte des Zimmers auf Stühlen niederge-

*) Griechisches Sprichwort; unser: Wer A sagt, muß auch B sagen.

lassen und blickten im zagenden Schweigen auf den Stein, welcher den unterirdischen Gang schloß.

„Sie kommen nicht!“ rief Raoul endlich aus.

„Sie kommen gewiß!“ erwiderte Robert. „Lehrt mich die Frauen kennen! Es ist ein Geheimniß mit im Spiele, folglich — kommen sie.“

Eben hatte der Ritter das letzte Wort gesprochen, als ein dreimaliges Klopfen unter dem Steine hörbar wurde.

„Da sind sie!“ rief Robert, freudig aufspringend, dreimal auf den Boden stampfend und nach dem Schüreisen springend.

In kurzer Zeit drehte sich der Stein in seinen Angeln, und herauf stieg Demetrios, eine Fackel in der Hand. Die Damen folgten ihm.

Als Raoul Rotruden die Hand bot, um ihr im Heraufsteigen behilflich zu sein, rief sie:

„Heilige Jungfrau! Was habe ich mich in dem dunklen Gange gefürchtet!“

„O, ich gar nicht!“ fügte kühn Gisela hinzu. „Was war denn auch in dem Gange so Fürchterliches? Ich habe nichts von dem Ottern- und Schlangengezücht bemerkt, von dem Du immer träumtest. Aber — Demetrios — würde es nicht gut sein, wenn Du in unser Vorzimmer zurückkehrtest und keine von den Frauen in unsere Gemächer ließest, so lange wir uns hier befinden? Die Ritter werden uns ohnehin sicher durch den Gang zurückgeleiten.“

„Gewiß, liebenswürdigster aller Byzantiner,“ erwiderte Robert lebhaft, „es wird dies am Besten sein!“

„Lasse Niemanden, wer es auch sein mag, über die Schwelle!“ gebot ängstlich Rotrude.

Der Zwerg lächelte boshaft.

„O, meine Damen,“ sagte er, „ängstigt Euch nicht und verlaßt Euch auf mich. Ohne meine Genehmigung wird Niemand die Schwelle euerer Gemächer zu betreten wagen.“

„Rechne auf unsere Dankbarkeit für so viele Treue und Ergebenheit,“ sagte Gisela.

„O,“ entgegnete Demetrios, welcher indessen in die Oeffnung hinabgestiegen war, nochmals den Kopf heraussteckend, „ich habe mein Lebtag von der Dankbarkeit der Damen und der Freigebigkeit der Männer die schönsten Beweise empfangen.“

Dann stieg er vollends hinunter und man vernahm noch sein heiseres Kichern im Gange unten, was jedoch die Fürstinnen und Ritter in ihrer sogleich beginnenden lebhaften Unterhaltung über ihre Herzensangelegenheiten nicht bemerkten.

Das Gespräch der beiden Liebespaare mochte etwa eine Viertelstunde gedauert haben, und sie hatten sich so darin vertieft, daß keines derselben an Unterbrechung dachte, als Rotrude von einem kleinen Geräusche aufmerksam gemacht wurde. Die Prinzessin wendete das Haupt nach dem Eingange des unterirdischen Ganges und ein Schrei des Entsetzens entwand sich ihren Lippen.

Aus dem Boden erhob sich, wie eine gespenstige Erscheinung, Marschall Ingobert, gefolgt von Demetrios.

Die Ritter griffen nach den Schwertern, was jedoch der Marschall gar nicht zu beachten schien.

„Edle Frauen," sagte er im kalten Höflichkeitstone, „es thut mir sehr leid, daß mich der Zufall zum Zeugen einer Zusammenkunft machen mußte, welche unser kaiserlicher Herr vielleicht voraussah, und die deshalb für mich betreffenden Falles zum Gegenstand seiner ausdrücklichsten Befehle geworden ist."

„Wie?" rief Rotrude erschreckt, „unser Bruder hat Euch Befehle ertheilt —"

„Die," unterbrach sie der Marschall, „auf die erste stattfindende Zusammenkunft zwischen seinen edlen Schwestern und den Rittern Robert de Quercy und Raoul de Lys sich beziehen."

„Es ist ja ein Zufall, bloßer Zufall, daß Ihr uns hier findet!" rief Gisela lebhaft. „Fragt nur Demetrios, er wird Euch sagen, daß wir erst heute erfahren haben, es existire jener Gang; wir wurden neugierig, ihn zu sehen —"

Der Marschall unterbrach sie mit eisiger Kälte:

„Dann ist es ein recht unglücklicher Zufall, daß dieser Gang gerade in das Zimmer dieser edlen Ritter einmünden und dadurch Veranlassung zu einer Zusammenkunft werden mußte, auf welche sich die Befehle des Kaisers beziehen."

Robert de Quercy hielt nur mit Mühe an sich, dennoch fragte er ruhig:

„Erlaubt mir eine Frage, Herr Marschall. Wie kamt denn Ihr zur Nachtzeit in das Zimmer der Fürstinnen?"

„Ebenfalls nur in Folge der Befehle des Kaisers, welche dahin

lauten, daß — im Falle ich dort etwas Ungewöhnliches bemerken sollte — mich keine Weigerung irgend eines Menschen abhalten dürfe, die Gemächer der Prinzessinnen zu betreten, ja sogar nöthigenfalls mit Gewalt in dieselben einzudringen."

„Und dieses Ungewöhnliche war?" fragte Robert hitzig.

„Daß die Fenster der Fürstinnen zu späterer Stunde, als es sonst der Fall zu sein pflegt, erleuchtet waren."

Rotrude nahm nun das Wort:

„Vergönnt mir, Herr Marschall, eine Bemerkung. Wir können nicht glauben, daß unser kaiserlicher Bruder in den Aufträgen, die er Euch gegeben hat, einen Fall voraussehen konnte, den heute nur ein bloßes Ungefähr veranlaßte. Wir müssen Euch daher um nähere Beweise bitten."

„O, Ihro Gnaden," erwiderte kalt der Marschall, „Ich könnte Ihnen mein Ritterwort verpfänden, daß dem so sei und Sie würden demselben glauben, da bis jetzt Niemand — auch euer großer Vater nicht — daran gezweifelt hat; ohnehin setzt sich wohl Niemand gerne einer Verantwortung in Dingen aus, die ihn sonst nicht berühren würden. Es bedarf hier zufällig nicht einmal meines Wortes. Der Grund, warum mir der Kaiser Befehle ertheilte, die sich auf solche Vorfälle beziehen, war der Umstand, daß er die genauesten Nachrichten über eure Zusammenkunft mit diesem edlen Ritter auf dem Kreuzwege im Wäldchen des Schloßgartens zu Ingelheim hatte, ja selbst vom Inhalt eurer damaligen Gespräche genau unterrichtet ist."

Die Damen und die Ritter waren durch diese Worte wie vom Blitzstrahl gerührt. Bisher hatten sie sich überzeugt gehalten, daß ihr Verhältniß von keiner menschlichen Seele gekannt sei und nun hörten sie auf einmal, daß der Kaiser von Allem wisse. Es war ihnen unbegreiflich, wie dies zugegangen sei. Und sie kannten des Kaisers Ludwig Gemüthsart nur allzuwohl, um nicht bei dem Gedanken an die nunmehrige Entdeckung mit hohem Entsetzen erfüllt zu werden. Sie waren wie gerichtet. Ingobert's Ruhe, die Bestimmtheit seiner Erklärung, alles das konnte in Hinsicht auf die Wahrheit seiner Worte keinen Zweifel aufkommen lassen.

Die Erste, welche im Stande war, sich zu sammeln, war Rotrude. Sie wendete sich mit Entschlossenheit zu dem Marschall.

„Wohlan, Herr," sagte sie, „ich bitte Euch, dem Kaiser zu melden, daß bei Allem, was heute oder früher geschehen, wir — Gisela

und ich — ganz allein die Schuld tragen; die Ritter folgten blos unserer Aufforderung."

„Nimmermehr!" rief Raoul. „Die Schuldigen sind wir allein!"

„Nein, wir — wir allein!" sprach Gisela. „Es ist so, wie meine Schwester sagt."

Ingobert zuckte die Achsel und erwiderte:

„Mir kommt es nicht im Mindesten zu, zu erörtern, wer die Veranlassung gegeben hat; dieses zu ergründen liegt gänzlich außer dem Bereiche meiner Aufträge."

„Solltet Ihr wirklich von dem unglücklichen Vorfalle dem Kaiser Nachricht geben wollen, um uns in das Verderben zu stürzen und den Fürstinnen Vorwürfe zuzuziehen?" sagte Raoul in begütigendem Tone. „Bedenkt doch, Messire . . ."

Aber der Marschall unterbrach ihn frostig.

„Es ist keineswegs nöthig, Seine Gnaden den Kaiser davon zu unterrichten. Bei der Bestimmtheit meiner Befehle . . ."

„Und worin bestehen diese Befehle?" fragte hastig Gisela.

„Was begehrt von uns unser kaiserlicher Bruder?" setzte Rotrude hinzu.

„Von Euch, meine Damen, gar nichts," erwiderte Ingobe sich tief verbeugend.

„Also, es gilt uns allein! Desto besser!" rief Robert de Quercy. „Herr Marschall, hier ist mein Schwert."

„Und hier das meinige," setzte Raoul hinzu.

„Ich bin nicht angewiesen, Euch zu verhaften," antwortete de, Marschall lächelnd.

„Herr Marschall," rief Rotrude heftig, „wenn Ihr mit Herrn Raoul de Lys Böses im Sinne habt, so erkläre ich Euch allen Ernstes, daß ich mich von ihm nicht trennen werde."

„Mein Loos ist ebenfalls dasjenige, welches Robert de Quercy zu Theil wird," setzte Gisela lebhaft hinzu.

„Nun," erwiderte Ingobert mit stets gleichbleibendem Lächeln „ich bin nicht angewiesen, dagegen etwas einzuwenden, vielmehr steht eurem ungestörten Zusammenbleiben, so lange Ihr es nur immer wünschen mögt, nicht das Mindeste im Wege.

„Wie?" rief Robert, „höre ich recht? — Was soll also geschehen, Herr Marschall?"

„Mein Auftrag geht dahin, Euch in die Kapelle des Palastes zu geleiten und dort Euch zwei silberne Prachtrüstungen, die aus Ravenna stammen und von einem berühmten Künstler dieses Faches gefertigt sind, anlegen zu lassen. Sobald Ihr mit diesen Rüstungen stattlich angethan seid, soll ich die beiden Fürstinnen ersuchen, sich ebenfalls in die Kapelle zu begeben. So lautet der erste Theil meines Auftrages — den zweiten darf ich Euch erst dann eröffnen, wann jener vollzogen worden ist.“

„Wie?“ rief Gisela. „Wär's möglich? Sollte mein Bruder wirklich so großmüthig handeln wollen, als mir ahnet?“

„Gnädige Damen, ich darf nichts verrathen,“ sprach der Marschall mit geheimnißvollem Lächeln.

„Sagtet Ihr nicht,“ fragte Rotrude, „wir sollten nicht von den Rittern getrennt werden?“

„So ist es auch, edle Fürstin. Ich habe so gesagt.“

Dann setzte er scherzend hinzu:

„Aber bei der Anlegung der Rüstungen werdet Ihr doch nicht zugegen sein wollen?“

Als die Damen schwiegen, fuhr er nach einer Pause fort:

„Du, Demetrios, gehe und wecke den ehrwürdigen Pater Fulco. Sage ihm, er solle sich nach der Sakristei begeben und dort meine Befehle erwarten, dann komme zurück, hole die Herren Robert de Quercy und Raoul de Lys ab und lege ihnen die Rüstungen an, die sich in der Kapelle befinden werden. Ist Alles geschehen, so gib mir Nachricht und ich werde sodann die Fürstinnen bitten, mir gleichfalls nach der Kapelle zu folgen.“

Bei dieser Erklärung des Marschalls Ingobert wurden die Damen und die Ritter von grenzenlosem Erstaunen erfaßt. Ihr erster Gedanke war auf Haft, Kerker und Ketten gerichtet gewesen, und nun — der Marschall gab Andeutungen, welche kaum mißverstanden werden konnten.

Nach einer Weile sagte der Marschall mit höfischer Galanterie zu den Damen:

„Aber jetzt muß ich Ihro Gnaden bitten, mir zu folgen. Ihr trennt Euch ohnehin nur auf kurze Zeit, um später — und zwar so lange Ihr immer wollt — bei den Herren zu bleiben.“

Die Prinzessinnen folgten mit vor Freude leuchtenden Gesichtern dem Marschall in den unterirdischen Gang.

Als die Ritter allein waren, fiel Robert dem Freunde um den Hals.

„Freund Raoul," rief er, „wer hätte dergleichen gedacht! Ich hätte dem Kaiser Ludwig nimmermehr solche Großmuth zugetraut!"

„Und thut Ihr dies jetzt?" sagte Raoul mit düsterem Ernste, „Oh, mir ahnet Unglück!"

„Ich weiß nicht wie Ihr seid!" versetzte Robert unmuthig. „Ihr seht doch immer nur das Schlimmste. Ihr Unglücksrabe, Ihr! — Gab der Marschall nicht zu verstehen, was geschehen werde?"

„Warum erklärte er sich nicht deutlicher?" fragte nun Raoul kopfschüttelnd.

„Nun — weil — weil die Fürstinnen und wir von der Gnade des Kaisers überrascht werden sollen."

„Und wenn dies der Fall ist, weshalb erlaubt er sich dann, etwas zu sagen, warum gibt er, gegen das Verbot, halbe Andeutungen?"

„Weil er es mit uns, den künftigen Schwägern seines Herrn, nicht verderben will, weil er uns zu Freunden erhalten will. Erinnert Euch doch, wie es am Hofe zu Aachen herging, als verlautete, daß der große Kaiser das Verhältniß Eginhard's mit Emma entdeckt habe; das war weiter kein Geflüster und Gezischel im Vorzimmer an diesem Morgen. Als der sonst so geehrte Geheimschreiber, der Liebling des Kaisers, eintrat, da flohen ihn ja Diejenigen, welche sich sonst vor ihm bis zur Erde gebückt hatten, wie einen Verpesteten. Als aber dann Kaiser Karl mit Emma an der Hand aus seinem Kloset in die Halle trat und erklärte, Eginhard sei sein künftiger Eidam — hei! da wären Alle am liebsten vor dem kaiserlichen Schwiegersohne auf die Kniee gefallen, und der Großmundschenk — bis dahin Eginhard's Todtfeind — erklärte gar: es sei da nichts zu verwundern, der Kaiser sei blos gerecht gewesen und Eginhard der allerpassendste Bräutigam für die Prinzessin. Gebt Acht, Raoul," so setzte er lachend hinzu, „ob nicht auch wir für vortreffliche Heiratskandidaten gelten werden."

Noch mehr erging sich Robert in einer Menge ausgelassener Scherze und schalt endlich im Ernste den Freund, daß derselbe der glücklichsten Stunde des Lebens so trübe entgegensehe.

„Und ich kann einer unheilvollen Ahnung nicht Meister werden," erwiderte Raoul, immer düsterer werdend. „Ich fühle, daß diese nicht

eher, ja selbst dann kaum von mir weichen wird, wenn ich mit Rotrude vor dem Altare stehe."

Während sich noch die Freunde unterredeten, trat der Zwerg Demetrios in das Zimmer.

„Ist das eine Pracht!" rief er mit dem gewohnten Grinsen. „Ich meine nämlich die beiden Rüstungen, die der Marschall hat in die Kapelle schaffen lassen. Diese Italiener sind doch Teufelskerle! Was wissen die nicht Alles zu machen! Kein anderer Mensch würde auf so etwas kommen! Meine Landsleute, die Byzantiner, sind doch auch in dergleichen wahre Meister, aber in diesem müssen sie den Römern den Preis lassen, in Kunststücken dieser Art sind die Griechen wahre Stümper."

„Also die Rüstungen sind wirklich so kostbar?" fragte Robert neugierig.

„Das will ich meinen!" antwortete Demetrios. „Sie sind aus geschlagenem Silber und mit Gold eingebrannt — Ihr werdet darin aussehen wie Mars und Apollo. Aber das ist noch alles nichts; die Rüstungen wären ebenso werthvoll, wenn sie blos von Stahl wären. Die Kunst, mit der sie verfertigt sind, die ist die Hauptsache. Da sind eine Menge Schrauben und Schräubchen, Federn und Rädchen — der Henker weiß, zu was die alle da sind. Der Marschall sagte: damit Alles so fest schließe wie möglich, so daß weder Hieb noch Stich durch eine Fuge dringen könne und doch die größte Bequemlichkeit und Beweglichkeit stattfände."

„Hast Du in Wirklichkeit den Pater Fulco nach der Kapelle bestellen müssen," fragte Raoul, den Zwerg stark fixirend.

„Nun freilich mußte ich das; Ihr habt ja gehört, wie es mir der Marschall befahl," erwiderte Demetrios im vollsten Tone der Wahrheit. „Der gute Alte wußte gar nicht, wie ihm geschah, als ich ihn so mitten in der Nacht zu einer Amtsverrichtung aus dem Bette holte. Er wird sich wohl jetzt schon nach der Kapelle begeben haben."

„Und Du sollst uns dort mit Schwert und Schild wappnen?" fragte Raoul weiter.

„Freilich soll ich das. Ich weiß nicht, wie Ihr mir vorkommt; Ihr habt doch den Befehl des Marschalls genau gehört, er sagte ausdrücklich mit Schwert und Dolch und den Helm auf dem Haupte. — Aber kommt nun, Messires! Ihr werdet doch nicht später ankommen wollen wie die Damen und diese etwa gar vor der Thüre warten lassen?"

„Vorwärts denn!“ rief Robert freudig. „Eilen wir, damit wir schnell hinkommen.“

„So will ich denn euer Hymenäos*) sein!“ rief Demetrios mit lautem Lachen, eine Harzfackel an der Lampe entzündend. „Ich möchte mich als solchen malen lassen, weiß aber nicht, ob ich mich mit aufrechter oder mit umgekehrter Fackel darstellen lassen soll, denn an diesem allerchristlichsten Hofe sind mir alle unheiligen Erinnerungen ganz aus dem Gedächtnisse verschwunden.“

Nachdem die Ritter mit ihrem Begleiter durch eine Menge Säle und Gänge geschritten waren, betraten sie ein langes Gemach, welches in eine Halbrotunde endete, die zugleich die Kapelle des Palastes darstellte. Das Gemach war gewölbt, mit Fahnen und Waffen verziert und zu beiden Seiten der Wand liefen eine Reihe Chorstühle von vom Alter dunkelgebräuntem Eichenholze. Auf dem Altare der Kapelle brannten zwei dicke Kerzen, zwei andere auf eisernen Kandelabern in dem Gemache.

Auf zweien der Stühle lagen die Rüstungsstücke aufgethürmt, welche die jungen Ritter anlegen sollten, und diese besahen sie sogleich mit begreiflicher Neugier.

Wirklich hatte Demetrios nicht zu viel gesagt. Diese beiden Rüstungen waren nicht nur höchst werthvoll, sondern auch wahre Kunstwerke. Es liehen ihnen nämlich eine Menge kleiner Federn, Schrauben und Charniere eine Beweglichkeit, wie solche den Rittern bei keinen gesehenen Bewaffnungsstücken noch je vorgekommen war; dabei war jeder Mechanismus so durch äußere Verzierungen, Buckeln und Rosetten verdeckt, daß man davon nichts gewahr werden konnte. Eine Rosette von getriebener Arbeit, fast wie ein Stern anzuschauen, befand sich an der Halsberge des Helmes, da wo dieser an den Brustharnisch anschließt, und war besonders künstlich verfertigt.

Mit Hilfe des Zwerges legten Robert de Quercy und Raoul de Lys ein Stück der Rüstung nach dem andern an; sie fanden Alles so leicht, so passend, so bequem, wie ihnen bis nun nichts zweites Derartiges vorgekommen war. Auch die Schwerter und Dolche waren gleich zierlich und tüchtig.“

---

*) Der Vermälungsgott der Griechen, ein reizender Jüngling, mit aufrechter Fackel abgebildet, ein Gegensatz des Thonatos (Tod), dessen Fackel zur Erde gesenkt ist.

Selbst der so ängstliche Raoul sagte sich nun insgeheim, daß man mit ihnen unmöglich etwas Uebles im Sinne haben könne, da man sie mit so guten und zuverlässigen Waffen versehe.

„Nun," sagte der Zwerg, als die Ritter alle Waffenstücke, außer den Helmen angelegt und er solche mit größter Genauigkeit an ihrem Leibe befestiget hatte, „nun, laßt Euch einmal betrachten. — Gut, sehr gut seht Ihr aus in diesen prächtigen Rüstungen. Aber die Eisenhandschuhe müßt Ihr auch anziehen. So, nun ist's recht. — Setzt Euch jetzt auf die Stühle nieder, ich muß Euch die Helme anpassen. Der Marschall sagte ausdrücklich: Helm, Schwert und Dolch, und Ihr wißt nur zu wohl, daß ausgeführt werden muß, was er befiehlt."

„So ist's recht," fuhr Demetrios fort, nachdem er eine Menge Haken und Schnallen, welche Harnisch und Helm mitsammen verbanden, befestigt hatte. „Aber, beim Zeus! wir hätten ja bald vergessen, zu probiren, ob die Visire der Helme auch gangbar sind; wir müssen sie für einen Augenblick schließen."

Die Ritter zogen die Visire herab.

In demselben Augenblicke drückte der Zwerg auf die Rosetten, welche an den Halsbergen befindlich waren. Man hörte zwei Federn knacken und die für Augen und Mund bestimmten Oeffnungen schlossen sich schnell zu, so daß gar nicht zu bemerken war, daß je solche dagewesen waren.

„Oeffne," murmelte dumpf Raoul, „ich erstiche!"

„Hilf, Demetrios!" rief ebenso Robert. „Ich kann nicht Athem schöpfen!"

„Das habt Ihr Beide gar nicht mehr nöthig!" rief hohnlachend und mit gellender Stimme der Zwerg, sprang rasch zur Thüre hinaus und verriegelte diese von Außen.

Etwa eine halbe Stunde später traten die Prinzessinnen Gisela und Rotrude, begleitet von dem Marschalle Ingobert und dem Zwerge, in das vorbeschriebene Gemach ein.

Die beiden Ritter saßen aufrecht, mit geschlossenen Visiren in den Stühlen.

„Hier," sagte Ingobert kalt zu den Damen, „hier sind die Ritter Robert de Quercy und Raoul de Lys. Gnädige Damen, es ist Euch vergönnt, so lange mit ihnen vereint zu bleiben, als Ihr es selbst wünschen mögt."



Die Töchter Karl's des Großen und ihre Geliebten.

Mit den letzten Worten wendete sich der Marschall um und ging zur Thüre hinaus.

Die Prinzessinnen bebten in ahnungsvollem Entsetzen zurück.

„Um Gotteswillen, was soll das heißen!?“ rief Rotrude. „Mir ahnet Schreckliches.“

Sie eilte auf die Ritter zu, dieselben beim Arme fassend.

„Sprecht doch, Robert, ,sagt Raoul, was hat das zu bedeuten?“

Das Haupt des einen Ritters sank auf die Brust — sie faßte den Andern an — er schwankte und stürzte krachend auf das Pflaster des Gemaches.

Man hatte die beiden Ritter in den künstlichen Rüstungen erstickt.

„Requiescant in pace!“ so ertönte jetzt eine dumpfe Stimme zur Seite der Fürstinnen.

Es war dies Pater Fulco, ein düsterer Greis mit grauem Barte und schwarzer Kutte, welcher unbemerkt mit dem Marschalle in das Gemach getreten war.

„Fort! fort!“ schrie Gisela. „Oh, bringt uns fort aus diesem Gemache des Mordes und des Entsetzens.“

„Hinaus! Hinaus!“ stammelte sinnverwirrt Rotrude.

„Ich habe den Auftrag,“ sagte nun der Mönch mit einer Grabesstimme, „Euch nach dem Kloster Unserer lieben Frau von Montmartre zu geleiten.“

Die Prinzessiunen schwankten mehr todt als lebendig aus dem unseligen Gemache.

Etwa eine Stunde später sagte Marschall Ingobert zu dem Zwerge:

„Demetrios, begleite mich, es ist nun billig, daß Du den Lohn für deine Dienste, und zwar auf die Weise empfängst, wie er diesen am angemessensten ist.“

Das froschähnliche Gesicht des Zwerges verzerrte sich vor Freude und Vergnügen noch häßlicher, als er hinter Ingobert einherwatschelte. Indessen wunderte er sich nicht wenig, als der Marschall den Weg nach einem runden Thurme einschlug, welcher sich gegen 150 Fuß über

den Eingang des Palastes erhob und eine Art Warte bildete. Oben war der Thurm abgeplattet und von einem vorspringenden Mauerkranze umgeben, von welchem aus man eine weite Aussicht über Paris und die Umgegend hatte.

Als die Beiden über zweihundert Stufen emporgestiegen waren, traten sie endlich in ein kleines, recht wohnlich eingerichtetes Stübchen, das im höchsten Stockwerke des Thurmes gelegen war. Das Zimmer hatte zwei Eingänge; der eine war von der Treppe her und dieser war durch eine starke eisenbeschlagene Thüre verwahrt, der zweite führte auf den erwähnten, rings um den Thurm führenden Mauerkranz. In der ersterwähnten Thüre befand sich eine sogenannte Drehlade, wie man solche nur in Klöstern und heute noch in Findelhäusern anbrachte. Auf diese Art konnte man Speisen u. dgl. in's Zimmer schaffen, ohne mit den Bewohnern durch Oeffnung der Thüre verkehren zu müssen.

Als die Beiden in das Gemach traten, wendete sich der Marschall zu dem Zwerge.

„Einst hast Du, mein guter Demetrios," sagte er, „zu unserem kaiserlichen Herrn geäußert, daß Du die Einsamkeit über alle Maßen liebtest, und daß Du wünschtest, Dich am liebsten zeitlebens an einen Ort zurückzuziehen, wo Du nie von einem Menschen gestört wirst, umso desto leichter deinen Lieblingsbeschäftigungen, der griechischen Philosophie und Sternkunde nachhängen zu können. Nun sieh, mein bester Demetrios, der Kaiser hat mir damals Deine Aeußerungen mitgetheilt und mir anheimgestellt, Dich ganz nach Wunsch zu belohnen. So habe ich denn eigens für Dich eine ganz neue Stelle geschaffen, wo Du vollständig deinen Wünschen nachleben kannst. Ich ernenne Dich hiermit zum Thurmwart dieses Palastes. Du wirst bis an deinen Tod — den der Himmel noch lange von Dir entfernt halten möge — dieses nette Stübchen da bewohnen, es wird Dir an nichts mangeln; alle Tage wird man Dir in jener Drehlade durch einen stummen Sarazenensklaven Essen und Trinken hereinschieben lassen, und keine menschliche Seele wird dein Kämmerlein betreten dürfen. Für diese sonst äußerst bequeme Stelle hast Du weiter nichts zu thun, als jene Sanduhr zu beobachten und, sobald eine Stunde vergangen ist, dies stets bei Tag oder Nacht den Bewohnern von Paris durch angemessene Stöße in jenes Horn von Metall anzuzeigen. Verstehst Du mich, bester Demetrios?"

Der Zwerg vermeinte zu träumen.

„Den Teufel werde ich das thun!“ schrie Demetrios wuthschäumend. „Ich soll euer Thurmwart, euer Stunden-Hornbläser sein!? Bei allen Göttern des Olymps und des Tartarus, das ist zu viel!“

„Ereifere Dich nicht,“ erwiderte der Marschall kalt. „Es nützt Dir nichts, denn es bleibt bei dem, was ich gesagt habe.“

„Ich bestreite Euch das Recht, dergestalt über mich zu verfügen — ich appellire an den Kaiser —“

„An den Kaiser? — Dieser hat mir überlassen, in dieser Angelegenheit, wie in der der Prinzessinnen ganz nach eigenem Ermessen zu handeln. Ich fand, daß es so am Allerbesten ist, um mich deiner Verschwiegenheit zu versichern, und jede Verantwortlichkeit nehme ich auf meine Schultern.“

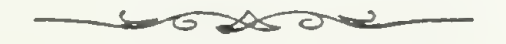
„Gnade! Oh Gnade!“ schrie der Zwerg, indem er auf seine Kniee stürzte.

„Was willst Du denn?“ fragte höhnisch lächelnd der Marschall. „Du hast Dir Muße und die tiefste Einsamkeit gewünscht — Du hast hier beides. Oder“ — und Ingobert runzelte drohend die Stirne — „oder solltest Du es gewagt haben, den hohen Monarchen zu belügen? Dann wären Ketten in einem Kerker, wo Sonne und Mond nicht hineinscheinen, Wasser und Brot auf verfaultem Stroh noch eine allzu gelinde Strafe. Sei also zufrieden mit der hohen Stellung, die Dir gewährt wird und überlasse Dich ganz ungestört deinem Studium.“

Der Marschall entfernte sich laut lachend.

Vor Ingrimm sich die Haare zerraufend und laut heulend warf sich Demetrios auf den Boden hin.

Schon nach wenigen Wochen verstummte sein Horn. Als man darauf die Thüre des Thurmgemaches öffnete, — da hing er todt an seinem Gürtel.



Inhalt.

2
12
123
161
170 – 172
177
179
182
217


B

